UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY







UV. 1

BEITRÄGE

ZUR

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE UND LITERATUR

UNTER MITWIRKUNG VON

HERMANN PAUL UND EDUARD SIEVERS

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM BRAUNE.

XL. BAND.

156655
19/10/20

HALLE A. S.
MAX NIEMEYER
6 BRÜDERSTRASSE
1915

INHALT.

INHALT.

BEITRÄGE ZU ÜBERLIEFERUNG UND KRITIK DES WIENER OSWALD.

Auf die untersuchung und die kritik der deutschen Oswalddichtungen hat G. Baesecke in seinen beiden büchern[1]) über den Münchener und den Wiener Oswald eine fülle von fleiß und scharfsinn verwendet. Zwei punkte sind es vor allem, welche zu einer so eingehenden beschäftigung mit diesen gedichten anreizten, einmal die bedeutung, die diese werke haben als beispiele für das wandern eines stoffes vom westlichsten grenzland deutscher sprache über Ober- und Mitteldeutschland bis zum fernen ostdeutschen kolonisationsgebiet — in zweiter linie aber auch die fragen der textlichen überlieferung im einzelnen. Die beschäftigung mit einer so tadellosen überlieferung, wie sie etwa die hss. von Wolframs Parzival darbieten, ist natürlich durch den hohen literarischen und künstlerischen wert dieser dichtung geboten, der restlose aufklärung jeder einzelnen textstelle verlangt. Dürfen die Oswalddichtungen auch ihrem inneren wert nach nicht dieselbe strenge forderung an uns erheben, so gewinnt hier die untersuchung der überlieferung — wegen ihres oft verworrenen zustandes — für sich schon größere methodische bedeutung. Junge handschriftliche überlieferung älterer mehrfach umgearbeiteter werke stellt dem bearbeiter eine große zahl schwieriger fragen und zeigt aufs deutlichste, wie vielfach und wechselnd die gründe für änderungen in den texten sind; es ist ein gebiet fast un-

[1]) Der Münchener Oswald, text und abhandlung (Germanistische abhandlungen 28). Breslau 1907. — Der Wiener Oswald (Germanische bibliothek, dritte abteilung, 2). Heidelberg 1912. — Baesecke hat die folgende abhandlung im manuscript kennen gelernt; seine bemerkungen dazu, für die ich ihm auch an dieser stelle meinen dank ausspreche, haben einfluß auf die definitive fassung mehrerer, unten kenntlich gemachter stellen gehabt.

begrenzter möglichkeiten, das sich hier oft vor unseren blicken auftut.

Dies mag es rechtfertigen, wenn im folgenden einer neuen hs. des Wiener Oswald, die dem herausgeber merkwürdigerweise, aber ohne sein verschulden fremd geblieben ist,[1]) ebenfalls eine eingehende untersuchung zu teil wird. Der neue text[2]) steht in der Dessauer hs. Cod. Georg 4⁰, 4, welche von K. Matthaei bei der inventarisation der Dessauer handschriften für das handschriftenarchiv der kgl. preußischen akademie der wissenschaften aufgefunden und beschrieben wurde. Eine inhaltsangabe und auszug aus der beschreibung ist in den Mitteilungen des vereins für anhaltische geschichte und altertumskunde bd. 11 (1911), s. 533 f. veröffentlicht. Es ist eine von mehreren händen geschriebene sammelhandschrift, deren entstehungszeit nicht genau festzustellen ist; Matthaei setzt sie in die zweite hälfte des 15. jh.'s, wogegen ich weder aus sprachlichen noch aus paläographischen gründen etwas einzuwenden wüßte. Der Oswald steht hier auf blatt 244^r bis 270^v, er ist von éiner hand geschrieben; die verse sind nicht abgesetzt, wichtigere sinnesabschnitte sind durch kleine, einige durch etwas größere über vier zeilen reichende rote initialen gekennzeichnet. Der text ist am anfang defect: die ersten 46 verse fehlen, da ein blatt in der hs. ausgerissen ist; der schluß ist vollständig. Die hs. ist also schon deshalb wichtig, weil wir durch sie nun für den bisher von v. 1336 ab nur in W überlieferten schluß eine zweite überlieferung erhalten, die überdies an einer stelle (v. 1397 ff.; s. unten s. 46 f.) eine wesentliche textbesserung bringt.

Ungleich wichtiger ist aber natürlich die tatsache, daß uns für den größten teil des textes nun eine d r i t t e hs. dargeboten wird. Es ist leicht zu sehen, daß einer solchen dritten

[1]) B. teilt mir mit, daß laut auskunft des handschriftenarchivs der Berliner akademie dort weder im sommer 1910 noch im winter 1911/12 vor abschluß seiner ausgabe etwas von Oswaldhandschriften außer W und O bekannt gewesen sei.

[2]) Er ist mir rein zufällig bekannt geworden, da ich die hs. wegen ganz anderer in ihr enthaltenen stücke entliehen hatte, in erster linie wegen der Barbaralegende, dann einiger didaktischen stücke wegen, über die ich in kürze berichten werde.

hs. eine principiell weit größere bedeutung zukommt als einer vierten hs., die neben drei bekannten auftaucht, oder gar einer zwölften, die sich neben elf schon bekannte stellen muß. Immer vorausgesetzt, daß die neuen hss. absolut genommen gleichwertig sind, wächst ihr relativer wert im umgekehrten verhältnis zu der zahl schon bekannter handschriften, und die dritte ist deshalb von ganz besonderer bedeutung, weil sie zum ersten mal die möglichkeit gibt, die überlieferung strenger zu controllieren und in vielen fällen, welche bei nur zwei von einander abweichenden handschriften zweifelhaft bleiben müssen, die entscheidung zu treffen. Am günstigsten für diesen zweck ist es natürlich, wenn die dritte hs. mit einer der beiden ersten auf gemeinsame vorlage zurückgeht, aber doch auch lesarten der anderen hs. teilt, oder wenn sie gegenüber den beiden schon bekannten hss. einen ganz neuen überlieferungszweig darstellt. Wie sich die dritte Oswaldhandschrift in dieser hinsicht bewährt, soll die folgende untersuchung darlegen.[1] Ich verwende dabei die bezeichnungen W, O und D für die Wiener, Olmützer und Dessauer handschrift; mit B bezeichne ich die in Baeseckes text stehende lesart, sowohl da wo sie aus den hss. übernommen als auch besonders dann, wenn sie erst auf kritischem weg hergestellt ist. Handschriftensiglen mit stern * (*WO, *DO) bezeichnen die nicht erhaltenen, nur erschlossenen handschriften.

I. Collation von D.

Der untersuchung der hs. schicke ich eine collation voraus, alle abweichungen der hs. D von Baeseckes text enthaltend mit ausnahme jener varianten, welche rein lautlich sind und keinen unterschied im wortbestand eines verses zur folge haben. Für apokope und synkope sind belege mit auswahl gegeben. In der schreibweise folge ich der handschrift genau.

v. 1—47 her sprach] *fehlt* 47 tragunt 48 wol] *fehlt* 50 zere deme 51—52 *umgestellt* 51 sere, daz] fliszlich 52 bat yn 54 so ho] wol 56 Unde kuszch mit ym 56a. b Sinte Oswalt zcu der selben stund | sprach: myn vil lieber tragunt 57 Kuszch blibe ich bisz an ende. 60 so] *fehlt* 60a. b *fehlen* 61 zuhant 62 bi

[1]) Die frage nach der entstehung des originals des Wiener Oswald — *WO nach Baeseckes bezeichnung, wofür jetzt auch *WDO gesetzt werden kann — wird nicht berührt.

der 64 seyne 66 Unde uff 68 alle] zu im 70 vallet nyder 71 herte 72 Jo sullet yr gedencken 74 eigen] *fehlt* 75 Und] *fehlt* 76 Und] *fehlt* nicht uff den bencken me 77 sprach: ich habe isz dar vmme get. 78 Daz mude ist diser man 78a. b *zusatz*: Im isz vil lieber gan Der so verne ist gegan 79 Muchte rugen diste 80 Das sage ich euch sunder has 81 mir] *fehlt* 82 So liep dir got mac 85 zcu eyner frauwen 86 kuszch leben] geseyn 87 here] herre 88 dem mere 89/90 *fehlen* 91 Wonet 93 Die ist schone vnde hat thogunt vil 94 Nu 95 pange 96 ist] *fehlt* with 97 sage ich] lasz 98 Der hat das leben zcuh. 99 so gar] also 101 zcu der 102 vil] myn tragunt 103 Gib myr rad 104 selbe konigynne 105 als ich dir 106 si] do schonen] edele 107 sin] zcuhant das 108 eyn 109 gewer] nuczebar 110 her] *fehlt* 111 irczogen 112 vil] nu 114 Wiltu volgen 116 Is kummet dir wol zcu nutcze 117 Ubirsilbere 119 dem houbte 121 heidenische 122 Flien das wirt 123 sal ouch 127 Sinte] *fehlt* 128 Den raben hys her vor sich 130 Gar weng ym 132 biz] *fehlt* 133 zcu kozen 134 begunde zcu lozen 139 gar] *fehlt* 140 dem mere 141 frosam 143 juncfrou Spange] vorpange 145 Du vil 146 daz schone 147 do mite loste 148 Unde den r. lieblich koste 149 synen munt 151 gar lieblich 152 Unde sprach 153 Lasze gesunt vnde ouch mich 154 Her] Unde gar fruntlich 155 du vil 156 das schone 156a. b Da sprach der rabe Der verte ich dir nicht vorsage 157 Her sprach] *fehlt* dir is io gar] *fehlt* 160 myr truwe leist nu 161 Her lys 162 Unde lys 163 muge] yr 164 Moge brengen der schone 165 Ab sie dir 166 geren] *fehlt* 167 Gerne liebe habe 168 thad als ym 169 hys ym 175 was di 180 Also her seyn ny 182 gebunden] begunde 183 Is zcu binden vnder die 184 vil] ym 186 Vorpangen durch mynen willen 187 Unde meyn lieber bate 188 wider] von yr ouch 190 wurde 192 Willig-lichen vnde 194 kome dir yn korczir zil 195 Frolichen her 199 den heiden an sach 200 Suberlichen 201 Begruset 204 synen rittern rich: (suberlich) 206 so w. 207 also] so suberlich 208 ge-uernyret 210a alle czu yen 211 ny *vor* schoners 213 bat yn 215 durch] *fehlt* welcherleie 216 furte durch 217 ym nicht thad bekant 218 Noch thurste ym 219 Her hete v. gar s. 223 Her muste sich vorczigen 224 Czu der stund der friheit 225 widder wurde leit 226—29 Her sprach eyn konig rich vnde behende Wonet yn duczchen landen 231 ouch bereitet sich: 232 Mit guldine] *fehlt* 235 eyn par mustu 236 neyn ich vil liebes 237 der] als 238 ouch myr 241 gar williglich seyn deyn 242 Bisz lezstes ende 243 so gar 244 Der rabe 245 gar balde gehen 246 -spil]-bret dir] dar 246a *fehlt* 247 sprach: das sal geschen czwar 247a *fehlt* 248 Unde sage myr uf 249 Was weistu von dem schachczagil 250—52 Her sprach: du hast eyn bret Das ist wol hundirt marcke wert 254—55 Hys das bret brengen gar drat 257 Von s. 258 so] gar 259 ir] *fehlt* 261 Wenne ym lieb was 262 Das ist eyn wunder starg 263 wol] *fehlt* guldyne m. 264 -spil] -bret 265 Vorste da gebrot 267 zum

ersten heben *Vor* 268 *rote überschrift*: Nu volget das spil 268 sich al vmme 270 dort] da al yn 272 Her] Unde 275 ein] *fehlt* 276 Ich enruche ys nicht symmer eyne berue 278 do mit 279 Im do wunschten 280 di] do 281 Her czoch ouch so furchtesam 283 allez] *fehlt* 284 des] do vil 285 Wol hundirt rotin g. 286 Dennoch darczu 387 Daz her erczornte den heiden 290 Her sprach her 291 nu hi oben] uff disser burg 293 Alhy lan 294 gevangener 295 Her mag mit nichte genesen 295 a *fehlt* 295 b musz alhy 296 helfen ein] disze 297 bescheiden] hobischen 298 Bat dem hern 299 von truwen] truwe 300 selbe] *fehlt* 301 kouft zcuhant 303 pfellil vnd 308 *fehlt* 309 da vor tr.] lys her ys tr. 310 Do] So 310 a Beide hern vnde grauen 311 den] *fehlt* 312 Idermanne nach 313—14 *wie in W gestellt* 313 sin] *fehlt* 315 Knechten vnde kochin knabin 316 sin] *fehlt* 317 allez] *fehlt* 318 Ab her yn dy mas 319 Ab ym kummer wurde 320 wol widder 321 kochin husz 322 sie yn 323 aschin cleffenere 324 Unde geben ym eyn gesludere 325 in] *fehlt* gecleidet] geteilet 326 Idermanne 327 vorbrochte isz dar mit 328 ouch] *fehlt* 329 Ouch selber begunde zcu 330 pange 332 da] das 333 also] *fehlt* 334 Unde kunde wol schachz. 337 hys yr brengen 338 di] yre 339 yr leib do 340 weis 341 wasser] *radiert* 342 beslagen 342 a. b *fehlen* 343 volgete eyne 344 di waren] *fehlt* 346 muchte man gerne 346 a Ire crone sie do 346 b Vbir 346 c Czwene geczemte adelern 346 d sie stetlich 347 f sie schaten 349—50 *wie in O gestellt* 350 den vater 349 Tuguntlich 351 Meyn got vil susir 352 Edeler vater 353—54 sprach meyn sal seyn Deyn lon edele tochter meyn 356 Hir vor 358 her] *fehlt* 359 landen komen (k. *ist in der hs. eingeklammert*) 361 sagen so] *fehlt* 362 Unde kan czihen sch. 364 Yo ist is alles war 365 gewan] mir an 366 mir an] gewan 367 yn diszim 369 So schone 372 zcu l. 373 Vnde sprach 374 Und] *fehlt* 375 in der] zcu 376 yn dyr gedacht 378 Der rabe musz nu wesen deyn 379 al] da 380 Sich mit frouden u. 382 an] vndir 383 Vnde truc 384 eine] ore 385 Do nymande mere] *fehlt* 386 geluste 388 got der 389 sprach isz ist 393 vil] *fehlt* 394 wirt euch wol als balde 395 Vnde wert 396 sunde enig 397 edele] schone 399 gehaz] gram der cristenheit 400 listen thut er yn leit 404 den arm 405 Merke eben 407 vil labesam 410 frite] fraite 411 schone jungfrauwe 412 dich rosenlilie yn dem tauwe 413 lichter] *fehlt* 414 di] *fehlt* 415 dich du lichtis ysz 416 dich du grunes reys 418 Vor Pange libe] edele 419 got lone dyr liebes rebelyn 420 Was du so vil hin (: rebelyn) 421 Also] *fehlt* sagen mir 422 gewagen 422 a Das her myr keyn wort torste gesagen 423—24 *wie in O gestellt* 424 mich y 423 Ader seyn leib v. 425 Bey deme leibe dyn 426 iungfrauwelyn 427—28 Sich an dyne thoguntlich Unde sage isz dynen vater nicht 430 bis von myr 432 Wy dicke vnde lieb dyr sie 434 edeler 435 ubir mer verre 436 uch] dyr 437 *fehlt* 439 ist geb. (*so in der hs.*!) eyn 440 Unde gar 441 Her ist t. 442 alle seyn 445 Vnde der

446 ouch] *fehlt* darynne leit 447 ouch] alles 449 liebes iungfrauwelyn 450 Wiltu sine frydelynne 451—52 *wie in O gestellt* 452 wil sine] *fehlt* 451 Unde wil gerne 453 Kuszch an sin] deyn 454 die konigynne 456 mir] ouch 458 starp myne 458b ist daz] das ist ym 459 *fehlt* 460 Wen ich czwenczig 461 Wurde iz] *fehlt* 464 Nu hora 466 Wol] *fehlt* konige getotet sint 468 *vor* 467 467 Sie sint getotet vmme mich alle 468 Rabe sich wie 469—70 *fehlen* 471 Der rabe sprach: jungfrauwe 473 Daz du] Du salt 474 Komen 474a Si sprach] *fehlt* 474b Ich weis ich nichtis nicht 475 Wir sint sunder an allin 476 Vnde beten die aptgote 477 ouch] alle 478 uns] dinges do 479 Spange] *fehlt* 480 rede] aptgote 481 vnsern herren J. 483 Und] *fehlt* 484 in di] zcu der 485 wert diszen 487 Vnde wert aller 488 Unde darczu ewiglichen s. 490 sagist myr rechte 492 mir yn den m. 492a muste zcu 493 denne] abir 495 Hora edele 497 Dyr mussin ouch also 499 lobesam] alsam 500 Virzig] Herczogen 501 rich] werlich 502 gut] *fehlt* 503 Die alle noch syner ger 505 ouch alle 506 Do die jungfrauwe d. 509 Vnde sprach mit der v. 512 Was hat uzgesant] ubir lant 513 dir her gesant 517 Her hat yz myr 519 wezen jungfrauwe 520 Wen 521 daz guldyne 522 imer] ouch 525 An sach 526 also] frolich vnde 527 so guth 528—29 *wie in W gestellt* 531 Holt mynem hern bi] mit 531a Hen widder libelin] fridelyn 533 vil] gerne 533a musz 534 hys sie loufen hin (:) 535 Vnde lys brengen yr ledelyn 536. 537 *fehlen* 539 herren] fridel 540 ym ouch darabe 541 Wasze thogunt isz 543 Adir an iz] *fehlt* 546 ouch nicht 547 keyner wisz 548 gerichte 549 her ouch 551 ouch czhen krefte 555 Nu bindet das selbe 555a Vnder den rechten flogel meyn 557 Das stoset her an syne hant 558 Byndet isz veste 559 gar verre flien 560 wid wildes ho] hac 561 ys mir nicht entvallen mac 562 ouch] do 564 = 564a *bei Baesecke* 565 ir] her 567 sagest 569 Sebyn schiff 570—71 Vnde ym schicke allerley Lobelich hantwerg allerley (:) 572 Darczu man 573 alle] *fehlt* 574 selber] *fehlt* widder here 575 Rechte in geberde 576 Also ab were] *fehlt* koufman werde 577 So wil ich on entphan here 578—79 *umgestellt* 578 ich denne allen] *fehlt* 579 mir ys 583 juncfrou] *fehlt* 584 ire 585 vil liebes 588 Flien von mir] *fehlt* 589 gelabet 590 Wer des wurde 591 myr werlich zcu var (: gewar) 592 kundest gesagen von mir] vorwar 593 man ouch 594 Den f. vnde den hirn 596 *fehlt* 597 balde her] yr dar 598—99 Beide perlen vnde syde Vnde yr bestes gesmyde 601 brachte yr 602 Dar yn furen 605 edelm gesteyne 607 seyn 608 finen] *fehlt* 609 andere 610 -stein] *fehlt* 611 *lautet*: Sie vnderenander rithen 612 zu den] dy ruckte 613 smuckte 615 dem haubte eyne guldyne 617 Beide obyn vnd nydere 618 alz vorpange 620 also] dar 621 fart] art 622 wer] here 623 Unde] *fehlt* padyse were 624 Do die jungfrauwe alz. 625 mit der hant 626 So slug 628 guldin gut] *fehlt* 629 Gew. 631 der richen g. 633 flien 634 dem] *fehlt* 635 mustu

von mir] nu 637 Sie lys flien hyne 638 lieber rabe meyn 639 beschirmer] huter 640 vil arme] *fehlt* 644 vnfro geczogen 647 Eyne stad do her gesitzen 648 Is was 649 schiffe] kane was her] *fehlt* 651 arme rabe vnde floch dar (:) 652 Do her rugete 653 Vnde schutte 654 dem schutten 655 Ym entpfhil 656 Al do czu der selben 658 do] *fehlt* 658a Vor der vart 660 In diszem wilde 661 Nu thar ich sunder frist 662 An] Ich habe 663 *lautet:* Sebin*czenhundirt* iar *sebin* (*das cursiv gedruckte ist radiert!*) 664 habe ich] *fehlt* 665 Vnde Oswalt den 666 Vorpange 668 Seyne du werte lange 669 geswunden 670 In 671 Czu eynem fische 673—74 *wie in O gestellt* 673 gut] clug 674 Ise] eys 675—76 *wie in W gestellt* 675 vant 676 Domit der konig von engellant 677—78 *gestellt wie im text* 678 Daz her] *fehlt* 680 yn der galen 682 *fehlt* 684 nider] *fehlt* 685 Der rabe enruche] achte nicht 686 Wirff 689 Fische] *fehlt* stad 690 alczuhant das thad 691 Was ym thun hys 692 daz] en lys 693—96 *lauten:* Wen isz ym gyng von herczin wol Her vyng seyn neczcze fische vol Her sprach do zcu dem raben: nym so vil also du wilt haben 698 Daz ich moge lobin 699 arme] vil 700 Vnde wischte eynen mit 701 Eynen der daz 702 *lautet:* Das ym gab dy konigyn 703 In] Zu her daz] *fehlt* 704 *lautet:* Dar ys ym entvallen was 705 im] *fehlt* 707 guldyne 708 ys ist gewest] gewis 710 Das sich] zere den raben 711 ys mir min] *fehlt* 712 din] *fehlt* 713 so] gote 714 got] *fehlt* zu lone 714a Gebe die ewige crone 715 Vnde 717 deme 718 sin] das 719 Dar vmb 720 Und] *fehlt* flog abir von dan] an 721 Uber] Abir tagereise 723 entbeis 724 spise weder] *fehlt* 725 saz 726 deme 727 was] *fehlt* vorturben 728 Was vnde hungirs gestorben 729 ym 730 bewart 732 paradyse 734 Bys das zcu kreften widder 736 Vnde hyn widdere 737 her] *fehlt* 742 unbetr.] vmetrogen 744 uf] an 746 uf] *fehlt* 748 *fehlt* 748a Wenne noch synē hern alleyne 749 Dem flouch her 750 sprach bis] *fehlt* 751 Wy so 752 vro pange 757 Das sie sich dyr wil dirgeben 758 wil mit dir kusch 760 Das saltu seyn gewis an m. 761 gere ouch] *fehlt* 762 sinte] *fehlt* libe] *fehlt* 763 Was 765 Das hat die e. k. 766 Dyr gesant eyn g. v. 768 mer 769 got dyr 770 in] *fehlt* sider] seyne gelider 771 Das sint] dyne 772 *fehlt* 773 dich dirbarme hute 774 den] *fehlt* 774a So wirstu selig sicherlich 775 schone] schire 776 der froude schone 778 lere] rede 780 Und] *fehlt* die du da ȳne hast (:) 781—82 *wie in O gestellt* 782 liber] vil 781 als ich 784 moge 785 herre geh. 786 sol] wil 787 ys alles 789 winderlichen 790 dir] *fehlt* 791 czwene 792 Beite] Sume 793 Das sy schire gebicken 794 so] *fehlt* 797 Di man] *fehlt* 798 nim] *fehlt* 799 dar 801 werst 802 dyr ys 804 juncfrouwe] schone mait alle] *fehlt* 805 Sinte O. lange] *fehlt* 806 gar] her 807 Dar yn sas her vnvorczagen 808 Allis guth lys her yn tr. 809 darzu] *fehlt* haben 809a Do mitte ouch synen raben 810 vnde seyne 810a Die edelsten so her sie y gewan 811 hern 812 Bis her quam das mer 813 Vnde vorgas do des 815 Her rif]

fehlt hern gemeyne 816 keyne 817 Gesehen sy 818 En hatte da yr keyn 821 vire 822 mir] *fehlt* vil] her gar schire 823 Aldo zcuhant b. waren 824 *fehlt* 825 Sie funden vmme gahen 827 An art] stad 828 man ym thad 830 Wol dan du 831 Czu vnserm hern alz. 832 *fehlt* 832a Her hat vns nach 834 wil mit euch nyrnehyn v. 836 Ich musz 837 Das synt sie so gar 839 vil schone 840 hyn widdere 841 na] nackt 842 jungfrauwe pange 845 seynen 848 Vnde sal sichs nicht weren 848 baten 850 Dem hern Oswalde wider] *fehlt* 851 Sinte O. zuhant - der] zcu der selben 852 allen den umbekart] widdert kart 853 an sach 856 wenden] nu 857 Vnde vare 858 mit sinnen] das myr gelinge 860 Der edelen mait ich muste entpir 861 du hast 863 vedern 864 Vszgeczogen 865 haben myr dy k. 866 Mir] *fehlt* 868 houbt 871 Der rabe sprach sol 872 ymande 873 Genomen wurde 876 mir recht 878 Vnde 882 wildes] *fehlt* 883 Do im wart] was 884 -weide] -reise 885 So 887 u. b.] michil ande 888 muchte 889 den] vil 890 Her mochte ouch nicht gevarn 892 Vorpangen edel 893 bose] grosze 894 vmbe] *fehlt* 896 im] en zeware] verre varen 897 Vnde lisz do vorsincken 898 Ein] *fehlt* schiffe] kile vortrincken 900 Im do grosz leit gesch. 901 In wilden 902 Vnde doch got en 903 Vnde Maria libe] *fehlt* 904 Die hymelische konygin 905 vor Spange] die jungfrauwe 906 enquam 907 vil] gar 908 heide 908a yr lieber 909 thad 912 kusch daz] ys ane sehe 913 Vnde zcu breche 914 selben] *fehlt* 915 flouch 916 (*vor* 915a) siner thogunt 915a imer] nicht wen an sach 917 zcu vragen 919 das vingerlyn 921 Die edele jungfrauwe wart daz g. 922 Wol] *fehlt* 923 lip] leib 924 In vil] So gar yn 925 Noch] Doch 927 was ouch 928 Brot weyn vnde ander habe 929—30 *stehen so wie in OW* 929 Vnde waz im] *fehlt* 932 Den kyl 933 ynne ein schon 934 Daruff stund 936 hute] *fehlt* 937 Vnde dyne hulfe myr 938 leben neme ende 940 Vnsers hern 941—42 *fehlen* 943 Der rabe werret 945 hinwider] *fehlt* 946 clage] not] die ist manchfald 947—48 *fehlen* 949 weis nicht 950 Wen du seist 952 *vor* 951 951 Nu dirs so kummerlich 952 Her sprach dyner sal 953 Gloube herre an] myr yn 954 *fehlt* 955 Gelabe yn 956 Dry tage zcu vastene 957—58 *fehlen* 959 Sich so 962 Czu der mayt nach der dir 964 thet ym 965 eyne guther 967 Dun 968 wart] was 969 hin] do flouch 970 Darubir swebete her so houch 971 also] so 972 Daz vorpange 973 geware 974 Czu yr her da mit der vart (v *aus* w *verbessert*) 975 eyn kleynes 976 Daran stund die 977 Sie was muter alleyne 978 der] or 980 yn gar lieplich 982 libe] *fehlt* 983 sait di] alle 985 noten vnde grande] bande 986 were zcu 987 Her saite yr alles daz ung. 988 mere y 989 Sie sprach vil 993 hir] alhy 994 gel. m.] sage ich dir 995 edele] liebe jungfrauwe 996 Zware - is] Mit namen des 997 Und] *fehlt* das nicht sal vor sich gehen 999 nimer] *fehlt* kente **1000** Adir wo man irkente] nente 1 mit nichte] nicht 3 vil lieber hi] *fehlt* 4 Ich thu gerne was do behaget 5 sprach edele 6 redet als eyne kon. 7—10 *fehlen*

11 heiliger 12 daz] des 13 in biten] om an beten 15 *und* 15a *in einem vers* (*wie in W*) Umme eynen hirsz der sal silberin seyn 16. 16a Seyn geris rot guldin 17 Daz her loufe 24 jo] wie ouch 25 alle der] aller 26 (*vor* 25) liber] *fehlt* der ware g. 28 Maria aller ein] *fehlt* 29 Vnde rit em s. w. 30 Das her rif mit andacht gote an 31 her] *fehlt* ym ouch 33 gethan sulde 33a Gar rot guldin 34—35 *in einem vers:* Vnde wie der hirs sulde zcuhant 36 Lofen durch 39 Vnde i. s. b.] mit grozen bange 40 Heym 41 di] syne 42 got] *fehlt* 43 grosze sorgen 46a Dyne hette ich gerne 46b ich dich daz solt du] *fehlt* mich gewere 47 fart] frist 48 her] *fehlt* entbotten ist 49 So las 50 so wil werben] dir an erben 51a Drie dorfere hilfstu mir 52 aller-] *fehlt* 53 Daz dor moge abe 54 Eyn d. b. g.] moge begen 57 Wen an 58 Der her 59 Den her] man vor im] *fehlt* 60 schonen paradise 61 Komen in 62 geberde 63 Obe] Also 65 Also isz got 66 hirs was 67 machte] wante er 69 Hen lif 70 liff vmme die borg vil] *fehlt* manch 71 seyn der heide gewar] ynne 72 dinstman] man 73 sehe dort stolzen] *fehlt* 74 so ich in] den ich 75 Das volg zuhant 76 do] doch 77 Wol] *fehlt* Dryhundert nach 78 uf-fart] nach der abevart 79 vaste] weder 80 Veste wol 81 czwen vnde 82 selben 84 Sich zcu besprechen 85 Vff hub her vnde 86 swere 88 sere] gutlich 90 iren neme 91 Vnde usz der 93 Alz 94 Vnde] *fehlt* ich nu habe irk. 95 Eyn ding her thun sol 96 *In zwei verse zerdehnt:* Das sich die slosz ubir al | In der burg uff slisen 97 Uf der burc] *fehlt* 99 Ich vare mit 101 Von der geschichte her schire quam 102—03 *fehlen* 105 manen] bitten 106—07 *wie in W gestellt.* 106 alle] *fehlt* gotliche g. 108 Bedencke nu 109 Daz ich] *fehlt* 110 Vnde rechter 111 dise] mannich 112 dir] *fehlt* 114 lieb 116 mich genisen lieber herre meyn 117 Vnde lasz sich di sloz] *fehlt* 118 alle] slosz 119 Und] *fehlt* kusch vnde 121 muge] *fehlt* komme 122 di] daz uz] y 123 sloszer offene 124 Czuhant der selbte 125—26 *in einem vers:* Furte by der hant her abe 127 *fehlt* 128 antwurte] gewerte seynen 129 Der 130 Sinte] *fehlt* 131 der jungfrauwen u. 133 vmmephing 134 den] *fehlt* 135 an yr mundelyn 137 Vnde v. 139 druct] nam an] yn 141 majestat] kraft 142 alle] *fehlt* 142a *fehlt* 143a *fehlt* 146 Sinte] *fehlt* 147 das meher 148 Itzund wol 149 drast] brachte das 150 Mit d. h.] Hirsz gewy 151 den] ys libe tochter 153 also 154 enfant 155 Her nam ein horn 156 den] synen 157 selbigen] *fehlt* 158 horn lutte und] *fehlt* aldo das 159 vnde 161 Vmb syne tochter was ym leit 164 da] *fehlt* 166 derbotten 168 hern 171 imer] nu 174 der samelunge] dem volke 176 selben 177 die besten] gesessen 178 vil ga] da jach 179 Her] Vnde snelle] *fehlt* hen nach 179a deme 179b Her] Vnde volgete swinde 180 Dy jungfrauwe des geware 181 vaters 183 Oswalte 184 An 186—87 *wie in O gestellt* 187 Io] Vnde si] *fehlt* vil l. 186 Vnser leben mus eyn ende seyn 188 Ich hore mynes vaters horn 189 synen groszen 190 Sy sprach: her freissam] frechir

193 dinen] vnsern hern 194 geren] *fehlt* 195 kumme 196 gevarn 198 nyder knyte 199 her bette 201 groze] *fehlt* 202 ouch] *fehlt* 203 Waz ich dir] Das ich dis 204 Williglich] *fehlt* rechter kuschheit 205 rechter reynickeit 206 Ich] Vnde i] *fehlt* 207 gelobet] geleist 208 ich] *fehlt* ouch darzu] das gereden hir 209 Das ich jo] zcu lobe dyr 210 Wil m. 212 So] Da 213 Dy isz von icht] *fehlt* seyn begert 214 Herre durch 221 gut] storm 222 sere den 223 vaste] vorchte vor 224 Dar vuor her vmme: 225 Her fur vil] Gar manche grosze 226 vil manchen 227 Machte om die selbte vart: 229 Heym vnde weg mit gewalt 229 b dem hage 230 eigen] *fehlt* 231 Vnde al-] *fehlt* 232 alsam] dar 234 do] doch 235 Im dar quamen hinna] nach 237 Vmme 238 recken] rittern 239 in schrecken] sich keyn ym zcu strecken 240 hatte ouch 241 Vnde begunde ym widder 242 Sterglich 243 grozen] *fehlt* 244 wart yr 245 Alse] So horte] euch wil 246 teil yr 247 Vnde yn yn iz] *fehlt* ertrang 248 Gar] Also 249 selber] ouch 250 vnde ouch] *fehlt* 251 Oswalde 252 sweher 254 da] *fehlt* 255 Gar] *fehlt* nane] nae 256 Dar vor muste man g. 257 daz] ys 258 Eyn eyner nacht 259 quam zcu im vnde 260 noch du] nach heidenischer 261 im ungl.] yn dyme glouben 262 Ich wil dich alhy laszen sehen 263 Was do 265 Vnde 267 dy vordynet han uff 268 leben 269 haben gethan 270 selber] zcu 271 rechte gerne 272 Dar der geselle] her gar snelle 275 groze] *fehlt* 276 thufile di] sy 277 vnde 278 Ir yn ane u.] sunder lasz 279 Das ere gar] *fehlt* 280 was eyn stang vnde eyn 281 ouch] houch 283 bat yn 284 tete ym offinbare 285 aldar] *fehlt* 287 hellen] groszen 287 a ym das 288 daz] *fehlt* thad 288 a husfrouwe] liebe frauwe 289 das gloube 290 Aldo her g. 291 sach her 292 Houch yn das hym. 294 Drye 295 Stehen Mariam 296 In hoen] *fehlt* 297 in] *fehlt* 298 Vnde *Für* 298 a *und* 299: Wes die achtbarn Dy dry stule wern 300 Oswaldes 301 frauwen pangen d. t. 302 dir] deyn 303 mir] der lere meyn 305 den waren got 306 sprach zuhant 307 Vil gerne lieber yo: 308 Aller 309 Volge ich mit willen gerne 311 J. Sp.] Dy jungfrauwe mit] uff 313 Ir vater sie lieplich riff an 314 gehe vnde 315 des] das 316 hynt yn der nacht 317 Wi] vorware 318—19 *umgestellt? (s. u.)* 318 Das wundert mich gar sere 319 Wi] Wie das guter] ander 321 gloubet 322 alle] *fehlt* 323 han gebetet 327 din] meyn 333 Dy luthe m. lebende vnde 335 yn allen vnde 336 vil] do 337 Vnde ging hen uff d. v. 339 Gar ynniglich 340 ligen] *fehlt* 341 Syne gote] yr wol 343 daz] seyn 344 -frauwe 345 Gar gutlichen 347 Alhy iczunt das saget myr: 348—50 *fehlen* 351 edele 353 dir] euch 354 hat] *fehlt* 355 Das ich sal bitten 356 du] *fehlt* 357 Du bitten wollest u. hern 358 bitest] *fehlt* das do 359 Bite] *fehlt* 360 Wurde von gote widder 362 Vnde glouben an got von 362 a. b Sinte Oswalt zcuhant sprach | Do her dy konigynne an sach 363 Jungfrauwe 364 gote richt] rischlich 365 daz ist] *fehlt* 367 Globet 370 kuesch vnde gefunden

371 ouch] ich 372 Manen das her erhore 374 Das her sie widder lebende wolle m. 375 daz] vil was] wart 376 gelabe ich 377 Vnde 379 Vnde mine] dy 380 imer] *fehlt* halden 381 wancken 382 worten] wercken vnde werken] gedancken 383 Vnde wo gebreche 384 daz] isz selber 385 vil l. 387 Vnde vor dyne 388 Vil] *fehlt* tun] halden 389 Herre ich sey uff dem wege 390 dem volke mit d. w.] yn dem walde 391 Wo ich sey zcu aller st. 392 Dynes lobes vorgist nicht mich meyn munt 394 Sin ich] Ich deyn 395 Und] Darzu sin] deyn 396 Vnde jemerlichen] grosen 397 her] du ledest *Dann eingeschoben* 397a—g Vnde gar stille swegest | Vnde der grozer jammerkeyt | Dy dir wart an geleit | Von den snoden juden | Dyne bitterliche smercze | Trage ich yn mynem hercze 398 Vnde ouch dy grosze jammerkeit 399 syne 400 ir groz] daz grosze 401 Do] Das vor yr kint] *fehlt* 402 Yr kint an vil] *fehlt* 403 Glich also] do 405 den] dynen 407 diszer bethe' 408 Vmme die ich 409 Mache] Vnde lasz dise] dy alle 411 deme sint] seyn 413 man dar 414 Lebende bi enander stehen 415 behunden *(?)* 416 selben 419 Wi si alle] Das dy luthe lebende 421 Oswalde 422 in siu lant] alzcuhant 423 alzuhant] yn syne lant 424 Di] Da her] zcu ym 425 tusent ir] dy do 428 tichten] fristen 429 Wi si] Vnde machen 430 synte Oswalt 431 ouch] *fehlt* yr 432 da zcu male 433 allez] *fehlt* ubir alle 435 gethoufft frau pange 436 mit] uff 439 uf] dar 440 heiliger 441 Der] *fehlt* her hat 442 Der konig J. do] *fehlt* 443 Widder heym 444 Her that als ich euch wil beczeigen 445 Toufen] *fehlt* 446 toufen wolden 447 Vnde den rechten glouben entphan 449 Vnde swerlichen 451 vnde 452 vorsencken 453 dem wilden mere ertrencken 454 Alhi] Hy daz buch] dy rede 455 Nu hebe wir uff unser hende 456—58 *in einem vers:* Czu sinte Oswalde wen her ist guth 460 vns vnser 461 So] *fehlt* komen] mussen 462 ym kommen glich 463 gotes] das froliche -rich 464 allez] allen werde war] widder var 465 So] Nu

Es folgen in D noch die folgenden zusatzverse:

das buch nymmet eyn ende
goth vns seynen trost sende
vnde den vil heiligen geist
der vns allen trost leist
das vns werde gegeben
nach diszem vorgengnysze das ewige leben
das vns allen musse geschen
nu sprechet alle amen

Amen *(rot).*

Dann das reimpaar:

Der hunt vnde der smede knecht
haben beide eyn recht.

II. Charakteristik von D.

1. Fehler im versbestand, welche D nicht mit einer anderen hs. teilt.

Eine reihe von einzelversen sind in D in der weise ausgelassen, daß der erste bez. der zweite vers des reimpaares als waise zurückblieb. So fehlen die ersten verse 437 und 596, die zweiten 682. 954 und ebenso in der nur in D erhaltenen stelle 1397a—g der vers 1397e (s. unten s. 46f.). In diesen fällen liegt wohl reines versehen vor; das ist umsomehr anzunehmen, als D unvollständige reimpaare sonst meist[1]) nicht duldet. So hat es den vers 1350, der in W als waise überliefert ist und ebenso wohl auch in der vorlage von D stand, getilgt, — und in anderen fällen ist ganz wie es Baesecke für O nachgewiesen hat (Wiener Oswald s. XX f.) auch in D bei ausfall eines verses ein anderer eingesetzt worden, um das reimpaar wieder herzustellen. So hat der schreiber von D in 307 ff.

gewant] daz di herren solden haben,
unde hiz daz vor den raben
uf eine tafel da vor tragen.
do gap her den herzogen ...

v. 308 ausgelassen; er hat dann, obwohl er *haben* : *tragen* schreibt, offenbar hier den reim gesehen und, da dann v. 310 waise schien, nach 310 den vers *beide hern unde graven* eingefügt, der den reim allerdings nur sehr ungenau ergänzt und auch inhaltlich, wegen 311, recht unglücklich ist.

Die verse 693/4 sind in einen vers *her vyng seyn neczcze fische vol* zusammengezogen, und das reimpaar ist durch einen (vorhergehenden!) vers *wen isz ym gyng von herczin wol* ergänzt.

Vielleicht gehört hierher auch die änderung in v. 1318 f.

vornomen] daz wunderliche mere,
wi ein guter (aynig *O*) got were.

D läßt hier 1318 aus, liest 1319 *wie das eyn ander got were* und fügt dann hinzu: *das wundert mich gar sere.* Es wäre aber auch denkbar, daß eine einfache versehentliche umstellung des verspaares mit änderung des nun an zweite stelle getretenen verses vorläge.

---

[1]) Ausnahmen kommen aber vor; so v. 421.

Etwas anders ist auch v. 704 zu beurteilen. D hat den echten vers *den fischer her gar sere bat* ersetzt durch *dar ys ym entvallen was.* Diese worte enthalten einen erklärenden zusatz zu 703; da aber durch sie der wichtige und richtige vers 704 verdrängt wird, ist der sinn entstellt. Es ist klar, daß derartiges nur beim abschreiben eintreten kann; mithin muß die vorlage zwar schon die erklärung, aber auch den alten echten vers gehabt haben. Nur die auslassung kommt also auf rechnung des schreibers von D, nicht die erklärende zutat, die er mechanisch aus der vorlage übernahm.

An ganzen reimpaaren hat D ausgelassen 941 f. 947 f. 957 f. 1007—1010. 1348 f. Die gründe dafür sind zum teil nicht zu erkennen. In 957 f. wird das bestreben vorliegen, den reim *wîs* : *enbîzt* (aus *enbîzest*) zu beseitigen. Der 941 f. ausgefallene reim *ouch* : *floug* ist kurz darauf 969 f., wo die verse des inhalts wegen ganz unentbehrlich sind, in *floug* : *houch* geändert, hat also wohl anstoß erregt; — der reim *mêre* : *herren* (947 f.) hätte sowohl wegen der inlautenden consonanten wie wegen des überschießenden *-n* beanstandung hervorrufen können, aber D schreibt 761 f. 311 f. 1128 ruhig *hêrre* : *mêre* bez. *herren* : *êren* und übernimmt an anderen stellen unbedenklich die reime mit überschießendem *-n,* ja es bildet sogar neue derartige reime.[1]) Für 1007—1008 könnte beseitigung des reimes in betracht zu ziehen sein, wenn in der vorlage wie in W *balde* : *sulde* oder etwa *balde* : *schulde* (vgl. *schold* O) stand; aber für die damit zugleich übergangenen verse 1009 f. ist im reim wieder kein grund für die auslassung zu sehen und alle vier verse sind inhaltlich nötig. Somit ist für D überspringen von reimpaaren infolge eines versehens in einzelnen fällen anzunehmen.

Die auslassung von 1348 f. hat dagegen wohl einen anderen grund; dieses reimpaar ist inhaltlich eng mit 1350 verbunden

---

[1]) Von den in Baeseckes text stehenden 29 reimen mit überschießendem *-n* hat D nicht ganz die hälfte (v. 71. 83. 159. 226. 359. 455. 697. 811. 883. 1223. 1254. 1308. 1418). Es wäre aber falsch, in allen anderen fällen änderung wegen eben dieser reimbindung anzunehmen: die verse sind z. t. aus anderen gründen geändert (vgl. v. 394), einige dürften auch in D richtig sein (v. 133. 256. 540). Neu ist in D ein derartiger reim eingetreten bez. geschrieben in v. 181 f. 335 f. 417 f. 453 f. 679 f. 857 f. 1342 f.

und ist deshalb wohl infolge der auslassung von 1350 weggefallen. Der schreiber wußte wahrscheinlich auch mit dem inhalt der drei verse nichts rechtes anzufangen.

An einzelnen zusatzversen hat D, wenn man nicht die besprochenen ersatzverse in den reimpaaren 310 f. 693 f. 1318 f. 703 f. auch hierher rechnen will, nur einen einzigen nach v. 422; und auch dieser zusatz wird durch eine änderung in den vorhergehenden versen, die indessen nicht auf D beschränkt ist, bedingt. Statt *got vorgelde dir* W schreibt O in v. 419 *got sol dein lone seyn* und D *got lone dyr liebes rebelyn,* was darauf hindeutet, daß diese hss. eine wendung mit *lonen* statt *vergelden* schon vorfanden (s. unten). Die reimstörung hat O nicht weiter beunruhigt, D aber ändert v. 420 in *was kanstu so vil hin* und nimmt das pronomen *mir* an den schluß des nächsten verses 421 *schone sproche sagen mir.* Dadurch wird wiederum der reim 421 f. *sagen* : *wagen* gestört, und D behält nun v. 421 als waise bei, ergänzt aber 422 durch zusatz eines neuen verses *das her myr keyn wort torste gesagen* wieder zu einem reimpaar.

Häufiger sind zugesetzte reimpaare. v. 56a. b. Nach änderung von v. 56 *da her mit bliben mochte* B in *unde kusch mit ym bliben muchte* fügt D infolge abirrens[1]) auf v. 101 f., veranlaßt durch die ähnlichkeit von v. 56 mit v. 100, die zwei hier ganz sinnwidrig den zusammenhang unterbrechenden verse ein:

sinte Oswalt zcu der selben stund
sprach: myn vil lieber tragunt ...

Die folgenden verse sind dann ebenfalls wenig sinngemäß zu einer rede des königs gemacht, unter umänderung von v. 57 in *kusch blibe ich bis an ende.*

78a. b. v. 79 in D *muchte rugen deste baz* zeigt, daß die vorlage von D in v. 78 noch wie W *daz diser gar muder man* oder wie O *des der fromde man* schrieb. D hat diesen vers geändert: *das mude ist disser man* und dann 78a. b hinzugefügt:

im iz vil lieber gan
der so verne ist gegan ,

wobei in 78a der inhalt von v. 80 vorausgenommen ist, der nun durch den flickvers

---

[1]) Hinweis Baeseckes.

das sage ich euch sunder has

ersetzt werden mußte.

v. 156a. b da sprach der rabe:
der verte ich dir nicht vorsage *D*

Die beiden nur in D stehenden verse sind wegen 157 ganz überflüssig. Baesecke würde hier wohl parallelfassung im original annehmen, die in D beibehalten ist; doch scheint mir die annahme eines zusatzes in D einfacher.

Anderer art ist der zusatz 809a und 810a. Das reimpaar 809 f. lautet ursprünglich gewiß wie bei Baesecke; D hat aber offenbar den reim *haben* : *man* beanstandet und beseitigen wollen und zu diesem zweck durch die eingeschobenen verse jeden der beiden verse zu einem reimpaar ergänzt.[1]) Die stelle lautet nun in D:

(allis gut lys her yn tragen)
809 das man sulde haben,
809a do mitte ouch synen raben;
810 in sas her unde seyne man
810a die edelsten so her sie y gewan.

Von den zusatzversen fügt sich 810a gut ein, gegen seine echtheit wäre an sich nichts einzuwenden; 809a aber ist ganz sinnlos, da ja gerade der rabe vergessen wird.

Umstellung von versen, die D für sich allein vorgenommen hätte, findet sich vielleicht in den oben besprochenen versen 1318 f. Bei vers 51 f., wo D gegenüber O und W andere anordnung zeigt:

(das wundirte zere deme jungen)
unde bat yn das her ym saite,
gar fliszlich her yn fraite, ...

ist nicht a priori zu entscheiden, wo das richtige steckt; auch die lesart von D ist an sich einwandfrei. Auf grund des unten festzustellenden handschriftenverhältnisses ist allerdings mit sicherheit zu sagen, daß auch hier die änderung in D liegt.

2. Textänderungen innerhalb des verses.

Die zahl der wiederum D allein angehörenden textänderungen innerhalb des verses, die nicht hervorgerufen sind durch

---

[1]) O hat hier v. 808 ausgelassen und nach 810, um das reimpaar zu füllen, einen anderen zusatzvers; vgl. Baesecke s. XXI. Ein zusammenhang zwischen den änderungen in O und D besteht nicht.

änderungen im versbestand, zum teil aber dann eine solche änderung zur folge haben, ist ziemlich groß. Die gründe dieser änderungen sind mannigfaltig: rücksicht auf den reim, bestreben den ausdruck zu bessern oder klarer zu machen, namentlich wenn das überlieferte nur halb oder gar nicht verstanden war, aber auch nachlässigkeit und flüchtigkeit, versehen, verlesen und verschreiben. Ich gebe hier natürlich nur solche änderungen, welche für sich schon als fehler erkennbar sind und auch von diesen nur die wichtigsten, und sehe von allen den änderungen ab, die erst mit hilfe des handschriftenverhältnisses als solche zu erkennen sind.

a) Änderungen hervorgerufen durch die rücksicht auf den lautwert des reimes sind nur wenige vorhanden.

Hierher muß aber wohl die starke umarbeitung der verse 250—255 gehören, welche in D in vier verse zusammengezogen sind. Ich stelle sie trotz der änderung im versbestand nicht zu den auslassungen, da tatsächlich eine verschmelzung von zwei verspaaren zu je einem vers vorliegt und dies die folge, nicht der grund der änderung war. Die verse lauten bei B bez. in D:

	B	D
250	her sprach: nu ich dirz sagen sol,	her sprach: du hast eyn bret
	du hast ein bret, daz ist wol	
	hundert lote marc wert.'	daz ist wol hundirt marke wert
	der heide mit der fart	der heide mit der vart
	hiz balde loufen hin	hys das bret brengen gar drat
255	und bringen daz spil vor in	

Es muß der auch von O, auf andere weise, beseitigte reim *wert* : *fart* gewesen sein, der den anstoß erregte; und zwar war die abneigung offenbar sehr groß, denn D ergänzt durch die neuen zeilen die reime sehr mangelhaft. Das einsetzen eines dativs *vert(e)*, den D dort, wo das wort in eigentlichster bedeutung gebraucht wird, natürlich kennt (s. v. 156b), war hier in der formel natürlich ausgeschlossen. Die ganze änderung zeigt, daß dem schreiber von D die vocalqualität der reimworte wichtiger ist als ihr consonantismus.

Ob v. 710 *haben*:] *des irfreute sich der rabe* B > *das erfraute zere den raben* D hierher gerechnet werden darf, muß nach dem, was oben über die reime mit überschießendem *n* gesagt wurde, zweifelhaft bleiben.

1161 *grimmikeit:*] *di her an di tochter leit* B > *umb syne tochter was ym leit* D. Auch hier ist der grund der änderung nicht ganz sicher erkennbar: *grimmikeit* : *leit*(*e*) konnte wegen der apokope[1]) natürlich bedenken erwecken, wahrscheinlicher ist aber, daß der schreiber hier *leit* nicht verstand und deshalb änderte; der fall würde dann zu den unter c folgenden beispielen gehören.

b) D beseitigt fremdartige ausdrücke und solche, die ihm nicht ganz sinngemäß scheinen; versucht verbesserung und verdeutlichung, wobei der erfolg manchmal negativ ist, wenn der schreiber nicht genau überlegt oder nur halb verstanden hat. Die grenze zwischen den einzelnen hier zusammengefaßten motiven ist nicht immer ganz scharf, ebenso die abgrenzung gegen die unter c aufgeführten fälle.

v. 394 *so werdet ir behalden* B > *so wirt euch wol als balde* D; beseitigung des ausdrucks *behalden werden* 'errettet werden' trotz des damit entstehenden rührenden reims.

v. 466 *kuniges kint* 'königssöhne' ist beseitigt: *virdehalbhundirt konige getotet sint* D. Da dabei aus v. 467 das verbum vorausgenommen wird, hat die änderung auch auf die folgenden verse nachgewirkt.

v. 816 f. *hat den raben uwer kein? si sprachen alle: nein* B. D hält es trotz v. 818 für nötig, ein den sinn der frage ganz änderndes *gesehen* einzufügen: *hat den raben uwir keyne* | *gesehen?*

v. 858 *das bite ich dich mit sinnen* B; *das bitte ich dich das myr gelinge* D, trotz der dadurch eintretenden störung des reimes.

v. 976 ändert D das ihm nicht sachgemäß scheinende *darunder saz ein kunigin* in *daran stund die konygin.*

v. 985 beseitigt D das adj. *grande.*

v. 1227 *daz machte im di wile lanc* B > *machte om die selbe vart* D. Hier glaubte D gewiß den sinn wesentlich zu verbessern und nahm deshalb die zerrüttung des reimes mit in kauf.

v. 1272 *do sach der geselle* WO, *do sach her gar snelle* D; *geselle* scheint dem schreiber von D keine passende bezeichnung des königs.

---

[1]) An der bindung von echtem *ei* mit *ei* aus **egi* nimmt D jedenfalls keinen anstoß, vgl. v. 339.

v. 1279 f. D bezieht v. 1279 (*ir pin gar groz was*) nur auf das eingießen von pech und schwefel und macht deshalb v. 1280 durch einfügen des verbums *was* zu einem selbständigen satz.

v. 1302 f. stellen uns vor eine weniger einfache frage. Statt *der dritte mac wol werden dir, wilt du anders volgen mir* liest D *der dritte mag wol werden deyn, wiltu anders volgen der lere meyn.* Man hat hier mit zwei möglichen gründen der änderung zu rechnen. Entweder wollte der schreiber den gedanken durch einsetzen der worte *der lere* deutlicher machen, — das scheint mir das wahrscheinlichste zu sein; — oder *werden* mit dem dat. der person in der bedeutung 'zu teil werden' war ihm nicht mehr geläufig und wurde deshalb beseitigt und durch *werden* mit dem possessiv ersetzt, worin doch wohl eine verhältnismäßig junge construction nach dem muster von *sîn* mit prädicativem possessivum zu sehen ist.

v. 1316 *mir ist hint vorkomen* OB; *hînt,* das übrigens auch von W nicht verstanden, als *hiut* gelesen und dementsprechend durch *hewte* wiedergegeben wurde, ist von D durch den zusatz (*hynt*) *yn der nacht* verdeutlicht worden.

c) Vollständig unverstanden blieb der text der vorlage an folgenden von D geänderten stellen.

v. 542 f. wer daz vingerlin gemeit
an siner hant iz treit *B*

D hat *gemeit* offenbar für ein verbum gehalten und schreibt 543 *adir an syner hant treit.*

v. 807 *darin unvorzogen* WO 'ohne verzug' > D *darin sas her unvorzagen* 'unverzagt'.

v. 923 f. *daz ir lip* (ihr geliebter) *an underlaz in vil grozen noten was* B. Der schreiber von D hat *lip,* das er jedenfalls in der vorlage fand, als mhd. *lîp* statt *liep* aufgefaßt und schreibt *das yr leib a. u.* (vgl. unten s. 28 zu v. 1186).

v. 1177 *die heiden di bi den selbigen jaren] under im di besten waren* OB > *under ym gesessen waren* D. Auch hier glaube ich, daß nur völliges mißverstehen der vorlage die änderung in D erklären kann. Vielleicht faßte D *besten* als part. praet. *bestên*[1]) 'geblieben' und ersetzte den ihm ungewöhnlich scheinenden ausdruck.

[1]) Belege für diese form bei Weinhold, Mhd. gramm. § 352.

d) Reine willkür bez. nachlässigkeit liegt u. a. in folgenden änderungen vor.

v. 671 *in einem schiffe balde* B > *zu eynem fische balde* D. Der schreiber denkt voraus an die nachher erst kommende fischgeschichte.

v. 1116 f. *genizen : ufslizen* B; D setzt, wohl infolge abirrens des auges auf v. 1114 nach *genizen* die worte *lieber herre meyn* zu. Dadurch entsteht ein dreireim 1114—1116 und eine waise 1117.

v. 1198. Durch umstellen der worte *knite nider* geht der reim auf *sider* verloren.

v. 1247. Das reimwort von 1246 *ertranc* wird unachtsam wiederholt.

v. 1301 *der tochter* B > *frauwen pangen d. t.* D ist eine ungeschickt nachlässige überfüllung des verses.

In diese rubrik der willkürlichen änderungen gehört gewiß die große masse der in D allein begegnenden fehler. Ich verzichte darauf sie hier alle zu besprechen, da sie in der collation leicht zu erkennen sind.

Es wäre nun aber falsch, wegen dieser änderungen und fehler D als eine besonders schlechte oder gar wertlose hs. zu betrachten. Auch die beiden anderen hss., namentlich O, sind ja von ähnlichen fehlern nicht frei und ebenso wie jene hat auch D gegen die übrige überlieferung gelegentlich auch das richtige. Ich stelle die wichtigsten fälle gleich hier zusammen.

v. 294 ff. siehe unten s. 41.

v. 325 do in daz gewant gecleidet wart (iderman nach siner art) *WB*,
daz gewant gegeben wart (iderman . .) *O*,
do daz gewant geteilet wart (idermanne . .) *D*.

Es kann kaum ein zweifel bestehen, daß D das richtige verbum beibehalten hat, das von W und O nicht verstanden wurde. W nahm an, es sei auch hier schon wie in 328/9 vom anlegen der kleider die rede, was aber nicht nötig ist. Ob *in*, bei W präposition, als pronomen (dat. plur.) dem text ursprünglich angehörte, ist nicht mit sicherheit zu entscheiden; ich würde es beibehalten, zumal dadurch sich vielleicht das mißverständnis in W erklärt. *DO hat das wort als überflüssig beseitigt.

v. 370 *alle seyn* W, *alles ein* O; *allez sîn* B. Die von Baesecke reconstruierte textgestalt wird durch D, das gerade so liest, bestätigt.

564. 564a wi ir fridel mit siner schar *W*,
wi ir herre ane war *O*,
wie yr fridel ane var *D*, *wiederum* = *B*.

v. 570 s. unten s. 41 f.

Besonders wichtig ist v. 674, wo D als einzige der hss. den namen des fischers *Ise* (*Eys* D) richtig beibehalten hat.

v. 793 *gebicken* nur in D; s. unten s. 42.

v. 800 komen in alle dem dir far *W*,
komen in aller der geper *O*,
komen in alle der far *B*.

Auch hier bringt D, das genau zu B stimmt, die stütze für die gewählte textgestalt.

997 ff. Und wo daz vorginge
und do hen nymer qweme
da man uch nimmer nente *W*;
Und wo daz wurde vorgan
ich quem nymer dann
da man dich nente *O*;
Wo das nicht sal vor sich gehen,
ich queme nymmer do hen
do man euch kente *D*.

vers 998 ist allein in D richtig, der reim ist *gên* : *hen*, W hat die worte umgestellt, O ganz geändert. B hat mit seiner reconstruction den wortlaut von D genau getroffen.

v. 1298a. 1299. Der erste vers fehlt WO, im zweiten liest W *was di dri stule weren*, O *wes di ouch weren* (mit sehr ungeschickter fortführung: *drey stul an alles gefere*). Von der lesart in O kann ohne weiteres abgesehen werden. Baesecke ergänzt 1298a nach 1284 (*unde im tete offenbar*) und fügt, um einen reim zu erhalten, 1299 (nach 1285 W) *aldar* zu. Aber dieses *aldar* ist schon in 1285 und hier noch mehr zweifelhaft. In D wird das reimpaar 1298a 9 in der gestalt *wes die achtbarn dy dry stule wern* gegeben und es scheint mir ausgeschlossen, daß D hier erst eine lücke gefüllt hat. In diesem falle hätte es doch wohl den reim in correcter gestalt (*achtbern*) gegeben, auch das fehlerhafte *dy* 1299 vermieden und wohl *die* 1298a in seiner eigenen orthographie gegeben. So deutet alles darauf

hin, daß der vers abgeschrieben ist. Wir haben dann keinen grund an seiner echtheit zu zweifeln, zumal die fremdartige ausdrucksweise auch die auslassung in W und die änderung in O genügend erklärt; s. auch unten s. 45 f.

Endlich hat D in der in O nicht überlieferten schlußpartie einige verse, welche der schreiber von W übersprungen hat, allein beibehalten; s. unten s. 46 f.

Auch in kleinigkeiten, die ich hier nicht alle aufzähle, zeigt D öfters das richtige; z. b. v. 442 *im* W, *alle* O, *im alle* D, oder v. 1154 *vant* WO, *enfant* D (= B).

III. Verhältnis von D zu W und O.

A) Zunächst ist festzustellen, daß keine der beiden bekannten hss. von D abgeschrieben oder die directe oder indirecte vorlage von D ist. D kann nicht auf W zurückgehen, denn es hat die dort fehlenden verse 346 a—f. 492 a. 658 a. 748 a. 908 a. 915 a. 1051 a. 1179 a. b. 1287 a. b. 1298 a. 1397 a—g. Ebenso kann D nicht abschrift von O sein; denn es hat die folgenden in O fehlenden Verse: 135. 154. 196. 248. 277. 294. 336. 386. 551. 567. 619 f. 634 f. 650. 670. 689. 736. 742. 758. 836. 928. 946. 1137. 1298 a. 1336—1465. — Umgekehrt kann weder W noch O von D abgeschrieben sein, denn diesem fehlen die in O und W erhaltenen verse 308. 437. 596. 941 f. 947 f. 954. 957 f. 1007—1010. Von den lesarten, welche zum teil dasselbe klar erkennen lassen, kann bei diesem großen material aus dem versbestand ohne schaden abgesehen werden.

B) Berührungen zwischen D und einer anderen hs.

Die auf s. 12—19 behandelten fälle von fehlern in D sind ausschließlich solche, wo D in seiner änderung mit keiner anderen hs. zusammentrifft. Daneben gibt es indes zahlreiche andere fälle, wo dies der fall ist. Die beurteilung dieser fälle steht hier zur frage. Baesecke geht bei der betrachtung des verhältnisses von W und O von parallelüberlieferungen in großem umfang aus. Es könnte nun natürlich auch D von solchen parallelfassungen — die richtigkeit der annahme vorausgesetzt — ebenso wie W und O profitiert haben und eine auswahl aus dem ihm jeweils vorliegenden getroffen haben. In diesem falle würden die änderungen, die D mit einer anderen hs. gemein hat, durchaus auf rechnung des schreibers von D kommen,

der eben die auswahl getroffen hätte, übereinstimmungen mit W oder O würden nichts beweisen, da von drei hss., welche die wahl zwischen zwei wendungen haben, notwendig immer zwei rein zufällig zusammentreffen müssen. Für viele stellen, namentlich für übereinstimmungen im versbestand, würde die annahme einer solchen rein zufällig gleichgerichteten auswahl aus einer in einem original vorliegenden parallelüberlieferung eine annehmbare und genügende erklärung geben, — nicht aber für die zahlreichen fälle von übereinstimmung in der änderung einzelner worte und ausdrücke im vers; denn wir können unmöglich eine so weitgehende parallelüberlieferung annehmen.

Sind solche textübereinstimmungen zwischen zwei der hss. so groß, daß wir eine gemeinsame verlorene vorlage anzunehmen gezwungen sind, so werden wir praktischerweise dieser vorlage auch die änderungen im versbestand, welche die beiden hss. gemeinsam enthalten, zuschreiben dürfen.

a) DO gegen W.

Ich stelle zunächst die verse zusammen, in denen W gegenüber D und O das richtige bewahrt hat. Es sind dann verschiedene möglichkeiten der weiteren gruppierung gegeben: 1. D und O sind untereinander ganz verschieden. Für das verhältnis der handschriften ist dann nichts zu erschließen; ich halte mich deshalb bei diesen fällen nicht weiter auf. 2. D und O zeigen übereinstimmende änderung; und zwar

α) im versbestand.

Die fälle sind nicht zahlreich.

Für v. 90 hat Baesecke s. XXVIII recht wahrscheinlich gemacht, daß er als erklärende marginale der vorlage angehörte und daß dies für W den anlaß bildete, ihn in den text aufzunehmen unter ergänzung des reimpaares ohne rücksicht darauf, daß dies den zusammenhang stört. Wenn nun D und O beide den vers fallen lassen, so kann das ja in einer gemeinsamen vorlage geschehen sein, es ist aber andererseits eine so naheliegende besserung, daß wir sie auch zwei schreibern, die unabhängig voneinander sind, zutrauen müssen.

In v. 832. 832a liegen die verhältnisse so, daß sich nicht von vornherein entscheiden läßt, ob W 832a oder DO 832 ausgelassen haben. Baesecke (s. XXX) will *WO die drei

verse 831. 832. 832a zuerkennen, 832a als inhaltsvariation. Ist dies der fall, so hat das fehlen des verses in D und O wieder keine beweiskraft, da ebenso wie bei v. 90 selbständige änderung zweier schreiber vorliegen kann.

Wir werden aber immerhin beide stellen vorläufig als zwei fälle, in welchen D und O zusammentreffen, buchen dürfen und, falls anderes für eine gemeinsame vorlage spricht, dieser auch diese beiden auslassungen zuweisen.

v. 458a—c stehen nur in D und O (in D mit *konigen* gegen *konygin* O richtiger), dagegen fehlt v. 459. Es liegt zweifellos ein zusatz vor, den Baesecke wegen des schreibfehlers in O der vorlage von O, bei ihm also *WO zuzuweisen genötigt ist (s. XXVIII); dann muß für W angenommen werden, daß es die verse wieder aufgegeben habe. Einfacher erklärt sich das verhalten aller handschriften, wenn wir den zusatz der zwischen *WO und O stehenden gemeinsamen vorlage von D und O zuteilen.

Deutlicher sprechen β) die D und O gemeinsamen änderungen innerhalb der verse.

102 *Tragemunt* W > *Tragund(e)* DO. Ebenso in v. 47, wo *Tragmit*, wie O schreibt (vgl. Baesecke, Apparat), jedenfalls auf ein *Tragunt* der quelle zurückgeht. In dem nur in D enthaltenen zusatzvers 57a wird natürlich dieselbe form des namens gebraucht.

v. 109 f. Doch mich dewchte ys notcze were:
du hast wol acht jar her [einen raben gezogen *W*,
einen rat] Der mich dunket gwar:
du hast wol acht jar ... *O*,
Der mich dunket nutzebar
du hast wol acht jar ... *D*;

das ganz unentbehrliche *her* ist gewiß nicht zweimal selbständig weggelassen. Die folgerung für v. 109 s. unten s. 40.

v. 134 *horte gar lose* W, *begunde zu losen* (: *kosen*) DO. Vielleicht reimänderung aus technischen gründen (vgl. auch Baesecke s. XXII); eher aber beseitigung des nicht recht verstandenen ausdrucks.

v. 143 und 186 ersetzen DO das den vers überfüllende *juncvrou spange* durch *vorpange*.

v. 215 *und durch welcherlei mere* (*maere*) W; *und welcherlei*

mere D, *und welcherlei her wer* O; beseitigung des nicht verstandenen *durch* in *DO; im zusammenhang damit dann im folgenden vers *furte* statt des gewiß richtig conjicierten *fure.* O hat 215 dann noch weiter geändert.

v. 238 *sage mir* W; *sage ouch mir* D, *sage mir ouch* O. *ouch* ist ganz unnötig; denn in v. 237 ist natürlich auch schon an die taufe gedacht, v. 238 fügt keinen neuen gedanken hinzu. Die stellung der worte bezeugt, daß *ouch* schon in der vorlage *DO stand; bei selbständiger zufügung in D wäre die bei einem gedankenlosen abschreiben mögliche reimstörung gewiß vermieden worden.

v. 262 *daz bret was groz unde starc* W, *das ist ein wunder starc* DO. Ausfall von *bret* in *DO und änderung *was* > *ist.* Dagegen hat W *wunder* offenbar nicht verstanden, vielleicht ein *wūdˢ* der vorlage als *und* verlesen; vgl. s. 41.

v. 290 *hi oben* W > *uf der burc* *DO. Verdeutlichung des ausdrucks.

v. 303 *purpur unde scharlachen* W; *purpur fellen ut scharlach* O, *purpur pfellil und scharlachin* D; — *pfellin* war in *DO wohl glosse zu *purpur,* obwohl ursprünglich nur von der farbe geredet wurde.

v. 312 *eime itslichen* [*na sinen eren*] W, *dem man* O, *idermanne* D. *DO beseitigt *itslich.*

v. 316 *sin* von *DO nicht verstanden und getilgt.

v. 337 *bereiten* W, in *DO durch das gewöhnlichere *bringen* ersetzt.

v. 340 *snewiz* W > *weys(es)* DO.

v. 351 *Bi minem got vil suze* W; *Min got vil suzer* DO. Der vers wurde sinnlos geändert, als ob er ein gebet begänne.

v. 365 f.[1]) *gewan* : *mir an* W; *mir an* : *gewan* D, *mir an* : *mir an gewan* O. Die lesart von O zeigt noch, daß W das ursprüngliche hat; *DO stellte die reimworte um, wobei aber *mir an* in v. 366 noch stehen blieb, wie es dann auch von O übernommen wurde, während D diese überflüssigen worte beseitigte.

v. 374 *Und* von *DO als störend oder zwecklos empfunden und beseitigt.

---

[1]) Auf diese stelle macht mich Baesecke aufmerksam.

v. 396 *ledig* W, > *aenig* *DO (*aynig* O, *enig* D).

427 f. Vorgiz diner tugent nicht,
daz du icht lezest toten mich *W*,
Sich an deyner togent licht,
und sag es deynem vater nicht *O*,
Sich an dyne toguntlich
unde sage isz dynem vater nicht *D*.

Die änderung muß, wie die verständnislose wiedergabe von v. 427 in D zeigt, in der vorlage geschehen sein. Grund der änderung war wohl das bestreben, in v. 428 deutlicher auszusprechen, um was es sich in der bitte handelt; diese änderung zog dann die änderung von 427 — vielleicht des rührenden reimes wegen — nach sich.

v. 481 *unsern herrn*. Zusatz *DO, den vers ungebührlich anschwellend.

v. 512 f. *Hot was mir meyn fridil ausz gesant mir bi dir icht uber lant?* W. *Was hat* (*hatte* O) *meyn vridel* (*herr* O) *uber lant mir bi* (*mit* O) *dir her* (fehlt O) *gesant* DO. *DO hat das indefinitum *waz* nicht verstanden und zum fragepronomen umgewandelt. Die weiteren änderungen sind im einzelnen in ihren gründen nicht ganz klar; *icht* W könnte als untergeschriebene glosse zu *waz* in den text geraten sein.[1])

v. 526 *also* W, *frolich unde* *DO. *frolich* ist offenbar als synonym von *wolgemuot* eingesetzt, das aber hier diese bedeutung gar nicht hat, sondern 'gut gesinnt' heißt. Daß die vorlage von O schon die lesart hatte, zeigt *vnd*ˀ O, ein gedankenloser abschreibefehler, keine selbständige änderung.

v. 560 f. *hô* : *jo* W, > *hac* : *mac* *DO. Wohl um *jo* zu beseitigen, sinnlos geändert.

v. 591 *zu vordenken gar* W; *zu vor* O, *werlich zu var* D. Durch ein versehen wohl ist *denken gar* in *DO weggefallen, die einzelnen hss. haben mit dem verstümmelten text auszukommen gesucht; D hat den vers, der zu kurz geworden war, durch hinzufügung von *werlich* wieder gefüllt.

---

[1]) Baesecke erklärt umgekehrt *waz* als in den text geratene übergeschriebene glosse zu *icht*; aber gerade *waz* als indefinitum ist im mhd. ungewöhnlich, eignet sich weniger als glosse und bedarf der glossierung in weit höherem maße als *icht* (vgl. auch Behaghel, Wissenschaftl. beihefte zur Zeitschr. d. deutschen sprachvereins, 5. reihe, heft 36, s. 272).

v. 639 *beschirmer* W, > *huter* *DO.

v. 673 *gut* W > *klug* DO. *DO hat die formel *kluoc und wîse* herstellen wollen; im Orendel wird, abgesehen von der reimformel, die dort meist *hêr und wîse*, vereinzelt auch *rîch und wîse* heißt, Ise besonders als *guoter man* (546), *guoter fischer* (624) bezeichnet. Das stützt den wortlaut von W.

v. 675 f. *der den selbin rot bevant, damit der engel den kunig bewant* W; — *der den grawen rog vant, domit der konig von engellant* D, — *der furt den kunig aus engel lanth, der den grossen roth vant* O. Die von Baesecke richtig reconstruierte stelle hat ein merkwürdiges schicksal in den hss. gehabt. Zweifellos richtig ist die stellung der verse in WD, O hat geändert; *rot* (W und O) statt *roc* konnte leicht von zwei schreibern selbständig falsch gelesen werden; *grawen* hat nur D richtig, es hat aber in der vorlage von O, das dafür *grozen* las, jedenfalls noch gestanden. Den namen *Orendel* haben alle hss. nicht verstanden; vielleicht war er schon in *WO entstellt zu *engel*, die änderung *kunig von* (*aus* O) *Engellant* muß aber der vorlage von D und O angehören.

v. 701 *Der do* W; *Einen der* D, *Ayner der* O. Zwecklose zusetzung von *einen* *DO.

v. 721 *Uber* W > *aber* *DO. Die anderen änderungen sind einzeln vorgenommen.

v. 727 f. *Daruf was her na gestorben Und vor hunger vil na vordorben* W; *Daruf her na vorturben Was unde hungirs gestorben* D; *Daruf her nohende vertorben was Und hungers gest. was* O. *was* ist von *DO aus 727 herausgenommen und an den anfang von 728 gesetzt worden, wodurch der hauptsatz zum nebensatz wurde. [O ändert weiter, indem es *was* als reimwort an das ende von 727 zieht; deshalb muß, um den reim wieder herzustellen, auch in v. 728 *was* noch einmal zugesetzt werden.]

v. 746 *uf* fehlt *DO. Die wendung *ahten uf* sollte durch *ahten* c. gen. ersetzt werden; der accusativ *synen hern* in D 748a spricht aber vielleicht dafür, daß trotzdem in der vorlage hier noch der zur ursprünglichen construction passende wortlaut beibehalten worden war. In O ist die stelle weiter in unordnung geraten.

v. 763 *So waz hat si mir gesant* W; *waz hat si mir gesant* DO. Hier dürfte weder W noch DO das richtige haben. Ursprünglich könnte wie in 516 indefinitives *waz* vorgelegen haben, das in W durch umstellung der worte unkenntlich geworden ist, während *DO es kurzerhand wie in v. 512 in das fragepronomen umwandelt; vgl. unten s. 42. Doch ist auch die von Baesecke, anm. zu 420 gegebene erklärung, daß *so waz* W hier als fragepronomen steht, nicht unmöglich.[1])

v. 776 *zu dem ewigen trone* W; *zu der freuden crone* O, *zu der froude schone* D. Die hier zugrunde liegende originallesart dürfte auf grund des biblischen bildes von der krone des ewigen lebens als *zu der ewigen crone* anzusetzen sein; *DO ersetzt *ewigen* durch *freuden.* Die weiteren änderungen in W (verwechslung von *c* mit *t* wie in v. 675) und D sind leicht erklärbar.

v. 806 *gar* W > *her* *DO, um das subject nochmals auszudrücken. Dagegen stand *schire,* das in O fehlt, nach ausweis von D noch in der vorlage; Baesecke hat es jedenfalls mit recht in den text aufgenommen.

v. 834 *Und wil nicht von hinne farn* W > *Ich wil* (*wil mit euch* D) *nindert hin varn* *DO.

v. 887 *bande* (= *bange*) W, > *ande* *DO. Änderung mit rücksicht auf den reim.

v. 890 *Her kunde nicht komen zu lande in vil manchen jaren*] *Von des wilden meres stromen* W; ... *jaren*] *Her mocht ouch nicht gefaren* DO. In *DO steckt noch deutlich erkennbar das von B. in den text gesetzte reimwort *vâren*; es ist aber vom schreiber ebensowenig wie von dem der hs. W verstanden worden. W hat das wort selbst unter verzicht auf den reim aufgegeben, *DO hat das wort als verbum gefaßt und den vers dazu passend umgestaltet.

v. 936 *hute* W, von *DO ausgelassen.

v. 965 *vil* W, in *DO getilgt.

v. 968/9 *wart* W > *was* DO; *hin* W > *do* DO. Beide änderungen bedeuten wesentliche verschlechterungen, namentlich *hin* ist unentbehrlich.

---

[1]) Baesecke verweist nun noch auf Altd. blätter 1, 243 (vgl. K. Burchardt, Das mhd. gedicht von der frauentreue, v. 96 lesarten).

v. 1029—30. D und O zeigen gemeinsam die beseitigung der directen rede, und trotz mancher verschiedenheit übereinstimmung in wichtigen punkten.

v. 1043. *DO setzt *groze* zu.

v. 1059 f. *vor im* W, fehlt DO obwohl inhaltlich schwer zu entbehren.

v. 1074 *den schonsten*] *so ich in i gesach* W > *den ich ie gesach* DO. Beseitigung der ungewöhnlichen wendung.

v. 1078 *uf der selbigen vart* W > *nach der abevart* *DO, zur verdeutlichung geändert.

v. 1133 *umbegreif* W > *ummefing* *DO; einsetzung des gewöhnlicheren ausdrucks.

v. 1148 *Zuhant* W > *iczund(e)* DO. Vielleicht nur ein schreibfehler der vorlage.

v. 1149 *dast* W, *drast* B; > *brachte daz* *DO. Der unverstandene ausdruck ist beseitigt; die änderung wirkt auf v. 1150 (*hirz gewi guldin* D) weiter.

v. 1157 f. *Und blis, daz zu der selbigen stunt Daz horn lutte, und bedutte daz* W; *Und blis daz zu der stunt, Daz horn bedutte daz* O; *Unde blis das zu der stunt, Das bedute aldo das* D. — *DO hat in 1157 *selbigen* getilgt, in v. 1158 hat es offenbar *lutte* 'ertönte' nicht verstanden und deshalb gleichfalls getilgt. Damit ergaben sich constructionsänderungen: *daz* v. 1157 ist in *DO acc.-object zu *blis,* nicht mehr conjunction, *und* v. 1158 verlor seine function und mußte fallen, *daz* v. 1158 — ursprünglich subject zu *bedutte* — wird object, den inhalt von v. 1159 (*sinen zorn und sinen haz*) vorausnehmend. *DO las noch wie O, D hat *horn* als unnötig gestrichen.

v. 1186 f. *Groze libe muz gescheiden sin, Jo, sprach si liber herre min* W; *Eya* (*Unde sprach vil* D) *liber herre min, Unser leben mus do hin* (*muz ein ende* D) *sin* OD. In der versstellung hat W geändert, wie auch Baesecke annimmt; inhaltlich ändert *DO, da es das in der vorlage stehende *lip* (= *liep*) als *lîp* auffaßte.

v. 1188. *DO beseitigt den ihm offenbar nicht geläufigen ausdruck *ein horn irschellen.*

v. 1195 *kûme* W; *kumme* D, *komme* O. Sinnlose änderung des nicht verstandenen *kûme.*

v. 1221 *ein gut wint* W; *ein sturmwint* *DO. Es sollte wohl

ein vermeintlicher fehler verbessert werden; *gut wint* heißt aber hier wohl: ein 'kräftiger' wind.

v. 1232 *Her zu hoffe brachte alsam* W, *Her brachte zusamene sam* (*dar* D) DO. Das echte ist in W versteckt: *zu hoffe* = *ze houf*; *DO hat die wendung nicht verstanden; bei der änderung wirkte vielleicht *alsam* voraus.

v. 1243. *DO läßt *grozen* aus.

v. 1249. *DO setzt das sinnwidrige *ouch* zu; die übrigen heiden wurden gerade nicht gefangen, sondern kamen um.

v. 1256 *Da man hinvur muste gan* W; *Dar vor man m. g.* O, *Darvor muste man g.* D. *hinvur* 'vorbei' von *DO nicht verstanden.

v. 1268 *lebeten* W > *leben* *DO.

v. 1270 *selber* W, metrisch kaum entbehrlich, von *DO ausgelassen.

v. 1307 *herre* W > *gern* O, *gerne lieber* D. Die fortführung der rede in 1308 macht *herre* unentbehrlich. Man ist versucht an ein verhören zu denken; doch zeigen andere verse zur genüge, daß der schreiber von *DO nicht nach dictat, sondern nach vorlage schrieb.

Unter den bisher besprochenen fällen waren schon einige, bei welchen D und O leicht differierten, wo aber doch, ebenso wie bei der großen mehrzahl das gemeinsame ohne weiteres in die augen sprang. Es gibt nun aber eine nicht ganz kleine zahl von stellen, an welchen D und O wesentlich größere verschiedenheit zeigen, wo aber trotzdem noch erkennbar ist, daß beide eine gemeinsame grundlage haben müssen. Ich gebe wieder zuerst *a*) die den versbestand betreffenden fälle.

v. 226—229. An stelle der vier verse in W schreibt O: *Her sprach ein konigreich grande Want yn dem dewezen lande*, D: *Her sprach eyn konig rich unde behende, Wonet yn duczchen landen.* Es ist klar, daß die zusammenziehung auf zwei verse in der vorlage *DO erfolgt sein muß, es ist auch noch zu erkennen, daß die stelle in *DO gelautet hat: *her spr. ein konig rich und grande* u. s. w. D hat *grande* beseitigt, in O ist durch ausfall von *und* eine kleine verwirrung eingetreten. Die möglichkeit, daß die lesart von DO das ursprüngliche böte und W geändert hätte, ist dadurch ausgeschlossen, daß *grande* sonst nie von personen in übertragener bedeutung gebraucht wird.

322 Das in (sie in *D*) nicht herwider uz *WDO*
Triben die aschenbrodele *W* (-ploderer *O*, -cleffenere *D*)
324 { Und slugen in uf seyne gefidere *W*
{ Und geben ym eyn gesludere *D* (*der vers fehlt* O).

Die stelle war schon im original im reim durch wortumstellung verdorben; sie ist von Keim, Anz. fda. 36, 251 wohl richtig hergestellt worden: *daz in nicht triben uz Die aschenbrodele herwidere Und slugen in uf sin gefidere.* W hat die entstellte lesart beibehalten; dagegen scheint in *DO ein versuch gemacht worden zu sein, den reim zu retten. Die reimworte von O 323 und D 324 weisen auf eine beiden hss. zugrunde liegende fassung: *triben die aschenpludere Und geben im ein gesludere.* D und O haben diese fassung beide aufgegeben, da D offenbar mit *aschenpludere,* O mit *gesludere* nichts anzufangen wußte.

v. 555 ff. *An bint mir daz vingerlin Mit gruner side alzuhant Mit uwer snewizen hant* W; *Nu vindet her das vingerlin Mit brauner side alzuhant Under mein flogel mit eur hant* O, *Nu bindet das selbe vingerlin* [zusatz 555a *under den rechten flogel meyn*] *Mit gruner syde alzuhant Daz stoset her an syne hant* D. Die verse 552—555a bilden in D einen fünferreim, schon deshalb ist 555a gewiß unecht; er stand wahrscheinlich in *DO als erklärender zusatz[1]) (nach 182 ff.). O hat wohl eben wegen des fünferreimes die zeile getilgt, aber den inhalt — und das ist dafür beweisend, daß er sie kannte — in den vers 557 gerettet, der von D ganz willkürlich entstellt ist.

v. 577 fehlt in O und lautet in D (*so wil ich on entphan here*) ganz anders als in W, zugleich inhaltlich wenig brauchbar. Der vers fehlte in der vorlage, D hat ihn ergänzt, O zur füllung des reimpaares vor 576 eine zeile eingesetzt. Die änderung des reimes v. 576/7 kommt auf rechnung von D allein.

v. 659—665. Die beiden verse 659 f. hat D wesentlich gleich WB, während O ändert: *wenne es ist mir ertrunchen und in dem mer vorsunchen.* Den folgenden vers läßt O aus, D ändert *Nu thar ich sunder frist,* dann fahren DO fort:

662 ich hab cristum Jhesum her *O*
ich hab unserm hern Jhesu Crist *D*
663 sibzen tausent (hundert *D*) jar
selden (*fehlt D*) versumet daz ist war
unde Oswalt den herren meyn *OD.*

[1]) Baesecke frägt, ob nicht auch schon in *WO.

Grund der änderung ist völliges mißverstehen des ursprünglichen ausdrucks (661) *eines dinges besorgen an einen* 'auf jemanden bauen wegen einer sache' und ebensolches mißverstehen des zusammenhangs der folgenden verse. Man könnte die änderung von v. 661 noch den einzelnen hss. zutrauen, aber sie ist zu eng mit der änderung von 663 ff. verknüpft und muß deshalb wie diese der vorlage zugeteilt werden. Diese ließ wohl v. 661 aus, der von D wieder ergänzt wurde. Aus der ergänzung ist übrigens zu sehen, daß die vorlage noch in 662 das reimwort *crist* hatte. O hat, da es den vers als waise vorfand, den reim geändert.

v. 702 *geslungen in den magen sin* W, *daz im gab di konygin* D, fehlt O. Der vers ist wegen 703 inhaltlich unerträglich, bei einfügung einer interpolation (s. Baesecke s. XXXI) ist hier nicht ausgeglichen worden. In D und O ist der zusammenhang geglättet und ich möchte aus der übereinstimmung in v. 701, wo O überdies durch sein gedankenloses, auf flüchtiges abschreiben hinweisendes *ayn*' für die vorlage die fassung von D sicherstellt, schließen, daß der versuch, hier ordnung zu schaffen, auf *DO zurückgeht. Dort ist offenbar v. 702 unterdrückt worden, D hat das reimpaar ergänzt, während O sich bei der lesart der vorlage beruhigte.

713 Darumbe wil ich so schone
biten got, daz her dir lone *W*,
713 Darumbe wil ich got (gote *D*) schone (-en *O*)
biten, daz her dir zu (*fehlt O*) lone *DO*;
714a Gebe die ewige crone (*nur D*)
715 Und (her *W*) dir sinen *WD* } engel sende *WDO*.
Sinen werden *O* }

Metrische gründe sprechen dafür, daß *got* ursprünglich in den vers 714 gehört, wo *DO es getilgt hat. Ferner muß nach ausweis von O 715 auch *zu lone* schon in *DO gestanden haben, während D 715 zeigt, daß *unde* noch in *DO vorhanden war. Es hieß dort also irrig: *zu lone | unde*. Die hss. haben dann diese unhaltbare lesart verschieden geändert: O streicht *unde*, vergißt aber *zu*, D fügt vers 714a ein. Wollte man annehmen, *DO habe nur *lone* geschrieben, so ist weder 714a in D noch 715 O zu erklären.

823 f. Zuhant do bereit wart
sie musten do wider an di fart *W*,

Zuhant dy berayt worden
si musten wider haym foren *O*,
Al do zcuhant bereit waren
(824 *fehlt*) *D*.

Gemeinsame änderung *DO, hervorgerufen wohl durch das nicht verstandene *bereit(et) wart*[1]) in v. 823, an dessen stelle der zusammenhang eine pluralconstruction, in welcher *bereit* adjectiv war, zu fordern schien. D hat das überkommene dann weiter geändert, indem es das subject *al* einsetzte. Die auslassung von v. 824 geschah wohl infolge abirrens des auges auf den mit demselben wort beginnenden folgenden vers.

v. 1100 ff.] 1100—1103 fehlen O; 1102 f. fehlen D, 1101 ist in D geändert: *von der geschichte her schire*[2]) *quam*. Eine erklärung für das fehlen der verse in O gibt Baesecke s. XXXI. Aber wie würde dazu D passen? Möglich wäre natürlich, daß die auslassung in D ganz selbständig wäre. Ich glaube aber, eine annehmbare lösung ergibt sich auch, wenn wir annehmen, daß *DO aus dem von Baesecke a. a. o. angeführten grund die verse 1102 f. tilgte und 1101 änderte. Der anfang des verses macht es höchst wahrscheinlich, daß *DO *erquam* ('er erschrack sehr infolge der nachricht') schrieb, was D freilich nicht verstanden hat. Auch O konnte die wendung nicht brauchen und half sich durch tilgung des ganzen verspaares.

β) Fälle, welche den wortlaut innerhalb des verses betreffen.

353 f. Her sprach meyn got sal deyn lon seyn
du edle tochter meyn *O*,
Her sprach meyn sal seyn
deyn lon edele tochter meyn *D*.

Umstellung der verse gegen W in *DO; ihre dortige fassung, auf die D und O zurückgehen, ist zu erschließen als: *Her sprach min got sal sin | Din lon edele tohter min*.

v. 493 *denne* W, *aber* D, fehlt O. Das unentbehrliche *denne* wohl in *DO ausgefallen, in D ist der metrisch zu kurz gewordene vers dann wieder gefüllt worden.

v. 499 *lobesam* W, *alsam* D, *schon* O. Es ist kaum annehmbar, daß die lesarten von D und O beide aus *lobesam*

[1]) Oder *beredet wart?*, vgl. Baesecke, anm. zur stelle.
[2]) *schire* entstellt aus *sīre*, schlesisch = *sêre* (Baesecke).

direct hervorgegangen sind; namentlich für O ist dies unwahrscheinlich. Am besten erklärt sich alles, wenn in der vorlage *alsam* 'alles in allem' zu lesen war, was O vielleicht nicht verstand, vielleicht nur aus gründen der reimtechnik änderte.

v. 827 f. art : wenig gutes im getan wart *W*:
watt : *O* / stad : *D* } wenig { man im gutes / gutes man im } tat *DO*.

Die übereinstimmung von D und O in der construction von 828 beweist, daß die änderung in die vorlage zurückreicht; wie aber das reimwort in v. 827 dort lautete, ist kaum festzustellen: *stad*, wie in D, würde immerhin erklärlich machen, daß O aus rücksicht auf den reim weiter änderte.

Ich habe in diesem ganzen abschnitt nur solche fälle besprochen, bei welchen ich überzeugt bin oder doch größte wahrscheinlichkeit sehe, das sich aus formellen oder inhaltlichen indicien eine entscheidung gegen die echtheit der in D und O überlieferten lesart ergibt. Ausgeschieden habe ich insbesondere also alle jene verse, bei welchen mir zweifel kamen, ob nicht vielleicht doch die lesart von W unecht, die von DO richtig[1]) sei, oder wo mir die frage nach echtheit oder unechtheit[2]) nicht zu beantworten schien ohne rücksicht auf den allgemeinen wert der einzelnen hss. Ich habe in den meisten dieser fälle jenem zweifel keine weitere folge gegeben und mich schließlich doch für W entschieden — aber die beweiskraft solcher verse schien mir doch erheblich gemindert.

[1]) Gemeinsames beibehalten des richtigen beweist natürlich keine engere zusammengehörigkeit der hss.

[2]) Die zahl der verschiedenartigen fälle, welche eine entscheidung aus sich allein heraus nicht zulassen, ist nicht gering; ich rechne hierher u. a. folgende verse: 473 f. 477 f. 479. 501. 572 (Baesecke für [illegible] W., ich eher für *man* *DO). 724. 730. 825. 852 (man kann schwanken, ob gesagt werden sollte: Oswald kehrte sofort um [W] oder: Oswald kehrte mit seinem ganzen volk heim [*DO]. Die fortführung in 853 paßt gut zu der zweiten lesart, die erste ist an sich inhaltsreicher, da sie den eifer Oswalds, seinen fehler gutzumachen, zeigt). 873. 876 (*wir* in *DO zugesetzt?). 878 f. 994. 1004. 1006. 1073. 1099. 1135 (*an beide wengelîn* W, *an ir mundelîn* *DO — hat *DO gedankenlos geändert, oder hat W geglaubt, der kuß auf den mund sei unkeusch und deshalb der situation nicht entsprechend?). 1175 f. (zusatz *DO oder tilgung in W?). 1247. 1287 (hier können D und O sehr wohl selbständig geändert haben). 1296. 1297.

Mit ihrer ausscheidung glaube ich erreicht zu haben, daß das material um so zuverlässiger ist und wenn auch einige fälle von anderen vielleicht auch jetzt noch anders bewertet werden, so wird doch die große mehrzahl eine gesicherte grundlage geben für den aus diesen stellen zu ziehenden schluß, daß D und O auf eine gemeinsame vorlage zurückgehen, die nicht zugleich die vorlage von W war.

Nach dem was wir durch das medium von D und O über *DO erkennen können, scheint dies eine hs. gewesen zu sein von ganz ähnlichem charakter wie die drei erhaltenen. Was wir von diesen wissen, daß sie den text aus den verschiedensten gründen nicht fehlerlos überliefern, weil sie bald aus irgendwelcher überlegung heraus, bald aus nachlässigkeit änderungen anbringen, gilt in demselben maße für *DO, auf dessen rechnung ein gutes teil der bisher O zuzuschreibenden änderungen kommt. Natürlich ist aber *DO, da es dem original eine stufe nähersteht als D und O, in vielen punkten noch zuverlässiger als diese; wir werden dies leider nicht überall zu erkennen vermögen. Die hs. enthielt den Oswalt noch vollständig, wie D zeigt; das fehlen des schlusses in O fällt diesem allein zur last. Ein fall wie 824 D legt die annahme nahe, daß die verse abgesetzt waren, aber v. 727 f. O, wo das in *DO den vers 728 beginnende *was* an das ende von 727 kam, spricht dagegen.

Wir müssen immerhin, ehe wir uns bei dem gewonnenen resultat beruhigen, noch die gegenprobe machen und uns die frage stellen, ob sich keine zwingenden belege für engeren zusammenhang zweier anderer hss. ergeben. Möglich wäre theoretisch noch zusammengehörigkeit b) von OW gegenüber D und c) von DW gegenüber O.

b) OW gegen D.

Es gibt selbstverständlich zahlreiche fälle, in welchen die beiden hss. O und W eine lesart gemeinsam bieten, während D abweicht. Die weitaus größte zahl derselben sind ohne weiteres als fehler von D zu erkennen (s. oben s. 12 ff.); die übrigen sind neutral, d. h. es ergibt sich aus rein formellen oder inhaltlichen gründen nichts entscheidendes für oder gegen die echtheit einer der lesarten. Diese fälle müssen auf grund des handschriftenverhältnisses entschieden werden.

c) DW — O.

Nicht ebenso einfach ist die frage für die letzte der möglichen gruppierungen zu beantworten. Die übereinstimmungen zwischen D und W gegen O sind zahlreich, und es ist nicht in allen fällen die lesart von O a priori als falsch zu erkennen. Solche fehler von O liegen zweifellos in den folgenden versen vor: 626 (*slug* DW in O durch das gewöhnlichere *schutte* ersetzt), 1042 (*got* in O zugesetzt; dafür ist dann *herre* in 1044 getilgt), 841 (s. unten), 1068 f. Unter den von Baesecke s. XX ff. zusammengestellten fehlern in O finden sich zahlreiche weitere hierher gehörende fälle.

Eine große zahl anderer fälle ist neutral oder nicht beweisend, so 313 f. (versstellung), 188 (*wider* O, *von ir* W, *von ir ouch* D), 352 (*edeler* DW, *liber* O), 569 (*kile* O, *schiffe* WD; hier ist auch selbständige änderung jeder hs. gut denkbar), 882 (*wildes* O, fehlt DW), 1106 f. (versumstellung), 1193 (*dinen* O richtig, *unsern* DW, die hss. können selbständig geändert haben), 1276; ich muß auf völlige aufzählung der fälle verzichten.

Dagegen stellt uns der rest vor eine schwierige entscheidung.

α) Zum versbestand:

Die von Baesecke aus O in den text aufgenommenen verse 60 a. b fehlen in D und W. Ein zusatz von O können sie nicht sein, da O einen schreibfehler enthält. Am einfachsten käme man mit auslassung in D und W aus. Indessen ist doch mit der möglichkeit zu rechnen, daß die verse ein zusatz sind, der den ausdruck *wuste* verdeutlichen sollte. Der zusatz müßte in der vorlage von O gestanden haben, etwa als randglosse, die von D nicht mit übernommen wurde. Die hier verlangte prägnante bedeutung von *wüeste* 'sittenlos' kann einen solchen zusatz umso leichter erklärlich machen, als sie in mhd. zeit noch recht selten ist.[1]) Die lesart *faste* statt *wuste* in O 60 erklärt sich wohl gleichfalls aus einer in der vorlage bei *wuste* hinzugefügten glosse *waste,* das von O als *vaste* gelesen und dann mit anlautendem *f* geschrieben wurde.

---

[1]) Die belege werden erst im 16. jh. zahlreicher; in derselben zeit tritt auch *Wüstling* literarisch zuerst auf; vgl. Zs. fdwortf. 4, 207 ff.

246 ff. laz] daz schachzagelspil bringen dir.
der heide sprach: nu sage mir
uf di rechten truwe din
von dem schachzagelspil min. *W*;

246 laz] daz schachzagilbret brengen dar.
der heide sprach: das sal geschen zwar
unde sage myr uf die rechte truwe deyn:
was weistu von dem schachzagil meyn? *D*;

246 den schachzagel bring man dir
246a durch kurzwile zuch mit mir.
247 der heide sprach: sage mir,
247a wer hat gesaget dir
248 (*fehlt*)
249 von dem schachzagel meyn?
249a do sprach daz edle rabelein *O*.

Auch hier empfiehlt sich die annahme einer gemeinsamen kürzung in D und W sehr wenig. Dafür könnte höchstens v. 246a sprechen, dessen ausdruck nicht ganz gewöhnlich ist; er ist aber doch nicht so ungebräuchlich, daß man annehmen könnte, er sei nicht verstanden worden (vgl. auch v. 281). Dagegen ist der sinn der frage in O ganz falsch verstanden; der könig will das wissen des raben prüfen, nicht erfragen, woher er es hat; diese frage wäre erst nach der überraschenden antwort des raben am platze. Das entscheidet meines erachtens schon gegen O; hinzu kommt noch, daß O gezwungen ist, zur ergänzung des zur waise gewordenen verses 249 einen weiteren vers einzuschieben. Daß in O ein viererreim (246—247a) entsteht, mag — wenn dies auch kein gegen O streng beweisendes moment ist — immerhin noch hervorgehoben werden.[1])

[1]) Baesecke will v. 247a auch für *DO in anspruch nehmen, die frage *waz weistu* in D 249 sei ein rest davon, D hätte also die verkehrte frage in *DO zu bessern versucht. Dann müßte der reime wegen auch 246a in *DO gestanden haben, wofür Baesecke auch den wortgebrauch anführt: da O *durch* in 215 beseitigt, könne es das wort nicht hier zugefügt haben. Nimmt man B's auffassung an, so würde in diesen versen ein fall von änderung in *DO vorliegen, die in D zum teil beseitigt wäre, sie würden also zu den oben s. 29 ff. besprochenen fällen gehören. Nötig ist B's auffassung nicht: die änderung in v. 215 fällt *DO, nicht O, zur last (siehe oben s. 23), kann also nicht beweisen, daß O gegen das wörtchen *durch* 'wegen' abneigung hat; — und die frage in D 249 kann sich daraus erklären, daß D den zusammenhang zwischen *sage mir* v. 247 und 249 nicht verstand.

v. 1015. 1016	Umbe ein hirz daz sol sin silberin
	und fuwerrot guldin *W*;
	Umme einen hirz der sal silberin seyn
	seyn geris rot guldin *D*
dagegen: 1015	Und pit um ein hirz, daz sol sin
1015a	daz sage ich dir, silberin,
1016	und darzu guldin
1016a	sol auch sin gehurn sin *O*

In Baeseckes ausgabe ist die lesart von O acceptiert; dann müßte für D und W gemeinsame zusammenziehung der verse angenommen werden. Mir scheint dagegen die lesart von O alle charakteristika einer erweiterung zu haben: *daz sage ich dir* 1015a, *und darzu* 1016, *auch* 1016 machen den eindruck von raumfüllseln, auch der viererreim. obwohl auch sonst nicht streng gemieden und auch hier nicht beweisend, ist doch verdächtig. Auch D und W sind freilich nicht fehlerlos. Baesecke vermutet jetzt, daß *silberin* ein zusatz im archetypus *WDO ist, und daß dieser zusatz die änderungen verursacht habe. Ich stimme dieser annahme zu, da auch ein außerhalb unseres textes liegender schwerwiegender sachlicher beleg dafür vorhanden ist. Wolfdietrich B 389 f. hat das hirschabenteuer offenbar aus dem Oswald entlehnt (vgl. H. Schneider, Die gedichte und die sage von Wolfdietrich s. 226) und dort ist nur von dem mit gold umwundenen geweih die rede, nicht aber davon, daß der hirsch selbst silbern gewesen sei: *do kam vil schiere geloufen ein tier vil wunnesam. daz was ein hirz schoener, seht, daz sag ich iu wol: sin gehürn was im bewunden mit golde.* — Endlich sind wir, sobald wir *silberin* streichen, der fatalen notwendigkeit enthoben, hier für *hirz* neutrales geschlecht[1]) anzunehmen, das sonst nicht belegt ist. Reconstruction der stelle s. unten s. 43.

v. 1142 ff.	Der laze und allen (*fehlt* D) beiden
	in rechter kuscheit verscheiden *WD*,
dagegen:	Der laze uns beiden
	in kuscheit verscheiden
	bliben wol gesunt
	nu und zu aller stunt *O*

Baesecke betrachtet die lesart von O als ursprünglich, auf parallelfassung in *WO zurückweisend. Dann müßten D

[1]) Vgl. Baesecke, anm. zur stelle.

und W in gleicher weise ausgewählt haben; eine gemeinsame zwischen *WO und W bez. D liegende vorlage würde das noch nicht erforderlich machen. Weit einfacher ist es anzunehmen, daß O die beiden doch recht sinnwidrigen verse zugesetzt oder aus einer erst in *DO stehenden randglosse abgeschrieben hat. Ihr inhalt ist sicher unursprünglich: nicht um gesundheit, sondern um keuschheit soll gebeten werden.

β) Innerhalb des verses.

v. 281 *furhtsam* DW, *sorcsam* O. Baesecke entscheidet sich für *sorcsam*, aber auch *furhtsam* kann 'vorsichtig' heißen und wird als der weniger gebräuchliche ausdruck einer änderung umso leichter unterliegen. Es ist also keine gemeinsame änderung von D und W anzunehmen.

v. 620 ff. *Do her also* (*dar* D) *geziret wart do stund her in alle der art, ob her* ... DW; dagegen O: (620 fehlt) *do stund er in aller vart also* ... Baesecke setzt *vart* in den text, da W dieses wort in v. 1047 meide, und andererseits auch O *vart* in v. 823 beseitigt, so daß es unwahrscheinlich sein kann, daß es hier das wort neu eingesetzt habe. Aber die änderung in v. 823 ist in *DO, nicht in O, und wegen des ausdrucks *bereit wart* (s. oben s. 31 f.), nicht wegen des reimwortes vorgenommen worden. Andererseits könnte man aus der änderung in 827, wenn dort nur O vorläge, auch abneigung dieser hs. gegen das wort *art* herauslesen, aber auch diese änderung geht auf *DO zurück (s. s. 33). Man wird also hier mit abneigung gegen eines der in betracht kommenden worte am besten nicht operieren, sondern den inhalt den ausschlag geben lassen. Sachlich paßt aber gerade *art*, nicht *vart*, hier ausgezeichnet. Somit wird doch wohl in v. 621 O die änderung vorgenommen haben, ebenso wie es auch allein einen vers (620) fallen läßt.

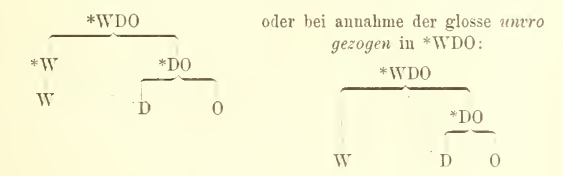
v. 644 *unvorzogen* O; *unvro gezogen* DW. Eine sehr merkwürdige übereinstimmung in einer zweifellos fehlerhaften lesart!

v. 1024 s. unten s. 44.

v. 1047 f. *zu diser frist* : *ist* WD, *zu diser vart* : *wart* OB. Sinngemäß ist für 1048 *ist*, wie DW schreiben; es dürfte doch wohl richtig sein. Nach dem zu 620 ff. gesagten sind wir nicht genötigt, eine abneigung von O gegen *vart* anzunehmen, was natürlich hier die annahme einer änderung in O ausschließen

würde. Wir haben hier vielmehr sogar den zweiten fall, in welchem O *vart* neu einführt.

Der überblick ergab nicht viel. Auch bei den versen, bei welchen die echtheit von DW von vornherein mehr in frage zu stehen schien, brachte eine eingehende überlegung der sachlage doch meist das resultat, daß in O die änderung vorliegt. Der einzige fall, bei welchem damit unter keinen umständen auszukommen ist[1]), findet sich in v. 644, wo D und W einen wichtigen fehler gemeinsam haben. Dieser eine fall kann aber selbstverständlich gegenüber den zahlreichen gemeinsamen fehlern und änderungen von D und O nicht ausreichen, eine gemeinsame vorlage für D und W zu erweisen. Man muß aber annehmen, daß D außer seiner hauptvorlage auch noch eine zweite hs. zu rate gezogen hat, die hier zu W stimmte. W selbst kann es nicht gewesen sein, es ist zu jung; *WDO könnte es nur gewesen sein, wenn die lesart dort schon als glosse[2]) neben dem text stand. Will man das nicht annehmen, so bleibt nur die feststellung einer zwischen *WDO und W vorhandenen zwischenstufe übrig. So erhielten wir eine weitere ergänzung des schemas, das nun so aussieht:



IV. Zum text.

Man mag das so festgestellte verhältnis bedauern. Für die erkenntnis des archetypus *WO(D) wäre es natürlich ge-

---

[1]) In v. 1024 reicht der in D und W vorliegende fehler wohl in das original *WDO zurück; siehe unten s. 44.

[2]) Im text stand wegen O gewiß noch das richtige. — Wer die möglichkeit, daß D neben *DO noch eine zweite vorlage benutzte, ablehnen zu müssen glaubt, muß annehmen, die lesart habe als glosse in *WDO gestanden, und sei ebenfalls noch als glosse von *DO übernommen worden; gerade das scheint mir aber weit unwahrscheinlicher als die annahme einer zweiten vorlage für D.

legentlich wertvoller, wenn D mit O und W direct auf diesen zurückginge. Noch willkommener wäre es, wenn O und W gegen D enger zusammengehörten, denn wir kämen dann eine stufe über das original *WO hinaus. So wie die sachlage in wirklichkeit ist, kann D immerhin helfen, an einigen punkten den text sicherzustellen. Ich gebe im folgenden eine zusammenstellung von vorschlägen zu änderungen[1]) an Baeseckes text, die sich indes nur zum teil auf diese untersuchung des handschriftenverhältnisses gründen. Einige änderungen haben sich mir schon ehe ich D kannte ergeben. In dieser zusammenstellung haben auch die änderungen aufnahme gefunden, die schon im verlauf der untersuchung vorgeschlagen wurden. Wo eine begründung des vorschlags schon an früherer stelle gegeben ist, wird natürlich nur auf diese verwiesen.

v. 60a. b siehe oben s. 35.

v. 109 (vgl. oben s. 23). Vom reim ist *nutze* durch DW gesichert; *nutze were* W, *nutzebar* D, *gwar* O weist deshalb auf ein *nutzewaere* (für *nutzebaere* mit *w* für inlautendes *b*) im archetypus *WDO zurück, das in W nicht verstanden oder nicht geduldet und geändert, in *DO noch in derselben gestalt übernommen wurde; — O hat das wort in dieser form gleichfalls nicht verstanden und beseitigt, während D die normale lautgebung eintreten läßt. Die annahme einer form *nutzewaere* für *WDO würde gut zu der von Baesecke (s. LXXXVII) für den verfasser von **WO_1 postulierten heimat, dem Glatzer gebirge, passen; denn in der grafschaft Glatz sind heute alle inlautenden *b* zu stimmhaftem bilabialem reibelaut geworden (vgl. W. v. Unwerth, Die schlesische mundart § 72).

v. 163 l. *ich ir*. Das pronomen *ir*, das den inhalt von 164 vorwegnimmt, konnte leicht als überflüssig getilgt werden, so in O; W hat es durch das sinnlose *dir* ersetzt.

v. 188 *wider* OB; statt dessen l. *von ir* WD. Ich glaube, daß *ouch* D ebenfalls richtig ist.

v. 223 *liber* W ist unverständlich; die von v. Kraus vorgeschlagene änderung *libes* gibt natürlich einen an sich befriedigenden sinn. Bedenklich ist mir dabei aber, daß der vers das schon 219 gesagte wiederholte.

[1]) Ich bemerke auch hier nochmals, daß an zahlreichen stellen D erst den von Baesecke gewählten text sicherstellt. Ich kann diese natürlich, um nicht zu weitläufig zu werden, nicht besprechen, möchte aber nicht unterlassen, auf die folgenden verse ausdrücklich hinzuweisen: 302. 341. 377. 391. 681. 789. 862. 981. 1021 (*gar*). 1041 (*nider*). 1062 (*alle*). 1068 f. 1083. 1087. 1089. 1092. 1123 (*alle*). 1179. 1212 (*gewern*). 1215 f. 1228. 1262 f. 1267 (*vordint han*). 1291. 1328—32 (D genau = WB). 1344. 1351 1446. 1450.

Besser wäre die fortführung, wenn 223 f. nur sagten: er durfte die wahrheit nicht sagen. Ich vermutete deshalb, daß *vorsweic* nicht in O stand, und Baesecke teilt mir nachträglich mit, daß der apparat einen irrtum enthält und O tatsächlich schreibt: *Her must sich vorczeichn̄ Czw der stund dy warheit.* Wir erhalten aus D und O die tadellose lesart:

Her muste sich vorzi(g)en
zu der stunt der warheit.

In der vorlage von W war der ausdruck durch *vorsweic* glossiert, das in W selbst dann in den text geraten ist.

v. 231 f. ziehe ich die durch D(O) gegebene lesart vor: *der hat ouch bereitet sich mit* ...

v. 246 ff. Richtig sind die verse 246. 247. 248. 249 wie sie W überliefert (in D leicht geändert); vgl. oben s. 36.

v. 262 l. *daz bret was ein wunder starc;* s. oben s. 24.

v. 281 l. (mit DW) *vurhtsam*; s. oben s. 38.

v. 294 ff. W hat die verse 294. 295. 296 (als waise), O 295. 295a. b. 296, D 294. 295. 295b. 296. Baesecke sagt s. XXVIII, W habe allein 'den mildernden zusatz' 294 übernommen, den er als randglosse im original betrachtet. Es ist aber nicht nötig, in 294 eine milderung zu sehen, der vers kann auch die vorbedingung für 295 ff. enthalten. Dann kann die fassung der stelle in D die echte sein; W hätte dann, aus versehen oder wegen 292 f., v. 295b getilgt und O hätte 294 (als sinnwidrig?) gestrichen und um das reimpaar wieder herzustellen 295a zugefügt.

v. 313 f. Die versstellung ist durch DW in der reihenfolge 313. 314 gesichert. Auch inhaltlich scheint 313 besser nur zu 310—312 zu passen, als zu 314; die umstellung in O ist unnötig. Nach *knehten* 314 ein semikolon.

v. 323 f. s. Keim, Anz. fda. 36, 251 und oben s. 29.

v. 325 l. *geteilet*; s. oben s. 19 f.

v. 435 l. *uber mer verre.* *DO hat die alte, von W aufgegebene wendung *uber mer* beibehalten.

v. 442 *im* W, *alle* O, *ym alle* D; l. *im al sin mut.*

v. 447. Ich bevorzuge die lesart *alles* DO, statt *ouch* W.

v. 461 streiche *iz,* das in WD fehlt und in O nur zugesetzt wurde, weil der sinn der stelle nicht verstanden war. Der *daz*-satz v. 462 ist nicht von 461, sondern von 458a bez. 459 abhängig. Subject in v. 461 ist noch *ich*: 'wenn ich sechszehn jahr alt würde und dazu gelangte, d. h. dieses alter erreichte'.

v. 474a. b sind jedenfalls kein jüngerer zusatz von *DO und deshalb mit recht in den text aufgenommen. Aber der wortlaut steht nicht fest. Nötig scheint mir eine negation; denn *Spange* will doch wohl sagen, daß sie von dem himmelreich, von dem der rabe spricht, nichts weiß, also vielleicht unter anlehnung an D *enweiz ich nihtes niht.* Der reim konnte für O wohl ein änderungsgrund sein.

v. 512 f. l. *Hat waz min fridel uber lant mir bi dir her* (?) *gesant.* Über das pron. *waz* s. oben s. 25. Die verbindung von *uber lant* mit *vridel* (mein geliebter in fernem land) scheint mir passender als die von W gewählte stellung.

v. 570 f. *und schicke darin alleine, sinte Oswalt der reine* W, *unde ym schicke allerley lobelich hantwerg allerley* D, fehlen O. Die lesart von W kann unmöglich richtig sein, auch nicht wenn man 572 f. streicht und 575 direct an 571 anschließt (Baesecke s. XXVIII f.). Auch D ist entstellt, steht aber dem echten, wie auch 794 f. zeigen, näher. Wir können die verse wohl mit einiger wahrscheinlichkeit folgendermaßen reconstruieren: *und schícke darín alleinè hántwerg állerleíè* oder *únde schícke darín allein lóbelich hantwerg allerlei.*

v. 598 f. Vers 600 zeigt an, daß *gesmide* wie in *DO das reimwort des zweiten verses war; aber *perlen* stand nach WDO offenbar im ersten vers des reimpaares. Also ist die lesart *DO hier für die textgestaltung zu grunde zu legen; lies: *beide perlen und side purpur und gesmide.* Sobald wir *beide* aufnehmen, ist es ganz unbedenklich, daß jeder vers ungleichartiges enthält: 'sowohl perlen als seide, sowohl purpur als geschmeide von silber und gold'.

v. 622 f. Ich ziehe vor mit D(O) zu lesen: *ob her ein engel hêre uz dem paradise were.* Zum reim *hêre* : *waere* vgl. Baesecke s. LIII.

v. 626 *schutte* OB, l. *slug* DW. O hat den gewöhnlicheren ausdruck, der 653 sicher ist, auch hier eingesetzt.

v. 700 *Her* OW, *Unde* D, *irwuschte* W, *wischte* D, fehlt O; *den fisch* O. *einen* DW. Lies: *her irwischte einen mit dem snabel sin*; *den fisch* von O wohl zur verdeutlichung eingesetzt.

v. 751. Bei annahme der lesart von W ist änderung in *DO schwer verständlich. Es wird umgekehrt wohl mit *DO zu lesen: *Wi bistu gewest so lange* 'wie bist du so lange fort geblieben', ein ausruf, keine frage. Die nicht gewöhnliche wendung hat W beseitigt.

v. 762 streiche mit DW das den vers überfüllende *sinte.*

v. 763 l. *so si waz hat mir gesant*; vgl. oben s. 26.

v. 770 f. *daz laz in genizen sider das dy armen lute* W; *daz laz genizen sey* (*seyne* D) *gelider das seyn* (*dyne* D) *arme lute* DO. Hier liegt das bekannte bild vor, daß Christus (gott) das haupt, die gläubigen die glieder sind. Die specielle deutung auf die armen ist auch sonst belegt; vgl. Altdeutsche predigten (ed. Schönbach) 1, 20, 41 ff. *Seht, alsus wusch Maria Magdalena unserm herre Jesu Christo sin vuze, daz sin di armen: die sol du, mensche, kussen* u. s. w. W, dem Baesecke im wesentlichen folgt, hat das bild nicht verstanden. Ich lese nach *DO *daz laz genizen sin gelider, daz sint di armen lute* [*als ich dich bedute; uber di irbarme dich.* D hat 772, wohl weil es den ausdruck nicht verstand, beseitigt und ändert, um den reim auf 771 zu erhalten, v. 773 in *ubir die dich irbarme lute.* Dadurch wird nun 774 waise, was D nötigt, einen vers (774a) einzufügen: *so wirst du selig sicherlich*].

v. 776 l. *zu der ewigen crone*; s. oben s. 27.

v. 793 *blicken* W, *gelucken* O, das richtige wort, das auch v. Kraus schon vermutet hat, in D *gebicken*; es ist von W und O nicht verstanden worden. Ich glaube nicht, daß wir die form *gebichen* einsetzen müssen; das wort kann als ein ausdruck aus der schiffbautechnik lehnwort aus dem niederdeutschen sein.

v. 796 ff. *DO liest zweifellos richtig: *di man in dem lande irne vinden kan,* relativsatz zu 795. W hat *di man* in v. 796 nicht verstanden und deshalb 797 geändert.

v. 813 besser mit *DO *und vorgaz do des raben* mit directer anknüpfung des verses an 811; denn bei der abfahrt, nicht erst auf dem meere, wie die lesart von W aufgefaßt werden könnte, vergaß er ihn.

v. 841 *na* O, lies *nackt* WD. Baesecke hat sich für O entschieden, das handschriftenverhältnis entscheidet dagegen; O hat jedenfalls wegen *bloz* 842 *nackt* beanstandet, während gerade die formel[1]) 'nackt und bloß' (hier assyndetisch) vorliegt.

v. 882 streiche *wildes,* das in D und W fehlt; O hat es in erinnerung an andere stellen zugesetzt.

v. 925 *Noch* W, lies *Doch* DO. Wir haben einen concessivsatz, der sich an 924 anschließt, dort ist also hinter *was* ein komma zu setzen. Oswald war in not, obwohl er des ringes wegen (s. v. 546 f.) doch nicht umkommen konnte. W hat die construction nicht verstanden und ist vielleicht infolge davon gedankenlos auf *noch* (926) abgeirrt.

v. 928 (der vers fehlt in O) *Brot trinken ezzen unde ir habe* W; *Brot, weyn unde ander habe* D. *Brot* ist durch DW gesichert. Wollte man deshalb aber die lesart von D annehmen, so wäre die änderung in W kaum verständlich. Vielleicht erklärt beide fassungen eine etwa im original vorliegende incongruenz im ausdruck, die sowohl D als W zur änderung veranlaßte. Ich vermute: *brot, trinken und,* wozu auf Warnung 2364 (*niwan trinken und brot*) verwiesen werden kann. W hätte *ezzen* zugefügt, D *trinken* durch *weyn* ersetzt. Im schluß des verses ist wohl *ander* (D) vorzuziehen und dies wort ebenso wie der ganze zusammenhang, in welchem nur von der nahrung die rede ist, deutet darauf hin, daß das reimwort ursprünglich wohl ein anderes war: vielleicht ist *labe* statt *habe* einzusetzen. — Die versstellung 929/30, in allen hss. übereinstimmend, könnte nur mit wesentlicher änderung beibehalten werden (*labe*] *di im ... tohte* | *her ...*). Es ist also jedenfalls ein fehler im original *WDO anzunehmen.

v. 970 *darunder* W, *darumb* O, *dar uber* D, l. *darumbe.* Die lesart von D erklärt sich aus einem *dar ūbe* der vorlage.

v. 982 str. *liebe.*

v. 1003 l. *vil liber* WD. Wahrscheinlich ist *si sprach* metrisch nicht mit zu messen.

v. 1015 f. Die vor dem zusatz von *silberin* (vgl. oben s. 37) vorhandene fassung ist kaum mit voller sicherheit herstellbar. Der satz mit *sol* ist durch alle drei hss. gesichert, in der form *daz sol sin* durch W und D. Man könnte diese worte als einen eingeschobenen selbständigen satz auffassen, dann müßte aber in 1016 eine änderung gegen alle hss. vorgenommen werden: etwa *umb ein hirz* (*daz sol sin*), *des gewi ...*? Ich glaube das nicht, sondern ziehe die worte *daz sol sin* mit dem folgenden vers zusammen, lese also

---

[1]) Belege, die ältesten aus dem 13. jh. bei Walther und Konrad v. Würzburg, s. DWb. 7, 245 f.

um einen hirz, daz sol sin
sin gewige rot guldin

(um einen so beschaffenen hirsch, daß sein geweih rotgolden ist). Eine solche nicht ganz gewöhnliche ausdrucksweise erklärt am besten auch, daß die hss. das bedüfnis hatten zu ändern.

v. 1024. Es muß ein fehler in *WO angenommen werden, wie auch schon Baesecke tut. In D (*unde wie ouch nymāt were*) ist die besserung *nymant* wohl selbständig vorgenommen, nicht ererbt. Der fehler *nimande* erklärt sich wohl aus einem *niman do* im original. Die lesart *wie* D und das abhängigmachen des verses von *saite* (1023) bringt alles in gute ordnung, sie dürfte alt sein; denkbar wäre schon, daß O und W selbständig hier geändert haben, da sie das abhängigkeitsverhältnis nicht verstanden. *ouch* ist durch DW gesichert. Für *jo* W ist kein raum im verse; Baesecke macht mich darauf aufmerksam, daß W *jo* nur im reim auf *nu* meidet, es ist also kein grund vorhanden, der die zufügung von *jo* im versinnern in W unmöglich machte. Ich möchte die stelle also für *WO_1 in folgender gestalt reconstruieren: *und wie ouch niman do were.*

v. 1033 l. *getan solde.*

v. 1042 streiche *got,* das DW fehlt; es ist in O offenbar zur verdeutlichung zugesetzt worden, ist aber wegen *herre* (1044) hier überflüssig. Auf 1105 darf man sich zur stütze für *got* nicht berufen, denn dort ist *got* unentbehrlich, da *herre* (1108) nicht demselben satz angehört. — *nu* W dürfte richtig sein.

v. 1047 lies *frist : ist*; vgl. oben s. 38.

v. 1050 ff. *darumbe wil ich werben zu einer kirchen dir* [1051 a fehlt] W; *darumbe so* (fehlt O) *wil ich dir an* (fehlt O) *erben zu einer kirchen dir dri* (= *di* O) *dorfer hilfstu* (*helfen* O) *mir* DO. Baesecke nimmt für 1050 f. die lesart von W, für 1051 a die von O an; es wäre dann also in 1050 änderung in *DO festzustellen. Wahrscheinlicher ist mir, daß das original den von W nicht verstandenen und deshalb beseitigten ausdruck (*an*)*erben* mit dat. d. pers. und acc. d. sache hatte: einem etwas vermachen. Dann wird auch v. 1051 a, mit dem W nichts anzufangen wußte, in der fassung D verständlich. — Im zusammenhang damit ist auch v. 1053 f. zu bessern, die in allen drei hss. entstellt überliefert sind. Das richtige reimwort ist in DO erhalten *began,* das als transitivum in der bedeutung 'für einen sorgen' möglich ist — so ist es in O zu verstehen —, viel besser aber als reflexivum 'sich ernähren von etwas' mit dem subject *ein prister* D hierher passen würde, und so meines erachtens hier auch anzusetzen ist. Ein reflexives pronomen bietet uns freilich die überlieferung nicht mehr. Seine spur ist aber noch zu finden: es ist schon im original *WDO zu *ich* (v. 1053) entstellt worden (vielleicht eine sandhierscheinung *da sich* > *daz ich* ?). In dieser gestalt ist es in O und W noch vorhanden, in D dagegen ist es, jedenfalls weil der schreiber dies ihm in *DO vorliegende *ich* nicht verstehen konnte, beseitigt. Die entstellung hat dann die weiteren veränderungen in O und W 1054 verursacht, die bei restituierung von *sich* wieder in wegfall kommen.

Die sämtlichen textvorschläge für diese partie werden am überzeugend-

sten sein, wenn ich die verse nochmals im textzusammenhang in der gestalt hierher setze, die ich für die richtige halte:

1050 darumbe wil ich an erben
zu einer kirchen dir
1051 a dri dorfer, hilfstu mir,
also ich si allerbeste habe,
daz sich muge darabe
(*oder*: da sich muge abe?)
ein prister deste baz began
1055 unde in dime dinste bestan.

v. 1091. Durch D und W ist *Und* statt *Daz* gesichert, also: *Und si von* (*uz*? DO) *der burc queme.* Vielleicht war aber *si* ursprünglich ausgelassen. Nach mhd. sprachgebrauch wäre es nichts unerhörtes, wenn aus dem acc. *si* von 1090 für v. 1091 ein nom. *si* stillschweigend zu ergänzen wäre. Ich halte dies für wahrscheinlich, weil D und O[1]) selbständig das pron. *si* 1090 nicht als object verstanden haben und den vers so änderten, daß es, wie in v. 1091, subject wurde (*wi si* ... *queme* O, *wie sie iren fridel neme* D).

v. 1117 f. Ich bevorzuge die lesart von *DO: *und laz sich uf sliezen diser burg sloz gemeine.*

v. 1142 s. oben s. 37.

v. 1150 lies mit D: mit dem *hirzgewie.* Nur das geweih ist nach 1015 f. golden; vgl. oben s. 37.

v. 1151 l. *der liben tohter* mit DW.

v. 1208. Das von Baesecke gegen O und W conjicierte *wil* wird durch D (*und wil das gereden hir* 1208 und *daz ich* ... *wil machen*) scheinbar gestützt. Aber D hat doch wohl nur den in *WDO vorliegenden fehler verbessert.

v. 1229 *Heym vor di straze* W, *Hynwechk* O, *Heym unde weg* D. *Heym* ist durch DW gesichert. Vielleicht sind die lesarten aus *heimwert di straze* entstellt.

v. 1232 l. *her ze houf brachte alsam*; vgl. oben s. 29.

v. 1239 l. *begunde her sich wider in strecken.* Das reimwort und die ganze construction ist durch DW gesichert, umsomehr als D in 1238 *recken* durch *rittern* ersetzt, also änderungsabsichten[2]) hat und dann doch bei *strecken* bleibt. O hat den ausdruck nicht verstanden.

v. 1267 f. Wohl im original fehlerhaft: *uf erden* gehört nicht mit *verdint,* sondern mit *lebeten* zusammen; *di* war 1267 gewiß ursprünglich relativum und nur weil man es nicht mehr als solches verstand, wurde in 1268 *di do* eingesetzt, wobei jedenfalls irgend ein anderes den vers füllendes wort (vielleicht *ie*) geopfert wurde. Ich lese also: *waz verdint han, di uf erden ie* (?) *lebeten wider got.*

---

[1]) W ist ganz unverständlich.

[2]) Welche? Vielleicht war beabsichtigt *rittern* : *begunde er sich strecken wider* zu schreiben, was freilich einen sehr unvollkommenen reim ergeben hätte.

v. 1276 l. *umbe si* DW; O beseitigt den rührenden reim.

v. 1285 f. *offenbar(e):*] *wes der stul were* DO, *wes der stul were aldar* W. Baesecke entscheidet sich für W; dann hätte also *DO eine änderung. Indessen ist mir wahrscheinlicher, daß *aldar* in W zugesetzt ist und der echte reim *offenbaere* : *waere* heißt. Lautlich ist jedenfalls dagegen nichts einzuwenden, und die auffassung erhält eine kräftige stütze durch v. 1298a f., wo *aldar,* das Baesecke dort nach 1285 W einsetzt in keiner hs. steht; alle drei haben das reimwort *weren,* und D überdies wahrscheinlich noch den richtigen ersten vers des reimpaares: *wes die achtberen* (*dri stule weren*); vgl. auch oben s. 20 f.

v. 1313 l. *ir vater sach si und rif si an.* Die wortstellung des satzanfangs ist durch DW gesichert.

v. 1382 (*ge*)*wanken* :] *mit worten und mit werbin* (*werkin?* s. apparat bei B.) W, *mit werken unde mit gedanken* D. Baesecke schreibt: *mit worten und mit werken.* Man könnte denken, D habe den reim in ordnung bringen wollen, umsomehr als es schwer verständlich ist, weshalb ein überliefertes *gedanken* von W geändert wurde. Aber *gedanken* ist andererseits für die umschreibung des begriffes der wahren keuschheit so wichtig[1]), daß wir doch mit der echtheit der lesart rechnen müssen.

v. 1389 f. *wo ich bin in welden mit dem volke oder mit den winden* W, *herre ich sey uff dem wege mit dem volke adyr yn dem walde* D. Baesecke conjiciert *mit den wolken,* was eine gute parallele zu *winden* gibt. Ich bezweifle aber die echtheit von *winden*; denn was soll dieser ausdruck als ortsbestimmung für einen sinn haben? Außerdem ergibt er keinen reim. Andererseits ist das von Baesecke beseitigte *volke* nun auch in D belegt. Ich schlage deshalb vor — ohne conjectur kommen wir hier doch nicht aus — zu lesen: *wo ich bin in welden, mit dem volke oder uf den velden* (im walde, unter den menschen oder auf dem felde) — gewiß nicht sehr sinnvoll, aber doch auch nicht sinnlos und formal ausreichend.

v. 1396 ff. W hat 1397—1399 einen dreireim; das deutet auf eine verderbnis hin, die nun durch D klargelegt wird Darnach ist W aus einem viererreim 1397—1397c auf einen späteren vers, der mit einem der verse des viererreims fast gleichlautet, übergesprungen. D hat die übersprungenen verse, mit ausnahme eines einzigen, beibehalten, freilich nicht in ursprünglicher gestalt, denn es hat die zweite person eingesetzt, als ob Christus angeredet würde. Das paßt dem zusammenhang nach nicht hierher, und D verrät die änderung selbst dadurch, daß es am ende in v. 1399 wieder un-

[1]) Zur völligen umschreibung des begriffes gehört freilich die ganze dreiheit, durch die das gebiet jeder tugend und jeder sünde erst umfassend abgegrenzt wird: werke, worte und gedanken; vgl. z. b. für die ahd. beichte Paul Sprockhoff, Althochdeutsche katechetik, Berlin 1912, s. 26. Entsprechende stellen der mhd. geistlichen literatur sind leicht zu finden; vgl. aus der Dessauer hs. blatt 169[u]: *totliche sunde heissit sinte Augustinus eyne bœse begerunge oddir eyn bœse wort oddir eyn bœse werg, das widdir dy gebot gotis ist.* Es gibt aber kaum eine möglichkeit, diese dreiheit in unserem vers unterzubringen.

vermittelt in die dritte person übergeht. Auch einiges andere ist falsch und außerdem ist ein vers (1397d) waise: *von den snoden juden,* was sich wahrscheinlich so erklärt, daß der schreiber vom echten reimwort des verses 1397d auf das reimwort von 1397e abirrte und so die verse zusammenzog — vielleicht nicht ganz ohne absicht, wenn er nämlich das ausgelassene reimwort nicht verstand. Ich reconstruiere das reimpaar etwa: *von den snoden ruden, den ungetruwen juden*; zur begründung siehe meine anm. zu Heslers Evangelium Nicodemi v. 3131 und 3132. — Setzen wir in der ganzen partie die dritte person wieder ein, fügen den conjicierten vers bei und bessern stillschweigend einige kleinigkeiten[1]), so lauten die verse also:

1396 und der jemerlichen pin,
1397 di her an dem cruze leit
a und gar stille gesweic,
b und der grozen jamerkeit,
c di im wart an geleit
d von den snoden *ruden*
e *den ungetruwen* juden.
f sine bitterliche smerze
g trage ich in minem herzen
1398 und ouch di groze jamerkeit,
di sin libe muter leit.

v. 1425 lies mit D: *drizen die do waren.* W vergrößert die zahl gedankenlos und im widerspruch mit v. 499. Die bemerkung Baeseckes zu 1425 (s. LXXIII) gilt also nur dem schreiber der stelle, nicht dem dichter.

v. 1440 lies mit DW: *heiliger.*

[1]) Vgl. für einzelheiten die collation s. 11.

GIESSEN, 14. januar 1914. KARL HELM.

UNTERSUCHUNGEN ZUR EDDAKRITIK I.

Im folgenden lege ich beobachtungen vor, die ich bei der beschäftigung mit dem codex regius der Edda an ihm und an anderen handschriften gemacht habe. Es werden beobachtungen orthographisch-lautlicher, metrischer und textkritischer art sein. Nur die letzte gruppe beschäftigt sich mit dem Eddatext unmittelbar, im sinne der editionstätigkeit. Von den beiden anderen gruppen gilt dies nur indirect, zumal von dem ersten teil, der zunächst als ein beitrag zur nordischen lautgeschichte angesehen sein möchte.

I. Sprachliches.

Die vocale der nebensilben.

Wie die mittelalterlichen, und z. t. noch die heutigen skandinavischen mundarten, so lassen sich auch die altnordischen handschriften nach der behandlung der endungsvocale einteilen. Ein überblick über die norrönen hss. zeigt vier typen: I. den *e-o*-typus (*i*, *u* fehlen oder sind verschwindende ausnahmen): die ältesten isländischen codices großenteils, rygische urkunden; II. den *i-u*-typus: normal isländisch um 1300, urkunden des (von Hægstad so genannten) 'inneren südwestländischen'; III. den *i-o*-typus: manche ältere isl. und einige norweg. hss.; IV. den mischtypus (*e* mit *i*, *o* mit *u* in verschiedenem verhältnis gemischt, ohne daß die häufigkeit eines vocals so gering ist, daß von verschwindenden ausnahmen die rede sein kann).

Es fragt sich, wie weit diese typen örtliche oder zeitliche verschiedenheiten der aussprache wiedergeben. Früher hat man gelegentlich gemeint, dies sei überhaupt nicht der fall.[1]) Daß das ein irrtum ist, dürfte am deutlichsten aus den heutigen

[1]) Vgl. Sievers, Beitr. 12, 485 über *e-o*; dagegen Kock, Arkiv 5, 85 f.

norweg. dialekten hervorgehen. Das rygische hat bis heute seine alten *e, o* im gegensatz zu den 'inneren' nachbargebieten, die mancherorten ebenso treu an ihren *i, u* festhalten. Die bauern von Stod bei Drontheim sprechen noch die vocalharmonie, die schon in den ältesten tröndischen denkmälern herrscht.[1])

Innerhalb der schriftlichen überlieferung hat besonders der mischtypus aufklärend gewirkt. Es ist klar, daß nicht alle die verschiedenen mischungen dialekte sein können. Viele, vielleicht die meisten, sind mechanisch durch abschreiben entstanden, indem schreiber den typus ihrer vorlage mit der eigenen abweichenden schreibgewohnheit durchsetzten. Aber es gibt gewisse feste verhältnisse, die sprachlich, nicht graphisch zu erklären sind. Ein solches ist die vocalharmonie, die Keyser und Unger 1849 in der legendarischen Olafssaga nachwiesen, und die dann besonders von Axel Kock und M. Hægstad weiter untersucht worden ist. 1881 entdeckte Kock die altschwedische vocalbalanz und wies auf den differenzierenden einfluß des accents hin. So erklären sich u. a. die festen *-ing* und *-ung*, die nicht nur größtenteils der balanz und harmonie trotzen, sondern sich auch innerhalb des *e-o*-typus behaupten. Dank diesen forschungen wissen wir heute, daß vieles, was früher als regellose willkür gelten mußte oder konnte, vielmehr bestimmten gesetzen unterliegt.

Auch der codex regius der Edda bietet auf den ersten blick ein bild weitgehender willkür. Seine sprachform kann dem mischtypus zugerechnet werden. Doch ist sie dem *i-o*-system nahe verwandt. Neben durchaus vorherrschendem *i* steht eine anzahl *e*[2]) und neben den *o* viele *u*. Ist diese mischung schreiberwerk, oder gibt es eine sprachliche ratio für sie?

Von vornherein müssen wir uns klar machen, daß möglicherweise beides der fall ist. Wenn auslautendes *e* mit vorliebe da erscheint, wo der stamm des wortes graphisch verkürzt ist (*m̄e* = *manni*), so spricht dies dafür, daß das ganze wortbild aus der vorlage stammt, und die vermutung stellt sich ein,

[1]) Hægstad, Gamalt Tröndermaal (Kristiania 1899) 1, 97; derselbe, Norvegia 2, 132 ff. und bei Hægstad-Torp, Gamalnorsk Ordbok (1909) XXV f.

[2]) Bugge, Norrœn Fornkvæði VIII f.

daß diese noch mehr *e* hatte als unsere hs.[1]) Allerdings trifft diese vermutung, wie sich unten zeigen wird, kaum das richtige. Aber von einer mechanischen einwirkung des *e*-typus muß doch die rede sein. Und auch eine anzahl *o* lassen sich nicht anders als auf diese weise verstehen. Im großen ganzen aber zeigt die verteilung von *o* und *u* deutlich eine sprachliche gesetzmäßigkeit.

u.

A. Endungen.

a) Auslaut.

1. 3. plur. praet. *u* erscheint in *studdu* Vsp. R 21, 4, *máttu* Lok. 46, 5, *þóttu* Lok. 62, 5, *skriþu* Hu. I 23, 3, *gleymþu* Guðr. II 24, 1. Sonst immer -*o*: *flugo, spurþo, stukko, þurfo, hǫfþo, stigo, lito* u. s. w. u. s. w.

2. cas. obl. der -*ōn*-stämme. *Sagu* Hu. I 39, 2 ist kein vollgültiger *u*-beleg (s. Photogr. ausg. zu 41, 30); sonst nur *gedduna* Reg. pr. Die regel ist auch hier *o*.

3. dat. sg. ntr. adj. *berginu* Reg. Phot. 58, 28. Sonst immer *o*. Dagegen heißt es *einugi* und *vættugi* (Háv. 133, 6. Lok. 1, 2. Am. 40, 3. Fáfn. Phot. 60, 22).

4. nom. acc. pl. der schwachen neutra: *hiǫrto*. Nie -*u*. Ebenso *innar góðo* u. dergl.

5. Im suffigierten pronomen *þú* überwiegt *u*.

b) -*um* steht 23 mal (*vórum* Am. 72, 1. *þóttum* Am. 98, 2. *fórum* Am. 98, 3; sonst im dativ: Háv. 8, 6. 41, 3. Vafþr. 39, 3. Am. 57, 9. Hárb. 50, 4. Lok. 60, 1. Hj. 8, 3. Phot. 46, 28. Hu II 33, 12. Guðr. II 42, 6. Gríp. 26, 8. Reg. 5, 3. sk. 61, 8. 70, 4; immer in *stórum*: Guðr. II 10, 4. Odr. 13, 4. Ghv. 1, 4. Akv. 8, 8. Am. 35, 6. 94, 4). Dazu *málungi* Háv. 67, 3; *einungi* Fáfn. 17, 2. Das normale ist -*om*.

-*ume* (-*umz*) begegnet 16 mal (Grímn. 54, 3. Skírn. 10, 5. 11, 4. Hárb. 13, 6. Reg. 9, 5. Guðr. II 37, 2. Odr. 33, 6. Háv. 47, 4. Am. 29, 3. 78, 3. Hamð. 21, 1. 28, 6. 28, 8; stets *óume*: Skírn. 16, 4. Grímn. 20, 3. Am. 13, 7). Dagegen -*ome* (-*omz*) 44 mal (Phot. 10, 22. 11, 5. 9. 17. 19. 22. 23. 28. 30. 31. 33. 12, 4. 5. 7. 8. 9. 11. 13. 15. 20. 23. 26, 25. 32, 19. 37, 18. 38, 22. 41, 3.[2]) 45, 16. 51, 13. 55, 18. 56, 26. 57, 30. 59, 26. 60, 21. 68, 14. 69, 35. 78, 2. 81, 36. 82, 5. 6. 84, 12. 85, 27. 38. 86, 16).

c) plur. praet. consonantisch endend.

α) -*uz* 25 mal (*gættuz* Vsp. Phot. 1, 13, *settuz* Vkv. 1, 6, ferner Hj. 28, 4. 30 pr. Hu I 53, 8. Guðr. II 16, 6. Am. 97, 5. Sigrdr. 4 pr. Hu II 9, 2. Frá d. S. Phot. 52, 31. Grip. 6, 4. sk. 1, 7. Odr. 23, 3. Akv. 34, 4. Am. 37, 4. 42, 5. 48, 7. 88, 2. 88, 3. 97, 6. Ghv. 7, 7. Háv. 49, 4. Reg. pr. Guðr. II 12, 5. Ghv. 11, 3 — *þóttuz, bǫrþuz,* die je viermal vorkommen, nur mit *u*). -*oz* (-*osk* Phot. 7, 1)

---

[1]) Vgl. Bugge a. a. o.

[2]) *erom* = *er mér*.

nur 11 mal (Phot. 1, 15. 2, 22. 7, 1. 7, 17. 35, 25. 46, 4. 73, 17. 82, 32. 83, 8. 83, 19. 83, 24).

β) *-ut* 6 mal (Lok. 25, 5. Reg. 7, 4. Brot 17, 4. Guðr. II 5, 8. Am. 37, 7. 60, 5), *-ot* 5 mal (Phot. 8, 7. 89, 28 [negat.]. 47, 23. 71, 4. 83, 21).

γ) *-uþ* 10 mal (Lok. 51, 3. Vkv. 40, 3. Hu II 5, 4. Gríp. 31, 1. 31, 4. 37, 1. 49, 8. Am. 39, 6. 48, 4. Guðr. II 3, 5). — *oþ* 17 mal (Phot. 2, 25. 48, 17. 18. 55, 29. 56, 9. 60, 15. 65, 15. 67, 17. 71, 6. 73, 12. 77, 24. 81, 22. 84, 12. 18. 86, 4. 87, 26).

Dagegen zeigen die 3. (und 1.) pl. auf *-oþo(m)* so gut wie immer *o* vor *þ* (*timbroþo, kǫnnoþo, glúpnoþo* u. s. w., zusammen 21 mal, ausnahme nur *snúnuþo* Hárb. 17, 1).

d) nom. plur. auf *-ur*. Ausgeschriebenes *-u(r)* nur in *sǫgur* þr. 10, 6. Die normale schreibung ist *-or* (*stiǫrnor, valkyrior, nǫnnor* u. s. w.). Häufig abgekürzt, vgl. Phot. L.

e) Die endung *ur* der *r*-stämme zeigt dagegen meist *-u*: *móþur* Vafþr. 47, 6. Hj. 11 pr. Gríp. 6, 6. Fáfn. 2, 3. Am. 8, 4. Ghv. 8, 4. *fǫþur* Grímn. pr. 11, 6. Skírn. pr. Hárb. 53, 4. Gríp. 9, 2. Vkv. 39, 6. Reg. 15, 8. Fáfn. 5, 5. Hj. 16, 3. 30 pr. Hu. I 11, 8. II 16, 7. Reg. 11 pr. u. ö. *dóttur* Lok. 42, 2 (sonst abgekürzt). *bróþur* Grímn. pr. Skírn. 16, 6. Hym. 23, 8. Lok. 17, 6. Reg. 12, 1. Fáfn. 36, 5. sk. 37, 6; dagegen *bróþor* sk. 20, 3. 34, 8. Stets *systor* (Lok. 36, 4. Reg. 11 pr. 23, 4. sk. 27, 3. Ghv. 2, 6. 5, 8). Vgl. Bugge XVf.

B. Ableitungen.

a) *-ul(l)* zeigt nie *-o-*: *Skǫgul* Vsp. R 31, 6. 8. Grímn. 36, 3. sk. 40, 4. *Gǫndul* Vsp. 31, 7. *Fimbul-* Vsp. 57, 5. Háv. 103, 7. 140, 1. Grímn. 27, 4. *þǫgull* Háv. 6, 4. Hj. 5 pr. *álfrǫþull* Skírn. 4, 4. 47, 2. *tiǫsull* Skírn. 29, 2. *Gipul, Gǫpul, Gǫmul, Geirvimul, Geirǫnul* Grímn. *ǫngul* Hym. 22, 1. *skǫkuls* Hym. 37, 5. *Rǫþuls-* Hj. 6, 4. 43, 4. *simul* Hu. I 42, 8. *mǫndul-* Hu. II 3, 8. 4, 4. *giǫfull* Gríp. 7, 5. *sǫþul-* Guðr. II 4, 5. Odr. 2, 8. Akv. 4, 5. *bituls* Akv. 28, 4. *ǫtul* (sg. fem.) Hu. I 38, 3. Am. 46, 1 (pl. ntr.) Hu. II 4, 13. Vgl. '*Sólfiull*' Phot. 40, 3. Dagegen *verold* Phot. 3, 31.

b) *-ur(r)*: *-þinur* Vsp. R 57, 3. *fiǫturr* Háv. 149, 6. Vkv. 24, 3. Hu. II 29 pr. 30, 6. *ǫgur* Hárb. 13, 3. Vkv. 41, 5. *krǫpturligan* Hym. 28, 7. *iǫfur* Hu. I 55, 7. II 16, 3. Gríp. 14, 3. — *Sviþurr* Grímn. 50, 1. *Viþurr* Grímn. 49, 7. *Lóðurr* Phot. 2, 5. *Bǫmburr* Vsp. R 11, 6. *iǫður* ('*iodyr*') Phot. 1, 10. — *Sigurþr, ǫndurþan* Am. 53, 4, *ǫndugi* Akv. 36, 8.

Dagegen stets *ǫnnor* (Grímn. 28, 2. Hárb. 56, 4. Hym. 8, 5. Vkv. 2, 5. Hj. pr. Am. 30, 4. Vsp. R 31, 6. Fáfn. 33, nie abgekürzt), *okkor* (Hj. 33, 4. sk. 38, 2. 61, 2. Helr. 3, 3, nie abgekürzt), *ykkor* (Vkv. 36, 8. Hamð. 3, 1, desgl.), *yþor* (Skírn. 18, 6. Brot 16, 9, desgl.), *sumor* Vsp. R 40, 6; in mittelsilbe *slævorom* Lok. 22, 6. 23, 3; nur *o* kennen die formen von *nokkorr* (*nøkkorr* Vsp. R 39, 6, *nøkkorn* Hj. pr., *nøkkoro* Hj. 11 pr. Hu. II 18 pr., *nøkkorom* sk. 56, 2, *nøkkor* Helr. pr., *nøkkoþ* Hu. I 5, 8). — Außerdem *véorr* Vsp. R 53, 6, Hym. 11, 10. 17, 1. 21, 7, *tívor* Vsp R 32, 2, *Svíorr* Vsp. R 13, 4, *ógorlig* Hu I 29, 5, *kǫgorsveini* Hárb. 13, 5, *Miskorblinda* Hym. Vgl. *Bivǫrr, Bavǫrr* Vsp. 11, 5.

c) *-un-*: *iǫtuns* Vsp. R 36, 11, *iǫtun* Vsp. R 47, 4. Háv. 104, 1 (und so

immer). *iǫrmun-* Vsp. R 47, 3. Grímn. 20, 3. *niǫrun* Alv. 30, 6. *eliun* sk. 1, 8. *ómun* sk. 71, 5. *þrǫmmun* Am. 17, 7. *níundi, níundo, níundir* Grímn. 14, 1. Skírn 21, 6. Hj. 28, 1. *Iþunn* Lok. pr., 17, 1. *hǫrund* Frá d. S. *Vǫlundr* Vkv. *Ingunar* Lok. 43, 2.

Die meisten verbalabstracta haben *-on*: *farsynion* Phot. 26, 25. *svipon* Reg. 19, 6. 20, 3. *hvǫton* Gríp. 50, 2. *hvǫrfon* sk. 37, 1. *flaugon* Am. 25, 4. *skrækton* Am. 64, 8. *svǫrfon* Am. 76, 4. Ebenso stets *morgon(n)*, *Gefion* (Lok. 20, 1. 21, 3), *mannlíkon* Phot. 1, 22. In mittelsilbe *líðondom* Hu. I 24, 6, Fáfn. 41, 4. *sitiondom* Sigrdr. 3, 6. *vegondom* Guðr. II 4, 8. Vgl. *'vǫlondom'* Phot. 89, 5.

d) *-ug-*: *blóðugr* Reg. 26, 1, *blóðugri* Hu. II 44, 3, *blóðugt* Háv. 37, 4. II 45, 9. sk. 32, 6. Akv. 21, 3. 22, 3. 29, 5. *móðugr* Hym. 5, 6. 21, 2, *móðug* Guðr. I 2, 7. 5, 3. 11, 3. Akv. 36, 5. *málugr* Háv. 103, 4, *málugra* Hym. 38, 4. *gǫfugr* Grímn. 19, 9. Hj. pr. Hu. I 49, 7. Fáfn. 2, 1. *ǫflugr* Hym. 39, 1. Vkv. 37, 7. *hróðugr* Lok. 45, 4. sk. 46, 1. *þrúðugr* Þr. 17, 2. *tǫttrughypia* Hu. I 43, 7. *gráðugr* Háv. 20, 1. Gríp. 11, 3, *gráðug* Hj. 16, 2. Hamð. 29, 5. *hǫrmug* Guðr. III 4, 7. *nauþug* Akv. 35, 5. *úrughlýra* Phot. 73, 15. Dazu *sifiugom* (l. *sifiungom*?) Gríp. 50, 6. Auch *einugi* Phot. 60, 22, *vettugi* Phot. 83, 16 (s. o. s. 50); *ǫndugi* Akv. 36, 8.

Dagegen *hrædreyrog* Akv. 36, 3, *tárokhlýra* Ghv. 9, 6 und regelmäßig *heilog* (Grímn. 22, 3. 29, 9. Lok. 11, 3. Hu I 1, 3. Fáfn. 26, 3. Vsp. R 6, 3. Lok. 11, 3).

e) *-uþ-*: *miǫtuðr* Vsp. R 45, 2. sk. 71, 3. Odr. 16, 8. *Sváauðr* Vafþr. 27, 3. 29, 2. 35, 2. *hripuðr* Grímn. 1, 1. *grafvǫlluðr* Grímn. 34, 6. *Hnikuðr* Grímn. 48, 2. — *skrautuðr* Lok. 15, 3. *hviðuð* Alv. 20, 6. *hrǫðuð* Alv. 26, 6. *svipuð* Hu. I 47, 3. *glǫtuðr* Brot 13, 3. 18, 5. *hvǫtuð* Guðr. II 31, 11. *vǫrnuð* Akv. 8, 4. *fǫgnuð* Háv. 130, 7. *hǫfuðit* Hárb. 15, 4, *hǫfuðs* Reg. 6, 3 (sonst abgekürzt).

Dagegen *gneggioð* Alv. 20, 3. *Svegioð* Hu. I 47, 3. *sǫknoð* sk. 13, 14. *'vœoþr'* Alv. 20, 2. Vgl. *munoð* Háv. 79, 3 neben *munuð* Hu. I 5, 4. Odr. 24, 4.

Auch *skǫpuð* Háv. 84, 5. Vafþr. 21, 2. 29, 2. 35, 2. Grímn. 40, 2. 41, 6. Reg. 6, 5. *hundruð* Grímn. 23, 1. 4. 24, 1. Hym. 8, 4. *-huguð* Hu. II 11, 3. Reg. 11, 2. Guðr. I 5, 5. 11, 5. Am. 76, 5. Ghv. 1, 5. *-lituð* Hj. 7, 3. *-hǫfðuð* Hu. I 24, 5; *hǫfðuðom* Skírn. 31, 1. *kǫlluð* Hu. II 51 pr. *gǫfguð* Guðr. II 26, 7.

Dagegen *sofnoð* Sigrdr. 2, 2. *fǫstnoð* Hu. II 16, 2. sk. 24, 1. *-undoð* sk. 48, 2. *litkoð* sk. 69, 4. *tioldoð* Hlr. pr. *hyggioð* Guðr. II 17, 4. *kǫlloð* Hamð. pr. *hundroð* Vkv. 7, 7. Guðr. III 7, 1. Hamð. 22, 8.

Vgl. oben *A, c, γ*.

f) *-ust-*: *þiónustomenn* Lok. pr. (3 mal). *unnusto* Hj. 30 pr., *unnusta* Odr. pr. Auch *gǫfugligust* Hj. 5 pr., *verðust* sk. 32, 2. Dagegen *orkosto* Am. 62, 9 (vgl. Bj. Ólsen, Festskrift til Wimmer 1909, 157 f.) und stets *orrosta, orrosto*.

g) *-ung-*: vereinzelt erscheint *-ong-*: *yggiongr* Phot. 2, 25, *naóngr* 78, 35; vgl. *'óng'* 70, 29.

C. Die formen von *muno* haben *u*: *munt, mundo, mun, munom, munoð, munda* (doch *mana þú* Guðr. I 21, 5). Die von *skolo* dagegen zeigen an den wenigen stellen, wo der stammvocal ausgeschrieben ist, *o* (*skolom* Gríp. 38, 2. Helr. 14, 5, *skoluð* Am. 48, 4, *skolo* Háv. 21, 2, doch *skœluð* Am. 39, 6).

Unser überblick zeigt:

1. Im auslaut ist *-o* so gut wie alleinherrschend.

2. Im inlaut bestehen erhebliche unterschiede zwischen endungen einerseits, ableitungen andererseits. Die letzteren zeigen so hohe procentsätze von *u*, wie die endungen auch nicht annähernd zu erreichen pflegen. Man kann sagen: der normale vocal der ableitungen ist *u*, der endungen *o*.

Im einzelnen ist folgendes zu bemerken:

a) Endungen.

-om überwiegt *-um* viel stärker, als *-omk* die *-umk* überwiegt.[1]) Daß dies kein zufall ist, dafür sprechen die reflexivformen der 3. plur. praet. Hier finden wir sogar 25 *-uz* neben nur 11 *-oz*. Der grund ist vielleicht im accent zu suchen: der in der ultima geschwundene vocal hat etwas von seinem nachdruck auf die paenultima vererbt, und so sind für die behandlung des *u*-lautes ähnliche bedingungen geschaffen worden wie in den unten zu besprechenden ableitungen.[2]) Wenn trotzdem das verhältnis der schreibungen hier bedeutend ungünstiger liegt, so erklärt sich dies durch die analogie der 1. plur. auf *-om* und der nicht verlängerten 3. plur. praet. Der befund der norrönen formen auf *-omk, -omz* zeigt, daß gerade hier, wo der codex regius verhältnismäßig so viele *o* hat, die associationen sehr lebhaft gespielt haben; z. b. ist *ráðomk* (Loddfáfn.) eine 1. sing. nach dem muster der 1. plur., *skiliomk* (Gríp.) eine 1. plur. nach dem muster der 1. sing.

In der 2. plur. praet. stellen die *-uþ* (*-ut*) eine starke minderheit dar. Hier muß man wohl an lautliche einwirkung des *þ* denken, das auch sonst *u* gegenüber *o* zu begünstigen scheint.[3]) Jedenfalls tritt der wortschluß *-uþ* auffallend hervor. In nominalen typen auf urgerm. *-ōþō* (*skǫpuð, hǫfðuð*) ist er häufiger als *-oþ* (s. unten). In der 2. plur. praet. kann er sich weniger breit machen, weil die *-om* und *-o* der anderen personen entgegenwirken.

---

[1]) In der seltenen endung *-umz* herrscht umgekehrt das *-u* (*gorþumz*, 3 *þóttumz* : 1 *þóttomz*).

[2]) Vgl. aschw. *kalladhus* : *kalladho,* Kock, Skandinav. archiv 1, 31, Noreen, Altn. gramm. 2, 132.

[3]) Tamm, Uppsala Studier 24.

b) Ableitungen.

Es steht i. a. *u*, soweit altes *u* zugrunde liegt. Die *o* erklären sich meistens auf den ersten blick etymologisch; in einer minderzahl von fällen daraus, daß es sich um veraltete wörter oder namen handelt; selten sind sie anderer art.

Am reichsten nach beiden seiten ist das material bei *-ur*, *-or*. Man vergleiche z. b. die je mehrfach geschriebenen *iǫfurr*, *fiǫturr* mit den regelmäßigen *ǫnnor, okkorr, slævorom*. — Veraltet sind *véorr, tívor*. Sie weisen wohl auf eine vorlage von der art jener ältesten handschriften, die das *o* viel weiter ausdehnen, dieselbe vorlage, aus der auch die vereinzelten *v* (für intervocalisches *f*) und *ǫ́* stammen dürften. — Beachtenswert sind die durchstehenden *noccorr* u.s.w. *Ógorlig* gegenüber *krǫpturligan* verdankt sein *-or* einer assimilation (vocalharmonie). Die verwandtschaftsnamen stellen sich überwiegend (abgesehen besonders von *systor*) zu den ableitungen, nicht zu den endungen.

Die adjectiva auf *-ugr* (vgl. urn. *ansugas*, Myklebostad, got. *handugs*) pflegen das *-u-* zu bewahren. Diesem typus haben sich angeschlossen *einugi, vettugi* (mit nebenton auf dem *-u*, gegenüber *eino*). Dagegen heißt es regelmäßig *heilog* (fem. sg. und ntr. pl.), und danach richten sich durch irrtum des schreibers zwei vereinzelte formen, der neutrale plural *hrædreyrog* und das als fem. zu *-agr* mißdeutete *tárok-hlýra*.

Altes *-una* in dem häufigen *iǫtunn* und sonst hat neben sich das *-on* der weiblichen verbalabstracta wie *fursynion* und des neutralen plurals *mannlíkon*. — Das isolierte '*amon*' Vkv. 17, 1 ist ntr. pl. und steht wohl durch mißdeutung für *ámun* (vgl. *ámunir* Hu. II 11, 7). Umgekehrt zeigen *þrǫmmun* und vielleicht ein paar andere fem. unregelmäßiges *-un*. Beachtenswert sind *morgonn* (vgl. *aptann*) und *Gefion* gegenüber *Iðunn*.

Das formans *-und* mit altem *u* lautet regelmäßig so (z. b. *níund, níundir* gegen *nío*), im gegensatz zu den ebenso consequent geschriebenen *líðondom* u. dgl., die innerhalb der hs. selbst durch *brennandom* Háv. 100, 4 beleuchtet werden.

Hǫfuð erscheint an den beiden stellen, wo es ausgeschrieben ist, wie zu erwarten, mit *u*: vgl. lat. *caput*.

Die nomina agentis auf *-uðr* haben meist *u*: *miǫtuðr* = aengl. *meotod*. Es unterliegt keinem zweifel, daß dieser typus

zurückführt auf urgerm. *-uþ-*, das mit *-iþ-* ablautete (ahd. *helid* : altn. *hǫlðr,* Brugmann, Grundriß 2, 369). Es ist jedoch vermischung eingetreten mit dem abstracta bildenden *-ōðuz.* Dieses steckt sicher in den abstracta *fǫgnuð, vǫrnuð* (acc.), wo also das nach dem allgemeinen system des cod. reg. zu erwartende *o* zu *u* geworden ist. Dieselbe wirkung des *þ* zeigt der name *Níðuðr* (< *Níð-hǫðr*), gen. *Níðaðar.*[1]) Von dem wechsel *u* : *a* zeugen im cod. reg. sonst nur (*farnaðr*?) *metnaðr, mánaðr* (neben pl. *mánuðr* in W: Rígsþ.); *gǫtvaðr,* insofern hier das *a* wohl auf ausgleichung beruht, die z. t. durch daneben stehende *on*-verben (*metnaz, gǫtva*) befördert wurde. Doch ist anzunehmen, daß auch im regius *Váfuðr, Svásuðr* die gen. *Váfaðar, Svásaðar* bilden würden (so Sn. E 1, 350, Fgsk. 41, 18, Hkr. 1, 214, 3, Egill str. 54, 4; Sn. E 1, 332). Altes und secundäres *u* sind in dieser stellung untrennbar zusammengefallen. — Die 4 schreibungen mit *-oþ* (3 nomina agentis, 1 abstractum; dazu einmaliges *munoþ*) werden nachwirkungen einer anders gearteten vorlage sein.

Unmittelbar sprachlich bedingt dürften dagegen die 13 *glýioð, hundroð* sein neben 24 entsprechenden *-uð.* Denn diese *u* (*o*) wechselten mit *a* wie *heilog* mit *heilagr, heilagrar, ǫnnor* mit *annat, annarri, líðondom* mit *líðandi.*

Wo die folgende silbe *o* enthält, ist der wandel *oþ* zu *uþ* ausgeblieben (*hundroðom, brynioðom, kǫnnoðo, lofoðo, orkoðom,* 25 fälle; ausnahmen nur *þríhǫfðuðom* Skírn. 31, 1 und das vocalharmonische *snúnuðo* Hárb. 7, 1).

Das *u* von lat. *bibulus,* got. *sakuls* erscheint in zahlreichen adjectivischen und substantivischen bildungen immer als *u*: *þǫgull, Skǫgul, sǫðull.* *-ol*(*l*) kennt der codex überhaupt nicht. Auch *u*-umgelautetes *-al-* zeigt *u* in dem dreimaligen *ǫtul,* fem.

---

[1]) *Geirraðar* Grímn. 49, 2 (vgl. *Geirraðar* in **W** und **U**, Sn. E 1, 268. 284. 286. 288 und Noreen, Gramm. 1, 241 f., dessen auffassung mir nicht richtig scheint) zeigt, daß auch dieser name ein *-hǫðr* enthält, vgl. den valkyriennamen *Geirahǫð* Grímn. 36, 6 **WrUT**. Der nom. begegnet in der dem regius gemäßen form *Geirruðr* im Wormianus Sn. E 1, 284, 19. Unser codex kennt nur *Geirrøðr* (ebenso **A** und die andern hss. der Sn. E) und neben *Geirraðar* : *Geirrøðar* (dies auch in **A** und Sn. E außer **W**), formen, die auf vermischung mit dem typus *Guðrøðr* (< *-*freðuʀ*) beruhen. Ähnlich unsicher war man bei '*Knefrøðr*'; das einmalige *Knefruðr* in **R** ist schwerlich bloßer schreibfehler.

sg. und ntr. plur. zu *atall,* und vielleicht in *Gǫmul* und ein paar anderen fällen. Vermutlich haben wir hier eine wirkung des *l* anzuerkennen, die der des *þ* vergleichbar wäre.

Die regeln über die verteilung von *u, o,* die der cod. reg. erkennen läßt, finden sich ähnlich auch in anderen hss.

Wir vergleichen zunächst äußerlich, nach inlaut und auslaut. — Wir vergenwärtigen uns, daß von den etwa 240 nicht haupttonigen *u* des cod. reg., abgesehen von *þú* und von *urþua it* Ghv. 3, 1, nur 5 im auslaut stehen[1]), wo also *o* fast unumschränkt herrscht. Einige der älteren isl. hss. verfahren mit ihren minderheiten von *u* so:

Plac.	zeigt von	39 *u*	33	im inlaut	
237	„ „	7 *u*	alle	„ „	
1812	„ „	40 *u*	37	„ „	(ed. Larsson s. XII)
645[2])	„ „	36 *u*	30	„ „	

Reykiaholts Máldagi III schreibt *kirkiur,* aber *messo.* Auch Stockh. Hom. hat unter seinen *u* nur wenige im auslaut (*tungu*; dagegen *verþuct, óbeiþull, stórum*).

Diese hss. stimmen also im großen ganzen mit dem cod. reg. überein. Das verhältnis zwischen auslaut und inlaut ist nahe verwandt, am deutlichsten was die weitgehende *u*-freiheit des auslauts betrifft.[3])

Aber auch die feineren regeln für den inlaut kehren in anderen quellen wieder.

1. Die ältesten bruchstücke der legendarischen Ólafssaga (ed. Storm, Kristiania 1893) zeigen im ganzen eine nahe

---

[1]) Mit der verteilung der *u, o* überhaupt auf die beiden stellungen hat dies wenig oder nichts zu tun. In der Placitúsdrápa begegnen 69 gedeckte, 60 ungedeckte *o, u.*

[2]) s. 1—30, 108—130.

[3]) Die *u* gegen die harmonieregel, die Wadstein beim I. und II. schreiber des norwegischen Homilienbuches gefunden hat, stehen fast alle im inlaut; z. b. von den 42 *u* hinter *æ* 41 vor *-m,* die 50 hinter *ǫ* sämtlich vor *-m.* Andererseits sind unter den unregelmäßigen *o* sehr viele auslautende; z. b. bei II überwiegend *myclo* (gegen *myclum*), *fyrsto,* vgl. *lito* Ólafssaga 1894, 27. — 14 ungedeckte end-*u,* die ich aus dem Ágrip notiert habe, stehen sämtlich im einklang mit der tröndischen vocalharmonie — nach maßgabe von Hægstad, Gam. Tröndermaal s. 78 f. —; auslautende *-o* dagegen stehen oft gegen diese harmonie, z. b. *skyldo.* — Man hat versucht,

verwandte sprache: in den endungen *i* mit vereinzeltem *e* (*enne næsto* 11, 15), *o* mit selteneren *u*; die *u* stehen in *hǫþung, konungr* und *Onundr* (mehrfach), in *fránǫlꝰns* 4, 30 (ahd. *alunt*, alts. *alund*), in *gráþugs* 5, 7 und *leiruct* 6, 32, je einmal in *fǫþur* 8, 4 und *þóttumc* 6, 14. Wir erkennen die *u*-kategorien des cod. reg. Wie dort begegnet auch hier neben *-umk* dreimal häufigeres *-omk* (*þottomk* 10, 11, *þycciomc* 3, 8 *qvæmomk* 6, 5) und nur *o* in *nocqvor* u. s. w. (11, 12 u. ö.). Bei den *r*-stämmen ist das in R seltenere *-or* in der mehrheit (3 *fǫþor*, je 1 *dóttor, systor*), und es finden sich sogar [*go*]*fogr* (7, 18) und *hǫfoþs* (11, 20): einflüsse des einförmigen *o*-typus, der ja auch im regius extreme spuren zurückgelassen hat. Dafür haben die fragmente wiederum *vóro* (11, 9. 11, 13), *qvóþo* (11, 16), *vóþom* (10, 3, dat. plur.) in übereinstimmung mit R und ebenso das relativum *er* neben *þars* (6, 13).[1])

Das material wird vermehrt durch die jüngeren fragmente VII und VIII. Sie sind nach Storm stücke einer abschrift des manuscripts, zu dem I—VI gehört haben. Dies bestätigen die endsilbenvocale: nur 16 *u*, darunter *ǫngulseyiar*, 2 *gǫfugligr, mundu* (= *munt þú*), *munuð*. Diese fälle haben keine *o* zur seite und stammen (ebenso wie einige *-e, -s, of*) vermutlich aus der vorlage, während die übrigen *u*-schreibungen mehrheiten — meist sehr starke — von *o* neben sich haben (abgesehen von 3 *-uðo*, die von R abweichen). Neben *gørþuz, funduz* (12, 21. 12, 33) steht 1 *gørðoz*, dagegen 1 *drápu* (13, 4) neben zahlreichen *lendo, bundo, fengo* u. s. w., 1 *orðū* (13, 31) neben zahlreichen *oðrom, sínom, lengom* u. s. w.

---

die *u* aus den vocalen der wurzelsilbe zu erklären. So halten Larsson und Noreen (I § 139, 1) es für bedeutsam, daß z. b. in AM 645 *u* gerne auf *ø* = *ǫ* folgt. Diese beobachtung bedürfte der gegenprobe mit *o*. Es besteht der verdacht, daß vor *o* die producte des *u*-umlauts entsprechend stark vertreten sind wie vor *u*. Gegenüber Wadstein wies neuerdings Hægstad wiederholt darauf hin, daß die 'unregelmäßigen' *u* im norw. Homilienbuch ihre bewahrung consonantischem schutz verdanken.

[1]) Das graphische weicht stärker ab: *u*-umlaut des *á* bezeichnet (*hónom, háþung*), *é* und *ǽ* auseinandergehalten; *ð* viel häufiger als in R, auch im auslaut, inconsequent wechselnd mit *þ*, u. a. — Höheres alter als R ist unbestreitbar. Storm (s. 8) spricht von einem 'deutlichen schwanken in der vocalbezeichnung zwischen älterem und jüngeren' gebrauch. Dies läßt sich höchstens aufrecht erhalten für die formen des artikels.

2. Die zweite hand des pergamentcodex der Þidrekssaga (Bertelsens ausg. 1, 77, 9 — 282, 10; 351—364) schreibt in nebensilben *i* mit wenigen *e* und *o* gemischt mit *u*. Im anfang überwiegt o[1], gegen ende aber wird *u* häufiger.[2] Z. t. wechseln beide regellos (*vicur* 100, 6 : *sinor* 130, 6, *brynhosor* 136, 5 u. ö.; *veizlunnar* 215, 18, *smiðivnni* 104, 12 : *smiðionnar* 105, 2; *dóttur* 121, 8 : *dóttor* 125, 6; *þóttvz* 107, 4 : *þóttoz* 150, 16; *stemnu* 78, 3 : *stefno* 78, 10; *lívinu* 148, 16 : *lívino* 148, 15; *nauðulega* 195, 10 : *nauðolega* 205, 7; stärkste concurrenz macht *u* dem *o* in der endung *-om*). Aber gewisse kategorien zeigen mehr oder weniger festen vocal. So haben die häufigen formen des pronomens *noccorr* *o* (*noccur* 213, 9). Dagegen haben *u*: 1. *diǫrfung* 246, 7, *á launungo* 112, 14, *scarungr* 280, 11, *Niflunga* 282, 5, *Amlungr, Amlungatrausti, í Amlunga landi, Ísungr, Mimung, Níðungr* (dagegen stets *konongr* mit vocalharmonie, also *Níðungr konongr,* nur 1 mal *Níðongr k.* 101, 4). 2. *harund* 355, 2, *Vǫlund(a)r* 105, 10; 106, 3 (dagegen 105, 13 *Volond*). 3. Stets (sehr oft) *havuð* (*hovuð* 90, 11). 4. Stets *tígurlegr* (133, 9. 134, 2. 163, 3. 167, 15. 171, 17. 221, 5. 223, 7 u. ö.). 5. *fiǫturr* 94, 13 (dagegen *annor* 142, 14. 144, 11 neben *annur*). 6. *listugr* 96, 9, *aflugri* 227, 16, *gafugs* 252, 14. *gafuglegsta* 248, 15, dazu *neisulega* 215, 4 (dagegen *nauðolega* neben *-ulega,* s. o., *ógorlect* 192, 121); *Sigurðar* 229, 10. Zu den ausnahmen tritt noch *saðoll* 137, 14.

3. AM 645 hat in nebensilben 2803 *o* und nur 114 *u, v* (nach Larssons vorrede zu seiner ausgabe XLVI). Also verhalten sich *o* : *u* etwa wie 25 : 1.

Dagegen in gewissen kategorien ist das verhältnis ein

[1]) Hægstad, Gam. Trönd. s. 97 spricht von einem dialekt mit den endungen *i-o*.

[2]) s. 77—85 zähle ich 53 *o*, 6 *u*; s. 147—152 40 *o*, 9 *u*; dagegen s. 275—283 25 *o*, 49 *u* und schon s. 211—213 16 *o*, 22 *u*. Nach meinem eindruck bleiben auf den ersten 100 seiten der ausgabe die *u* ungefähr gleich selten; dann werden sie häufiger (vgl. die überschriften s. 178 f.) und gewinnen bald die oberhand. Mit dem vordringen des *u* parallel geht die ablösung von *aldregi* durch *aldrigi* (während *-legr, -lega* durchweg *e* behalten). Vielleicht hat der schreiber selbst *u* gesprochen und sich gegen ende seiner arbeit mehr gehen lassen. — Etwas mißlich ist die verteilung der belege oben unter 6. Diese sind aber doch wohl der vorlage zuzutrauen. Denn andere erscheinungen, mit denen sie sonst zusammengehen (z. b. *hafuð* neben *noccorr*) sind reichlich auch aus dem ersten teil bezeugt.

sehr anderes. Es heißt immer *griþungr*, auch *systrungr*, *ǫldungr*, *konungr* (1 *conongs*). — Das adj. *gøfugr* zeigt an allen 6 stellen, wo es in unsynkopierter form auftritt, *u*. Ebenso *høfuct* 12, 9 (nie *o*). — *Støpull* begegnet 8 mal mit *u* (nie mit *o*); *diøfull* 13 mal mit *u* (3 mal mit *o*: die einzigen *-oll* in der hs.). — *Høfuþ* hat 7 mal *u* (2 mal *høfot*, je 1 mal *høfoþsynþir* und *hǫfodúk*), während *heroþ(om)* (10 mal), *hundroþ* (2 mal) nie *u* zeigen und es stets (7 mal) *fǫgnoþ(r)* heißt, wie überhaupt von einer wirkung des *þ* keine rede sein kann (*bǫnnoþo, huggoþo, blézoþom, fiøtroþ* u. s. w., vereinzelt *lofuþo* neben *lofoþo, leituþo* neben häufigerem *leitoþo*).

Vereinzelt vorkommende *ug*-adjectiva zeigen *o*: *móttogr* 13, 28, *synþogra* 127, 23, *blóþog* 38, 3, 2 *qriþog*, *mǫlog* 10, 6. Die 3 (4) letzten belege sind nom. sg. fem. und werden vielleicht dadurch erklärt. *Ógorlegr* hat meist *o* (1 mal *u*), assimilation wie in R.

Andererseits sind die feminina abstracta auf *-on* mit einer ausnahme (*sǫrgun* neben 3 *saurgon*) immer (35 mal) mit *o* geschrieben: so 8 *iþron*, je 4 *blezon, huggon, vitron*, 3 *ætlon*, 2 *gǫfgon*, je 1 *glǫton, grenion* u. a. Dies stimmt ebenso zu R wie das durchstehende *morgonn* und das einmalige *gǫmul* (nom. sg. fem. 78, 21).

Bei den *r*-stämmen herrscht *-or* stark vor, bez. allein (wie in den Olafsfragm.).

4. Das norwegische Homilienbuch (ed. Unger 1864) zeigt in seinem größten teil (I. und II. hand) eine vielfach durchbrochene vocalharmonie. Die ausnahmen sind am zahlreichsten in dem anteil des zweiten schreibers, dem umfänglichen mittelstück s. 64, 11 — 181, 12. 183, 25 — 195, 22. Unter ihnen sind fälle, die merkwürdig zu unseren bisherigen beobachtungen stimmen: *gráðugre* 120, 16. 23; *heilráðugr* 148, 9; *máttugr* 177, 7. Ausnahmen im entgegengesetzten sinne finden sich bei dieser gruppe nicht, vielmehr heißt es auch stets *syndugr, gǫfug* u. s. w., so daß die behandlung von germ. *-uga-* sich unter die regel bringen läßt: es bleibt meist erhalten, kann aber *o* zeigen, wo die gesetze der vocalharmonie es erlauben (*máttogr* 177, 6; *bakmálogr* 66, 15). *-uga-* verhält sich also wie *-inga-*, das auch i. a. fest ist (z. b. *dróttning* 6 mal), aber facultativ der harmonie folgt (*læreng*, Wadstein, Fornnorska homiliebockens

ljudlära 89), und wie *-unga-*, das ebenfalls der harmonie trotzen kann (*háðung* 112, 11; *konong konunga* 95, 26).

Hægstad (Nordvestlandsk 63) sagt über diese *-ug* (und einige ebenfalls harmoniewidrige *-um*, nachdem er festgestellt hat, daß von 46 unregelmäßigen *u* nur 5 im auslaut stehen): 'All dies zusammen zeigt, daß Hom. II von einer mundart beeinflußt ist, die in den endungen auslautend *e* und *o* gehabt hat, vor auslautender consonanz *i* und *u* (südhördisch oder rygisch).' Diese formulierung umfaßt nicht den ganzen sachverhalt. Sie läßt unerklärt die harmoniewidrigen gedeckten *o* in *freistonar, reinson, heilog,* die ohne gegeninstanzen von Wadstein a. a. o. 98 als z. t. oft vorkommend verzeichnet werden, und zu denen noch *gǫmol* tritt (142, 31, vgl. auch Hægstad 58 f.). Offenbar ist hier die qualität der vocale nicht durch ihre stellung im worte bedingt, sondern durch ihre vergangenheit.[1]) Und ganz ebenso wird es sich mit *máttugr* verhalten (und natürlich auch mit *konungr, dróttning*).[2])

(S. 137—142, 27 des Hom. zeigen herrschende *e-o*. Unter den *u* fallen auf: 4 maliges *fǫður, gǫfugr, hǫfuð* [Wadstein 99; *hǫfoð* 203, 4]).

Von den verglichenen hss. zeigten sich dem cod. reg. am nächsten verwandt die fragmente der Ólafssaga. Hier fanden wir nicht bloß so ziemlich den ganzen vocalismus der nebensilben (soweit belegbar), sondern auch noch einige andere erscheinungen wieder. In nahem abstande folgt die (norwegische) zweite hand der Þiðrekssaga. 645 hatte ungefähr die gleiche verteilung von *o* und *u* bei abweichender behandlung des *i*. Das norweg. Hom. entsprach nur in der abgrenzung von ableitendem *u* und ableitendem *o*, während die endungsvocale im engern sinne ihre eigenen wege gingen.

[1]) Zu den *heilog* des ersten schreibers bemerkt Hægstad (s. 47) selbst: 'vielleicht für *heilog*'. Vgl. ebenda s. 9 über *-oðu* im diplom von Hundeide. — Beachtenswert scheint, daß unter den verstößen gegen die vocalharmonie, die die isl. abschriften der anorw. Fagrskinna B zeigen, die verbalabstracta auf *-on* stark hervortreten: *vitron, skipon, iðron, áeggion, glǫmmon,* auch *sumor* (F. Jónsson, Fgsk. XXIV).

[2]) Die übrigen gedeckten *u* stehen meist vor *m*. Man wird hier richtiger nach Kock, Studier i fornsvensk ljudlära s. 148 f. 208 von labialwirkung sprechen. 'vor auslautender consonanz' ist nur ein vorläufiger hilfsbegriff.

Aber es ist unbestritten, daß die sprache des norweg. Hom. großenteils ein schriftliches product ist. Wie *gráðugr* aus einem anderen dialekt stammt als *máttogr,* so stammt auch *heilso* aus einem anderen als *heilsu.* Da es nun einerseits norweg. dialekte mit durchgeführter vocalharmonie gegeben hat, andererseits in einer norwegischen und drei älteren isl. hss. bewahrung des ableitenden *u* zusammengeht mit *o* in den endungen, so werden wir das vocalharmonische *heilsu* mit *máttogr* aus derselben quelle leiten, die unharmonischen *heilso, reinson* mit *gráðugr.* Die vocalharmonie kann tröndischen oder nordwestlichen ursprungs sein. Da sich formen mit und (seltener) ohne jüngeren *u*-umlaut finden, sind beide gegenden beteiligt (vgl. Hægstad, Nordvestl. 42 f. 57 f.). Für die mundart, die durch *heilso, reinson* und *gráðugr* gekennzeichnet ist, werden wir dadurch an den norwegischen südwesten gewiesen, eine landschaft, in deren dialektverhältnisse sie ausgezeichnet hineinpaßt.

Es war bisher schon bekannt, daß in gewissen ableitungsendungen das *u* fester haftet als sonst in nebensilben. Man wußte dies nicht bloß von dem formans *-ung* (vgl. u. a. Sievers, Beitr. 12, 482; Finnur Jónsson bei Gíslason Udvalg VI), sondern auch von dem *-undi* der ordnungszahlen. A. Kock hat (Studier s. 367, vgl. Accentuierung 162) beobachtet, daß der wechsel *nío* : *níunde,* der im aschw. codex Bureanus herrscht (vgl. Stud. 179. 184. 186), auch in einer der ältesten isl. hss. auftritt (cod. reg. 1812, vgl. Larssons ausg. s. XII, Ordförrådet 331 b). Er hat gleichzeitig diese und ähnliche erscheinungen erklärt aus dem 'halbaccent (semifortis) auf der positionslangen paenultima' und später dieselbe erklärung angewandt auf die *u* von aschw. *krōnunna, krōnunne* (gegenüber *krōno,* Svenska Landsmålen XIII no. 11, s. 8 f., vgl. ebda XI no. 8, s. 20) und die *ǫ* von AM 645 in *ferionne* u. dgl. (Beitr. 20, 21; Accentuierung 88 f. 168).

Entsprechendes hat man beim *i* festgestellt. Und hier hat sich auf schwed. gebiet ergeben, daß die zahl der ableitungen mit festem vocal ziemlich groß ist. Der aschw. balanz trotzen außer *-ing* und *-ind* auch *-isk, -ist, -ine,* meist *-lik*[1]), dazu die endungen *-is* und z. t. *-i* (Kock, Stud. 300 f. 263).

[1]) Nach Kock, Stud. 49. 300; Undersökningar 57; Acc. 165 folgt *-lik* im cod. Bur. der balanz: *polika—særleka.* Regelrechtes *i* ist nur belegt für *polik* (häufig) und *hulik.* Allerdings haben alle anderen bildungen dieser

Wie wir gesehen haben, ist es auch beim *u* eine stattliche reihe von kategorien, die sich der vocalschwächung entzieht. Wir haben ferner gesehen, daß diese erscheinung in norrönen hss. ziemlich weit verbreitet ist, auch in solchen, die nicht zu den ältesten gehören.

Da die positionslangen *u*-formantien sich ost- und westnordisch gleich verhalten, fragen wir, ob dies irgendwie auch für die übrigen gilt.

Die altschwedischen texte zerfallen in solche mit harmonie, solche mit balanz, *i-u-* und *e-o*-texte (dazu übergangsformen). Der letzte typus ist am spärlichsten vertreten. Ich kenne ihn nur aus dem Vestmannalag II. Diese hs. (bei Schlyter, Corpus iuris Sviogoth. bd. V) zeigt in endungen und ableitungen *o* fast ausnahmslos durchgeführt: also nicht bloß *cloccor, kirkio, tío,* auch *kirkionna* (100. 83: *kirkiunne*); *tiond, tionda, quictiond; attonda; skyldoghær* (oft), *nōþoghan* (100), *liþogh* (83); *hofwozman* (107); *conongær, conongs* (oft), *fiorþong, fiurþong, leþong.*[1]) Wir treffen hier also die gleichen verhältnisse wie in gewissen alten isl. hss.

Zu den eigentümlichkeiten der vocalharmonie gehört es, daß sie nahezu alles beherrscht, was hinter dem hauptton steht. Sie schafft fälle wie aschw. *nāttorþer, blōþoghæn, houoþ, kononger* (Kock, Stud. s. 148 ff., Undersökn. s. 96 f.). Im codex

art lange wurzelsilbe. Aber es finden sich auch unter ihnen manche *-lik*. Beim durchlesen von Ett fornsvenskt legendarium ed. Stephens 1, 3—16. 99—103. 128—157 habe ich allein folgende aufgezeichnet: *guþlikum* 6, 22; *guþlika* 8, 10; *guþlikan* 10, 18. 100, 2; *kiøtlikan* 11, 4; *søtlika* 11, 30; *skælikt* (*ok trulekt*) 15, 27; *lønlika* 143, 16 (gegen z. b. *guþleka* 3, 9. 3, 12. 10, 14; *guþleken* 5, 14; *lønleka* 143, 20; *skælekt* 139, 15; *kiøtelekan* 4, 7). Dieses regellose durcheinander weist auf schriftliche dialektmischung. Dafür spricht besonders noch dies, daß der codex zuerst nur *-lek* schreibt (bis 6, 22 mindestens 11 mal), von 6, 22 (*guþlikum*) bis 16 aber *-lik* einmischt. Bei 6, 22 beginnt eine neue vorlage, die das im aschw. gewöhnliche *-lik* hatte. Die sprache des Bur. selbst ist durch *-lek* charakterisiert. Das feste *þolik* erklärt sich vielleicht aus der betonung *þolík*, die anderweit bezeugt ist (Kock, Acc. s. 224 f.). Wäre *-lik* im Bur. der balanz unterworfen, so würden die mehrsilbigen formen wie *valdelekt, hemeleka, fulkumleka* eine ganz neue art von balanz darstellen. Diese hatten doch wohl auf *-lek* einen starken nebenton (vgl. nschw. *innerlig* mit facultativem semifortis).

[1]) Die zahlen sind die seitenzahlen bei Schlyter. Ich bin diese ausgabe bis etwa s. 120 durchgegangen.

runicus des schonischen gesetzes heißt es zwar *āttung, Scānunga*, aber *hofoþlot* (oft), *annøthoct, annøthogum* (oft) neben *annur, aþulkunu* (13, 1).[1] (Vgl. dazu Wadstein a. a. o. s. 94 über das norwegische Hom., dessen harmoniewidrige *-ug* sich um so sicherer als fremddialektisch ergeben.)

Von den balanztexten sagt Kock, Stud. s. 215, die regel für den wechsel *o* : *u* gelte für ableitungen ebenso wie für flexionen. Eingeschränkt wird dieser satz dann nur für *-ung* (*fiorþungar* neben *höfþonga*, s. 227 ff.). Den übrigen ausnahmen legt Kock kein gewicht bei. Und doch scheinen ihrer nach seiner darstellung mehr zu sein als bei den flexionen. Es fällt auf, daß der balanzwidrige vocal meist *u* ist.

Dieses *u* erklärt Kock bei dem adj. *hēmul* und seinen ableitungen *hēmuld, hēmulsman*[2]) durch den hinweis auf nschw. *hēmul, hēmula*, 'die oft oder meist als formell zusammengesetzte wörter (mit starkem nebenton) ausgesprochen werden' (vgl. Lyttkens-Wulff, Svensk Ordlista 1911, s. 145). Diesen schluß darf man ausdehnen auf die entsprechenden wn. bildungen. Das adj. *heimull* (*heimill*) selbst begünstigt dies dadurch, daß es im isl. nicht synkopiert (*heimulan*, vgl. Noreen I, § 51, 2, b; II § 57, II B, 2 b). Für das *-ul* der substantiva bezeugt nebenton der skalde Sigvatr durch seinen vers *ǫngulgripinn hanga*.[3])

---

[1]) Auf das mehrmals (z. b. 3, 16. 17) geschriebene *atholkunu* ist kein gewicht zu legen, weil es auch *ōþolbondæ* heißt (3, 9); ebensowenig auf *mōþur*, weil gewöhnlich *faþur* daneben steht. — Wenn Kock, Untersökn. s. 97 n. von 'facultativem' *o* nach *ā* spricht, so hat er wohl fälle mit *-ung* und *-um* (*wāpnum sīnum*, 5, 23) im auge.

[2]) Auch in Magnus Erikssons Landslag *hēmull* 360 (2 mal), *hēmult* 119, *hēmuld* 357, *hēmulaþe* 361, *hēmulzmanne* 357 (: *hēmole, hēmolat* 105). — Wie Kock anmerkt, steht im Västgötalag IV einmal *hēmulikæ*, gegen die harmonie.

[3]) Finnur Jónsson Skjaldedigtning I B 246, A 265. Parallelen dazu sind mir nicht bekannt. F. Jónsson, Ark. 23, 47 führt auch keine an und vermutet trotzdem einen 'fehler' des jungen dichters. (Nebenbei: Darf man von 'fehler' sprechen, wo die existenz eines regelkanons in dem dabei vorausgesetzten sinne mindestens unwahrscheinlich ist?) Das abnorme wird vermutlich darin gefunden, daß *-ul* nicht positionslang ist (vgl. Sievers, Altgerm. metrik s. 59 f.). Aber die annahme, daß nur positionslange endsilben als nebentonig behandelt werden, findet durch F. J.'s beispiele a. a. o. schwerlich bestätigung. Unter seinen auch für unseren zusammenhang

In betreff *ug* : *og* wird von Kock s. 218 eingeräumt, daß in jungen texten *-ug* etwas häufiger für *-og* eintrete als umgekehrt und um 1500 dieser unregelmäßige gebrauch von *-ug* ganz gewöhnlich werde (beispiele s. 217—220). Ich glaube annehmen zu dürfen, daß diese unregelmäßigkeiten bedeutend älter sind. In dem gedichte Herr Ivan Lejon-riddaren, das in der sammelhs. cod. Holm. D 4 (um 1425) überliefert und von Kock nicht benutzt ist (ed. Liffman und Stephens) finde ich nach langer silbe *-ug* 2—3 mal so häufig gebraucht als *-og* (rund 25 schreibungen gegen 10). Beispiele: *werdug* 27 (: *werdhogaste* 5), *wældugh* 1030, *vældugher* 1256 (: *vældogh* 1267), *kunnukt* 1292. 1464. 1492, *okunnugh* 5146 (nie anders), *nödhughe(r), nödhug* 1615. 1890. 3566. 4089. 4392 (nie anders), *sālugha* 2691. 3264. 3402. 3681. 4066. 4261. 4621. 5574. 5614 (: *salloghe* 1032, vgl. Kock s. 217 f.), *skyldugh* 5336 (: 4 *skyldogh*; nur *lȳdhog*). Umgekehrt *-og* nach kürze nur 1 mal: *iafuogha* 641 (Kock 221, : *iæwugha* 2787). — Flores (ed. Klemming; dieselbe hs.) bietet *sālugha* 39. 347, *nödhug* 340, *kunnukt* 1636 neben *iæmbyrdhogh* 165, *skyldogh* 1889. In diesen texten ist also *-ug* entschieden die normalform.

Von hier aus dürfen uns die balanzwidrigen *-ug* der älteren zeit in anderem lichte erscheinen. Wenn z. b. der Bureanus neben zahlreichen bestätigungen der Kockschen regel vereinzelt *mātugho, scyldughe* (509, 9) bietet, so blickt hier, ähnlich wie in den selteneren *guþlikan* neben herrschenden *guþlekan*, ein dialekt durch, der bei diesen ableitungssilben keine balanz kannte, 'unvollständige balanz' des *u* hatte. Die gleichen erscheinungen zeigt das bruchstück Um styrilse kununga ok høfþinga (bei Noreen, Aschw. lesebuch: *rādhughir* 54, 29; *ōlustughir* 55, 6 neben *syndoghom, ofannoghir*; auch *dighdelikir, -lighin, -ligha*). Birgitta schreibt *rætvīso, siþuanno* (l. *siþuænio*, a. a. o. 43, 30), dagegen *væluiliugh* 43, 15, *fēlughe* 44, 24.

Wir finden also das formans *-ug* in einem teile des aschw. sprachgebietes ebenso der schwächung *u* > *o* entzogen wie in einem teile des norrönen. Die begrenztheit der erscheinung — im gegensatz zu *-ung* und *-undi* — wird mit der kürze

interessanten belegen für nebenton, der metrische folgen hat, finden sich *Lóðurs vinur glóða* (Haukr Vald.), *móðugr ketil* (Hym.), aber auch *reimuð Jǫtunheima* (Þióðólfr hvinv.).

des suffixes zusammenhängen. Während die langsilbigen ableitungen den starken nebenaccent überall behielten, haben die kurzsilbigen ihn mancherorten aufgegeben, so daß sie den flexionsendungen sich gleichstellten. Die anfänge dieser erscheinungen fallen in die urn. zeit. Die synkope in fällen wie aisl. *ǫflgir* (auch *giǫflir*) bezeugt, daß urn. *áƀlugaì* (*géƀulaì*) anders betont war als *áƀlùgaʀ* (*géƀùlaʀ*). Mit dieser accentversetzung hat die jüngere accentreduction, die aus *ǫflugr* *ǫflogr* werden ließ, entwicklungsgeschichtlich nichts zu schaffen. Doch ist beiden vorgängen das gemeinsam, daß sie auf teile des sprachgebiets beschränkt geblieben sind, und dafür ist die ursache eben das zähe haften eines starken nebentons auch an diesen kurzsilbigen formantien.

Die allgemeinen ergebnisse der bisherigen untersuchung dürfen folgendermaßen formuliert werden.

I. Die altn. sprachen kannten bis tief in die geschichtliche zeit hinein einen starken nebenton auch auf den kurzen ableitungssilben mit germ. *u* (*-ul, -ur, -ug,* wie *-ung, -und*). Diese altertümliche betonung fand sich west- und ostnordisch, aber nur in teilen des gebietes, die näher zu localisieren bleiben. Da sie nur da nachweisbar ist, wo schwachtoniges *u* zu *o* gewandelt wurde, diese erscheinung aber sowohl westn. wie ostn. ihrerseits dialektisch begrenzt ist, so war sie vielleicht weiter verbreitet, als wir erkennen können.

II. Die durch den accent geschaffene lautliche sonderung zwischen *u*-ableitungen und *u*-(*o*-)endungen findet sich auf norrönem boden in Island und in Norwegen, und zwar in dem teile Norwegens, der auch sonst sprachlich dem isländischen am nächsten steht (Hægstad, Ordbok s. XVIII. XXV f.) und an der besiedlung Islands hervorragend beteiligt gewesen ist. Hieraus ist zu schließen, daß dieser sprachtypus bereits zur wikingzeit im südwestlichen Norwegen vorhanden war.

III. Die ältesten isl. hss. zeigen z. t. eine sprache, die den nebenton auf den *u*-ableitungen verloren und jene sonderung verwischt hatte (*gǫfogr, mólogr, beiþolle, nauþong, fimtøgonda* im Stockh. Hom.). Diese sprache muß (in diesem punkte) jünger sein als die des codex regius der Edda. Da nun letzterer und die mit ihm sprachlich verwandten membranen jünger sind

als die urkunden des einförmigen *o* und auch nicht dafür gelten können, daß sie vorlagen widergeben, die ihrerseits älter waren als jene, so müssen im 12. und 13. jh. auf Island *gǫfúgr, beiðúll* und *gǫfogr, beiðoll* nebeneinander bestanden haben. Es hat also im alten Island dialektische schattierungen gegeben. (Über weitere merkmale s. u.)

i.

Nach der herrschenden lehre hat es einen gemeinnord. endungsvocal *i* gegeben, der spät urn. durch zusammenfall verschiedener urgerm. laute (*i, ī, ē, æ, ai*) entstanden war und in den historischen sprachen teils erhalten, teils durch harmonie oder balanz in *i* und *e* gespalten, teils — soweit nicht durch starken nebenton geschützt — zu *e* geworden ist. Das isl. *i* gilt nicht als fortsetzung des gemeinnord. *i*, sondern für sekundär aus *e* entstanden.

Der letzte satz unterliegt starken bedenken. Er ist gefolgert aus der chronologie der isl. hss. Diese chronologie beweist das höhere alter des *e* ebensowenig wie das des durchstehenden *o*. Und zwar geht diese negative eigenschaft der isl. überlieferung schon aus ihr allein deutlich hervor.

Unsere ältesten hss. sind größtenteils keine originalaufzeichnungen, sondern abschriften, und zwar oft — oder meistens — ziemlich buchstabengetreue abschriften älterer vorlagen. Dies folgt aus den orthographisch-sprachlichen unterschieden innerhalb éiner hs., bez. innerhalb der arbeit je eines schreibers, und aus den sehr genauen übereinstimmungen der codices untereinander.[1]) Es geht hieraus hervor, daß man weder die hss. nach ihrer sprache datieren noch umgekehrt das alter von spracherscheinungen ohne weiteres aus der chronologie der hss. erschließen kann. Letzteres verfahren ist nur da anwendbar, wo sämtliche ältesten membranen einstimmig gegen die jüngeren zeugen. Wo sie unter sich uneinig sind, stehen wir jedesmal vor einer schwierigen frage und müssen uns nach anhaltspunkten außerhalb der isl. hss. umsehen. Denn das

[1]) Vgl. Henning und Hoffory Zs. fda. 26, 178 ff.; Hægstad, Nordvestlandsk s. 74 mit note; verf. Beitr. 38, 459 ff.; auch Bugge, Norrön Fornkvæði XXI.

kann selbstverständlich nicht den ausschlag geben, wenn etwa ein teil der ältesten aufzeichnungen in einer spracherscheinung mit dem normalisl. des 14. jh.'s zusammengeht, ein anderer teil nicht. Hieraus folgt nur, daß die besonderheiten, die in späterer zeit sich nicht mehr zeigen, inzwischen ausgestorben, nicht, daß sie die älteren sind.

Dies würde derjenige übersehen, der etwa meinte, das höhere alter von AM 237 fol. gegenüber AM 677, 4° werde durch die *e* von 237 gegenüber den *i* von 677 bewiesen; oder AM 686 b müsse etwas jünger sein als AM 686 c, weil dieses fragment fast nur *e* zeigt, jenes *e* und *i* mischt. Die richtigkeit oder unrichtigkeit solcher datierungen ist unabhängig vom endsilbenvocalismus.

Es verhält sich tatsächlich so, daß die *i* für unser auge ungefähr ebenso hoch in die zeit, aus der wir keine aufzeichnungen haben, hinaufreichen wie die *e*. Der cod. reg. 1812 bringt mitten in einem ziemlich reinen *e*-text ein stück ebenso reiner *i*-sprache (Larssons ausg. 7, 8—8, 6). Dieses stück ist zugleich inhaltlich selbständig; es stammt aus Aris Libellus Islandorum. Der schreiber von 1812 hatte also eine Ari-hs. mit *i* (und *o*) vor sich. Daß diese hs. nicht allein stand, zeigen die vollständigen papierabschriften des Libellus, die unverkennbar denselben sprachtypus wiedergeben.[1])

Ähnliches läßt sich am Stockholmer homilienbuch beobachten. Die mehrzahl der großen und kleinen bücher, deren inhalt hier zusammengeschrieben ist, hat *e-o* gehabt. Aber eine minderzahl hatte *i-o* (Wiséns ausg. s. 138—143. 151—161). Das abschreiben von *e*- und *i*-texten durcheinander hat zu allerhand mischungen und inconsequenzen geführt, so daß die *e*-stücke zuweilen unregelmäßige *i*, die *i*-texte einzelne *e* zeigen.

Der schein, daß *e* das ältere sei, geht von Reykiaholts máldagi aus. Die sieben verschiedenen hände, die an dieser urkunde geschrieben haben, datieren vom 12. bis an die schwelle des 14. jh.'s. Die zwei (drei) ältesten schreiben *e* (*o* und *es*), die jüngeren *i* (*u*, *er*). Das zweite stück kann mit wahrscheinlichkeit in die jahre 1204—8 gesetzt werden.

---

[1]) Über das verhältnis der hss. s. Henning und Hoffory a. a. o.; Finnur Jónsson, Íslendingabóc (Kaupmannahöfn 1887) s. XIV f.

Aus den unterschieden der sprachform ist ohne zweifel zu schließen, daß man um 1200 in Reykiaholt gesagt hat *enge verre an XIIII aura*, 2—3 menschenalter später dagegen *engi verri en XIIII aura.* Wer weiter folgert, daß man um 1200 in ganz Island so gesprochen habe wie am Borgfjord, macht eine voraussetzung, die den übrigen überlieferungstatsachen nicht gerecht wird. Die frage ist offenbar nicht, wie und wann die ältesten isl. hss. entstanden gedacht werden müssen, um mit jener voraussetzung in einklang zu bleiben; vielmehr ob sie, ohne voreingenommenheit untersucht, für oder gegen jene voraussetzung sprechen. M. w. hat auch noch niemand den nachweis angetreten, daß eine chronologie auf grund der gemeinisländischen geltung der schichten des Máldagi möglich ist. Es ist manches behauptet, aber nichts bewiesen worden. Der versuch von L. Larsson, das Stockholmer homilienbuch sozusagen durch chronologische zerdehnung der theorie gefügig zu machen, muß als mißlungen gelten.[1]) Vor allem sind die verlorenen vorlagen nicht zu ihrem recht gekommen. Henning und Hoffory in ihrer untersuchung über den Ari-text erwähnen mit keinem worte den — für Hofforys anschauungen mißlichen — umstand, daß eine hs., die älter gewesen ist als cod. reg. 1812, doch einen 'jüngeren' sprachtypus aufgewiesen hat als dieser. Man mag diese tatsache betrachten, von welcher seite man will: sie verbietet die anschauung, *i* sei im isl. jünger als *e*, Máldagi I und II stellten die älteste erreichbare isl. sprachform dar. Sie nötigt vielmehr zu dem schlusse, daß man um 1200 in verschiedenen gegenden des landes verschieden geschrieben und gesprochen hat.

Nun besitzen wir aus derselben zeit, der Máldagi I und II angehören, noch eine zweite originalurkunde, den teilungsbrief über das erbe der 'Spákona', geschrieben im kloster Þingeyrar (Diplomatarium Isl. 1, 304—6). Þingeyrar liegt im nordviertel, Reykiaholt an der grenze des süd- und westviertels. Die erwartung, die wir hieran knüpfen, wird nicht enttäuscht. Wir finden auf dem pergamentblatt von Þingeyrar leidlich getreu

[1]) Vgl. Beitr. 38, 459 ff. — Der glaube an die einheit der sprache im alten Island ist der letzte rest der vorstellung von der einheitlichen dǫnsk tunga. Die möglichkeit aisl. dialektspaltungen hat schon Kock, Stud. s. 236 ins auge gefaßt (vgl. auch Noreen I, § 11).

den sprachtypus, den wir aus den geistlichen texten als zeitgenossen des *e-o*-typus zu kennen glauben: in den endungen vorherrschende *i, o* (dagegen *Hǫskullstaði*), daneben *er*.

Damit scheint ein klarer beweis erbracht. Aber unsere urkunde erfordert noch eine nähere betrachtung und eine rettung.

Sie hat nämlich auch sonst ihre besonderheiten: *lutr, luter, luti, luta* (neben *hramnsár*); *æ* für *é* in *sætte, sætungr* (dagegen *létzk*); inlautendes *ð*, angelsächsisches *f*. Diese dinge sind aus den anderen ältesten isl. hss. nicht nachgewiesen. Wohl aber finden sie sich in etwas jüngeren (bez. für jünger geltenden). So kommt ags. *f* z. b. vor in AM 677, 4⁰, in den oben besprochenen bruchstücken der Ólafssaga und im Eddacodex; *ð* in den Ólafsbruchstücken und im Eddacodex; *æ* für *é* im Eddacodex (*fæ*, Phot. ausg. 84, 12); *lutr* u. dergl. (neben viel festerem *hr*) nicht ganz spärlich ebendort.[1])

Außerdem kommen alle diese erscheinungen in norwegischen hss. vor, und zwar schon in den ältesten. Der schwund des *h* in der anlautenden gruppe *hl* ist ein gemeinnorw. lautwandel, den man Island abzusprechen pflegt. Wo in isl. hss. das *h* vor *l* fehlt — und das ist nicht selten —, da nimmt man einen norvagismus an.

Die frage nach den norvagismen in den aisl. hss. hängt zusammen mit der nach den ältesten isl. und norw. schreibschulen und ihren beziehungen. Diese frage unterliegt bei dem mangel an genügend altem material der verschiedensten beurteilung. Selbst wenn man mit Hægstad davon ausgeht, daß alles, was isl. und norw. schrift gemein haben, von Norwegen nach Island gekommen sei,[2]) so bleibt man doch noch ganz im unklaren darüber, wann dies geschehen ist. Hægstad sagt z. b.: 'Erst nach 1206 beginnt das ags. *f* sich in der isl. schrift zu zeigen, und es bleibt vorerst noch selten' (a. a. o. s. 11).

---

[1]) Bugge XII. Der schreiber sprach wohl *lutr*, denn er schreibt so in den prosastücken (Hj. 11 pr., Reg. 12 pr.); in den gedichten schreibt er *hlutr*, wo der stabreim es verlangt (sk. 23, 2, Am. 84, 3) und außerdem Am. 96, 6 (wo 84, 3 noch in erinnerung war), sonst auch hier *lutr* (Hu. II, 21, 7, sk. 36, 7. 39, 7, *fótalutr* sk. 23, 5). Vgl. Olsen, Vǫls. saga XXX. LXXVI und dazu Ranisch, Dtsch. Lit.-Ztg. 1910, 1763f.

[2]) Vgl. Hægstad, Vestnorske Maalføre. Innleiding 1906. Dtsch. Lit.-Ztg. 1906, 2996 ff.

Bedenken wir, daß die isl. schriftstücke, die sicher oder wahrscheinlich älter sind als 1206, gering an umfang und zudem vielleicht nicht einmal ein menschenalter älter sind, so werden wir diesem 'beginnt sich zu zeigen' nicht viel gewicht beilegen. Und aus der seltenheit eines zeichens folgt schwerlich, daß es noch neu ist. Denn es handelt sich ja nicht um einen neuen schnörkel, den etwa jemand in seiner handschrift sich angewöhnt, sondern um ein neues vorbild. Dieses könnte vielleicht auf einen einzelnen nachahmer so wirken, wie H. annimmt, kaum auf eine mehrheit von schreibern, die noch dazu vermutlich an verschiedenen orten gearbeitet haben. — Die scheidung von *þ* und *ð* soll um 1225 nach tröndischem muster bei den Isländern aufgekommen sein. Diese scheidung ist bekanntlich älter als das schreiben im Tröndelag und auf Island; sie stammt aus der ags. schrift. Sollten die Isländer diese verbesserte lautbezeichnung erst um 1225 aus dem mutterlande entlehnt haben, wenn sie anderes — z. b. das ags. *f*, aber auch (nach H.) die vocalzeichen *ǫ, ę, ø, y* — schon viel früher sich angeeignet hatten? Die sehr mannigfaltigen, dabei teilweise sehr nahe beieinander liegenden zeitpunkte der angenommenen entlehnungen sind schon an sich eine bedenkliche voraussetzung. Hægstadt macht diese künstliche voraussetzung, weil er, der anderswo die lange ignorierten vorlagen unserer schreiber kräftig in rechnung stellt, hier die rücksichtnahme auf das verlorene verschmäht.

Für uns das wichtigste aber ist ein anderes: das system der schrittweisen norvagisierung der isl. schrift zur zeit der ältesten codices verlangt gebieterisch, daß die urkunde von Þingeyrar aus der reihe der isl. hss. gestrichen wird. Denn sie fällt vollständig aus dem system heraus. Sie zeigt *ð* und ags. *f* zusammen, einige jahre vor (?) dem sonstigen auftreten des ags. *f* und eine reihe von jahren (2—3 jahrzehnte?) vor (?) dem sonstigen auftreten des *ð*. Hægstad folgert, diese urkunde sei 'ganz und gar nach einem norwegischen muster geschrieben, mag ein Isländer oder ein Norweger sie aufgesetzt haben' (a. a. o. s. 11. 16).

Es fragt sich, wie das norwegische muster ausgesehen hat. Das erbe der Spákona sollte in fünf teile geteilt werden. Von dem ersten fünftel sollte $^1/_6$ nach Hvamm im Vatsdalr

fallen, von den übrig bleibenden $^5/_6$ die hälfte nach Hǫskullstaðir, die andere hälfte nach Gunnsteinstaðir. Und so geht es weiter mit orts- und personennamen. Es werden genaue anweisungen gegeben, in welchem verhältnis antreibendes strandgut, z. b. ein wal, zu verteilen ist, wobei die küste in abschnitte zerlegt wird. — Es dürfte eine kühne annahme sein, daß zu all diesen einzelheiten ein norwegisches schriftstück das muster abgegeben habe. In der ganzen urkunde ist kaum ein satz, der — auch abgesehen von den namen — dafür gelten kann, wörtlich einem muster entnommen zu sein. Allerdings ist anzunehmen, daß auch in norwegischen erbteilungsprotokollen die wörter *lutr, sættungr, sætte lutr* vorkamen. Wenn der schreiber von Þingeyrar solche protokolle kannte, so mag ihm die schreibweise dieser wörter von da in erinnerung geblieben sein. Notwendig erscheint diese annahme nicht, da ja auch andere isl. hss. so schreiben. Vielleicht sind auch diese norwegisch beeinflußt, aber dann jedenfalls indirect, und das müßte man auch der Þingeyrarurkunde zubilligen. Daß die ganze sprachform norwegisch sei, leuchtet so wenig ein, als wenn etwa jemand die sprachform des Eddacodex oder der Olafsfragmente für norwegisch erklären wollte wegen *lutr* oder wegen *ð*.

Hægstad verwendet für seine these die endungs-*i* mit als beweisgrund. Das kann er natürlich nur auf grund der annahme, daß 'der palatale endvocal zu dieser zeit und noch eine gute weile später meist *e* geschrieben wird' ('meist' muß bedeuten: 'in allen hss. überwiegend', d. h. bis auf gewisse wörter wie z. b. die auf *-ing*). Wie wir gesehen haben, trifft diese annahme nicht zu. Rückt man die Spákona-urkunde in die ihr gebührende nachbarschaft der anderen isl. *i-o*-hss., so wird klar, daß ihre sprache isländisch ist, nicht norwegisch. Der *i-o*-typus ist auf Island früher und reichlicher vertreten als in Norwegen. Besonders ins gewicht fällt noch dies: die Spákona-urkunde schränkt ihre *i* ein durch überwiegendes *-er* statt *-ir* (*luter, epter*). Diese erscheinung ist in Norwegen nicht belegt (dort und in Schweden findet man vielmehr die umgekehrte sonderung: *aðrir* neben *aðre,* vgl. Hægstad, Nordvestl. 62. 46), dagegen in isl. hss. weit verbreitet; sie muß für einen isländischen lautwechsel gelten (s. unten).

Nach dem gesagten glaube ich berechtigt zu sein, die urkunde aus Þingeyrar als isl. sprachdenkmal in anspruch zu nehmen. Über ihre datierung scheinen meinungsverschiedenheiten nicht zu bestehen.[1])

Wir befinden uns also in der glücklichen lage, die beiden hauptformen der isl. literatursprache um 1200 mit zwei localisierten urkunden identifizieren und damit zwei verschiedenen landschaften zuweisen zu können: die hss. mit *e-o* stammen aus dem westen, die mit *i-o* aus dem norden.

Die beiden gebiete unterscheiden sich — ebenso wie die dialektgebiete in Norwegen — sowohl paläographisch wie sprachlich. Wie in Norwegen das Tröndelag die heimat der ags. buchstabenformen ist, so in Island das nordviertel. Die zeichen *ð*, ags. *f, r, v* zeigen sich hier, bez. in den hss. mit *i-o,* zuerst und vorzugsweise.[2])

Die dialekte stellen sich uns so dar: 1. im westen *e-o, es*;[3]) 2. im norden *i-o,* doch in ableitungssilben *u* (*gráðugr, diǫfull* wie *konungr, níundi*), *er,* doch *þats, þeims, þannz, þars.*

---

[1]) Karl Jónsson von Þingeyrar, der, nach dem wortlaut zu urteilen, bei ihrer niederschrift zugegen war, war abt 1169—81 und 1187—1207; er starb 1212 oder 1213. Die (leider schlecht erhaltene) membran zeigt eine 'große und deutliche hand, ohne zweifel aus der zeit um 1200' (Jón Sigurðsson). Auch Hægstad schließt sich dieser datierung an.

[2]) Über ags. *r* vgl. Hægstad, Innleiding 14: es begegnet in den predigtfragmenten bei Bjarnarson, Leifar s. 167 f., in den Olafsbruchstücken und der Edda, also in lauter *i-o*-texten. Ags. *v* findet Hægstad (s. 18) zuerst in dem Ari-stück des cod. reg. 1812.

[3]) *es* geht oft mit *e* zusammen (s. z. b. Máldagi I, II, 237, teile des Stockh. Hom.: Beitr. 38, 464. 460 [nr. 4. 5 IV.]), doch auch mit *i* (Ari), wie *er* mit *e* (z. b. Hom. s. 45—53). Die combinationen *i* + *es* und *e* + *er* können durch abschreiben, oder eher noch durch schreiben nach dictat entstanden sein (vgl. a. a. o. s. 463). Durch seine verbindung mit *e* in bekannten hss. ist das relativum *es* in den ruf höheren alters und dadurch in die normalisierten ausgaben poetischer texte gekommen. Dabei ist hier das vorisländische alter der angeblich jüngeren form so klar wie irgend wünschenswert. Schwedische runensteine weisen darauf hin, daß im 11. jh. die alten wechselformen *es* : *er* durch den Mälar dialectisch geschieden waren (verf., Agerm. relativsätze s. 74; Noreen, Aschw. gr. s. 17). Entsprechendes müssen wir für Island annehmen. In Norwegen zeigen die ältesten hss. *er*, aber in großen teilen des landes setzt die überlieferung erst spät ein. — Nach gegenden geschieden scheinen auch die beiden adjectiv-artikel *enn* und *hinn* gewesen zu sein.

Eine nebenform zu 1 (1a) scheint dadurch zu entstehen, daß die minderheiten der *i* und *u* vollends verschwinden: *eigi* : *eige, nauþung* : *nauþong, fimtøgunda* : *fimtøgonda.* Eine nebenform zu 2 (2a) scheint charakterisiert durch *o* auch in *gráðogr, diǫfoll* neben langsilbigem *konungr* (z. b. in AM 677). Die vier spielarten dürften geographisch (von nordosten nach südwesten?) anzuordnen sein in der reihenfolge 2—2a—1—1a. 2 ist der altertümlichste typus; er bewahrt *i*; *u* in ableitungssilben; *er* und *-s* nebeneinander. 2a schränkt die *u* (weiter) ein und verallgemeinert *es.* 1 kennt ebenfalls nur *es,* schränkt die *u* noch weiter ein und hat statt *i* meist das jüngere *e.* 1a endlich uniformiert völlig zu gunsten von *e, o, es.*

Wie die behandlung der *u* (*o*) in der gruppe 1 als die fast vollständige (bez. vollständige) durchführung einer tendenz erscheint, die auch in der gruppe 2 deutlich vorhanden ist, so ist auch der übergang *i* > *e* dort gewissermaßen in seinen anfängen zu spüren (richtiger wohl: der übergang ist dort auf sein erstes stadium beschränkt geblieben, während er in seinem ursprungsgebiet weiter um sich griff).

Die *i* haben vermutlich nie ausnahmslos gegolten. Wenn wir von *i*-dialekt sprechen, so meinen wir einen dialekt, dessen palataler endungsvocal dem *i* näher liegt als dem *e*; aber wir können den lautwert der *i* und *e* nicht genauer bestimmen und auch nicht leugnen, daß in gewissen formen die durch diese zeichen wiedergegebenen laute einander ähnlicher waren als in anderen. Vielmehr zeigt die alte orthographie uns deutlich, daß dies tatsächlich in hohem grade der fall war.

Wie schon andere beobachtet haben, ist in gewissen jüngeren texten, die sonst *i* zeigen, *e* häufig vor *r.* So in der Mǫðruvallabók (Gering, Finnbogasaga s. VIII f.; Finnur Jónsson, Egilssaga s. VI f.) und in der hs. B der Ævintýri (Gering, Isl. Æv. I, s. XIV f.). Der Eddacodex schreibt öfter *veler, varþer, epter, syster* (Bugge s. VIII f.) als sonstiges endungs-*e.* Deutliche spuren derselben eigentümlichkeit finden sich schon in den ältesten hss. In AM 645 ist das übergewicht der *-er* über die *-ir* erheblich größer als das der *e* über die *i* im allgemeinen und in den meisten anderen stellungen (nach Larsson XLI 46 *-er* : 3 *-ir*, während z. b. *-es* 24, *-is* 19 mal geschrieben ist).

Die Arihs., die durch Jón Erlendssons abschriften vertreten wird, hatte so gut wie immer *-er* : *faþer, epter, írsker, dótter, comner, bróþer, aller, spaker, Geller, syster* u. s. w. neben sonstigen *-i.*[1]) Die urkunde von þingeyrar regelt ihre minderheit von *-e* so, daß in der endung *-er* (5 *epter*, 5 *luter, fester, hvárer*) 12 mal *e*, 3 mal *i* geschrieben wird (*eptir, fyrir*), auslautend dagegen und in den namen *Hellisvík, Þórarinn* (sonst kommt gedeckte stellung nicht vor) 9 mal *e*, 25 mal *i* (*luti, arfi, hafði, skipti* usw.). Von den auslautenden *e* stehen 3 in dem worte *staðe* (: 7 *staði*), 3 dicht nebeneinander in der gruppe *hefðe fylgt eyionne syðre*, 2 nahe zusammen in *þess minte Karl ábóta* und *eige letzk eyiulfr*, 1 in *sætte*. Sie verdanken ihr dasein wohl einer unsicherheit des schreibers. Es galt vielleicht auch hier ein trübes *i* zu bezeichnen. Vor *r* aber muß dieses trübe *i* dem *e* fühlbar näher gelegen haben, ausgenommen vielleicht nach palatalem wurzelvocal. Wir könnten diesen unterschied der aussprache noch öfter feststellen, würde nicht die silbe *-er* so gern abgekürzt. Daher läßt uns z. b. das *i*-stück St. Hom. s. 151 ff. ohne ausbeute.

Diese beobachtungen sind besonders insofern von interesse, als sie den unmittelbaren zusammenhang zwischen dem *i* des 'classischen isl.' und dem der frühzeit veranschaulichen. Sie weisen darauf hin, daß die endungs-*i* des 12. jh.'s wesentlich ebenso ausgesprochen wurden wie die des 14. jh.'s. Daß diese aussprache im 14. jh. in ganz Island dieselbe gewesen sei, darf natürlich nicht vorausgesetzt werden.

In gewissen typen und einzelnen wörtern ist *e* merkwürdig fest auch da, wo sonst *i* herrscht. So in den namen auf *-rekr*: *Þióðrekr* (Edda), *Jǫrmunrek(k)r* (Edda), *Alrekr, Hárekr, Hrærekr* u. s. w. (belege bei Lind, Dopnamn, s. dort sp. 855). Ferner in den adjectiven auf *-neskr*: *gotneskr* (Edda), *valneskr* (Edda), *saxneskr, himneskr*, den substantiven auf *-eski* und *-eskia*: *líkneski, forneskia* (Edda) und den adjectiven und adverbien auf

[1]) Vgl. F. Jónsson, Íslendingabóc XVIII. Die auffallenden *e* in namen wie *Are, Agne, Dyggue, enn rauþe* dürften als reste des archetypus aufzufassen sein, der, da Ari im westlande zu hause war, *e-o* gehabt haben wird. Namen (und seltene wörter) hatten mehr anspruch auf behutsame behandlung als gewöhnliche appellativa.

-lega (*-liga*): *ógorlekt, nauðulega* (z. b. häufig in den *i*-stücken des St. Hom.). Endlich in *aldregi* (so stets in der Edda, in AM 645 und sonst).

Nach Noreen 1, 40. 109 wäre *Alrekr* aus *Alríkr* lautgesetzlich ebenso entstanden wie *gester, byþem* aus **gestīʀ, *byþīm*. Diese annahme erklärt nicht, warum *Alrekr* auch in den texten gilt, die *geste, byðem* nicht kennen (sondern nur *gesti, byðim*). Da die herrschende lehre behauptet, *byðem* sei im 13. jh. zu *byðim* geworden, so müssen wir fragen: warum ist damals nicht auch *Alrekr* zu *Alrikr* geworden? Es liegt nahe, zu antworten: die *e* von *Alrekr, himneskr, aldregi* sind reste des *e*, das im 12. jh. allgemein in nebensilben herrschte. Diese antwort wäre sehr unbefriedigend. Sie ließe es im dunkeln, warum gerade in diesen fällen, nicht auch in anderen das *e* bewahrt blieb. Denn wollte man sich darauf berufen, daß das feste *e* nebentonig war (s. unten), so schüfe man eine neue schwierigkeit: der übergang $i > e$ setzt einen schwächeren accent voraus als den nebenton auf *-ing*, das ja (normalerweise) nicht zu *-eng* geworden ist. Man könnte sich nur helfen entweder durch die annahme s c h w a c h e n nebentons (levis, gegenüber semifortis), der das *i* nicht vor der schwächung geschützt, dann aber das *e* von dem schwachtonigen *e* fern gehalten habe, oder durch die hypothese, die betreffenden wörter hätten zur zeit des übergangs $i > e$ schwachtonige nebensilbe gehabt, später, als schwachtoniges *e* wieder zu *i* wurde, stärker betonte. Beides wären notbehelfe; sie durch irgend welche tatsachen zu stützen, dürfte schwer sein. Wenn also ein anhänger der herrschenden auffassung von der chronologie der aisl. *e, i* unsere fälle von festem *e* unwillkürlich in dem lichte erblicken wird, daß sie zeugnisse seien für das höhere alter des *e*, so stehen dieser auffassung jedenfalls keine beweise zur seite.

Aber wir können noch einen schritt weiter gelangen.

Der nächstliegende schluß aus den aisl. verhältnissen ist der, daß unser *e* mit den *e* von Reykiaholt entwicklungsgeschichtlich gar nicht zusammenhängt. Diesen schluß sehen wir bestätigt, sobald wir uns weiter umblicken. Wir finden nämlich die festen *e* in denselben typen und wörtern auch auf dem skandinavischen festlande.

Die namen auf *-rekr* herrschen in ganz Norwegen (ebenso ist die ausnahme *Eiríkr* sowohl norw. als isl.[1])

-legr, -lega schreibt regelmäßig die zweite hand der Þs, die sonst den endungen *i* gibt. In vocalharmonischen denkmälern behält das suffix sein *e* der harmonie zum trotz (Wadstein s. 88; Noreen I, § 138, a. 4; Hægstad, Gam. Trönd. 18. 79. 80. 81. 83. 84; Nordvestl. 14. 48. 63). In Schweden sind *-leka, -lekt* die stark vorherrschenden formen im Cod. Bureanus,[2]) unabhängig von der balanz.

Die bildungen auf *-neskr, -neski(a)* sind selten. Doch begegnet *líkneski* in dem erwähnten stück der Þs; und auch dieses wort behält hier sein charakteristisches *e*.

Durch die größere hälfte desselben denkmals geht *aldregi* mit *e*. Aschw. *alregh* ist eine ausnahme unter den endungen von Sjælens Tröst (Kock, Stud. s. 271).

Aus diesen belegen geht vollends mit sicherheit hervor, daß unsere *e* aus den lautgesetzen eines einzelnen dialekts nicht erklärt werden können, ebensowenig wie die festen *-ing, -ung* u. s. w. Bei diesen ableitungen handelt es sich um die conservierende wirkung des accents, die — dies ist der tragende gedanke aller modernen accentforschung — nach zeiten und dialekten nur insoweit wechselt, als die stärke des accents selbst wechselt. Dasselbe gilt von *Alrekr, aldregi* und ihresgleichen.

Man hat sich zwar bisher, soweit ich sehe, allgemein vor der folgerung gescheut: da die harmonie- und balanzwidrigen *i* und *u* durch den accent bedingt sind, so müssen es auch die *e* von *-lega* sein. Hindernd wirkte die überlegung, daß *-lega* aus *-lika* 'geschwächt' ist (daher Noreens: 'unklar bleibt der umstand, daß im anorw. das suffix *-lig-* ... die form *-leg-* hat ohne rücksicht auf den vorhergehenden vocal'). Dieses bedenken könnte m. e. auch dann nicht den ausschlag geben, wenn jener analogieschluß durch keinerlei directe zeugnisse gestützt würde. Denn die übergänge *-lika* > *-leka, -ríkr* > *-rekr* sind vielleicht jahrhunderte älter als die historischen dialekte

[1]) Consequent *Eirekr* schreibt die Sturlubók der Landnáma, überwiegend die Melabók, nur ganz vereinzelt die Hauksbók.

[2]) S. oben s. 61 f., n. 1.

und überdies nicht zweifelsfrei (s. z. t. unten). Nun gibt es aber auch sonst starke gründe für den nebenton in unseren *e*-typen. Die skalden- und Eddametrik läßt an zahlreichen stellen erkennen, daß nebentöne gelegen haben auf *-leg* (*-lig*), *-nesk* und auf dem *e* von *aldrègi.*[1]) Zwar ist im einzelnen falle nicht auszumachen, ob der dichter *e* oder *i* gesprochen hat, aber die handschriftliche überlieferung zwingt zu dem schluß, daß es sich wenigstens teilweise um *e* handelt. Auch dürfen wir annehmen, daß *þekkilegr* und *þekkiligr*[2]), *aumleg* und *aumlig* gleiche betonung hatten, ebenso wie aschw. *guþlekan* und *guþlikan, hēmeleka* und *hēmelika*. Bei den mehrsilbigen wie aschw. *hēmeleka,* awn. *þekkilegr* ist nebenton schon aus sprachlichen gründen vorauszusetzen (vgl. oben s. 61 f., n. 1). Mit *gotnèsk* (*gotnesk kona,* Guðr. II) müssen wir in verbindung bringen einerseits den aschw. semifortis und fac. fortis auf *-isker, -iskia* (Kock, Stud. s. 301. 367, Acc. § 356. 474), andererseits die aus ahd. *antarisc,* mhd. *hübesch* zu erschließende alte betonung **anðarískaz* (idg. **anteriskós?* Kluge, Stammb. § 210). Für die betonung der namen auf *-rekr* sind aufklärend verse wie *frá Jǫrmunrekki* (Hyndl.), *þríat Jǫrmunrekkr* (Sig. sk.), *er Jǫrmunrekkr* (Ghv.), *sú er Jǫrmunrekkr* (Hamð.), *Jǫrmunrekki* (Hamð., Ghv., vgl. *krǫpturligan* Hym.). Das gefühl für die zusammensetzung ist hier wahrscheinlich niemals verloren gegangen. Daß auch *líkneski, forneski* auf der paenultima nebenton hatten, ist anzunehmen, weil dreisilbige typen überhaupt dieses accentschema bevorzugten (vgl. Kock, Acc. § 189 ff. u. ö.).

Zeigte die weite verbreitung der *e,* daß sie nicht von einzeldialektischen vorgängen aus verstanden werden können, so zeigt ihr regelmäßiger nebenton, daß sie keine schwächungen sind. Beides zusammen weist darauf hin, daß sie mindestens so alt sind wie das gemeinnord. endungs-*i*. Haben wir also unsere *e* unabhängig von den bekannten gemeinnord. lautwandlungen zu beurteilen, so bieten sich zwei möglichkeiten: sie sind entweder aus urn. zeit überkommen, oder sie sind entlehnt.

---

[1]) F. Jónsson, Ark. 23, 43. 44 f. 49 f. Die (selteneren) fälle, wo der nebenton sich metrisch nicht ausprägt, bedeuten nicht sein fehlen.

[2]) Þióðólfr hvinv. Haustlǫng 3, 5: *þekkiligr með þegnum* oder *þekkilegr?* Die reime beweisen nicht für *i,* vgl. 5, 1. 6, 1. 13, 1. 3. 14, 7. 15, 3. 5. 7.

Alle einschlägigen erscheinungen befriedigend aus einer dieser beiden quellen herzuleiten, bin ich nicht imstande. Diese aufgabe muß der zukunft überlassen bleiben. Ihre lösung ist für den gedankengang dieser arbeit entbehrlich.

Doch sei hier daran erinnert, daß nach A. Kock (Acc. s. 226 f.) aschw. *aldrēgh* das urn. dativ-*ē* enthält. Diese evidente erklärung ist natürlich auch auf wn. *aldregi* anzuwenden. Wenn aber Kock annimmt, der conservierende factor sei eine uralte endbetonung gewesen, die im on. bis in die neuzeit gelebt habe (schwed. *aldrig* mit kurzem *a*, dän. *aldrígh* im 17. jh.), so scheint mir dieser schluß anfechtbar. Der urgerm. accentwechsel ist eine unbekannte größe, und die dativendung der *a*-stst. war doch wohl ursprünglich *-ai*, das unter dem hauptton nicht *ē* ergeben hätte, sondern als aisl. *ei* erscheinen müßte. Wir haben deshalb m. e. von urn. *áldrègin* auszugehen, einem normalen dreisilbigen typus, der, eingeschlossen die conservierende wirkung des nebentons, im aisl. *einugi* (neben *eino*) wiederkehrt. In neuerer zeit ist daraus *aldríg* geworden, durch eine vertauschung von haupt- und nebenton, die im on. gebiet auch sonst vorgekommen sein dürfte.

Ein beispiel für entlehnung ist wohl *líkneski, líkneskia*. Das seltene suffix *-neski*(*a*) ist deutlich sekundär. Daß aber das *-iskia* von ahd. *hīwiski* u. s. w. darin stecke, ist nicht glaubhaft, weil germ. *-iskia* collective bedeutung hat und das *n* unerklärt bliebe: es würde auf *líkn* weisen, dies bedeutet aber 'heilung, barmherzigkeit', *líkneski* 'bild' dagegen muß zu *lík* 'körper', *glíkr* 'gleich' gehören. Nun gibt es in den südgerm. sprachen das suffix got. *-nassus*, ahd. *-nassi, -nessi, -nissî, -nissa* u. s. w. Es ist lautlich unserem *-neski*(*a*) ähnlich, auch insofern, als es schwankende flexion zeigt: *líkneski* entspricht den ahd. und alts. neutralen *ja*-stst. auf *-i*, *líkneskia* den ahd. *iō*-feminina auf *-nissia* (Braune, Ahd. gr. § 210, anm. 1). Auch in der bedeutung steht das deutsche formans dem nordischen sehr nahe: beide bilden abstracta zu adj. Und auffallend genau ist die individuelle entsprechung zwischen *líkneski* 'bild' und alts. *gilîknessi* (f.), das im Heliand das brustbild des kaisers auf dem zinsgroschen bezeichnet (während *gilîknissi* n. 'gestalt' bedeutet, z. b. *an gilîknissie dûbun*). Bedenken wir, daß *líkneski*(*a*) weder in den Eddaliedern noch bei den skalden vor-

kommt und andere bildungen auf *-neski(a)* ebensowenig, daß diese vielmehr meist in gelehrter literatur belegt sind (s. Vigf. und Fritzner), außerdem z. b. in der aus ndd. quelle geflossenen erzählung der Þiðr. von dem metallenen standbild des Reginn, so werden wir entlehnung mindestens von *líkneski(a)* als wahrscheinlich bezeichnen müssen. Ebenso dürfte *forneskia* auf ein alts. **forn(n)essia* zurückgehen. Die *e* dieser wörter sind also vielleicht letzten endes umlauts-*e*.[1])

Das *k* scheint aus vermischung mit den adj. auf *-neskr* zu stammen. Auch bei diesen weist einiges auf entlehnung: 1. die beschränkung des suffixes auf eine anzahl fremder völker- und ländernamen und auf die geistlichen bildungen *himneskr* und *iarðneskr*. *Gotneskr* ist 'gotisch', ein begriff der in der fremde spielenden heldendichtung, während agutn. *gutniscr* an die Gotländer denken läßt. Der älteste beleg dieser art ist *þeitneskum hiálmi* bei Sigvatr Nesiavísur 14, a. 1016. 2. der bewahrte vocal, während sonst das *i* von germ. *-iskaz* synkopiert ist (*bernskr, menzkr* = got. *barnisks, mannisks*). 3. die jungen deutschen lehnwörter *þýðverskr, hœverskr, þýðeskr, hœveskr*: sie zeigen, daß eine quelle mit nebentonigem *e* vorhanden war (vgl. mhd. *diutesch, hövesch*), denn nur eine solche konnte an *víkverskr, hvinverskr* u. dgl. erinnern.

Bei den namen auf *-rekr* ist im auge zu behalten, daß sie als namen keine lautgesetzliche entwicklung erwarten lassen. *Þióðrekr, Alrekr* verhalten sich zu mhd. *Dietrîch*, got.-lat. *Alaricus* etwa so wie altn. *Sigurðr* zu mhd. *Sîfrit* oder wie altn *Angantýr* zu aengl. *Ongenþeow*.[2]) Offenbar ist *-rík* älter als *-rek(k)* (obgleich schon in westgotischen concilacten des 7. jh.'s zu *Theudericus* die nebenform *Theuderacius, Theoderacius*[3]) sich findet, deren zusammenhang mit altn. *-rek(k)r* zweifelhaft bleibt). Die verdrängung von *-ríkr* durch *-rekr* scheint dadurch befördert zu sein, daß personennamen mit einem deutlichen adjectiv im zweiten glied, das als attribut der person gefaßt werden

---

[1] Über eine andere (jüngere) spur des deutschen *-nis* auf nordischem boden (on. *-ilse, -else* aus mnd. *(e)nisse*) s. Kock, Från filol. för. i Lund II, nr. 3, s. 1 ff.

[2]) Reiche belege für solche unregelmäßigkeiten bei Heusler, Zs. fda. 52, 97 ff.

[3]) Bezzenberger, Die A-reihe der gotischen sprache s. 11 f.

konnte, sehr selten waren.[1]) Es handelt sich wohl um anlehnung an königsheiti wie *landreki, folkrekr* (Sigvatr, Skjaldedigtn. B 219, A 232), die zu ahd. *anet-rehho* 'enterich' und weiterhin zu ai. *rajan,* lat. *rēx,* air. *rī* gehören (Torp, Wortschatz s. 333), und z. t. an *rekkr* = aengl. *rinc,* alts. *rink,* ahd. *rinch.*[2])

Der gemeinnordische wechsel *-lik-* : *-lek-* (*-lig-* : *-leg-*) ist von bedeutung für die frage nach dem ursprung dieses suffixes, die auch durch die letzten untersuchungen darüber (Kock, Arkiv 21, 97 ff.; Sverdrup ebda 27, 1 ff.) noch nicht restlos gelöst sein dürfte.

---

[1]) Linds Dopnamn (1—480) enthalten sehr wenige bildungen dieser art, darunter den Odinsnamen *Fiǫlsviðr,* das erdichtete *Glaumvǫr,* das seltene *Arnliótr.* Es scheint, als ob frauennamen den adjectivischen ausgang weniger meiden: vgl. *Gunnvǫr, Bergliót* und die namen auf *-ný,* z. b. *Guðný, Signý.* Dabei wird es eine rolle gespielt haben, ob ein adj. seiner bedeutung nach als attribut der person nahe lag oder nicht. *Liót(r), ný, vǫr* verhalten sich in dieser beziehung anders als *sviðr* und *-ríkr.* Es ist charakteristisch, daß namen wie *Vígsterkr* (Ldn.) auf einzelne träger beschränkt bleiben. *Vigfúss* ist schwerlich auf *víg* bezogen worden und war dadurch undurchsichtig.

[2]) Hierfür sprechen die schreibungen mit *kk* (im Eddacodex an stellen, wo die metrik länge fordert).

HEIDELBERG. GUSTAV NECKEL.

EINIGE TIERNAMEN AUS ALTEN FARBEN-BEZEICHNUNGEN.

1. schwed. *sarf.*

Im schwedischen ist *sarf* der name des rotauges (leuciscus oder cyprinus erythrophthalmus). Dialektisch wird der fisch auch *sarfvel* und *svarf* genannt. Der name findet sich wieder in norw. dial. *sørv* und im entlehnten finnischen *sorva.* Neben *svarv* liegt im gutnischen die form *sårv* vor. Säve, Hafvets och fiskarens sagor s. 85. Das dialektische *svarf* ist mit seinem *v* recht auffällig. Ursprünglich kann es jedenfalls nicht sein, weil die gewöhnlichere wortform *sarf* unmöglich aus *svarf* erklärt werden kann. Schon a priori wird man annehmen müssen, daß das *v* in *svarf* sekundär entstanden ist. Das wort dürfte sicherlich zu seinem *v* gekommen sein durch anlehnung an ält. schwed. *svarfvas* 'schnell herumkreisen, taumeln' (isl. *svarfast um* 'weit umher fahren', nnorw. *sverva* 'wirbeln, im kreise umherlaufen'). Die gutnische form *sårv* erklärt sich recht wohl weder aus *sarf* noch *svarf.* Aller wahrscheinlichkeit nach ist es schwundstufenform zu *sarf.*

Unter anderen dialektischen deutschen namen des rotauges nennt Brehm, Tierleben, Fische[3], s. 26 auch *sarf.* Man könnte zwar vermuten, daß dies aus dem nordischen entlehnt sei, jedoch glaube ich eher, daß es einheimisch ist, weil es einen anderen damit nahe verwandten deutschen fischnamen gibt, welcher einheimisch sein muß. Denselben werde ich unten besprechen.

Außer *rotauge,* womit auch die plötze (leuciscus oder cyprinus rutilus) bezeichnet wird, kommen u. a. folgende benennungen des betreffenden fisches in deutschen mundarten vor: *rotkarpfen, rotfeder, rotschweif, rotflosser, rotaschel, roddogen, rotengle, rötteln, rotte, rottel.* Die landläufige benennung

rotauge sowie der in der wissenschaft eingebürgerte speciesname erythrophthalmus ist im grunde unrichtig oder wenigstens ungenau, weil die augen des fisches nicht eigentlich rot sind. Die iris ist goldgelb, mit sehr leichtem rötlichen anstrich bei gewissen tierexemplaren. Dagegen sind die augen der plötze lebhaft rot gefärbt. Die ungenaue benennung findet ihre erklärung dadurch, daß die beiden einander sehr nahe stehenden fische früher verwechselt wurden, s. Brehm a.a.o., Sven Nilsson, Skandinavisk fauna 4, 313, anm. Die übrigen volkstümlichen namen *rotschweif, rotfeder, rotflosser* u.s.w. sind dagegen sehr treffend. Brehm beschreibt den fisch in folgender weise: 'Gewöhnlich ist der rücken braungrün, die seite glänzend messinggelb, der bauch silberweiß gefärbt, während bauch- und afterflosse, seltener auch die rückenflosse, meist aber die schwanzflosse an den spitzen lebhaft blutrot aussehen'.

Auch in anderen sprachen finden wir benennungen des rotauges, die sich auf die rote färbung desselben beziehen. Dialektisch im schwedischen (Bleking) heißt der fisch *ruda*, welches in der schriftsprache benennung der karausche (cyprinus carassius) ist. Dieses wort gehört zum adjectiv *röd*, nhd. *rot*. Andere mundartliche namen des rotauges sind *rudmört* und *rudskalle* (Schonen). *Mört* ist durchgehend der name der plötze im schwedischen und *skalle* ist dialektischer name derselben (Schonen), vgl. dän. *skalle* 'plötze', *rudskalle* 'rotauge'. Im englischen heißt das rotauge *red-eye* und *rudd*. Man vergleiche noch lit. *rùdava* 'rotfeder', *ruduszis* 'die rotäugige plötze, das rotauge' zu *rùdas* 'braunrot, rötlich braun'.

Daß häufig farbenbezeichnungen in fischnamen vorliegen, ist ja auch sonst wohl bekannt. In den genannten namen ist der zusammenhang mit dem grundworte meistenteils ganz klar. Wir haben aber auch eine ganze menge von fischnamen so hohen alters, daß der etymologische zusammenhang nicht unmittelbar einzusehen ist, wo aber nähere untersuchungen deutlich zeigen, daß farbenbezeichnende wörter hinter den fraglichen namen liegen. In seiner trefflichen kleinen schrift, Etymologische bemerkungen s. 9, hat Elof Hellquist nachgewiesen, daß vier schwedische fischnamen, womit eben cyprinusarten bezeichnet werden, aus farbenbezeichnungen entstanden sind. Die namen sind die beiden schon erwähnten *ruda, mört*

und *id* ‘leuciscus idus’, *färna* ‘döbel (leuciscus latifrons)’. Das wort *mört* vergleicht er mit griech. *μαρ-μαίρω* ‘schimmere, flimmere’, *μαρ-μάρεος* ‘schimmernd’, lit. *mìr-gu* ‘flimmere’. Ich bemerke hier, daß dieser name im dialektischen deutschen *mort* wiederkehrt, welches aber bezeichnung für die ukelei (alburnus lucidus) ist. Schwed. *id* stellt sich zu griech. *αἴθ-ων* ‘funkelnd’, *ἰθαρός* ‘klar’, ai. *īdh-rya-* ‘zum heiteren himmel gehörig’ und *färna* (aus urgerm. **ferh-nōn-*) gehört mit ahd. *forhana,* nhd. *forelle* zu ai. *pr̥çni-* ‘gesprenkelt’, griech. *περκνός* ‘bunt’. Außerdem werden noch eine menge anderer fischnamen mit analogem ursprung von Hellquist angeführt.

Den deutschen fischnamen *hasel* (squalius leuciscus Lin.), auch *häsling,* stelle ich zu ags. *hasu* ‘grau’, ahd. *haso* ‘hase’ u. s. w. v. Siebold, Die süßwasserfische von Mitteleuropa s. 204 beschreibt den hasel in folgender weise: ‘Auf dem rücken des hasel macht sich eine schwarzblaue färbung bemerkbar, die oft einen schönen stahlblauen glanz von sich gibt. Seiten und bauch erscheinen bald gelblich, bald weißglänzend.’

Nhd. *felchen* ‘ein fisch aus der familie der lachse’ (Coregonus Wartmanni) erkläre ich aus einem germanischen adjectiv **felha-* ‘grau oder ähnlich’. Ein damit abgelautetes **falha-* erblicke ich in nhd. *falch* ‘kuh’. Urgerm. **felha-, *falha-* vergleicht sich entweder mit abulg. *pelesъ,* lit. *pálszas* ‘fahl’ oder lit. *pìlkas* ‘grau’.

Bisher ist der schwedische fischname *sarf* meines wissens völlig unerklärt geblieben. Auf den ersten blick mag es auch ziemlich schwer vorkommen, das wort in einen uns bisher bekannten etymologischen zusammenhang einzureihen. Jedoch hoffe ich ausgehend von den vorhergehenden erörterungen die richtige etymologische deutung geben zu können. Da es nämlich so gewöhnlich ist, daß fischnamen auf alte farbenbezeichnungen zurückgehen, wird es nicht allzufern liegen, zu vermuten, daß auch in *sarf* eine solche bezeichnung zugrunde liegt. Da ferner das rotauge sich durch seine ganz auffallend rote färbung auszeichnet, welche, wie oben gesehen ist, zu so vielen mit *rot* zusammenhängenden benennungen veranlassung gegeben hat, werden wir vermuten können, daß wir in *sarf* eine uralte bezeichnung für ‘rot’ haben. Ich will versuchen nachzuweisen, daß es sich tatsächlich so verhält. Schon jetzt

erwähne ich, daß ich das wort in lat. *sorbus* 'sperberbaum, vogelbeerbaum', *sorbum* 'beere davon' wiederfinde.

Lat. *sorbus* hat drei erklärungsversuche gefunden. Lidén, Beitr. 15, 518 f. verglich es mit ahd. *swërt,* alts. *swërd,* ags. *sweord* 'schwert' unter annahme, daß germ. **su̯erða-* aus einer alten baum- oder holzbezeichnung hervorgegangen sei. Diese erklärung ist aber später von ihrem urheber selbst aufgegeben. Osthoff, Etymologische parerga 1, 93 f. sieht in *sorbus* eine farbenbezeichnung und, indem er das wort mit ahd. mhd. *swarz,* nhd. *schwarz,* got. *swarts* u. s. w. verknüpft, legt er ihm eine grundform **su̯ordu̯o-* zugrunde. Der name *sorbus* bezöge sich auf das holz des baumes, dessen kern dunkel rotbraun ist. Osthoffs anknüpfung ist indessen weder mit hinsicht auf das begriffliche noch das formelle befriedigend. Schon die bedeutungen der nächsten behaupteten verwandten, lat. *sordeo, -ēre* 'schmutzig, unflätig sein', *sordidus* 'schmutzig, unsauber', *sordēs* 'schmutz, unflat', liegen zu weit ab. Bei der annahme einer grundform **su̯ordu̯o-* würde man am ehesten diese von einem urspünglichen *-u*-stamm erklären wollen (vgl. lat. *derbiōsus* : ai. *dardū*), ein solcher ist aber nicht nachweisbar. Ein suffix *-u̯o-* kommt zwar bei farbenadjectiven vor, dabei aber lassen sich solche bildungen meistenteils in mehr als einer sprache nachweisen, und außerdem war offenbar die idg. wurzel **su̯ord-* keine eigentliche farbenbezeichnung. Max Niedermann, IF. 15, 116 f. nimmt dagegen an, daß der sperberbaum seinen lateinischen namen *sorbus* wegen seiner roten beere erhalten hat und bringt demnach das wort zusammen mit lit. *sar̃tas* 'fuchsig' (von pferden), lett. *sārts* 'rot im gesicht'. Er stellt für *sorbus* die grundform **sor-dho-* auf. Das nebeneinander von *-dho-* und *-to-* sucht er zu stützen durch vergleich von idg. **rudh-* (lat. *ruber,* got. *rauþs* 'rot' u. s. w.) mit lat. *rutilus* 'rötlich, hellblond'. Nun verhält es sich indessen so, daß *rutilus* nicht so ohne weiteres parallel neben idg. **rudh-* gestellt werden kann. Mitunter wird zwar für *rutilus* eine wurzel **rut-* angenommen. Eine solche ist aber sonst nicht nachweisbar. Zunächst ist *rutilus* zu vergleichen mit ai. *ravi-* m. 'sonne', *aruṇa-, aruṣa-* 'rötlich'. Hier liegt, wie bekannt, eine ursprünglich zweisilbige wurzel **ereu̯-* zugrunde, und daraus entstand **reu̯-*, **ru-*. Ein aus letzterer wurzelform gebildetes **ru-to-* mit

suffixalem, nicht wurzelhaftem, dental dürfte in *rutilus* eine ableitung haben. Natürlich kann idg. *rudh-*, wie häufig angenommen wird, eine erweiterung aus der wurzel **ereu̯-* : **reu-* sein, aber die möglichkeit ist andererseits nicht ausgeschlossen, daß die wurzeln **rudh-* und **ereu̯-* ursprünglich nichts miteinander zu tun haben. Das *b* in *sorbus* kann an sich sowohl aus *dh* wie *bh* entstanden sein. Wenn Niedermann erstere möglichkeit gewählt hat, so war es offenbar nur darum, weil er in *dh* eine variante zum *t* in den baltischen wörtern zu sehen glaubte. Nun ist es eine tatsache, daß das formans *-to-* nicht selten bei farbenadjectiven vorkommt, vgl. lit. *báltas* 'weiß', *rùstas* 'lila und bräulich', *gel̃tas* 'fahl, gelb', kslav. *žlъtъ* 'gelb', ai. *hárita-*, av. *zai̯rito* 'gelb', ai. *róhita-* 'rot, rötlich', *çyetá* 'rötlich weiß', *çvetá-* 'weiß, hell glänzend', *étas* 'schimmernd, schillernd', *pītá-* 'gelb'. Ein wechsel zwischen den suffixen *-to-* und *-dho-* mag vielleicht in gewissen fällen vorkommen, es ist aber gar nicht nachgewiesen, daß letzteres suffix gerade bei farbenadjectiven vorkomme. Im slavischen liegen vier farbenadjective vor, die ein suffixales *-d* zu haben scheinen: abulg. *blědъ* 'blaß, bleich'; russ. *gnědój*, poln. *gniady*, čech. *hnědý* 'braun'; abulg. *sědъ* 'grau'; abulg. *smědъ* 'dunkel, braun, schwärzlich'. Mit diesem ist russ. *rudój* 'rot', poln. *rudy* 'schmutzigbraun' nicht gleichzustellen, da in diesem wort der dental wurzelhaft ist (idg. **reu̯dh-* 'rot'). In abulg. *blědъ* liegt idg. *d*, nicht *dh* vor, was die völlige übereinstimmung mit ags. *blāt* 'bleich' (urgerm. **ƀlai̯ta-z*) zeigt (Fick, Vgl. wb. I, 497). Zugrunde liegt eine idg. wurzel **bhlei-* : **bhloi̯-* : **bhlī-* in awnord. *bleikr*, ahd. *bleih*, nhd. *bleich*, lit. *blìzgu* 'erscheine', *blaiksztaũs*, *blaiksztýtis* 'sich aufklären', *blaivaũs*, *blaivýtis* 'sich aufklären' (vom himmel) u. a. Russ. *gnèdój* u. s. w. ist noch in etymologischer hinsicht völlig dunkel. Abulg. *sědъ* 'grau' vergleicht man bekanntlich mit *sěrъ* dass. Über den dental vgl. verf. KZ. 46, 129. Abulg. *smědъ* möchte ich vergleichen mit ai. *mécaka-* 'dunkelblau, dunkelfarbig'. Zum letzteren wort stellt man bekanntlich awnord. *mâr*, plur. *mâvar*, ags. *mǽw*, alts. *mêu*, ahd. *mêh* 'möwe' (urgerm. *mai̯hu̯a-*). Dabei kann der gemeinsame ursprung ein idg. **moi̯ku̯o-* sein, oder man könnte auch annehmen, daß in germ. **mai̯hu̯a-* eine wurzelform **moi̯k-* (mit determinativischem guttural) vermittelst des suffixes *-u̯o-* aus-

gebildet worden ist. Daß bei meinem vergleiche slav. *smedъ* ein *s-* hat, darf nicht auffallen. Solcher wechsel zwischen formen mit und ohne ein anlautendes *s* ist ja gar nicht unerhört. Wilhelm Loewenthal, Die slavischen farbenbezeichnungen, s. 21, der darauf aufmerksam macht, daß im slavischen adjectiven auf *-dъ* ziemlich gering an zahl sind, vermutet, daß slav. *gnědъ, směd* und *sědъ* in suffixaler hinsicht nach *blědъ* gebildet seien. In diesem liegt wie erwähnt idg. *d* vor.

Nach dem, was hier vorgebracht worden ist, wird es klar sein, daß die von Niedermann angesetzte urform **sor-dho-* ohne irgendwelche stütze bleiben muß. Dagegen ist es wohl bekannt, daß das suffix *-bho-* eben bei farbenbezeichnenden adjectiven nicht selten vorkommt, vgl. griech. *ἀλφός*, lat. *albus*, 'weiß', griech. *ἄργυφος* 'silberweiß'.

Schon an sich wird es darum wahrscheinlich sein, daß lat. *sorbus* aus idg. **sorbhos* entstanden ist. Da wir nun ferner den fischnamen *sarf* haben, dem, wie nachgewiesen ist, der grundbegriff 'rot' zugrunde liegen kann, muß anerkannt werden, daß die wahrscheinlichkeit, daß wir bei der auffassung der beiden wörter auf rechtem wege gewesen sind, in völlige gewißheit übergeht. Die existenz des ehemaligen idg. adjectiv **sorbho-* 'rot' wird sich noch bestätigen können. Ich vergleiche nämlich ferner russ. *serbalina,* mundartl. *serbelina, serberina, serbarinъ, serbarinnikъ, serbjaričnikъ, sirbjaričnikъ* 'dikaja roza, šipovnikъ, hagebutte, hagebuttenstrauch', wozu gehört russ. *sorbalina, sorobalina* 'kustъ i jagoda ežěvika, rubus fruticosus'. Russ. *sorobalina* setzt ein urslav. **sorb-* voraus, das sich mit lat. *sorbus,* schwed. *sarf* (urgerm. **sarƀa-z*) deckt, während *serbalina* auf das schwundstufige **sъrb-* (idg. **sr̥bho-*) zurückführt. Die dialektische form *sorbalina* enthält sicher nicht die schwundstufe, sondern ist reducierte aussprache für *sorobalina.* Zu dieser aussprache kann lautliche anlehnung an *serbalina* veranlassung gegeben haben. Die namengebung der fraglichen pflanzen bezieht sich auf die roten früchte derselben. Die brombeeren sind zwar in vollreifem zustande nicht gerade rot sondern dunkelfarbig, der saft derselben ist jedenfalls bläulich rot. Außerdem ist es auch möglich, daß das wort *sorobalina* ursprünglich 'himbeere, himbeerstrauch' bezeichnet hat. Schwed. *hallon* ist der name der himbeere, *björnhallon* kommt dialektisch

als name der brombeere vor, die sonst *björnbär* genannt wird. Die himbeere heißt im russischen *malina,* welches wort auch in anderen slavischen sprachen vorliegt. Auch diesem worte liegt meines erachtens eine farbenbezeichnung zugrunde. Ich vergleiche damit lit. *mė̃lynas* 'blau', lett. *melns* 'schwarz', lit. *mulvas* 'rötlich, gelblich', griech. *μίλτος* 'rötel', *μώλωψ* 'striemen auf der haut, blutunterlaufene stelle', *μέλας* 'schwarz', lat. *mulleus* 'rötlich, purpurfarben'. Lat. *mullus* 'meerbarbe, rotbart' ist aus griech. *μύλλος* 'rotbart' entlehnt. Russ. *malina* ist hiernach aus einer idg. urform **mōlo-* 'rot' zu erklären und hat also denselben ablaut wie griech. *μώλ-ωψ*. Ein anderes slavisches wort für 'himbeere' ist russ. *sunica* auch *suniku,* kleinruss. *sunyća,* weißruss. *sunica,* serb. *sunica.* Ich bringe dieses zusammen mit ai. *çōṇas* 'rot, hochrot'. Slav. *sunica* ist hiernach einem idg. worte **k̑oṷno-* 'rot' entsprungen. Vielleicht wird man einwenden, daß es sonderbar wäre, daß die zugrunde liegenden adjective nicht fortgelebt haben. Nach den zeugnissen, die die überlieferten idg. sprachen liefern, muß die ursprache eine überaus große menge von farbenbezeichnungen gehabt haben. Dies steht im einklang mit der tatsache, daß primitive völker nicht zu sammelbegriffen für bestimmte farbennuancen gekommen sind. Das litauische mit seinen vielen specialnamen für farben spiegelt in dieser hinsicht wie in so vielen anderen das ursprachliche verhältnis wider. In den übrigen sprachen hat im allgemeinen ein sammeln der nuancen in bestimmten gruppen stattgefunden. Dadurch ist natürlich eine große menge von farbenbezeichnenden wörtern überflüssig geworden und sind nach und nach außer gebrauch gekommen. Wurden aber ableitungen aus derselben zu rechter zeit gebildet, konnten die wörter in dieser weise gerettet werden. Die verbreitung von *malina* und *sunica* deuten darauf hin, daß die wörter sehr alt sind. Sicher lagen sie schon im urslavischen als fertige wörter vor. Russ. *sorobalina* ist zweimal suffigiert, mit *-ina* und *-al-*. Vgl. über die suffixe Vondrak, Vergl. grammatik der slav. sprache s. 420 f. 437 f., Miklosich, Vergl. gramm. der slav. sprache 2, 107 f. 129 f. In den dialektischen formen wie *serberina, serbarinъ* beruht das zweite *r* natürlich auf assimilation. *sorobalina* und *serbalina* beruhen also zunächst auf *sorobal-, serbal-.* Die suffigierung mit *-al-*

erweist, daß die wortbildung sehr alt sein muß. Das suffix *-alъ* (*-ala, -alo*) ist ein lebendiges in den slavischen sprachen. Vgl. z. b. russ. *šagala, šagalo* 'wer große schritte macht' zu *šagátь* 'schreiten', poln. *krzykała* 'schreihalz' zu *krzykać* 'schreien', russ. *kovalь* 'schmied', poln. *kowal* dass. zu russ. *kovatь,* poln. *kować* 'hämmern, schmieden'; poln. *nogal* 'langbein' zu *noga* 'bein' und v. a. Russ. *sorobal-ina* und *serbal-ina* finden dagegen in der lebendigen sprache für ihr wurzelelement keinen anhalt. Die suffigierung mit *-al* muß darum in einer zeit stattgefunden haben, da das wurzelelement noch unerweitert in der sprache vorlag. Es ist höchst wahrscheinlich, daß schon im urslavischen die wörter als **sorbala, *sr̥bala* vorlagen.

Einen verwandten finde ich ferner in dem begrifflich nicht gerade fernliegenden litauischen *serbentà, -os* f. 'die (einzelne) johannisbeere', gewöhnl. plur. *serbeñtos,* nach Nesselmann 'die schwarze krausbeere, bocksbeere'; 'ribes nigrum' auch 'ribes rubrum'. Daraus ist abgeleitet *serbentýnas, -o* m. 'ein johannisbeerstrauch oder -gesträuch'. Da wir von der wurzelbedeutung 'rot' ausgehen müssen, ist es unumgänglich anzunehmen, daß *serbentà* von haus aus nur die r o t e johannisbeere bezeichnet hat.

Der suffixale wortauslaut *-entà* erweist, daß *serbentà* ein wort von hoher altertümlichkeit ist. Leskien, Bildung der nomina im litau. s. 585 gibt nur noch ein wort mit derselben suffigierung, *ramentas* 'stab'. Er vergleicht die endung *-ent* im apreuß. *smunents* 'mensch', acc. *smunentin,* acc. plur. *smunentins.* Hier ist *-ent* aus *en* und *t* zusammengesetzt, wie das adjectiv *smuneniska* 'menschlich' ausweist, s. Leskien a. a. o. s. 383 f. S. 585 hat Leskien auch ein suffix *-inta* zu belegen in *birbinta* 'pfütze' und in einigen ortsnamen wie *Romintà* 'flußname', *Szirviñtas* 'dorfname'. *-inta* ist die schwundstufenform (idg. *-n̥to-*) zum normalstufigen *-enta.* Lit. *birbinta* 'pfütze', das wohl zu *burbė́ju, burbė́ti* 'anschwellen' gehört, vergleiche ich mit griech. *βόρβορος* 'schlamm, mist'. Letzteres hat zwar Bugge, KZ. 32, 12 mit arm. *kork* 'sucidume, lordura' zusammengestellt, wonach die wurzel natürlich idg. **gᵘ̯orgᵘ̯-* sein muß. Indessen hat K. F. Johansson, KZ. 36, 388 in bezug auf *βόρβορος* an ai. *barburá-* 'wasser' erinnert. Ich weiß zwar nicht arm. *kork* zu erklären, glaube jedoch daß meine zusammenstellung

von *βόρβορος* mit *birbinta* vorzuziehen ist. Es verdient beobachtet zu werden, daß arm. *-rk-* außer auf idg. *-rg-* auch auf idg. *-gr-* zurückgehen kann.

Das suffix *-inta-* haben wir auch in lit. *krùvintas* 'blutig gemacht', das sich vollkommen mit lat. *cruentus* 'blutig' deckt. Die beiden wörter erklären sich aus idg. **kruu̯n̥tos*. Hierbei verdienen lit. *krùvinas* 'blutig' und kslav. *krъvьnъ* dass. beobachtet zu werden. Diese können zwar den *i*-stamm im kslav. *krъvь* 'blut', ai. *kravya-* n. dass., lit. *kraũjas* dass. angeschlossen werden, wonach die grundform idg. **kruu̯i-no-* gewesen wäre, andererseits aber ist es möglich, daß lit. *krùvinas* und kslav. *krъvьnъ* aus idg. **kruu̯n̥no-* hervorgegangen sind. Diese grundform kann dann aus einem consonantischen stamm **kruu̯-en-* ausgebildet sein. Ferner können dann *krùvintas* und *cruentus* durch zufügung eines *-to*-suffix aus demselben gebildet sein. Es ist wahrscheinlich, daß wir eine uralte *es*/*en*-flexion gehabt haben auf grund von griech. *κρέας* 'fleisch', ai. *kravíṣ-* 'rohes fleisch' (*i* aus *ə*), lat. *cruor, -ōris* 'das rohe, dicke blut' (aus **cruos, -ōsis*). Bei solchen stämmen kommt häufig ein wechselstamm auf *-er* vor. Die spur eines solchen in der fraglichen sippe ist vielleicht ai. *krūrás* 'wund, roh, blutig', av. *xrūra-* 'blutig, grausam'. Schwierig ist av. *xrvant-* 'grauenhaft, grausig' zu beurteilen. Es kann für **xrūvant-* stehen und eine ableitung mit *-vant-* aus *xrū-* f. 'blutiges, rohes fleisch' sein, s. Bartholomae, Altiran. wb. sp. 540. Andererseits kann *xrvant-* für **xruvant-* stehen mit wurzelhaftem *v* und in solchem falle hängt das wort ganz nahe mit lit. *krùvintas,* lat. *cruentus* zusammen. Aus uridg. **kreu̯en-to-* könnte bei betonung der letzten silbe idg. **kruu̯n̥tó-* hervorgehen, wurde aber die zweite silbe des urwortes betont, könnte der consonantische stamm **kruu̯ént-* in *xrvant-* entstehen.

Ein uraltes *-nto*-suffix haben wir ferner in lat. *argentum* 'silber', gall. *Argentoratum* 'stadtname', cymr. *ariant,* corn. *argant* 'silber' zu griech. *ἀργός* 'hell', *ἀργής* 'licht, weißglänzend', ai. *árjunas* 'licht, weiß'. Lat. *argentum* ist in der weise gebildet, daß ein *-to*-suffix an einen *-en*-stamm angefügt worden ist. Dieser findet sich in got. *un-aírkns* 'unheilig', *aírkniþa* f. 'reinheit', ahd. *erchen, erchan* 'echt, recht', aisl. *jarkna-steinn,* ags. *eorcan-stán* 'edelstein'. Unsicher ist mir, ob ai. *rajatá-* n.

'silber', av. *ərəzata-* dass. aus idg. **reĝn̥-to-* und **r̥ĝn̥-to-* entstanden sind, oder ob sie mit griech. *ἀργής, -ῆτος, -έτι, -έτα* zu vereinigen sind, in welchem falle die grundformen vielmehr idg. **reĝeto-* und **r̥ĝeto-* sind.

Man vergleiche noch lat. *juventā,* got. *junda* 'jugend' (aus idg. *i̯uu̯n̥-tā*) zu lat. *juvenis,* ai. *yuvan-* 'jung' und lat. *Carmentā* 'name einer göttin' zu *carmen* 'gedicht, lied'.

Es unterliegt keinem zweifel, daß dieses componierte suffix *-nto-* schon in alter zeit productiv geworden ist. In letztem grunde dürften wohl mit diesem das *-nt-* des particip praes. der idg. sprachen und das *-nta-* der avestischen participien fut. pass. auf *-anta-* (*frayaēzyanta* u. s. w.) identisch sein. Die hereinziehung in das verbalsystem mag bei gewissen nasalverben stattgefunden haben. Die nominalen und verbalen *-n-*stämme sind ja ursprünglich identisch. Außerhalb des verbalsystems hat die productivität des *-nto-*suffixes sich in keiner sprache bewährt. Nur neubildungen ganz zufälliger art dürften vorkommen. Sehr charakteristisch ist, daß wir vereinzelte wörter mit dem *-nt-*suffix haben, deren wurzelelement etymologisch ganz dunkel ist, oder auch müssen wurzelverwandte wörter in weit entlegenen sprachen gesucht werden. Hierzu kann man vergleichen lat. *carpentum* 'zweirädriger stadt-, reise- und gepäckwagen', worüber siehe Walde, Etym. wb.[2] s. v., ai. *veçantá-* m., *-tā, -tī* f. 'teich' und *kalanta-ka-* m. 'ein bestimmter vogel'. Man vergleiche noch ahd. *alant, alunt,* mhd. nhd. *alant,* ags. *alund* 'eine fischart', awnord. *ǫlunn* 'ein fisch'. Das wurzelelement, germ. *al-,* ist bisher dunkel. Kluge, Etym. wb.[7] s. v. vermutet verwandtschaft mit *aal.* Unten werde ich einen versuch zur erklärung dieses sehr altertümlich aussehenden wortes machen. KZ. 46, 131 habe ich ahd. *wisant, wisunt* aus idg. *u̯isonto-, *u̯isn̥to-* erklärt und das wort als 'mit hörnern versehen' gedeutet. Das grundwort finde ich in einem idg. **u̯ison-* 'horn', das ich aus ai. *viṣāṇa-* 'horn' erschlossen habe. Daß das suffix *-to-* öfters eine bedeutung 'versehen mit' hat, ist wohl bekannt. Vgl. lat. *cornūtus* 'behörnt'; *barbātus,* kslav. *bradatъ,* lit. *barzdótas* 'bärtig' u. a.

Gemäß dem hier vorgebrachten muß lit. *serbentà* schon als fertiges wort eine lange geschichte gehabt haben. Während in den übrigen damit verglichenen wörtern entweder idg. **sorbh-*

oder **sr̥bh-* vorliegt, liegt in *serbentà* die *e*-stufe, idg. **serbh-*, zugrunde.

Hier mag noch ein fischname nhd. dial. *serben* genannt werden, dessen behandlung ich mit absicht bisher verschoben habe. Daß dieser name mit schwed. *sarf* zusammenhängt, ist schon an sich äußerst wahrscheinlich; die lautliche übereinstimmung ist allzu groß um auf zufall beruhen zu können. Durch *serben* wird es auch wahrscheinlich gemacht, daß das oben nach Brehm citierte dialektische deutsche *sarf* einheimisch ist. Mit *serben* wird der *döbel* (leuciscus oder squalius cephalus) bezeichnet (Hinrich Nitsche, Die süßwasserfische Deutschlands[4] s. 78). Ebenso wie das rotauge hat der döbel teilweise rote färbung. Brehm gibt folgende beschreibung derselben: 'Die seite goldgelb oder silberweiß, der bauch weiß gefärbt, blaßrot schimmernd; wangen und deckelstücke zeigen auf rosenrotem grund goldglanz, die lippen sehen rötlich aus; rücken- und schwanzflossen hochrot'. In sachlicher hinsicht läßt sich der name also sehr wohl aus dem idg. **serbh-* : **sorbh-* 'rot' erklären. Nach Heckel und Kner, Die süßwasserfische der österreichischen monarchie s. 183, werden gewisse durch krankheit verkümmerte formen des squalius dobula im salzburgischen *serben* genannt. Diese beschränkung in der verwendung des wortes würde, wenn meine auffassung von der herkunft desselben richtig ist, auf anlehnung an nhd. *serben* 'welken, hinsiechen, langsam absterben (bes. von pflanzen)', ahd. *serawên, serwên* 'tabescere, languescere, marcere' beruhen.

Es fragt sich aber dann wie die beiden wörter *serben* und *sarf* sich zueinander verhalten. Identisch sind sie in jedem falle nicht. Offenbar ist *serben* ein ursprünglicher *-n*-stamm. Das *-en* ist in den nominativ von den obliquen casus eingedrungen wie in *bogen, ballen, karren* u. a. Ein solches *-en* im nominativ haben die beiden fischnamen *karpfen* (ahd. *karpo, charpfo*) und *hausen* (ahd. *hûso*). Ob in *serben* eine *-an-* oder *-jan*-ableitung vorliegt, läßt sich nicht unmittelbar entscheiden, da das wort nicht aus altdeutschen sprachperioden bekannt ist. Im althochdeutschen kann das wort entweder **serbo* oder **serbeo* gelautet haben. Im zweiten falle müßte das wurzel-*e* auf *-i*-umlaut beruhen, und als urgermanische form wäre also **sarƀjan-* anzusetzen. Im ersteren falle dagegen läge vielmehr

ein urgermanisches **serƀan-* zugrunde, und das wort hätte also denselben ablautvocal wie lit. *serbentà*. Nun wird man indessen schwerlich annehmen können, daß aus urgerm. **sarƀa-* eine *-i̯an*-ableitung gebildet wurde. Dagegen stehen im germanischen, wie bekannt, *-an*-stämme sehr häufig für und neben *-a*-stämmen, z. b. ahd. *wîso* 'führer' zu *wîs* 'weise', ags. *blǫnca* 'rappen' zu *blonc* 'schwarz'. Entsprechende bildungen aus anderen indogermanischen sprachen sind wörter wie griech. *στράβων* 'schieler' zu *στραβός* 'schielend', lat. *sīlo* 'ein plattnasiger' zu *sīlus* 'plattnasiger', lit. *rudũ* 'herbst' (eigtl. 'der rotbraune') zu *rùdas* 'rotbraun', avest. *marətan-* 'ein sterblicher' zu *marəta-* 'sterblich', s. z. b. Kluge, Nomin. stammbild.[2] § 17; Brugmann, Kurze vergl. gramm. s. 339 f. Eine grundform **sarƀi̯an-* wäre denkbar, wenn im indogermanischen ein **sorbhi̯o-* vorlag, eine solche form läßt sich aber nirgends stützen. Wie die verhältnisse liegen, müssen wir, scheint es mir, für *serben* ein urgerm. **serƀan-* annehmen. Dieser *-an*-stamm kann zwar aus einem *-a*-stamm hervorgegangen sein, andererseits aber ist es auch möglich, daß er aus der ursprache stammt. Es mag hier an ahd. *bëro* 'bär' neben lit. *bė́ras* dass. erinnert werden. Der nasal in germ. **ƀeran-* ist zu identifizieren nicht nur mit dem *n* in awnord. *bjǫrn* 'bär', urgerm. **ƀernu-*, sondern auch mit dem in russ.-kslav. *bronъ* 'weiß, bunt', falls dieses wort tatsächlich hierher gehört und nicht vielmehr mit ai. *bradhnás* 'rötlich, falb' identisch ist. Unten werde ich, art. 6, den idg. stamm **bher-en-* noch besser zu bestätigen versuchen. Auch das angesetzte urgerm. **serban-* kann indogermanische stammbildung haben, so daß daran lit. *serbentà* formell angeschlossen werden kann.

Wenn wir zusammenhang zwischen der wurzel **sorbh-* und lit. *sar̃tas* aufrecht erhalten wollen, müssen wir, wie ersichtlich, die existenz einer urwurzel **sor-* annehmen. Diese wird sich, wie ich hoffe, tatsächlich nachweisen lassen können.

Ai. *sāráṅga-* adj. 'bunt, scheckig', subst. m. 'ein bestimmter vogel'; 'eine antilopenart' ist bisher nicht erklärt. Uhlenbeck, Etym. wb. der ai. spr. s. v. bringt ai. *çārá-* 'bunt, scheckig' in erinnerung, meiner meinung nach mit unrecht. *sāráṅga-* ist gebildet wie *piçáṅga-* 'rötlich, rötlich braun'. Das grundwort zu letzterem ist ved. *piça-* m. 'eine hirschart', welches ohne

jeden zweifel ursprünglich ein farbenbezeichnendes adjectiv war, ablautend mit *peçala-* 'künstlich gebildet, verziert; schön, lieblich', griech. ποικίλος 'bunt', ags. *fāh, fāȝ*, ahd. *fēh* 'bunt'. Das grundwort zu *sāráṅga-* finde ich in ai. *sāra-* m. n., dessen bedeutungen sind 'das innere eines baumes, kernholz; die inneren festen bestandteile eines körpers'; 'festigkeit, kraft'; 'kern, hauptsache, quintessenz, das beste, wertvollste, etwas wertvolles'; 'vermögen, besitz, reichtum' u. a. Die eigentliche bedeutung ist 'kern, mark eines baumes', welche im Rigveda vorkommt (*khadirásya sāram* III, 53, 19). Das wort bildet mit hinsicht auf die begriffsentwicklung eine treffende parallele zu lat. *rōbur, -oris* 'hartholz, kernholz' (besonders der eiche), dann 'härte, festigkeit, widerstandskraft eines gegenstandes, kraft, macht'.

Ai. *sāra-* hat noch keine überzeugende erklärung gefunden. Leo Meyer, Beitr. 2, 259; Vergl. gramm. der griech. spr. I², 89. 694; Handbuch der griech. etym. 1, 629 f. hat es mit griech. ἥρως 'held, halbgott' zusammengestellt, welche erklärung, obgleich mehrere forscher derselben beigepflichtet haben, ganz hinfällig ist. Osthoff in seiner oben angeführten arbeit s. 77 hat lat. *rōbur* 'kernholz' als ein ursprünglich farbenbezeichnendes wort gedeutet und hat es mit griech. ὀρφνός 'finster, dunkel', ὄρφνη 'finsternis, dunkelheit' zusammengestellt. Das kernholz wurde *rōbur* genannt, weil es sich vom weißen splint durch dunklere färbung auszeichnet. In ähnlicher weise macht er, allerdings fragend, auch einen versuch ai. *sāra-* 'kernholz' mit der sippe von ahd. *salo* 'dunkelfarbig, schmutzig', mhd. *sal*, mnl. *salu* 'braungelb', engl. *sallow* 'blaßgelb, blaß, bleich' zu vereinigen. Ferner nimmt er auch als möglich auf Bugges zusammenstellung von *sāra-* mit arm. *uɫeɫ* 'mark der knochen; fell des schädels, gehirn' unter voraussetzung daß dieses ursprünglich das mark eines baumes bezeichnet habe. Obgleich Bugges zusammenstellung recht ansprechend scheinen mag, muß jedoch arm. *uɫeɫ* aus dem spiel gelassen werden. Dagegen war Osthoff beim suchen nach der ursprungsbedeutung von sowohl *rōbur* als *sāra-* auf dem rechten weg. Seine auffassung von *rōbur* hat v. Rozwadowski, Eos 8, 99 dahin modifiziert, daß er *rōbur* wohl richtig zur sippe von *ruber*, got. *rauþs* 'rot' u. s. w. stellt. *rōbur* ebensowie *rōbus* 'rot', *rōbīgo* 'rost; mehl-

tau, getreidebrand' beruht auf dialektischer lautgebung. Wie v. Rozwadowski gezeigt hat, stammt poln. *rdzeń* 'mark, kern' aus der wurzel **rudh-* 'rot'. Das wort setzt ein idg. **rudheni-* voraus. Hierdurch wird die erklärung von *rōbur* nicht unerheblich gestützt. Es ist auch eine tatsache, daß das mark mehrerer baumarten rötlich oder dunkelrot ist. Ich meine nun, daß wir auch im falle von *sāra-* mit derselben farbenbedeutung zu rechnen haben. Das wort kann als substantivierung eines adjectiv *sāra-* '*rot, rötlich' aufgefaßt werden. Zu einer zeit, da das wort noch als adjectiv lebte, wurde daraus *sāraṅga-* gebildet.

Ich führe nunmehr *sāra-* auf ein idg. **sōro-* 'rot' zurück, worin wir die dehnstufe der aus den oben verglichenen wörtern erschlossenen wurzel **sor-* haben. Den ansatz von idg. **sōro-* finde ich bestätigt durch arm. *uruk* (gen. *urki*, instr. *urkav*) 'leprous; that has the venereal disease'. Die bedeutung ist aus 'rotgeflammt, rotfleckig' zu erklären. Der auslaut *-uk* ist ein im armenischen nicht seltenes suffix, vgl. *tamuk* 'feucht', *manuk* 'kind, knabe, diener', *anjuk* 'eng'. Anlautendes idg. *s* vor vocal schwindet im armenischen und idg. *ō* wird zu *u*. Lautlich wie begrifflich läßt sich somit *uruk* sehr wohl aus idg. **sōro-* 'rot' erklären. Zum begrifflichen vergleiche man av. *paesa-* 'aussätzig', eigtl. 'gesprenkelt' zu ai. *peçana-* 'zierlich, verziert', *peça-* 'schmuck, zierrat', npers. *pēsa* 'scheckkuh', griech. *ποικίλος* 'bunt' u. s. w.; ai. *kilāsa-* 'aussätzig' neben *kilāsī* 'geflecktes tier'; russ. *rjabój* 'pockennarbig' und 'buntscheckig', *rjabina* 'pockennarbe' und 'ebereschenbeere'.

Wir haben im russischen einen fischnamen *soróga*, dim. *soróžka* 'rotbart, see-, meerbarbe, mullus barbatus' (Pawlowski), 'cyprinus oder leuciscus rutilus' (Dahl), 'cyprinus idus' (Miklosich), das auch in der form *saróga, saróžina* angegeben wird. Die schreibung mit *a* dürfte keine geschichtliche bedeutung haben. Sie gibt nämlich wohl südliche aussprache des vortonigen *o* wieder. Verschiedene vermutungen über das wort sind zum vorschein gekommen. Eine übersicht derselben findet man bei Torbiörnsson, Die gemeinslavische liquidametathese 1, 31 f., welcher selbst verwandtschaft mit norw. dial. *hork* 'kleiner binnenseefisch (perca cernua)' als eine möglichkeit hinstellt. Dann muß man für *soróga* eine urslavische grund-

form **sorga* annehmen, wie sie auch von Miklosisch, Etym. wb. s. 316 b angesetzt worden ist. Jedoch rechnet Torbiörnsson auch mit der möglichkeit, daß wir in *soróga* ein suffix *-oga* haben. Er vergleicht dazu russ. *minóga* 'neunauge' aus *minъ* 'quappe, aalraupe', *běluga* 'hausen'.

Das wort *hork* ist nicht ausschließlich norwegisch. Es kommt auch im älteren dänischen vor und ebenso in gewissen schwedischen dialekten (Schonen). Auch in deutschen mundarten kommt *hork* als bezeichnung des kaulbarsches vor. Trotzdem daß das wort also ziemlich weit verbreitet ist, wird man es nicht zu etymologischen zwecken vorgeschlagener art verwenden können. Wie Elof Hellquist, Språkvetenskapliga sällskapets i Upsala förhandlingar 1891—1894, s. 95 erwiesen hat, gehört *hork* zusammen mit schwed. *harka,* norw. *harke* 'rechen, harke', dtsch. *harke.* Die namengebung bezieht sich darauf, daß die vor- und hauptdeckel der kiemen mit steifen stacheln besetzt sind. Der reichssprachliche schwedische name des fisches, *gärs,* bezeichnet dieselbe eigenschaft. Dieses wort gehört, wie Lidén, Beitr. 15, 508 nachgewiesen hat, zu ai. *harṣate, hṛṣyate* 'wird starr, sträubt sich', lat. *horreo* 'rauh sein, starren; schaudern, sich entsetzen'. Auch nhd. *barsch,* womit *kaulbarsch* zusammengesetzt ist, führt auf eine ähnliche ursprungsbedeutung zurück, worüber besonders Hellquist, Etymol. bemerk. s. 6 zu vergleichen ist.

Recht auffallend ist, daß russ. *soróga* name der plötze, des rotauges und anderer r o t g e f ä r b t e n fische ist. Es mag darum wahrscheinlich scheinen, daß *soróga* aus der erschlossenen wurzel **sŏr-* 'rot' entstanden ist, daß es also mit schwed. *sarf* wurzelverwandt ist. Wenn das wortende *-oga* suffixal ist, muß dann ein urslav. **sorъ* (aus idg. **soro-* 'rot') angenommen werden. Nach der anderen alternative kann man von einem idg. **sor-gā* ausgehen. Ein suffix *g* ist bei tiernamen sehr gewöhnlich. Dasselbe ist entweder an einen ausgebildeten stamm gefügt oder anscheinend nicht selten direct an die wurzel angepaßt. Hier können genannt werden griech. *ὄρτυξ, -υγος* 'wachtel'; got. *ahaks* 'taube'; ahd. *kranuh,* ags. *cornuc* 'kranich', wozu arm. *kṙunk* dass. (über **kirunk* aus idg. **gĕron-go-*); ags. *rudduc* 'rotkehlchen'; awnord. *maþkr* 'wurm' zu got. *maþa* dass. Hierzu gehört auch aisl. *jalkr* 'wallach', schwed. dial. *jälk*

'pferd', von Hellquist, De svenska landsmålen 20, 277 zur wurzel in ahd. *ëlo* 'gelb, gelbbraun' gestellt. In bezug auf bildung und bedeutung vergleicht Hellquist aisl. *ljoska, brunka, múska, rauðka* 'benennungen von stuten'.

Völlig bewußt, daß ich mich dabei auf sehr unsicherem boden bewege, möchte ich noch ein paar anknüpfungen aus dem slavischen vorschlagen. Russ. *sarýčъ* 'mäusebussard' könnte möglicherweise aus dem idg. **sōro-*, das wir in ai. *sāra-* und arm. *uruk* gefunden haben, hervorgegangen sein. Ebenso könnte man auch kslav. *srъna* 'δορκάς, caprea' (russ. *serna* 'gemse', poln. *sarna* 'reh') heranziehen, vorausgesetzt, daß lit. *stìrna* 'reh' entweder unverwandt oder die wiedergabe des entlehnten urslav. **sr̥na* ist. Vgl. ai. *sāráṅga-* als bezeichnung einer antilopenart. Die idg. grundform kann dann **sr̥-no-* oder sogar **sr̥bh-no-* sein. In letzterem falle könnte man von einem *-en-*stamm ausgehen, an welchen lit. *serbentà* formell angeschlossen werden könnte.

Auch in ai. *sáraṭa-* m. 'eidechse, chamäleon' könnte man die wurzel **sor-* finden. Zur suffigierung des wortes wäre ai. *karaṭa-* 'dunkelrot' zu vergleichen. Ebenso könnte vielleicht die wurzel vorliegen in ai. *sarámā*, die götterhündin im Rigveda, welche die verborgenen kühe aufspürt. Das metronymikon *sārameyá-* ist teils benennung der beiden hunde, die den pfad Yamas bewachen, teils auch bezeichnung der hunde des hausbeschützers (*vāstoṣ pati-*). In der ersten eigenschaft führt *sārameya-* das epithet *çabála-* 'bunt, scheckig' (Rigv. X, 14, 10), in der zweiten die epitheten *árjuna-* 'weiß' und *piçáṅga-* 'rötlich, rötlich braun' (Rigv. VII, 55, 2). Sollte wohl in diesen attributen eine erinnerung daran liegen, daß das grundwort *sarámā* ursprünglich farbenbezeichnend war?

Der umstand, daß so viele fischarten nach den dieselben charakterisierenden farben benannt sind, bringt mich auf den gedanken, für das slavische wort *ryba* 'fisch' eine neue erklärung zu geben. Man hat es bekanntlich mit ahd. *rūpa, rūppa*, mhd. *rūpe, rūppe*, nhd. *raupe* zusammengebracht. Obzwar möglich, ist doch diese combination jedenfalls nicht unmittelbar überzeugend. Ich stelle mir vor, daß *ryba* ursprünglich nicht 'fisch' überhaupt, sondern nur gewisse fischarten bezeichnet hat. Hiermit ist zu vergleichen griech. *ὄρφος*

'vogel' neben got. *ara,* aisl. *ari,* ahd. *aro* 'adler' u.s.w. Wenn mein gedanke richtig ist, könnte slav. *ryba* ursprünglich die karpfenfische bezeichnet haben. Gemäß diesem möchte ich in *ryba* eine idg. wurzel **reu̯b-* oder **reu̯bh-* 'rot, rötlich' finden, welche ich erschließe aus aisl. *riúpa* 'schneehuhn', lett. *rubenis* 'birkhuhn'. Aisl. *riúpa* ist entweder idg. **reu̯bōn-* oder **reu̯bh-nōn-*. Möglich ist natürlich, auch lat. *rōbus, rōbīgo* hierher zu stellen.

Zum sachlichen ist zu bemerken, daß die karpfenfische seit alter zeit die zuflüsse des schwarzen sowie des kaspischen meeres bewohnen.

2. Awnord. *arfr* 'ochs'.

Dieses wort, wozu ags. *orf, yrfe* 'vieh', hat mehrere erklärungsversuche gefunden. Zuerst ist zu nennen, daß Sievers, Beitr. 12, 176 f. awnord. *arfr* 'hæreditas' mit *arfr* 'ochs, vieh', ags. *yrfe* 'erbe, erbteil' mit *yrfe* 'vieh' identifiziert hat. Er erklärt die bedeutung 'erbteil' aus 'vieh' und sieht somit in den fraglichen wörtern ein parallelismus zu lat. *pecus : pecunia,* got. *faíhu* 'vieh' : ags. *feoh,* aisl. *fé* in der bedeutung 'eigentum'. Er trennt also *arfr* 'erbteil' und got. *arbja* 'der erbe' ganz von lat. *orbus* 'beraubt', griech. *ὀρφανός,* arm. *orb* 'waise' und dies namentlich schon aus rein sprachlichen gründen, weil *arfr* 'das erbe' seiner bedeutung wegen mit *orbus* 'verwaist' nicht identifiziert werden könne. Dieselbe auffassung in bezug auf das begriffliche vertritt auch Zupitza, Wochenschr. f. class. phil. 1909, s. 674 f. Siehe dagegen Walde, Etym. wb.[2] s. v. *orbus.* Über die etymologie von *arfr* 'ochs, vieh' finden wir bei Sievers nichts. Eine andere auffassung, die u. a. von Falk-Torp, Etym. wb. s. v. *arv* vertreten wird, geht davon aus, daß *arfr* 'ochs' umgekehrt seine bedeutung über 'eigentum' aus 'erbteil' specialisiert habe. Es mag wahr sein, daß es besonders im angelsächsischen nicht selten schwierig scheint zu unterscheiden, ob das betreffende wort mit 'vieh' oder 'erbteil' übersetzt werden soll, trotzdem aber wird man der letzten annahme nicht beipflichten können, weil *arfr* 'ochs' sich mit lit. *arbonas* 'ochs' vergleichen läßt; vgl. darüber Uhlenbeck, Beitr. 16, 562. 27, 115 f. IF. 17, 128 hat Meringer bei der erklärung von got. *arbaiþs* alternativ ein urgerm. **arba-iði-*

'ochsengang' als grundform dieses wortes vorausgesetzt. Das urgermanische **arƀa-* 'ochs' erklärt er aus der wurzel *ar-* in lat. *-arō, -āre* 'pflügen' u. s. w. Urgerm. **arƀa-* sei mit dem wohlbekannten tiernamensuffix *-bho-* gebildet. Diese auffassung muß ich mit der größten bestimmtheit abweisen. Es kommt niemals vor daß dieses specielle *-bho*-suffix an verbalwurzeln angefügt worden ist. Zuletzt ist noch zu erwähnen, daß Wood, MLN. 21, 39 *arfr* 'ochs' mit ai. *ar-p-áyati* 'bringt an, legt auf' u. s. w. vereinigt hat. *arfr* wäre demnach eigentlich s. v. a. 'gespann' oder dergl. Diese anknüpfung ist verfehlt, nicht nur weil dabei lit. *arbonas* von *arfr* getrennt werden muß, sondern auch weil es gar nicht bewiesen ist, daß das causativzeichen *p* eben in ai. *arpáyati* aus idg. zeit stammt.

Andere erklärungen von *arfr* als die genannten sind mir nicht bekannt.

In *arfr* 'ochs' sehe ich eine ursprüngliche farbenbezeichnung und zwar vergleiche ich es mit aisl. *iarpr* 'braun', ags. *earp, eorp* 'dunkelbraun, schwärzlich', ahd. *ërpf* 'fuscus' (aus urgerm. **erppa-*, idg. **erbh-nó-*), griech. *ὀρφνός* 'finster, dunkel'. Bekanntlich sind mehrere tiernamen aus der idg. wurzel **erebh-*, **erbh-* 'braun, rotbraun' hervorgegangen. Ich erinnere an lett. *lauka-irbe* 'feldhuhn', ahd. *rëba-huon, rëpa-huon* 'rebhuhn', aisl. *iarpi* 'haselhuhn'. Hierzu stellt sich auch ndd. *erpel* 'enterich', verf. IF. 24, 273. Eine wurzelform mit innerem nasal liegt wie man weiß vor in russ. *rjábyj* 'bunt', *rjábka* 'rebhuhn'. Dieser nasalvocal ist meines erachtens in beziehung zu stellen zum *-no*-suffix in aisl. *iarpr* u. s. w. und griech. *ὀρφνός*. Aus idg. **rebh-no-* wurde nämlich, wie ich glaube, durch metathese vorslav. **rembho-*.

In den allgemein benutzten handbüchern werden schwed. *järf*, norw. *jerv*, dial. *erv, arv* 'vielfraß (gulo borealis)' ebenso wie ir. *heirp* 'dama, capra', neuir. *earb, fearb* 'damtier' mit griech. *ἔριφος* 'böckchen' zusammengestellt. Siehe z. b. Vaniček, Etym. wb. der lat. spr.², 24; Fick, Vergl. wb. 1³, 494. 2⁴, 40; Walde, Etym. wb.² s. v. *aries*; Boisacq, Dict. étym. s. v. *ἔριφος* u. a. Holger Pedersen, Kelt. gramm. 1, 176 vergleicht ir. *heirp* mit *ἔριφος* und nimmt an daß urkelt. **erbh-* aus **erịbh-* durch schwund des zweiten vocals entstanden sei. Jedoch ist meines erachtens ein solcher schwund nicht ganz hinlänglich beglaubigt.

Trotz der begrifflichen übereinstimmung ist es aus lautlichen gründen nicht wohl möglich, die beiden wörter zu identifizieren. Ferner kommt noch hinzu, daß man ἔριφος betrachten muß im nächsten zusammenhang mit lat. *aries, -etis* 'widder, schafbock', umbr. *erietu* 'arietem', lit. *ė̃ras, ėrýtis* 'lamm', lett. *jērs* dass., apreuß. *eristian* dass. Man muß annehmen daß ein uridg. -*i*-stamm **eri-* vorgelegen hat. Daraus ist lat. *ariet-*, umbr. *erietu* in derselben weise gebildet wie griech. αἰετός, alt. ἀετός 'adler' (idg. **au̯ietós*) aus einem ursprachlichen **au̯i-* (lat. *avis*). Lit. *ėrýtis* ist mit *ariet-* identifiziert worden, was sehr wohl möglich ist. Zwar kann eingewendet werden, daß *ėrýtis* als diminutivische bildung aus *ė̃ras* aufzufassen sei, wie *vilkýtis* aus *vil̃kas* 'wolf'. Nun ist aber andererseits klar, daß das litauische diminutivsuffix *-ýtis* aus ursprünglichen -*i*-stämmen hervorgegangen ist und in anbetracht dessen läßt sich die gleichung *ariet-* : *ėrýtis* sehr wohl verteidigen. Man könnte sogar daran denken in *ė̃ras* eine von *ėrýtis* aus nach der analogie *vil̃kas, vilkýtis* u. a. neugeschaffene form zu sehen. Jedoch wird man auch einen idg. stamm **ero-* annehmen müssen. Lidén, Arm. stud. s. 23 f. hat nämlich arm. *oroǰ* 'lamm', das er zunächst aus **eroǰ* entstanden sein läßt, angeschlossen. Zum suffix vergleicht Lidén arm. *aloǰ* 'zicklein'. Arm. *oroǰ* wird man also aus einem idg. **ero-* zu erklären haben, womit lit. *ė̃ras* verglichen werden kann. Lit. *ė̃ras* und *ėrýtis,* die also beide gleich alte bildungen sein mögen, können das muster zu den diminutivbildungen wie *vilkýtis* aus *vil̃kas* abgegeben haben.

Aus dem idg. stamm **eri-* ist griech. ἔριφος vermittelst dem bekannten tiernamensuffix *-bho-* gebildet. Mir widerstrebt es völlig aus idg. **eri-, *ero-* ein wurzelhaftes **er-* herauszuschälen, um daran ir. *heirp* anzuschließen. Das tiernamensuffix *-bho-* ist immer an ganz fertiggebildete wörter oder wortstämme gefügt, niemals an wurzeln oder wurzelähnliche elemente. Man vergleiche ai. *r̥ṣa-bha-* zu *r̥ṣ-an-, vr̥ṣa-bha-* zu *vr̥ṣ-an-,* griech. ἔλα-φος zu lit. *élnis* u. s. w. Es sieht aus, als ob das erwähnte suffix *-bho-* in arm. *kutb* (gen. *ktboy,* instr. *ktbov*) 'biber' vorläge, in welchem falle das suffix direct an die wurzel angefügt wäre, da unmöglich ein vocal zwischen *t* und *b* gefallen sein kann. Intervocalisches *bh* wird im armenischen zu *v*. Jedoch ist es möglich, daß das wort nicht zu

den mit *-bho-* gebildeten tiernamen gehört. Lautlich könnte das wort mit awnord. *kalfr,* nhd. *kalb* u. s. w. verglichen werden. Dazu nehme ich doch nicht stellung ein.

Osthoff, Etymologische parerga 1, 307 hebt die identität von mir. nir. *earb* 'rehbock' und schwed. *järf* (aus idg. **erbho-*) hervor. Es ist mir auch ganz klar, daß man diese wörter nicht voneinander trennen kann, sie bezeichnen zwar verschiedene tierarten, doch bietet dieser umstand kein hindernis.

In bestem einklang mit dem, was ich hier ausgeführt habe, steht die neue erklärung von schwed. *järf,* welche von Hjalmar Lindroth, Festskrift till K. F. Söderwall, Lund 1911, s. 126 f. vorgetragen ist. Mir ganz evident erklärt er *järf* aus der wurzel **erbh-* 'braun, rotbraun'. Idg. **erbhos* war also 'das braune tier'. In einer fußnote macht er die bemerkung, daß auch ir. *heirp* u. s. w. auf eben dieselbe grundform zurückgehen könnte. Nach dem, was oben auseinandergesetzt worden ist, muß dies als tatsache hingestellt werden.

Aisl. *arfr* 'ochs' aus idg. **orbhos* scheidet sich lautlich von *järf* nur in bezug auf den ablaut. Lit. *arbonas* ist wohl aus einem alten farbenbezeichnenden worte **a͂rbas* gebildet, wie *raudónas* 'rot' aus *raũdas* dass., *geltónas* 'gelblich' aus *ge͂ltas* 'gelb'.

Im griechischen liegt ein fischname *ὄρφος* vor, wozu die diminutiva *ὀρφίον, ὀρφίσκος.* Wenn die oben besprochene idg. wurzel **serbh-, *sorbh-* 'rot' im griechischen fortgelebt hätte, müßte sie hier mit der wurzel **erbh-* zusammengefallen sein. Lautlich wäre es möglich *ὄρφος* mit schwed. *sarf* zusammenzubringen. Trotzdem das beide wörter fische bezeichnen, können sie aus sachlich-semasiologischen gründen unmöglich verwandt sein. Der fisch *ὄρφος* hatte die dunkle farbe der drossel, weshalb er auch den namen *κίχλη* 'drossel' trug. Dadurch erweist es sich, daß *ὄρφος* mit *ὀρφνός* u. s. w. zusammenhängt. Wharton, Etyma graeca s. 97; Leo Meyer, Handbuch der griech. etym. 1, 576; Prellwitz, BB. 22, 101.

Griech. *ὄρφος* ist über lat. *orphus* ins nhd. *orf, orfe* entlehnt. Der mit *orf* bezeichnete fisch ist eine abart des *alants* und wird auch *gold-orfe, rot-orfe, urfe* genannt. Andere dialektische namen dieses fisches sind *nerfling* und *erfel.* Diese wörter müssen einheimisch sein im gegensatz zu *orf,* mit dem

sie meines erachtens urverwandt sind. *nerfling* ist sicher nicht von *erfel* zu trennen. Das wort ist recht wahrscheinlich zum anlautenden *n-* in der weise gekommen, daß es in der stellung als object aus dem vorhergehenden bestimmenden worte (einem artikel, einem adjectiv) das hier auslautende *n* zu sich genommen hat. Welchem sprachgebiete *erfel* und *nerfling* (**erfling*) angehören, weiß ich nicht. Durch lautliche kriterien läßt sich dasselbe nicht feststellen, weil sowohl urgerm. **erƀa-* (idg. **erbho-*) als **erppa-* (idg. **erbhno-*) zugrunde gelegt werden kann.

Zuletzt citiere ich nach Brehm folgende beschreibung des betreffenden fisches: 'Rücken und seiten sind hochorangegelb oder mennigrot, die unteren teile silberglänzend. Eine breite, undeutlich begrenzte oder verschwimmende violette längsbinde verläuft längs den seiten und trennt das höhere rot des rücken von den blässeren der oberbauchgegend. Die flossen sind rot an der wurzel und weiß an der spitze'. Nach dieser beschreibung kann es gar nicht auffallen, wenn der fisch nach seiner farbe benannt worden ist.

3. Nhd. reh.

Die germanischen namen des rehtieres, ahd. *rêh, rêho,* mnd. *rê,* ndl. *ree,* ags. *râ, râha, râhdéor,* engl. *roe,* awnord. *râ,* schwed. *râ, râdjur,* dän. *raa* hat man ganz richtig mit air. *ríach* 'grau, gefleckt, gestreift' zusammengestellt. Die urgermanische form derselben ist **raịhan-*. Daneben hat eine nebenform **raịʒiōn-* vorgelegen nach ausweis von ags. *rǽʒe,* ahd. *reia* 'ricke'. Auf die schwundstufenform **riʒnī* geht nhd. *ricke,* ndl. *rekke* zurück. Ob der guttural des gemeinsamen grundwortes palatal oder velar gewesen ist, hat man meines wissens noch nicht feststellen können. Ich vergleiche ai. *reka-* m. 'frosch', das sonst von vielen mit kslav. *likъ* 'spiel, tanz', *likovati* 'tanzen', *lèkъ* 'ludi genus'. Im *k* dieser wörter sieht man eine variante zur media in lit. *láigyti* 'wild umherlaufen', griech. *ἐλελίζω* 'mache erzittern, schwinge', got. *laikan* 'springen, hüpfen', aisl. *leika* 'spielen, sich spielend bewegen, ausführen, zurichten', mhd. *leichen* 'aufspringen, sich biegen, jmd. verspotten' u. s. w. Ai. *rekas* wäre also s. v. a. 'springer, hüpfer'. Es ist zwar wahr, daß recht häufig namen der frösche aus dieser grundbedeutung hervorgehen — zahlreiche beispiele findet man bei Osthoff,

Etymologische parerga 1, 336 ff. — andererseits haben wir genug beispiele davon, daß er nach seinem aussehen benannt worden ist. Siehe z. b. Lidén, Stud. zur ai. u. vgl. sprachgesch. s. 85 f. über ai. *maṇḍūka-* 'frosch'. Hierzu kommt ferner, daß slav. *likъ* u. s. w. vereinzelt mit seinem *k* in den indogermanischen sprachen steht. Mir ist es darum wahrscheinlich, daß es aus dem germanischen stammt, welche auffassung auch haben Falk und Torp, Etym. wb. s. v. *leg,* I; Feist, Etym. wb. s. v. *laikan.*

Ai. *çālūra-* m. 'frosch' hat man in analoger weise mit *rekas* erklärt, indem man es mit ai. *çalabhá-* m. 'art tier', lit. *szůlỹs* 'galopp', lett. *sûlis* 'schritt' u. a. vereinigt hat. Nach meiner überzeugung steckt auch in *çālūra-* eine alte farbenbezeichnung. Ich stelle es nämlich zusammen mit lit. *szalvas, szalvis* 'thymallus, ein fisch am rücken grünbraun, an den seiten silbergrau'. Mit diesem vergleicht J. Zubatý, Archiv f. slav. phil. 16, 414 kslav. *solъvъj,* russ. *solovej* 'nachtigall', *solovój* 'falb, isabellfarben'. Jedoch können diese wörter und wohl mit besserem recht zu ahd. *salo* 'dunkelfarbig, schmutzig', mhd. *sal,* mnl. *salu* 'braungelb', ags. *salo* 'dunkelfarbig, schmutzig', neuengl. *sallow* 'blaßgelb, blaß, bleich' gezogen werden; vgl. Uhlenbeck, Beitr. 20, 564; Brugmann, Grundr. 1², 334; Osthoff a. a. o. s. 89. Wegen ai. *çālūra-* und lit. *szalvas* hat man von einem idg. **k̑ŏlu-* auszugehen.

Wenn also meine anknüpfung von ai. *rekas* für richtig gelten kann, hat die idg. urform der zusammengestellten wörter einen velar gehabt. In seinen angeführten Studien s. 96 hat Lidén im germanischen rehtiernamen eine wurzel **roį-* gefunden, indem er damit lit. *raĩbas* 'gesprenkelt, graubunt', lett. *ráibs* 'bunt' zusammenstellt. Auch lit. *raĩnas* 'graubunt gestreift' bezeugt diese wurzel. Juškevič hat *rájnas, rájmas* und *rájvas* als epitheton ornans von vögeln. Zum suffixwechsel in *raĩbas* und *raĩnas* verweist Lidén auf lit. *lái-bas* neben *lai-nas* 'schlank'. Zum wechsel in *ráimas* und *ráivas* kann ai. *çyā-má-* 'schwarz, dunkel' neben *çyā-vá-* 'schwarzbraun, dunkel' verglichen werden. Mit lit. *raĩbas* hängt ir. *riabhach* 'grausprenkelig' und schwed. *ripa* 'schneehuhn' zusammen; vgl. Falk-Torp, Etym. wb. s. v. *rype.* Das letzte wort geht über urgerm. **rīppōn-* auf idg. **reibh-nón-* zurück.

Zum idg. suffix *-ko-* in *reh, ríach* und *reka-* vgl. lit. *pìlkas* 'grau' neben *pelė̃* 'maus', ai. *palitá-* 'grau'. Ai. *karká-* 'weiß; schimmel' hat wohl auch suffixales *-ka.*

4. Nhd. hering.

Dem nhd. *hering,* mhd. *hœrinc,* ahd. *hâring* entsprechen in den anderen westgermanischen sprachen ags. *hǽring, hēring,* mengl. *hēring,* nengl. *herring*; alts. *hęring,* mndd. *harink, herink,* mndl. *hārinc, herinc,* nndl. *haring.* Der gedanke ist hervorgetreten, daß das wort mit *heer* zusammenhänge. Die bedeutung wäre also 'heerling', 'der in scharen kommende'. Gerade eine ableitung davon kann *hering* nicht sein, dagegen scheint eine anlehnung an *heer* stattgefunden zu haben; vgl. Kluge, Etym. wb.[7] s. v. Schrader hat im nachtrage zu Helms arbeit 'Das salz' eine erklärung von *hering* vorgetragen. Indem er sich auf den umstand stützt, daß fischnamen nicht selten farbenbezeichnungen gewesen sind, vergleicht er das wort mit kslav. *sěrъ* 'graublau', ai. *çāras* 'bunt, scheckig' (idg. **k̑ēro-*). Auf grund von dieser combination wäre ein germanisches **hēro-* als grundwort für *hering* zu supponieren. Diese erklärung Schraders hat Köhler, Die altenglischen fischnamen s. 45 zur besprechung aufgenommen. Er äußert sich darüber in folgender weise: 'Jedoch erwachsen dieser erklärung, so annehmbar sie nach ihrer sachlichen seite hin wäre, wiederum lautliche schwierigkeiten. Geht man nämlich von kslav. *sěrъ* aus, indem man für dessen stammvocal idg. *ē* zugrunde legt, so ist ahd. *hāring,* aengl. *hǽring* wohl verständlich; aber dann muß man diese bezeichnungen von aengl. *hār* 'grau, altersgrau', ahd. *hēr* 'würdig, erhaben' trennen. Nimmt man aber für den stammvocal idg. *oi̯, ai̯* an, so begreift man wohl ahd. *hēr,* aengl. *hār,* anord. *hārr,* nicht aber ahd. *hāring.* Man käme also aus diesem dilemma nur heraus, wenn man verwandtschaft zwischen aksl. *sěrъ* und ahd. *hāring,* aengl. *hǽring* annähme, nicht aber zwischen jenem worte und ahd. *hēr,* aengl. *hār,* anord. *hārr*'.

Die frage liegt also für Köhler so, daß die vorgeschlagene etymologie mit der erklärung von kslav. *sěrъ* steht oder fällt. Man könnte aber bemerken, daß noch ai. *çārás* zum vergleich mit *hering* übrig bleibt, obgleich auch andererseits dieses wort

allzu entfernt liegt. Ganz entschieden wollte man ein im kreise der verwandten sprachen geographisch näher liegendes wort zum vergleich ausfindig machen und dazu noch ein wort, das sich in so vielen sprachen wie nur möglich wiederfinden ließe. Ich bin indessen überzeugt, daß wir in bezug auf die beiden für kslav. *sěrъ* vorgeschlagene anknüpfungen nicht vor einem entweder – oder sondern vor einem sowohl – als stehen. KZ. 46, 128 f. habe ich in ai. *çerabha-* 'name verschiedener schlangen' eine ursprüngliche farbenbezeichnung gesehen. Die grundlage *çera-* habe ich mit ags. *hār,* ahd. *hēr* (urgerm. **haira-*) verglichen. Das urindogermanische grundwort hat meiner meinung nach einen ursprünglichen langdiphthong gehabt und demnach kann es mit **k̑ēi̯ro-* angesetzt werden. In solchen diphthongen kann, wie man wohl weiß, der letzte component schwinden, weshalb ai. *çārás* aus idg. **k̑ēros* sehr wohl angeschlossen werden kann. Ai. *çerabha-* und urgerm. **haira-* müssen hiernach aus idg. **k̑əi̯ro-* entstanden sein. Die schwundstufenform idg. **k̑īro-* habe ich in ai. *çīras* 'boa' gefunden. Kslav. *sěrъ* bleibt immerhin zweideutig insoweit, daß es entweder mit ai. *çera-(bha-)* oder *çāras* identifiziert werden kann. Ohne zweifel können die beiden indogermanischen wörter **k̑əi̯ro-* und **k̑ēro-* auch in anderen indogermanischen sprachen als im altindischen fortgelebt haben. An und für sich können sie beide sehr wohl im ältesten urslavischen gesondert existiert haben. Dies vorausgesetzt müssen sie jedoch später lautlich in *sěrъ* zusammengefallen sein. Auch im ältesten germanischen können, meine ich, beide grundwörter vorgelegen haben. Es läßt sich nun denken, daß urgerm. **heringaz,* die urform von *hering,* aus dem neben urgerm. **haira-* liegenden **hēra-* abgeleitet wurde. Daß das grundwort selbst nicht fortgelebt hat, läßt sich vielleicht erklären. Die beiden wörter, die annäherungsweise dieselbe bedeutung gehabt haben, waren wohl einander im lautkörper allzu ähnlich um beide bestehen zu können. Daß bei der concurrenz der beiden wörter eben **haira-* den sieg davon trug, kann man sich in der weise erklären, daß es gewissen anschluß fand in germ. **haiđ-* 'glanz oder ähnlich', woraus aisl. *heiðr* 'würde', ags. *hád,* ahd. *heit*; aisl. *heiþr* 'heiter', ahd. *heiter* u. s. w.

5. *hafr* 'ziegenbock'.

Awnord. *hafr* 'ziegenbock', ags. *heafor* dass., lat. *caper* dass., umbr. *kaprum* 'caprum', griech. *κάπρος* 'eber' weisen auf eine idg. grundform **kapro-*, während air. *caera*, gen. *caerach* 'schaf', cymr. *caer-iwrch* 'rehbock' vielmehr ein idg. **kapero-* voraussetzen. Siehe z. b. Holger Pedersen, Kelt. gramm. 1, 92. Man hat angenommen, daß die wörter mit ai. *kapṛth-* 'membrum virile' zusammenhängen, so daß mit idg. **kapro-, *kapero-* eigentlich ein männliches tier überhaupt bezeichnet wurde. Griech. *κάπρος* bezeichnet zwar auch '*αἰδοῖον τοῦ ἀνδρός*', jedoch ist die verwendung des wortes in dieser bedeutung ganz sekundär. In meinen Studien zu Fortunatovs regel s. 68 habe ich für ai. *kapṛth-* eine erklärung versucht, die das wort in einen ganz anderen zusammenhang einreiht. Unter solchen umständen sei es mir gestattet, eine vermutung über *caper* u. s. w. auszusprechen. Oben ist gezeigt worden daß ir. *heirp* 'dama, capra' aus der idg. wurzel **erbh-* 'braun, braunrot' hervorgegangen ist. In analogie damit könnte man vermuten, daß auch in *caper, hafr* eine farbenbezeichnung für die bedeutung grundlegend gewesen sei. Dann kann man an ai. *kapila-, kapiça-* 'bräunlich, rötlich' denken. Daß ai. *kapi-* m. 'affe' damit zusammenhängt ist nicht zu leugnen. Grassmann, Wb. zum Rigv. s. 313, ist der meinung, daß *kapila-* als ableitung von *kapí-* eigentlich 'die farbe des affen habend' bezeichnete. *kapí-* wieder stellt er mit *kamp-* 'zittern, sich schnell bewegen' zusammen. Diese auffassung ist aus mehreren gründen nicht haltbar. Mit besserem recht hat man in *kapí-* selbst eine uralte farbenbezeichnung gesehen. In einer zeit, da *kapí-* etwa 'braun, bräunlich' bedeutete, wurden *kapilá-* und *kapiçá-* davon abgeleitet. Auch ai. *kapíñjala-* m. 'haselhuhn'. Nach Uhlenbeck, Etym. wb. der ai. spr. s. v. ist es an *piñjára-* 'rötlich gelb, goldfarben' volksetymologisch angelehnt worden. Diese annahme ist ganz unnötig, da *kapíñjala-* sehr wohl eine ganz selbständige ableitung aus *kapí-* '*braun' sein kann. Ein suffixales *-ñj* kommt tatsächlich in einigen wenigen altindischen wörtern vor.

Pehl. *kapīk* 'affe', woraus arm. *kapik* dass. entlehnt ist, npers. *kabī* beruht auf uralter entlehnung aus dem indischen, wie man allgemein annimmt. Dagegen ist npers. *kabk* 'reb-

huhn' mit ai. *kapí-* u.s.w. urverwandt. Es setzt ein älteres **kapaka-* voraus.

Für awnord. *haukr,* ags. *heafoc,* ahd. *habuh,* nhd. *habicht* sind mehrere erklärungen vorgetragen wurden. Die urgermanische form ist bekanntlich **haƀuka-*. Man hat das wort zu einem germ. **hafjan* als entsprechung von lat. *capio, -ere* 'greifen' stellen wollen, und hat auf mlat. *capus* 'habicht', angeblich aus *capio* gebildet, verwiesen. Miklosich, Etym. wb. s. 122 vergleicht germ. **haƀuka-* mit russ. *kobuzъ* 'seeadler', welche anknüpfung recht bestechend aussieht. Germ. **haƀuka-* ginge dann auf idg. **kobhuĝo-* oder **kabhuĝo-* zurück und *kobuzъ* wäre aus idg. **kobhou̯ĝo-* oder **kabhou̯ĝo-* entstanden. Bis auf den ablaut der zweiten silbe decken die wörter sich also vollständig. Trotzdem aber kann die gleichung nicht als über jeden zweifel erhaben betrachtet werden. Mit *kobuzъ* gehört *kobécъ, kobčik* 'wespenbussard' zusammen. Das suffix *-uzъ* wie *-ecъ* kann rein slavisch sein. Vgl. russ. *meluzъ* 'spreu' und *meluz-ga, meljuz-ga* 'kleine fische'. Andererseits ist auch zu beobachten, daß das germanische suffix *-uka-* bei tiernamen und speciell vogelnamen gar nicht unbekannt ist. Vgl. die oben genannten ahd. *kranuh,* ags. *rudduc* 'rotkehlchen' und ferner mengl. *puttok* 'habicht', *pinnok* 'hedge-sparrow'. Wie ags. *rudduc* zur wurzel **reu̯dh-* 'rot' gehört, kann es auch möglich sein, daß urgerm. **habuka-* aus dem farbenbezeichnenden **kap-* hervorgegangen ist. Uhlenbeck hat Beitr. 21, 98 f. germ. **haƀuka-* in beziehung zu ai. *kapí-, kapíñjala-* gestellt, tut aber dies durch arrangierung einer höchst sonderbaren construction. Er setzt ein wort **kapo-* 'huhn' voraus und faßt germ. **haƀuka-* als ein idg. **kapo-gᵘhno-* 'hühnertöter' (ai. *-ghna-* 'tötend') auf.

Ich bin auch überzeugt, daß mlat. *capus* 'habicht' aus der wurzel **kap-* stammt. Ob das wort echt italisch oder irgendwoher entlehnt ist, wird sich nicht entscheiden lassen. Ich vergleiche auch russ. *kópala* 'auerhenne'. Zur suffigierung ist russ. *sorobalina* zu vergleichen. In beiden wörtern muß das suffix *-al-* sehr alt sein, weil die wörter nicht an ein wurzelhaftes element binnen dem slavischen selbst anzuknüpfen sind. *sorobalina* beruht auf ein urslav. **sorbala,* das sich zu idg. **sorbho-* verhält wie *kopala* zu idg. **kapo-* (mlat. *capus*). Zum

vergleich sei daran erinnert, daß lit. *rudìkė* f. 'auerhenne' aus *rùdas* 'braunrot, rötlich braun' abgeleitet ist.

6. *brind* 'elentier'.

Nschwed. dial. *brind, brinde* 'elentier' steht im ablautsverhältnis zu norw. dial. *brund* 'renntierochs'. Eine andere dialektische norwegische form ist *bringe* 'elch, elentier'. Das *g* in letzterem worte ist selbstverständlich eine specielle neuerung. Es ist bekannt, daß das nordische *brind* in messap. *βρένδον* 'hirsch' und *βρέντιον* 'hirschkopf' wiederzufinden ist (Suidas: '*βρένδον γὰρ καλοῦσι τὴν ἔλαφον Μεσσάπιοι*; Strabo 4, 282: *τῇ Μεσσαπίᾳ γλώττῃ βρέντιον ἡ κεφαλὴ τοῦ ἐλάφου καλεῖται*'). Hiermit ist alb. *brinï* 'horn, geweih' (stamm *brin-*) verglichen worden; vgl. Gustav Meyer, Etymologisches wörterbuch der albanesischen sprache, s. 48. Bekanntlich hat man ferner zusammenhang mit lat. *frons, -tis* 'stirn' gesucht. Es scheint, als ob es die bedeutung von *βρέντιον* gewesen ist das dazu verlockt hat. Dabei ist aber zu bemerken, daß *βρέντιον* dem *βρένδον* gegenüber eine ableitung ist und also niemals etwas anderes als 'kopf, geweih des hirschen' bedeutet haben kann. Wenn alb. *brinï* tatsächlich verwandt ist, was nicht zu bezweifeln ist, so muß es mit *βρέντιον* eigentlich identisch sein. Es ist also eine ableitung eines altillyrischen hirschnamens, der im albanesischen nicht fortgelebt hat. Bei einer etymologischen erklärung der wörter muß man also den tiernamen zum ausgangspunkt nehmen. Vgl. dazu Walde, Etym. wb.[2] s. v. *frons, -tis,* der jedoch diesen gesichtspunkt nicht hinreichend hervorgehoben hat. Mit *brind* stellt man auch lit. *brėdis* 'hirsch, elend', lett. *brîdis,* apreuß. *braydis* 'elch, elend' zusammen, die merkwürdig anklingen. Kretschmer, Einleitung s. 274, anm. 2, der zusammenhang zwischen ihnen sieht, deutet an zugehörigkeit zu alb. *breϑ* 'hüpfe' (stamm *breδ-*), welches G. Meyer a. a. o. s. 46 mit kslav. *bredu, bresti* 'durch eine furt waten', russ. *bredú, bresti, brestь* 'langsam gehen, schlendern' u. s. w. verknüpft hat. Kretschmers anknüpfung wird indessen durch den umstand vereitelt, daß die baltischen formen auf eine wurzel mit diphthong zurückweisen. Diese kann nicht in lit. *braidaũ, braidýti* 'fortgesetzt herumwaten', lett. *brîdu, brînu* gesucht werden, weil hier ablautsentgleisung aus lit. *bredù*

bridaũ, brìsti 'waten' stattgefunden hat. Höchstens könnte man annehmen, daß volksetymologische anlehnung an eben diese auf der entgleisung beruhenden verbalformen stattgefunden habe. Überzeugend wäre eine solche annahme nicht. Auch würde dadurch das verhältnis zwischen *brẽdis* und *brind* gar nicht klarer werden. Es ist auch nicht ausgemacht, daß der dental in *brẽdis* mit dem in *brind* verglichen werden kann. Diese frage ist davon abhängig, wie man *βρένθιον* neben *βρένδον* beurteilen soll. Häufig hat man unterlassen hierzu stellung zu nehmen. Wie ich glaube ist hier *τ* die ursprüngliche schreibung. Mit dieser annahme will ich versuchen, die wörter etymologisch zu erklären. Zuerst aber erwähne ich, daß K. F. Johansson, KZ. 30, 450 f. sie aus einer idg. wurzel **mrendh-* erklärt hat, woraus auch griech. *βρενθύομαι* 'brüste mich', *βρένθος* 'stolz'. Die grundbedeutung wäre etwa 'hoch'. Diese zusammenstellung hat jedoch keinen beifall gefunden; s. z. b. Boisacq, Dict. étymol. s. 132. Falk und Torp, Etym. wb. s. 102 vermutet, daß *brind* zur wurzel **bhrem-* in ahd. *breman* 'brummen, brüllen', mnd. *brimmen, brammen* u. s. w. gehört. Diese erklärung ist jedoch allzu farblos, was wie ich hoffe niemand von der erklärung, die ich jetzt für die wörter geben will, sagen wird.

Es scheint mir, daß *brind* und *βρένδον* aus der idg. wurzel **bher-* 'braun' stammen können, welche bekanntlich eine große menge von tiernamen in verschiedenen sprachen abgegeben hat, wie ahd. *bero* 'bär', awnord. *bjǫrn* dass., ai. *bhallas* dass., lat. *fiber* 'biber', lit. *bẽbrus* dass. Oben habe ich der meinung ausdruck gegeben, daß der *-n*-stamm ahd. *bero* aus ursprachlicher zeit stammen kann. Lag darum in der ursprache eine stammform **bher-en-, *bhr-en-* vor, so kann daraus ein idg. **bhren-to-* als benennung für 'hirsch' oder 'elend' gebildet worden sein. Daß das formans *-to-* bei tiernamen sehr beliebt ist, ist wohl bekannt.

Was wieder lit. *brẽdis* betrifft, so bin ich der meinung, daß auch hier die farbenbezeichnende wurzel zugrunde liegen kann, obgleich es auf den ersten blick ziemlich schwierig scheinen mag, die anschließung desselben zu rechtfertigen. Die grundwurzel **bher-* hat bekanntlich die erweiterte wurzelform **bhreu̯-, *bhrŭ-* abgegeben, woraus stammen ai. *babhru-*

'rotbraun, braun' und awnord. *brûnn,* ahd. *brûn,* nhd. *braun.* Nun ist es wohl bekannt, daß neben solchen erweiterungen mit *-eu̯-, -ŭ-* häufig parallelbildungen mit *-ei̯, -ĭ* liegen. Könnte man auch hier eine solche nebenbildung aufweisen, so muß anerkannt werden, daß lit. *brëdis* sich ohne schwierigkeit daraus erklären ließe.

In lit. *bruĩszė, -ės* f. 'die plötze' haben wir den diphthong *ui,* welcher in einheimischen litauischen wörtern nicht selten mit *ai* wechselt, wobei letzteres ursprünglich sein kann, vgl. lit. *rùiszas* 'lahm' neben *ráiszas,* daß mit griech. *ῥοικός* 'gebogen, gekrümmt' (idg. **u̯roi̯k̂os*) identisch ist; s. ferner Schleicher, Handbuch der litauischen sprache 1, 60. Ich glaube, daß *bruĩszė* für das altertümlichere **braĩszė* steht und möchte hier eine aus *bher-* gebildete wurzelform **bhroi̯-* finden. In begrifflicher hinsicht ist hiergegen nichts einzuwenden, wie die oben in art. 1 angeführten beispiele belehren. Lit. *bruĩsze* kann kann entweder aus idg. **bhroi̯-k̂o-* (*-k̂i-*) oder **bhroi̯-so-* (*-si-*) entstanden sein. Für die zweite grundform könnte man sehr nahen anschluß finden in norw. dial. *brising* 'johannisfeuer', aisl. *brisinga-men.* Man könnte sich also denken, daß hier eine wurzel **bhrei̯-* : **bhrĭ-* zugrunde liegt, deren bedeutung ungefähr 'rot, rotglänzend, feuerrot, braunrot' und dergl. gewesen wäre. In solchem falle könnte man *brëdis* 'elch' daraus erklären. Dessen urform kann entweder idg. **bhrei̯-di-* oder **bhrei̯-dhi-* gewesen sein. Das suffix *d* ist bei tiernamen recht gewöhnlich. Vgl. ahd. *albiʒ, elbiʒ* 'schwan' (urgerm. **albit-*) zu lat. *albus,* griech. *ἀλφός* 'weiß'. Natürlich verhehle ich mir gar nicht, daß der hier vorgetragene gedanke in höchstem maße unsicher ist, umsomehr als lit. *bruĩsze* in ganz anderer weise erklärt werden kann. Darauf gehe ich indessen hier nicht ein.

7. Ahd. *alant.*

Dem schon einmal erwähnten germanischen fischnamen ahd. *alant, alunt,* nhd. *alant,* awnord. *ǫlunn* kann sehr wohl eine farbenbezeichnung zugrunde liegen. Nhd. *alant* bezeichnet verschiedene fische der cyprinusgattung. Torp, Wortschatz der germ. spracheinheit s. 559 vergleicht auch *alant* mit mir. *aladh* 'bunt, gestreift, scheckig', wozu nir. *ala* (aus *aladh*)

'forelle', grdf. **alālo-*. Dies ist meiner meinung nach ganz richtig. Die wurzel dieser wörter finde ich in ahd. *ëlo, ëlawêr* 'gelb, gelbbraun' wieder. Dieses wort hat man früher mit unrecht als aus lat. *helvus* entlehnt erklärt. Uhlenbeck, Beitr. 22, 536 f. hat darin ein einheimisches wort erblickt und hat daran angeschlossen lit. *elvӯtos* 'die birkenen seitenstangen einer schaukel', woraus er ein altlitauisches wort **elvӯs* oder **elvas* 'birke' erschlossen hat. Das grundwort wäre ein adjectiv **elvas* 'weiß'. Ferner vergleicht er kslav. *olovo* 'blei', russ. *ólovo* 'zinn', apreuß. *alwis* 'blei', lit. *alvas* 'zinn', was alles folglich s. v. a. 'weißes metall' wäre. Auch Lidén, Stud. zur ai. und vergl. sprachgesch. s. 60 hat *ëlo*, mit slav. *olovo* verknüpft und statuiert ferner zusammenhang mit lat. *albus*, griech. *ἀλφός* 'weiß'. Ai. *aruṇá-* 'rötlich, goldgelb', das er auch anschließt, dürfte wohl sicher idg. *r* haben; s. oben art. 1. Wahrscheinlich ist mir zugehörigkeit von russ. *elécъ*, gen. *elьcá* 'weißfisch', čech. poln. *jelec* dass.; Berneker, Etym. wb. s. 264.

Ahd. *ëlo* führt auf ein idg. **elu̯o-* zurück, wo *-u̯o-* als suffix aufgefaßt werden kann. Bekanntlich ist dieses formans bei farbenadjectiven nicht allzu ungewöhnlich. Eben hier kann das suffixale *-u̯o-* aus einem *-u-*stamme entstanden sein. Man kann nämlich, wie ich meine, griech. *ἔλυμος* und *ὄλυρα* 'getreideart, spelt' anschließen, woraus die idg. stammformen **elu-*, **olu-* zu erschließen sind. Auf der diphthongischen stammform **olou̯-* beruht dann slav. *olovo*.

Oben, artikel 1, ist erwähnt worden, daß Elof Hellquist awnord. *jalkr* 'wallach', schwed. dial. *jälk* 'pferd' mit *ëlo* zusammengestellt hat. Ferner hat Much, Zs. fda. 39, 25 f. die aus ahd. *ëlo* zu erschließende wurzel **el-* gefunden in lit. *élnis* 'elch', kslav. *jelenь* 'hirsch', griech. *ἐλλός* (aus **ἐλνός*) 'hirschkalb', *ἔλαφος* (aus **ἐλn̥-φος*) 'hirsch', awnord. *elgr* (germ. **alʒi-z*), russ. *losь* 'elch' (aus idg. **ol-k̑i-*), ags. *eolh*, ahd. *elah* 'elch' (aus idg. **el-k̑o-*). Osthoff, Etymologische parerga 1, 278 ff. sieht in diesen tiernamen ein ursprachliches element *el-*, das bezeichnung für 'horn' sei. Dieser auffassung vom urbegrifflichen kann ich mich nicht anschließen, da die vorausgesetzte bedeutung 'horn' nicht genügend bestätigt ist. Gegen die möglichkeit, daß eine farbenbezeichnung grundlegend wäre, ist an sich nichts einzuwenden. Die idg. grundform **elk̑o-* von

ags. *eolh* war wohl eigentlich ein farbenadjectiv. Das suffix *-k̑o-* kommt nicht selten bei solchen vor, vgl. lit. *pálszas* 'falb' zu ai. *palitás* 'altersgrau', griech. *πελιός, πολιός* 'grau'; ai. *babhruçá-* 'bräunlich' zu *babhrú-* 'rotbraun, braun'.

Aus lit. *élnis,* griech. *ἔλαφος* kann man einen idg. stamm **el-en-, *el-n̥-* erschließen, woran nun ahd. *alant,* awnord. *ǫlunn* formell angeknüpft werden können. Die idg. grundformen waren **ol-on-to* und **ol-n̥-to-*. In bezug auf die bildung kann das im nächstvorhergehenden artikel behandelte norw. *brind* verglichen werden.

Verwandte glaube ich noch zu sehen in arm. *ałoǰ-* 'zicklein' und *ul* (gen. *-oy* auch *-u*) '*ἔριφος, αἰγίδιον,* hædus; *νεβρός,* hinnulus'. Ersteres wort ist auf idg. **l̥lo-* zurückzuführen und *ul* muß aus der dehnstufenform **ōlo-* hervorgegangen sein. Ganz anders hat indessen Lidén, Arm. stud. s. 24 f. die wörter erklärt, worauf ich verweise.

LUND. HERBERT PETERSSON.

TONLANGE VOCALE.

A. Lasch hat Beitr. 39, 116 für das niederdeutsche die behauptung aufgestellt, daß die langen monophthonge, soweit sie überhaupt in offener silbe erscheinen, an dieser stelle sekundär sind. Sie verwirft infolgedessen auch die bezeichnung ‘tondehnung’ und ‘tonlange vocale’. Sie nimmt an, daß in betonter offener silbe zunächst zweigipflige aussprache eintrat und dann aus dieser zweigipfligkeit durch die verschiedensten phonetischen entwicklungsmöglichkeiten diphthonge und daraus erst die monophthonge hervorgingen. In ‘tonlangen’ vocalen wären also zunächst diphthonge zu sehen. Die beweisführung stützt sich auf erscheinungen der heutigen nd. mdaa., auf orthographische eigentümlichkeiten in mnd. texten, sowie auf theoretisch-phonetische erwägungen. Die gründe, die zur annahme ‘tonlanger’ vocale geführt haben, sucht sie im sinne ihrer diphthongierungstheorie umzudeuten. Ihre ansicht sucht sie auch auf das niederländische, besonders auf die östlichen dialekte, und auf das ripuarische auszudehnen. Als bezeichnung für die in ihrem sinne zu interpretierende entwicklung der kürzen in offener silbe wählt sie den ausdruck ‘mnd. zerdehnung’.

Anfechtbar ist zunächst der theoretisch-phonetische ausgangspunkt der verfasserin. ‘Die entwicklung wird so vor sich gegangen sein, daß in betonter silbe unter dem einfluß des starken tonunterschiedes zwischen haupt- und nebensilbe, nachdem der vocal der nebensilbe auf *ə* reduciert war, zunächst zweigipflige aussprache eintrat, *a* > *ã* (*áà*), *e* > *ẽ* (*éè*) u.s.w. (s. 124).’ Aus diesen kurzdiphthongen *áà*, *éè* will die verfasserin ‘durch dissimilation, durch die neigung unechter fallender diphthonge sich in steigende zu verwandeln u.s.w. (s. 124)’, durch dehnung des ersten componenten und endlich

durch monophthongierung (s. 125) alle historischen und modernen vertreter kurzer vocale in offener silbe erklären. Sie kennt dementsprechend fünf diphthongierungsreihen, die *i-*, *e-*, *a-*, *o-*, *u-*reihe, die die verschiedenen diphthongierungs- und sekundären monophthongierungsmöglichkeiten umschließen. Gleiche diphthongierungsstufen der *i-*, *e-* und der *a-*, *o-*, *u-*reihen müssen natürlich zu einem zusammenfall der ursprünglich verschiedenen kürzen führen. Man wird diese diphthongierungsreihen in mancher hinsicht billigen können; aber beim ausgangspunkte *a* > *ā* (*áà*), *e* > *ē* (*éè*) u. s. w. vernachlässigt die verfasserin von vornherein die zwischen *a* und *ā*, *e* und *ē* u. s. w. liegenden dehn- oder längestufen.

Die 'mnd. zerdehnung' (s. 133) ist zunächst keine folge rhythmischen ausgleichs (s. 116). Der ursprüngliche kurzvocal gewinnt als accentträger an dauer, woraus dann erst die entwertung der nebensilbe folgt (vgl. Franck, Mnl. gr.² § 13 ff.); keinesfalls aber ist die reduction der nebensilbe die ursache einer quantitativen variation des wurzelvocals. Die verlängerung der dauer kann natürlich verschiedenen grades sein: es können halblängen und längen entstehen oder meinetwegen auch längen und überlängen; der begriff der länge ist eben etwas subjectiv schwankendes. Es besteht die möglichkeit, daß innerhalb verschiedener mdaa. die kurzvocale in offener silbe zu verschiedenen quantitäten gedehnt werden. Jedenfalls scheint es für das mittelripuarische festzustehen, 'daß kurze vocale in offener silbe nicht so weit gedehnt wurden, daß sie die quantität der alten längen erreichten, sondern nur zu einer quantität, die zwischen alter länge und kürze in geschlossener silbe mitten inne stand'; vgl. Dornfeld, Hagens Kölner chronik (= Germ. abh. 40) Breslau 1912, s. 156, § 59 und vor ihm Franck, Westd. zeitschrift 29, 300; vgl. auch Wilhelm Müller, Stadt- und landkölnische mundart, Bonn 1912, s. 109, anm. 2. Ähnliche verhältnisse scheinen für das mnl. (Franck, Mnl. gr.², § 13, vor allem anm. 3) gegolten zu haben. In einem dem ripuarischen und ndl. benachbarten gebiet nördlich der Benrather linie aber ist von vornherein die quantität der alten und jungen längen zusammengefallen; vgl. unten. Aus halblängen und längen oder meinetwegen längen und überlängen lassen sich leicht diphthonge gewinnen, die dann ihrem ursprung gemäß

natürlich kurz- oder langdiphthonge sind. Ton und stärke, kurz der accent, können den weg des luftstroms so mannigfaltig beeinflussen, daß innerhalb der länge jeden grades qualitätsschwankungen und damit diphthonge entstehen. Es ist nicht einmal nötig, daß eine ausgeprägte zweigipfligkeit hervortritt. Zweigipfligkeit kann schon bei geringer quantitätserweiterung eines kurzvocals eintreten. Am häufigsten begegnet sie jedoch wohl als folge der überlänge. Ob aber bloße qualitätsschwankungen oder zweigipflige vocale vorliegen: jedenfalls ist die entstehung jedes diphthongs an eine quantität gebunden, welche die des gewöhnlichen kurzvocals überschreitet. Eine entwicklung vom kurzvocal zum kurzdiphthong ohne längestufe ist unbegreiflich.

Die diphthongierungshypothese von A. Lasch ist der tendenz entsprungen, die klaffenden gegensätze der heutigen nd. mdaa. zu überbrücken; der westfälische kurzdiphthong (*iesəl* 'esel'), der westharzische (*gîeben* 'gegeben') und brandenburgische (*zộanə* 'sohn') langdiphthong, der waldecksche monophthong (*wîse* 'wiese'), sie alle sollen aus einer wurzel, einem grundprincip erklärt werden, wobei aus dem localen nebeneinander ein zeitliches nacheinander construiert wird. Man sollte sich hüten, örtlich zerstreute formen miteinander zu verbinden, ohne alle genauen zwischenglieder zu kennen. Die sprachatlasarbeit und die daran anschließende dialektgeographie haben doch zu deutlich gelehrt, daß historische zusammenhänge erst nach einer sorgfältigen, ort für ort vorschreitenden einzelforschung festgelegt werden dürfen. So wird auch innerhalb der nd. mdaa., soweit sie bisher für die entwicklung von kurzvocalen in offener silbe bekannt sind, der gegensatz zwischen Westfalen und Brandenburg nicht zu überbrücken sein. Den westfälischen kurzdiphthongen liegt eben eine quantitativ geringere länge als den brandenburgischen langdiphthongen zugrunde; die kurzen vocale in offener silbe haben im westfälischen eine andere behandlung erfahren als im brandenburgischen, was seinen grund in verschiedenen accentverhältnissen der verschiedenen mundarten haben mag. Bereits oben wurde erwähnt, daß in diesem punkte sogar so eng beieinander liegende dialekte wie das ripuarische und das anschließende niederfränkische verschiedene wege gehen. Damit wären auch

die heutigen monophthonge des nd. im allgemeinen als alt zu betrachten. Daß möglicherweise hier und da aus diphthongen wiederum monophthonge entstanden sein können, soll nicht geleugnet werden; diese frage ließe sich aber nur auf grund eines weitschichtigen materials entscheiden. Man wende nicht ein, daß im waldeckschen und sauerländischen (s. 117) kurzdiphthong und monophthong nebeneinander stehen. Wie weit hier resultate verschiedenartiger accentuierung oder aber ausstrahlungen nebeneinander liegender, in der behandlung der kürze jedoch verschiedenartiger gebiete sich kreuzen, kann wiederum nur die einzelforschung aufzeigen. Jedenfalls begegnen an der ripuarisch-niederfränkischen grenze, also in der nähe der Benrather linie orte, die die eigenheiten von süd und nord nebeneinander aufweisen.

Im allgemeinen wäre zu den von A. Lasch herangezogenen mundartl. belegen folgendes zu bemerken. Kurzdiphthonge belegt sie für das westfälische (Soest, Ravensberg), waldecksche, sauerländische; kurzdiphthong neben monophthong für das waldecksche und sauerländische; die Nord- und Ostseeküste mit ihrem hinterland und das gebiet zwischen Weser und Elbe haben monophthong, Brandenburg und der angrenzende strich der provinz Sachsen hingegen langdiphthong. Wie sich hierzu die verstreut begegnenden kürzen verhalten, muß die einzelforschung feststellen. Aber zeigt sich hier nicht eine merkwürdige gruppierung von westen nach osten, die auf drei ganz verschiedenen, an quantität in westöstlicher richtung zunehmenden dehnungsstufen zu beruhen scheint? Daß die westharzischen *îe* mit dem 'wenig hörbaren *e*' vorstufen eines monophthongs *î* sind (s. 124), scheint mir nicht erwiesen. Das nebeneinander von *îe* und *î* kann auch umgekehrt beurteilt werden, ja kann auf vorläufig nicht zu durchschauende dialektgeographische momente zurückgehen. Jedenfalls ist es auffällig, daß bei Holthausen, Soester mda. § 69 ff. (= Forschungen, hsg. vom verein für nd. sprachforschung) Norden und Leipzig 1886, nicht nur die alten kürzen in offener silbe (*i, e, o, u* und die entsprechenden umlaute), sondern auch die alten mnd. *ê, ô* mit umlauten, ja sogar die alten *î, û* und *ǖ*-laute durchgehends zu kurzdiphthongen entwickelt sind. Daraus ist doch wohl der schluß zu ziehen, daß den modernen

entsprechungen alter kurzvocale längen von der quantität der alten längen zugrunde liegen. Wie die quantität dieser alten längen näher zu bewerten ist, ob sie womöglich von relativ geringer dauer waren, erscheint für unsere zwecke gleichgültig. Die hauptsache ist, daß Holthausen mit recht zwischen dem and. kurzvocal und dem heutigen kurzdiphthong eine 'tonlänge' ansetzt.[1]) Hierfür spricht auch das *ā* > *a* im westfälischen. A. Lasch meint (s. 127): 'Da das westfälische für alle 'tonlangen' vocale sonst diphthong zeigt, so ist zu schließen, daß auch *ā* den ansatz zur diphthongierung mitgemacht haben muß, und daß der monophthong eine jüngere entwicklung ist, ein beweis, daß auch da, wo wir nur noch monophthong sehen, doch der diphthong der ältere sein kann.' Hiergegen spricht nicht allein, daß bei Holthausen § 67 auch das mnd. *â* bis heute monophthong ist. Auch in einem niederrheinischen district ist gegenüber den für alte *i, e, o, u* geltenden diphthongen altes *a* zu *ā* entwickelt, das qualitativ dem Soester *ā* gleichsteht (Holthausen § 19; Deutsche dialektgeographie, hsg. von F. Wrede. Marburg, heft 5 [= DDG V] § 6 c). Der grund für das unterbleiben der diphthongierung ist phonetischer natur: es ist eben schwierig, aus einem der indifferenzlage nahe liegenden laut zwei deutlich getrennte componenten zu entwickeln. Im allgemeinen wird beim *ā* die diphthongierung erst bei einer weiteren entfernung von der indifferenzlage eintreten.

Über die gründe, die zur westfälischen diphthongierung geführt haben, wage ich keine hypothese aufzustellen; zur endgültigen klärung ist eine westfälische accentforschung, wie sie die Rheinlande seit Nörrenberg, Beitr. 9, 402 ff. besitzen, dringend erforderlich. Notwendig ist es aber, in diesem zusammenhang die Holthausenschen langdiphthonge (§§ 99—102) zu bewerten. Vor gutturaler und labialer stimmhafter spirans erscheinen nämlich für die and. *e, i, u* an stelle der kurzdiphthonge *iə, uə* und *yə* die langdiphthonge *īə, ūə, ȳə*. Auch diese langdiphthonge leitet Holthausen von alten 'tonlängen'

---

[1]) Nörrenbergs widerspruch, D. literaturzeitung 1887, sp. 789, der sich auf Collitz, Nd. correspondenzblatt 11, 29 und Jostes, Nd. jahrbuch 11, 85 ff. stützt, würde danach hinfällig.

ab. Die länge, die zu den kurzdiphthongen führte, wurde vor den stimmhaften spiranten zur überlänge; aus dieser entstanden dann die langdiphthonge. Solche dehnungen vor spiranten mit secundärer diphthongierung sind ja namentlich für die ripuarischen mdaa. charakteristisch; vgl. DDG V § 221 ff., namentlich § 239; vgl. Josef Müller, Mda. von Aegidienberg, Bonn 1900, § 10 ff. Oder sollten die langdiphthonge unter dem einfluß der spiranten aus kurzdiphthongen gedehnt sein? Für die rheinischen mdaa. wäre diese erklärung unmöglich; und auch in den westfälischen mdaa. wird der einfluß der spirans schon vor der herausbildung der kurzdiphthonge wirksam gewesen sein. Damit wären in den mdaa. westlich der Weser für die tonlänge jedenfalls zwei verschiedene quantitäten erschlossen. Die brandenburgischen mdaa. östlich der Elbe haben nach den von A. Lasch angeführten beispielen *ọa*, also langdiphthong. für altes *â* und für *a, o, u* in offener silbe. Hier scheinen also die alten längen eine größere quantität als im westfälischen besessen zu haben; und auch die tonlängen sind — wie in dem oben erwähnten niederrheinischen district — zu überlängen und langdiphthongen entwickelt worden. Die zwischen Weser und Elbe, also zwischen den westfälischen und brandenburgischen extremen liegenden mdaa., nehmen mit ihren monophthongen eine mittelstellung ein, die dem in der nhd. schriftsprache vorliegenden entwicklungsstand zu entsprechen scheint. Man stelle sich den hier zur erklärung der gegensätze angenommenen längeabstufungen nicht skeptisch gegenüber; die phonetik (namentlich Jespersen, Phonetik², Leipzig und Berlin 1913, s. 181) hat sie längst erkannt und mundartliche messungen — für die rheinischen mdaa. vgl. DDG V § 312 ff. — haben sie bestätigt; vgl. auch Sievers, Phonetik⁴, § 644 ff., namentlich § 648 zu Wagners Reutlinger mda. Über die quantitätsverhältnisse der mnl. schriftsprache soll damit nichts entscheidendes behauptet werden. Hier konnten die fremden elemente, die oberdeutschen, mittelfränkischen (kölnischen) und namentlich niederfränkischen (niederländischen) einen bestimmenden einfluß ausüben; vgl. Jostes, Nd. jahrbuch 11, 88; hier konnten auch bei den einheimischen bestandteilen nach ort und zeit große schwankungen eintreten. Von den vorläufern unserer heutigen gebilde in offener silbe sind

jene schriftsprachlichen vocale vielleicht ganz verschieden gewesen. Wieweit die für die heutigen mdal. formen vorauszusetzenden kürzeren oder längeren monophthonge für die nd. schriftsprache anzunehmen sind, läßt sich vorläufig kaum entscheiden.

Nicht alle bei A. Lasch herangezogenen einzelheiten der heutigen nd. mdaa. brauche ich nach diesen allgemeinen erörterungen kritisch zu beleuchten. Das vergebliche bemühen, waldecksches *sûn* und brandenburgisches *zǭanə* aus einem ursprünglichen diphthongierungsprincip zu erklären (s. 126), bedarf nach den obigen ausführungen keiner zurückweisung mehr. Nach s. 127 ist das ergebnis von *ō, ā* meist gleich dem aus *â*; *â* könnte also möglicherweise die erste stufe in der 'tondehnung' von *a* gewesen sein. 'Doch spricht hiergegen, daß gerade da, wo heute *â* < *ā* vorkommt, dies neue *â* nicht mit altem *a* zusammengegangen ist.' Aber sind für diese tatsachen nicht die verschiedenen qualitätsverhältnisse der verschiedenen dialekte verantwortlich zu machen? Im ersten falle trafen *a* und *o* in *ǭ* und so mit dem zu *ộ* entwickelten *â* zusammen; aus *ộ* entstanden dann die langen diphthonge. Im zweiten falle neigte das *â* der guttural-, das *ā* der palatalreihe zu; so z. b. bei Holthausen (Soest) § 67 und in den rheinischen mdaa. (*āpə* 'affen' aber *šô:f* 'schaf'; vgl. unten). Der von A. Lasch constatierte gegensatz würde also einfach auf der ursprünglich verschiedenen qualität der kurzen *a* in den beiden verschiedenen mdaa. beruhen. Daß *ō* nirgends mit einem der alten langen *ô* zusammengefallen ist, braucht nicht zu verwundern, denn das *ō* hatte wohl offene, die *ô* aber geschlossene qualität. Wenn *i* und *u* als *ē, ō* (s. 128) erscheinen, so erklärt sich das aus der zwischen *i e* und *u/o* schwankenden qualität der alten kürzen; vgl. Dornfeld a. a. o. §§ 35, 36, namentlich §§ 35 d, 36 a. So ist auch das *e* in fällen wie *hemmel* u.s.w. zu beurteilen. Die übereinstimmung in der entwicklung von 'tonlangem vocal' und der verbindung kurzvocal + *r*-verbindung (s. 129) beruht auf dehnung durch accent bez. *r* und secundärer diphthongierung; vgl. die unten für den Niederrhein gegebenen beispiele. 'Mehrere laute verschiedener art' (s. 129) können sehr wohl auf der gleichen grundlage infolge verschiedener accentuierung erwachsen; vgl. DDGV §§ 327, 328, z. b. *dêlə, dê : lə, dē : lə, de·i.lə* 'teilen', und *dêl,*

dīəl 'teil' und viele andere beispiele; vgl. von diesem gesichtspunkte aus namentlich die genauen zusammenstellungen bei Kern, Zum verhältnis zwischen betonung und laut in niederländisch-limburgischen mdaa., IF. 26, 258 ff. sowie B. Capesius, Die vertreter der alten *î, û, ǖ* im Siebenbürgisch-Sächischen, Berliner diss. 1912, wo die in dem diphthongierungsgebiet der südlichen Rheinlande nebeneinander bestehenden qualitätsunterschiede aus verschiedener accentuierung der alten *î, û, ǖ* richtig erklärt werden; zur ganzen frage vgl. auch DDG V § 332. Daß die 'tonlangen' vocale jeder art stets anders entwickelt sind als die ursprünglich langen vocale jeder art (s. 129) steht in widerspruch zu dem (s. 126) festgestellten zusammenfall von *â, ā, ō, ū* im brandenburgischen und zu den weiter unten behandelten rheinischen verhältnissen.

Damit dürfte die theorie von A. Lasch vom standpunkte der heutigen nd. mdaa. zurückgewiesen sein. Aber auch die historischen belege können sie nicht retten. Es ist zunächst sehr gefährlich, moderne mdaa. und mnd. aufzeichnungen zu combinieren, wo doch zwischen mnd. volks- und mnd. schriftsprache scharf zu trennen ist; vgl. Jostes nd. jahrbuch 11, 85 ff., namentlich s. 95. Dazu sind die belege der verfasserin äußerst spärlich (die mittlere Weser fehlt ganz; erklärung? Frühzeitige monophthongierung!) und ohne kritik zusammengestellt. Ist der verfasserin denn unbekannt, was Jostes a. a. o. s. 88 über kölnischen und niederländischen schreibereinfluß feststellt? 'Bis in die orthographie hinein wird die sprache (im westfälischen) nach niederländischen gesetzen geregelt.' Im mnl. fungierten *e, i* nach kurzvocal als dehnungszeichen (Franck, Mnl. gr.[2], §§ 6. 21); für *e, i* als dehnungszeichen in offener silbe im ripuarischen vgl. Dornfeld § 24, s. 111 (*ai* für *ā*; *ei, ee, ie* für *ē*; *ei, ie* für *ē* < *i*; *oi* für *ō* < *u*; *oi, oe* für *ō*); vgl. Müller-Köln § 86 ff.; Franck, Westd. zeitschr. 21, 300. Sollten die bei A. Lasch s. 120 I (westen) angegebenen doppelzeichen anders zu beurteilen sein, wo sie selbst (fußnote 1) feststellt, daß 'die *ie* für *i, e* auf den westen beschränkt sind', und wo sie s. 132 ausdrücklich die beziehungen des westlichen nd. zum rip. feststellt? Den versuch, die ripuarischen schreibungen im sinne ihrer diphthongierungshypothese umzudeuten (s. 132), hätte A. Lasch nach den ergebnissen der forschungen von Franck,

Dornfeld und W. Müller nicht wagen sollen. Die beispiele für den osten beschränken sich auf hallesche, anhaltische und magdeburgische urkunden und dazu auf pronominale entsprechungen von 'ihm', 'ihn', 'ihr'. Soweit diese bei dem vocal ein diakritisches zeichen tragen, kann vielleicht auf dehnung, möglicherweise auch auf eine qualitative variation des wurzelvocals geschlossen werden. Das *i* der doppelzeichen, das die verf. selbst mit den heutigen ndd. *j*-formen zusammenstellt, ist wohl direct unter dem einfluß der 2. pers. plur. (*gi, ju*) entstanden. Es erscheint überflüssig, eine diphthongische mittelstufe anzusetzen, deren erster bestandteil dann unter dem pronominalen *j*-einfluß consonantisch wurde. Die für das küstengebiet s. 122 zusammengestellten belege sind einer 1531 in Antwerpen abgeschlossenen Lübecker seeversicherung entnommen. *Oestland, Koeplude* mit *e* zur längebezeichnung in geschlossener silbe und *Here, egenen* u.s.w. mit einfachem *e* für alte länge in offener silbe regeln sich genau nach dem überwiegenden gebrauch des mnl. orthographiesystems, vgl. Franck, Mnl. gr.[2], § 6. Übergeschriebenes *e* steht für alte längen in geschlossener silbe (*stânde*) und für *e* aus *i, e* in offener silbe (*vele*). Daß alte und junge länge in offener silbe nicht dieselbe bezeichnung erhalten (*egenen* aber *vele*), stimmt ebenfalls zu dem im mnl. vorhandenen unterschied zwischen länge und dehnung; vgl. den noch nnl. unterschied zwischen 'scherplang' und 'zachtlang'. Das gleiche diakritische zeichen in *stânde* und *vele* weist für letzteres sicher auf länge. Das *e* in *stânde* mag auf kreuzung zweier orthographischer principien für längebezeichnung beruhen; vielleicht deutet es gar eine quantitative annäherung des *â* an die länge der offenen silbe an. Die in Antwerpen geschriebene versicherung steht also zumindest unter mnl. schreibeinfluß. Die übergeschriebenen *e* in dem anderen Lübecker denkmal sind ebenfalls als dehnungszeichen in offener silbe zu werten. Ob die eine oder andere der von A. Lasch angeführten zerstreuten schreibungen möglicherweise diphthong andeutet (z. b. *sehes* 'sechs' neben *Jeheger*), soll nicht bestritten werden. Diese schreibungen würden aber höchstens die ersten belege für jüngeren diphthong aus altem monophthong sein.

Die interpretation der einhebigen *weder* : *seder* u. s. w. bei

Berthold von Holle (s. 129) bedarf keiner weiteren zurückweisung. Die ausführungen über Heinrich v. Veldeke beruhen auf grundfalschen voraussetzungen. Daß auch er diphthonge in offener silbe hat (hier sind es nach den schreibungen von A. Lasch einmal langdiphthonge!) stimmt weder zu den verhältnissen der heutigen limburgischen mdaa. noch zu Veldekes reimtechnik. Das heutige limb. hat durchweg länge, wie die genauen zusammenstellungen Kerns, IF. 26, 270 ff. lehren (*mākə* 'machen', *hāvər* 'hafer', *stêkə* 'stechen', *êzəl* 'esel', *štêk* 'stich' neben *hîməl* 'himmel', *hôpə* 'hoffen', *bôtər* 'butter', *knȏkəl* 'knöchel'). Die sogenannte circumflexion des limburgischen läßt sich ohne durchforschung der niederdeutschen accentverhältnisse nicht bedingungslos mit niederdeutschen lauterscheinungen vergleichen. DDG V § 312 ff. wurde ausgeführt, daß die bezeichnung circumflexion für die limburgisch-niederrheinischen verhältnisse äußerst irreführend ist. Die limburgischen *zɔ̇ : l* 'sattel', *nɔ̇ : m* 'name', *kĕ̇ : l* 'kittel', *ĕ̇ : x* 'egge', *gəṷĕ̇ : nə* 'gewöhnen', *bɔ̇ : i̯* 'bote', *kɔ̇ : l* 'kohle' u. s. w. zeichnen sich namentlich durch vocalquantitäten aus, die eine mittelstellung zwischen kürze und länge (halblänge) einnehmen. Das bezeichnet der übergesetzte punkt, und gerade auf diese eigenschaft der limburgischen vocale hat Kern a. a. o. mit großem nachdruck hingewiesen. Über die rhythmischen bedingungen, unter denen sie entstanden sind, über ihre sonstigen exspiratorischen und musikalischen eigenschaften ist DDG V a. a. o. eingehend gehandelt; vgl. auch unten. Die limburgische doppelheit *ĕ̇:*, *ê* mit der ndd. entwicklung *ê*, *â̆* zu vergleichen, ist also unmöglich, zumal A. Lasch über die accentuierung des nur in ortsnamen (!) begegnenden *â̆* wohl nichts sicheres zu sagen weiß. Vor allem aber irrt die verfasserin, wenn sie s. 125, anm. 3 für das limburgische nebeneinander *ê*, *ė:* von einem *êę* ausgehen will. Wie sich die auf accentuierungsverhältnissen beruhende doppelheit des heutigen limburgischen zur reimtechnik Heinrichs von Veldeke verhält, ist vorläufig noch ein ungelöstes problem. Wenn Heinrich von Veldeke reime zwischen 'tonlangen' und langen vocalen möglichst meidet, so wird das nicht allein auf den eben erwähnten accentverhältnissen, sondern auch auf quantitativen und qualitativen längeunterschieden beruhen (Franck, Mnl. gr.[2] § 13).

Schon oben wurden die historischen verhältnisse des ripuarischen gestreift. Inwieweit sie gegen die theorie A. Laschs sprechen, mag man bei Dornfeld, a. a. o. § 57 ff. und bei Müller-Köln § 86 ff. nachlesen. Fürs mnl. ist Franck, Mnl. gr.², § 13 anzuführen; häufig begegnen reime zwischen *ā* und *â*, *ō* und *ô*, seltener zwischen *ē* und *ê*, was aus verschiedenen accent-, quantitäts- und qualitätsverhältnissen zu erklären ist. Am schlagendsten aber sprechen gegen A. Lasch die verhältnisse eines niederrheinischen gebietes nördlich der Benrather und südlich der Ürdinger linie, das DDG V untersucht ist. Im folgenden ist zunächst über die dehnungen in offener silbe gehandelt, die nicht von der sogenannten 'circumflexion', oder — nach dem DDG V § 8 vorgeschlagenen terminus — nicht von der 'schärfung' betroffen werden (gruppe I). Erst dann folgen die dehnungen in offener silbe mit 'schärfung' (gruppe II). Zum vergleich ziehe ich stellenweise heran das limburgische (Kern, Idg. forschungen 26, 270 ff.), die mundart von Homberg (Paul Meynen, Über die mda. von Homberg-Niederrhein, Diss. Leipzig 1911), Ramisch (Studien zur dialektgeographie des Niederrheins, Marburg 1906 = DDG I), Maurmann (Grammatik der mda. von Mülheim a. d. Ruhr, Leipzig 1898), die Wuppertaler mdaa. (Leihener, Cronenberger wörterbuch mit grammatischer einleitung, Marburg 1908 = DDG II) und ripuarische erscheinungen (Münch, Grammatik der ripuarisch-fränkischen mda., Bonn 1904).

Gruppe I.

a) Wgm. *i*, *u* in offener silbe. Nach Wenkers karte 'neun' beherrscht der *e*-laut für kurzes *i* in offener silbe ein weites niederrheinisches gebiet mit Straelen, Geldern, Rheinberg und Mörs im mittelpunkt. Südlich dieses gebietes gilt *īə*.[1]) Für die genaue grenze zwischen *ē* und *īə* vgl. DDG V § 212. Das alte *i* wurde zu *e* gesenkt (DDG V §§ 28, 131; Ramisch § 17, anm. 3; Leihener § 22; Münch § 67; Meynen s. 17), *e* zu *ē* gedehnt, überlanges und dann zweigipfliges *ē* zu *īə* diphthongiert. Den *ē*-laut belegt auch Meynen s. 17, den *īə*-laut Leihner § 22; Maurmann hat entsprechend seinem ungesenkten *i* in offener

[1]) Die länge wird im folgenden durch ¯, die offene qualität durch ˛ bezeichnet. Kürze und geschlossene qualität bleiben unbezeichnet.

silbe *ī* (§ 128). Das *īə* fiel zusammen mit anderen *īə*-diphthongen; diese konnten entweder aus kurzvocalen, die vor folgender consonanz gedehnt wurden, oder aus alten längen hervorgegangen sein. Beispiele: *nīəjə* 'neun', *kīərš* 'kirsche', *vīər* 'feier', *tīən* 'zehe', *zīən* 'sehen', *špīəjəl* 'spiegel', *īəməs* 'jemand', *dīəl* 'teil' (Süchteln, Krefeld), *nīət* 'nichte'; DDG V §§ 30. 31. 57. 72. 212. 231; vgl. Leihener § 22 *gəlī·e.dən*, § 26 *fī·e.l* 'fiel', § 30 *klī·e.t* 'kleid', *tī·e.wən* 'zehen', § 32 *flī·e.gən* 'fliegen'.

Genau dasselbe gilt mit den entsprechenden qualitätsverschiebungen für wgm. *u*. Für *u* > *o* vgl. DDGV § 134 und die dort gegebene literatur; für *o* > *ō* > *ūə* vgl. DDGV §§ 44. 45. 66. 212. 220. 233. 234; Meynen s. 18; Leihener §§ 24. 28. 31. Beispiele: *kūəgəl* 'kugel', *šlȳətəl* 'schlüssel', *dūərš* 'durst', *wȳərš* 'würste', *būər* 'bauer', *dūən* 'tun', *jrūət* 'groß' (Dülken), *būəm* 'baum' (Süchteln, Krefeld), *lūət* 'luft', *lȳətə* 'leuchten'; *rū·e.pən* 'rufen', *zū·e.m* 'saum' (Leihener). In diesen zusammenhang gehören auch die Leihenerschen *šū·e.lt* (§ 63), *štī·e.k* 'stich', *šū·e.t* 'schuß' (§ 64), sowie die ausführungen über die langdiphthonge vor *r*, §§ 65. 66. Inwieweit all diese diphthonge von alten *ē*, *ō*- oder alten *ī*, *ū*-lauten abzuleiten sind, ist hier nicht näher zu untersuchen; jedenfalls stammen alle von ursprünglich überlangen monophthongen her, und zwar sind alte und junge monophthonge unterschiedslos zusammengefallen.

b) Wgm. *o*, *ë* und *i*-umlaut von wgm. *a* in offener silbe. *o* (DDG V § 132 und die dort gegebene literatur) wurde in offener silbe zu einem offenen *ǭ*-laut gedehnt (vgl. Meynen s. 17) und diphthongierte zu *ōə* (DDG V §§ 36. 211). Wie sich dieser *ǭ*-laut zu dem geschlossenen *ō* bei Kern und Maurmann verhält, braucht hier nicht erörtert zu werden. Leihener weist § 23 für sein gebiet jedenfalls schwankungen zwischen *ǭ* und *ō* nach. Die entwicklung *o* > *ǭ* > *ōə* fiel zusammen mit der entwicklung von *o* zu überlangem monophthong und dessen resultat *ōə* vor consonantenverbindungen; vgl. Maurmann § 49, Leihener § 23 *pǭtə* 'tor', DDG V § 37 (Dülken) *pōərt*, Münch § 40 *pǭəts*; DDG V § 40 *ōəs* 'ochse', § 232 *dōətər* 'tochter', *jədōət* 'getaugt'. Das *ōə* ist auch zusammengefallen mit dem *ōə* < *ǭ* < altem *â*, für das Maurmann geschlossene, Leihener geschlossene und offene, Münch und Müller-Aegidienberg offene qualität nachweisen; vgl. DDG V § 136. Jedenfalls hat Meynen s. 19 *ǭ*,

das DDG V § 315 ebenfalls begegnet. Das nebeneinander von *ōə* und *ǭ* in ‘gehen’, ‘stehen’, ‘getan’ ist DDG V § 257 a. 2 nachgewiesen.

Entsprechend liegen die verhältnisse bei *ë* und *ę*. Hier ist für die *ēə* in offener silbe von einem *ę̄* aus offenem *ę* (DDG V §§ 129. 130 und die dort gegebene literatur) auszugehen; so Meynen s. 16 *kę̄təl* ‘kessel’, *šprę̄kən* ‘sprechen’. Für den zusammenfall dieser *ēə* mit denen aus *ę̄* anderen ursprungs vgl. *wēərt* ‘wert’, *wę̄səlɔ, wēəsəl* ‘wechseln, wechsel’, *dę̄šə, dēəšə* ‘dreschen’, *rę̄t, rēət* ‘recht’ DDG V §§ 24. 26. 220. 230.

Gruppe II.

Es ist Kerns verdienst, die quantitätsfrage innerhalb der rheinischen accentforschung energisch betont zu haben. In diesem zusammenhang kann über das wesen der ‘schärfung’ und ihr verhältnis zur dehnung in offener silbe nicht gehandelt werden; es sei auf DDG V § 312 ff. s. 214 und für das verhältnis der langdiphthonge zu den kurzdiphthongen auf Leihener, DDG II § 55 verwiesen. Es genüge hier festzustellen, daß das in frage stehende niederrheinische gebiet neben den längen bez. überlängen und langdiphthongen in offener silbe, halblängen und entsprechende kurzdiphthonge besitzt. Diesen halblängen und kurzdiphthongen in offener silbe entsprechen unter gleichen accentbedingungen halblängen und kurzdiphthonge, die vor consonantenverbindungen oder aus alten längen entstanden sind. In all diesen fällen ist der aus kurzem monophthong hervorgegangene kurzdiphthong secundär; vgl. namentlich DDG V § 330. Im folgenden ist das zeichen :, das den besonders hohen musikalischen intervallunterschied andeutet, beibehalten; für die halblänge verwende ich das längezeichen (*ē:* = Kern *ė:*). Das : hebt den unterschied von den längen (z. b. *ė*) genügend hervor.

a) Wgm. *i, u* in offener silbe.

Dem langdiphthong *īə* von gruppe I entspricht der kurzdiphthong *i·ə.*. Beispiele: *ji·ə.rə* ‘habgieriger’, *vy·ə.l* ‘viel’, *ki·ə.s* ‘käse’, *ni·ə.nə* ‘nähen’, *vi·ə.rə* ‘feiern’, *zi·ə.l* ‘seele’, *twi·ə.* ‘zwei’, *vi·ə.r* ‘vier’ (DDG V §§ 30. 31. 51. 57. 58. 158 a), *di·ə.l* ‘teil’ (Ramisch, DDG I § 12). Die *i·ə.* sind aus vorausliegenden *ē:* oder *ī:* gemäß DDG V § 330 entstanden. Ebenso entspricht

dem *ūə* von gruppe I ein *u·ə.*. Beispiele: *štu·ə.f* 'stube', *zy·ə.n* 'söhne', *mu·ə.r* 'mauer', *my·ə.rkə* 'mäuerchen', *jru·ə.t* 'groß', *du·ə.t* 'tot', *štry·ə.* 'stroh', *šty·ə.r* 'steuer' (DDG V §§ 44. 66. 76. 84), *bu·ə.m* 'baum', *xly·ə.və* 'glauben' (Ramisch, DDG I § 12), deren *u·ə., y·ə.* aus vorausliegenden *ō: ȫ:* oder *ū: ȳ:* gemäß DDG V § 330 hervorgingen. Ursprüngliches *idə* z. b. in 'gelitten' wurde über *ē:də* nach dem *d*-ausfall zu *e·ə.*; das *e·ə.* entwickelte einen übergangslaut *i̯* und diphthongierte zu *e·i̯.ə*, das mit den alten *ê* in *me·i̯.ə* 'mieten' und *le·i̯.ə* 'leiten' zusammenfiel; vgl. die tabelle zur diphthongierung nach *d*-ausfall DDGV § 137; vgl. auch limb. *be·i̯.ə* 'beten', *šle·i̯.* 'schlitten', *šte·i̯.* und *šte·i̯.ə* 'städte', *vre·i̯.* 'frieden', *təvre·i̯.ə* 'zufrieden'.

b) Wgm. *o, ë* und *i*-umlaut von wgm. *a* in offener silbe. Dem *ēə* von gruppe I entspricht *e·ə.*. Beispiele: *le·ə.və* 'leben', *je·ə.r* 'gern', *ze·ə.χ* 'säge', *be·ə.rt* 'bärte', *ve·ə.r* 'vier' (DDG V §§ 15. 16. 23. 24. 158 a). Ebenso entspricht dem *ōə* von gruppe I ein *o·ə.*. Beispiele: *zo·ə.lə* 'sohlen', *kø·ə.lə* 'schwelen', *ko·ə.rt* 'kordel', *wø·ə.rt* 'wörter', *šɔ·ə.p* 'schaf', *šø·ə.p* 'schafe' (DDG V §§ 36. 37. 51). In allen fällen liegen offene *ę:-, ǫ:-, ø̨:*-laute zugrunde, die gemäß DDG V § 330 diphthongiert wurden.

Für die diphthongierung alter und junger monophthonge gilt in dem hier in frage stehenden niederrheinischen gebiet allgemein das gesetz, daß die heutigen kurz- und langdiphthonge jeden ursprungs mit anlautendem *i-, u*-element aus vorausliegenden halblangen oder langen *ī, ū* oder geschlossenen *ē, ō*, die heute mit *e, o* anlautenden diphthonge aber aus vorausliegenden halblangen oder langen offenen *ę, ǫ* hervorgegangen sind. Die obigen belege ließen sich durch ein weiteres ausschöpfen des sprachatlas, der materialsammlung des Rheinischen wörterbuches sowie der reichen rheinischen dialektliteratur, namentlich auch durch heranziehung der von A. Lasch erwähnten abhandlung von van Wijk, Tijdschrift 31, 291 ff. ins endlose häufen. Ich habe mich auf eine kleine auswahl beschränkt. Die ganze frage soll im zusammenhang mit dem rheinischen accentproblem demnächst auf breiterer grundlage ausgebaut werden.

Jedenfalls liegt kein grund vor, den dehnungsproceß des niederdeutschen von dem des hochdeutschen trotz der zeitlichen differenz zu trennen. Man könnte dann ebenso gut die con-

tinuität des hochdeutschen lautverschiebungsprocesses leugnen. Es liegt hier eben eine wirkung des germanischen wurzelaccentes vor, die sowohl im hochdeutschen wie im niederdeutschen, niederfränkischen und mittelenglischen hervortrat, und die zu einer quantitätsvermehrung mit möglicher secundärer diphthongierung führte. Es ist also nicht nötig, die alte bezeichnung 'tonlang' oder 'tondehnung' aufzugeben. Ein endgültiges urteil über die nd. verhältnisse ist jedoch erst möglich, wenn die dortigen mdaa. nach accent und lautstand einmal so gründlich durchforscht sind wie die niederrheinischen. Das material, das vorläufig auf dem weiten gebiete zur verfügung steht, kann noch nicht für allgemeine probleme der deutschen sprachforschung ausgemünzt werden.

BONN. THEODOR FRINGS.

LEUDUS.

Ich habe vor einigen jahren[1]) das bei Venantius Fortunatus an zwei stellen erscheinende wort *leudus* im zusammenhang mit den *uuinileodes* des Karolingischen capitulares vom jahre 789, absatz 2, dessen gesamte handschriftliche überlieferung nunmehr durch W. Uhl[2]) in facsimilierten nachbildungen zugänglich gemacht ist, mit Franz Jostes[3]) als bezeichnung für personen: nhd. *leute,* mlat. *leudes, leodes, leudi*[4]) beansprucht und nehme anlaß auf diesen gegenstand neuerlich zurückzukommen, da ich mich der in den beiden aufsätzen von R. Meißner[5]) vertretenen auffassung nicht anzubequemen und die überzeugung nicht zu gewinnen vermag, dieses wort bei Fortunatus sei eine latinisierung der gleichzeitigen westfränkischen entsprechung zu nhd. *lied.*

Die sorgfältigste überlegung der bezüglichen texte[6]) hat mich nicht zu der anschauung bekehrt, daß der bei Du Cange eingetragene artikel: 2. *Leudus, cantus . . .,* dessen ganzes belegsmaterial nur aus eben den zwei Fortunatusstellen besteht, ein durchaus anderes wort betreffe, als das vorher unter *Leudes, vassalli, subditi . . .* gebuchte, bekannte mlat. wort, es haben sich mir im gegenteil die gründe für die wesentliche identität der beiden lemmata so sehr verstärkt, daß ich es für angemessen erachten muß, dieselben in neuer form und anordnung vorzulegen.

---

[1]) Beitr. 36 (1910), s. 515—521.

[2]) Teutonia, Arbeiten zur germ. philologie, heft 5, suppl. 1913.

[3]) Zs. fda. 49 (1908), s. 306—314.

[4]) Du Cange, Glossarium med. et inf. latinitatis, ed. nova, tom. 5 (1885), s. 74—75.

[5]) Zs. fda. 52 (1910), s. 84—90, und 53 (1912), s. 78—81.

[6]) Venanti Honori Clementiani Fortunati presbyteri Italici opera poetica (pedestria), recens. Fridericus Leo (Bruno Krusch), Berolini 1881—85, 4° = MGh . . . auctorum antiquiss. tomus IV.

Zu diesem ende ist es geboten die abschnitte aus dem poem des Fortunatus an Lupus, sowie aus der praefatio, die das lehnwort *leudus* enthalten, desgleichen jene anderen, in denen das hinsichtlich der erklärung der zweiten stelle interessierende verbum *relidere,* wozu auch *conlidere,* auftritt, nicht als isolierte zeilen, sondern mit genügender textlicher umgebung auszuheben und zu kommentieren, auf daß der mitfolgende nicht vor die zumeist unerfüllbare aufgabe gestellt werde zu erraten, wie der argumentierende grammatiker den Fortunatus verstanden habe, sondern in die lage versetzt werde, in die textauffassung des interpreten hineinzusehen und sich aus ihr die für die begriffsbestimmung des in frage stehenden wortes entscheidenden gedankenoperationen anzueignen.

1. Schlußverse des carmens VII, 8 'ad eundem', nämlich ad Lupum ducem.

61 *sed pro me reliqui laudes tibi reddere certent,*
62 *et qua quisque valet te prece voce sonet,*
63 *Romanusque lyra, plaudat tibi barbarus harpa,*
64 *Graecus Achilliaca, crotta Britanna canat.*
65 *illi te fortem referant, hi iure potentem,*
66 *ille armis agilem praedicet, iste libris.*
67 *et quia rite regis quod pax et bella requirunt,*
68 *iudicis ille decus concinat, iste ducis.*
69 *nos tibi versiculos, dent barbara carmina leudos,*
70 *sic variante tropo laus sonet una viro.*
71 *hi celebrem memorent, illi te lege sagacem:*
72 *ast ego te dulcem semper habebo, Lupe.*

62. *prece* und *voce* parallel; *illa prece* und *illa voce qua quisque valet.* **64.** *Achilliaca* und *Britanna* = *Britannica* nach Leo, s. 163, note: accusative, offenbar pluralis gemeint und mit *carmina* zu ergänzen. Aber *lyra, harpa, crotta* sind namen von musikinstrumenten, vielleicht also auch *Achilliaca* — an keiner zweiten stelle in der gesamten latinität nachgewiesen, s. Thesaurus linguae latinae 1, col. 395 — was beispielsweise **Achilliaca lyra* sein könnte und dann ablativ, gemessen *Ăchĭllĭacā.* Dazu parallel vermutlich *crottā* ablativ, jedoch *crottā* gemessen wie *quantō magis,* Leo im index rei metricae s. 426; phrasierung **crottā canere* wie bezeugtes *citharā canere.* *Britanna* ist als landname zu verstehen, übereinstimmend mit den hss. G[1]R, die *Britannia* herstellen. *Britanna,* metrisch vorzuziehen, ist elliptisch = **Britanna terra* 'Britannien', adj. *Britannus* s. Forcellini,

Onom. 1, 759. **69.** *nos* nicht eigentlich Fortunatus, der sich in 72 mit *ast ego* ... contrastiert, sondern die gebildete römische gesellschaft im gegensatze zum barbarischen, der feineren bildung entbehrenden volke, repräsentiert durch das lehnwort *leodus*. Diese la. der hs. C der lesart *leudos* der übrigen vorzuziehen. *laudes* in F als object setzt schon das mißverständnis: *carmina* als subject des satzes, voraus. Diese verschiebung, auch des inhaltes, wahrscheinlich auch in der form *leudos* ausgedrückt, sicherlich schon für den glossator des cod. S. Galli (G) des 9. jh.'s anzunehmen, der *i. e. uuinileodes* hinzugesetzt hat. Der plural des verbums *dent*, nicht eben aus **nos* < *demus* > fortgeführt, sondern constructio *κατὰ σύνεσιν* und aus dem pluralischen begriffe des collectivums *leudus* 'vulgus' zu begreifen. Man beachte hierzu ahd. *der liut* und *daz liut* 'populus, plebs', *daz smala liut* 'vulgus'.[1] **70.** Der *varians tropus* kann sprache oder form, oder am ehesten beides zusammen betreffen.

2. Eingangsverse des carmens VI, 10, 'Item ad Dynamium'.

1 *Tempora, praecipiti vos invidistis amori,*
2 *officium voti quae vetuistis agi*
3 *per lyricos modulos et fila loquacia plectris,*
4 *qua citharis Erato dulce relidit ebur.*

1. *uos*] *quos* codd., Leo. **3.** *modulos et* M] *modulor et* ACDGBLR, *modularet* P, Leo. Der relativsatz in anderer wortstellung: *quae vetuistis plectrīs per lyricōs modulōs et fila loquacia officium votī agi*, wobei *plectra*, der plural von *plectrum*, dem 'instrumentum citharoedi, quo ... chordae percutiuntur', Forcellini 4, 702, nur als die wiederholten, einzelnen anschläge der saiten verstanden werden können. Die *lyrici moduli* vermutlich auf gesang, die *fila loquacia* deutlich auf die schwingenden, tönenden saiten zu beziehen. **4.** *quā* am ehesten nach Forcellini V, 6, II 'qua ratione, quo modo', also ein vergleich: *officium* ... *agi* ... *quo modo* ... *Erato* ... *relidit*. *Eratō* : muse, die *cithara* eines ihrer attribute. Der plural *cĭthărīs*, etwa nur aus metrischen gründen gewählt, verallgemeinert jedoch; *dŭlce ebur* umschreibung für *plectrum* als werkzeug zum anschlagen der saiten und object zu *relīdere*, das demgemäß 'anschlagen' bedeuten muß. *cĭthărīs* ist ablativ mit locativischer bedeutung, so daß sich **cĭthărā plectrum relīdere* 'auf der zither den schlagring anschlagen' gleich 'auf der zither spielen' ergibt.

3. Beginn des carmens II, 9, 'Ad clerum Parisiacum'.

1 *Coetus honorifici decus et gradus ordinis ampli,*
2 *quos colo corde fide religione patres,*
3 *iam dudum obliti desueto carmine plectri*
4 *cogitis antiquam me renovare lyram.*
5 *en stupidis digitis stimulatis tangere cordas,*

[1] Graff, Ahd. sprachschatz 2, 193—94.

6 *cum mihi non solito currat in arte manus.*
7 *scabrida nunc resonat mea lingua rubigine verba*
8 *exit et incompto raucus ab ore fragor.*
9 *vix dabit in veteri ferrugine cotis acumen*
10 *aut fumo infecto splendet in aere color.*
11 *sed quia dulcedo pulsans quasi malleus instat,*
12 *et velut incudo cura relisa terit*
13 *pectoris atque mei succenditis igne caminum,*
14 *unde ministratur cordis in arce vapor:*
15 *obsequor hinc, quia me veluti fornace recocto*
16 *artis ad officium vester adegit amor.*

1. *coetus ... patres ... cogitis*: *patres* apposition zu *coetus,* der relativsatz *quos colo* zu *patres,* der plural des verbums vom plural *patres* gefordert, hinsichtlich des singulars *coetus* constructio *κατὰ σύνεσιν*; die appositionen *decus et gradus* zu *coetus* in der anrede, auszufüllen mit anderer wortstellung: *honorifici [ordinis] decus et ampli ordinis gradus.* **2.** Die ablative *corde, fide, religione* nähere bestimmungen zu *colere* 'aus dem herzen, in treue, mit frommer verehrung'. **3.** Ablativus absolutus, der genetiv *obliti plectri* zu *carmen*; am besten temporal 'da mir schon lange unvertraut ist die melodie des vergessen habenden plektrums. *carmen* ist hier das vom plektrum hervorgebrachte. **5.** *stimulatis* 2. pl. praes. ind., parallel zu *cogitis.* **6.** Verbinde: *mihi in arte non solito* 'als einem, der der kunst entwöhnt ist'. **7.** *rubigine scabrida verba*' vom roste rauh'; bei mangelnder kunstübung ist die glätte des ausdruckes verloren gegangen. **8.** In anderer wortstellung, den gleichen gedanken variierend: *et exit raucus fragor ab incompto ore.* **9.** *cōtis* nebenform zu *cōs*; zu denken ist an ein verrostetes werkzeug, das nicht mehr geschärft werden kann. **10.** Verstehe: *vix splendet color in aere fumo infecto* 'in der mit rauch erfüllten luft'. Zwei bilder; ebensowenig aussicht, meint der dichter, sei seinem gesange vorherzusagen. *dabit* und *splendet* entweder im tempus nicht parallel, oder *splendet* fut. eines verbums **splendĕre* statt *splendēre* wie *candĕre,* Leo im index gramm. s. 393. **11.** *sed quia dulcedo ... instat ... et ... terit ... et vos succenditis* begründet, warum sich Fortunatus trotz den ungünstigen vorbedingungen zum poetischen werke entschließt. *dulcedo pulsans quasi malleus* 'der süße klang der saiten'. Die accorde auf der lyra werden mit herandringenden hammerschlägen verglichen. *quasi malleus* und *velut incudo* parallel. *terĕre,* nur transitiv, erfordert ein object. Das kann nur *cura relisa* sein, wofür der hsg. *corda* vermutet. In der tat genügt *corda relisa,* wenn als accusativ pluralis von *cor* angesehen, sowohl dem sinne als dem metrum, während *cura relisa* als nominativ dem sinne nicht entspricht und in einen accusativ *curam relisam* umgeschrieben dem metrum zuwiderläuft. Man müßte in diesem falle annehmen, daß *cūra relisa* der neue accusativ der lateinischen volkssprache des 6. jh.'s und nicht der des classischen lateins sei. Das wort *incudo,* auch Vita Martini 4, 19—21: *monile, | quod nec*

lima polit neque malleus addit acumen, / non incūdo terit fornaxque examinat igne, auch hier mit *terĕre* verbunden 'amboß', ist natürlich nicht als das werkzeug zu verstehen mit dem, sondern als jenes auf dem das *terĕre* des gehämmerten gegenstandes stattfindet. *corda relisa terĕre* könnte heißen 'das erschütterte gemüt glätten'. Der ansatz einer anderen form *incudum,* wie Leo im index 403 behauptet, ist überflüssig, betonung und messung *íncūdō* begreift sich nach Leo im index 425: *o* finalis in nominativis nominum ... producta e. g. *ō virgō mīránda mihí* VI, 1, 100. Sicherlich aber heißt *malleo relīdere* 'mit dem hammer schlagen, hämmern', d. h. das verbum ist ganz in seiner eigentlichen bedeutung verwandt. **13.** *caminum pectoris igne succendere*: 'befeuern'. **14.** *arx cordis = pectus, vapor* 'wärme'. **15.** *me ... recocto* für *me ... recoctum* mit *o* an stelle von *-um,* Leo im index 409. *obsequor hinc* = 'ex hoc loco', 'von dá an', 'von nún an', d. h. der dichter erklärt damit positiv der an ihn gerichteten einladung entsprechen zu wollen.

4. Vita S. Martini lib. 4.

Heilung einer zwölfjährigen stummen nach eingießen von öl und festhalten der zunge mit dem finger. Sie wird nach dem namen ihres vaters gefragt.

39 *mox resoluta movet faucis lyra tinnile plectrum*
40 *atque insueta canit camerati concha palati,*
41 *dente relisa cavo producens verba fritillo,*
42 *responditque patris nomen pia filia dulce.*

39. *faucis lyra* 'der kehlkopf'; *tinnile plectrum* 'das klingende p.', object zu *movere,* 'die stimmbänder'. *resoluta lyra* 'gelöst', weil der als instrument gedachte kehlkopf plötzlich leistungsfähig wird. **40.** *concha camerati palati* 'die muschel des gewölbten gaumens' als schallraum, *insueta* weil die stimme vorher nicht functionierte. *canere* von der sprechstimme gesagt. **41.** *cavo fritillo* ablativ des ortes 'im hohlen becher', vergleich des schallraumes des menschlichen sprachorganes mit einem 'würfelbecher'. *dente relisa verba* object zu *producens,* der apposition zu *concha,* kann nicht wohl heißen vom zahne, d. i. jedesfalls collectivischer singular, also von den zähnen zurückgeschlagene, etwa reflectierte worte, sondern eher mit den zähnen articulierte worte, wobei offenbar an die zähne als vordere begrenzung des schallraumes gedacht ist, die ja bei der bildung der articulationsengen mit beteiligt sind. Der vergleich des musikinstrumentes ist zweifellos auch hier gegeben. An den zähnen werden nach der auffassung des dichters die klänge und geräusche der menschlichen sprache articuliert wie der klang der lyra oder harfe an der saite angeschlagen wird.

5. VIII, 3, 'De virginitate'.

Von einem sprechen lernenden kinde.

353 *quid si vita manet pueri nec semper habenda?*

354 *incipiat teneros ut dare voce sonos,*
355 *inperfecta rudis conlidens murmura linguae,*
356 *cum matrem dulci fauce susurrus alit:*
357 *contingatque nefas, rapiatur pectore matris?*
358 *aetas ad damnum crevit adulta suum.*

Es folgt eine schilderung des schmerzes der gebärerin über den tod des kindes.

353. *quid* frage 'was dann?' Der bedingungssatz sinngemäß 'wenn der knabe nicht am leben bleibt', dazu die consecutivsätze *ut incipiat ... utque contingat,* so daß er eben zu sprechen beginnt und das unrecht geschieht, daß er von der brust der mutter geraubt wird. **355.** Hierzu *conlidens* apposition; die zeile in anderer anordnung: *inperfecta murmura rudis linguae conlidens* ergibt eine bindung *murmura conlidere* für *murmurare,* hier im sinne von 'stammeln', von den unvollkommenen sprechversuchen des kleinen kindes gesagt. Die phrase, aus der verbalbedeutung 'zusammenschlagen, quetschen' zu begreifen, zielt offenbar auf die bewegungen der sprechwerkzeuge i. b. der zunge und auf die in diesem falle unvollkommene articulation. **356.** *susurrus* adj. 'summend' auf *puer* gehend. *dulci fauce* 'mit lieblicher kehle'. *alere* 'nähren' übertragen, vielleicht 'erfreut'. **358.** Sentenzartig; *aetas adulta* nämlich das der genetrix, sinngemäß 'zu ihrem schaden ist sie in ihre jahre gekommen'.

6. Praefatio an pabst Gregorius, 52 zeilen des druckes.

32 ... *Quid inter haec extensa viatica consulte dici potuerit censor* (33) *ipse mensura, ubi me non urguebat vel metus ex iudice vel probabat usus ex lege* (34) *nec invitabat favor ex comite nec emendabat lector ex arte, ubi mihi tantundem va-* (35) *lebat raucum gemere quod cantare apud quos nihil disparat aut stridor anseris aut* (36) *canor oloris, sola saepe bombicans barbaros leudos harpa relidens; ut inter illos egomet* (37) *non musicus poeta, sed muricus deroso flore carminis poema non canerem, sed garri-* (38) *rem, quo residentes auditores inter acerna pocula salute bibentes insana Baccho* (39) *iudice debaccharent:*

33. *ubi,* nämlich die *extensa viatica.* **35.** *gemere* und *cantare* substantivisch gebrauchte infinitive. *disparat* intransitiv gebraucht, im sinne wie *differt.* **36.** Der satz *sola* bis *relidens* ist parenthese und erläuterung zu dem eben vorher gesagten; *relidens* ohne copula für *relidens est* im sinne von *relidit* oder *relidere solet,* bez. *relidunt, relidere solent. arpā relidere* wörtlich 'auf der harfe schlagen' ist sinngemäß 'die harfe' oder 'auf der harfe spielen'. Dieses verbum auch nhd. in den verbindungen 'die harfe, laute, zither schlagen', ähnlich 'die harfe, die saiten rühren', aber 'die geige streichen'. *solā* ablativ zu *arpā* 'nur auf der harfe'. Das

subject ist *barbaros leudos* mit endung *-os* für *-us,* cf. VIII, 3, 320 nom. sing. *centenos sonos,* in diesem falle allerdings nicht ausnahmslos so von den hss. überliefert. Hierzu *saepe bombicans* attribut. *bombicare* = 'bombos efficere' allerdings von dem klange der harfentöne gesagt, die nicht ausgehalten werden können, sondern kurz abschnellen, aber grammatisch nicht auf *arpa* zu beziehen, sondern auf *leudus.* Die parenthese im ganzen also — *solā saepe bombicans barbarus leudus arpā relīdens!* — 'nur die harfe pflegt das oft klimpernde, barbarische volk zu schlagen'. **37.** *deroso flore* ablativ der begleitung, des umstandes 'bei'. Unter *flos carminis* kann das spiel der lyra verstanden sein. **38.** *quo* 'bei welchem' auf *poema* gehend.

Diese ausgehobenen stellen des Fortunatus zeigen also die beiden composita von *laedere* dreimal in verbindung mit der erzeugung von schällen, zweimal im menschlichen sprechorgan, einmal auf einem musikinstrumente und ergeben die wendungen *dente verba relidere, murmura conlidere, citharā plectrum relidere,* von denen die letztere geeignet ist den sinn des parenthetischen satzes der praefatio aufzuklären und die erkenntnis, daß auch hier dem worte *leudos,* d. i. *leudus,* die bedeutung 'vulgus' zukomme, zu befestigen.

Diesem gemeingerm. nomen, ahd. *liut* m. und n., alts. *thé líud,* afries. *twa liod* 'zwei volkshaufen', ags. *léod,* altn. *lýðr,* nach Fritzner Ordbog in Snorra Edda 1, 532 [12] erklärt: *heitir landsfolk eða ljóðr,* zusammengehörig mit dem ablautenden verbum got. *liudan* 'increscere', alts. Hel. *liodan* Mon., auffallend mit *th*: *liothan* Cott. — und in den einzelsprachen schwankend sowohl collectivisch die volksmenge, als auch den einzelnen eines volkes bezeichnend, gebührt im zusammenhalte mit aksl. *ljudŭ* und den übrigen baltischen, griechischen, arischen verwandten idg. *dh,*[1]) altn. und got. tönende interdentale spirans *ð,* deren westgerm. repräsentant im allgemeinen die nicht spirantische media *d* ist. Dieser consonant erscheint im germ. lat. lehnworte des Fortunatus: *leudus.*

Dagegen ist dem anderen, gleichfalls gemeingerm. worte **leuþa,* vorgerm. vermutlich **léutom,* wie got. *hliuþ* zu vorgerm. **kléutom,*[2]) got. in *liuþarjos* 'cantores' Neh. 7, 1, *liuþo* 'cantabo' Röm. 15,9 in *awiliuþ, awiliud* 'gratiarum actio' und dem verbum

---

[1]) Wortschatz der germ. spracheinheit ... von Alf Torp, 1909, s. 375.

[2]) Vgl. K. Brugmann, Vergleich. laut-stammbild.- u. flexionslehre II[2], 1, s. 408.

awiliudon 'gratias agere', in altn. *ljóð* n. 'strophe', in alts. *uuinilieth,* ags. *léoþ* n. 'poema' als etymologischer consonant die tonlose interdentale spirans *þ,* vorgerm. *t,* zuzuschreiben, die, wie man sieht, im got. unmittelbar nach dem hauptton: *líu-þareis, líu-þo* erhalten ist, im auslaute, ferne der haupttonstelle: *awiliud* neben *awiliuþ,* die neigung hat tönend zu werden und im inlaute, von der haupttonstelle entfernt: *awiliudon* nur mit *d,* ganz in die tönende qualität übertritt. Demgemäß muß man für die westfränkische entsprechung dieses wortes, zur zeit des Fortunatus im 6. jh., das noch drei jahrhunderte später im rheinfränkischen Ludwigslied vom j. 881, vers 46, mit *th*: *sang lioth frāno* geschrieben ist, also die qualität der tönenden interdentalen spirans *ð* besitzt, *þ,* somit **léoþ,* oder doch zum mindesten tönende, interdentale spirans: **leuð, leoð* erwarten, die bei diesem allfälligen, doch keineswegs lat. nostrificierten lehnworte eine schreibung mit *th,* also **leuthus, *leothus* erwarten ließe. Da diese schreibung eben nicht diejenige des fraglichen wortes bei Fortunatus ist, darf man darin eine weitere gewähr dafür erblicken, daß dasselbe dem ersteren und nicht dem zweiten gemeingerm. worte entspreche, deren nhd. repräsentanten die *leute* und die *lieder* noch heute die alte verschiedenheit der dentalis erkennen lassen.

In den zusammenhang dieser erwägungen erscheint das ahd. glossenwort *uuinileod* 'plebeius psalmus' etc. in der latinisierung *uuinileodes* lediglich durch die glosse im cod. G. des Fortunatus hineingezogen, die dafür spricht, daß das mißverständnis des wortes *leudus* als 'lied' schon im 9. jh. oder etwas später möglich war. Der inhalt dieses wortes läßt sich aus den latein. parallelen der glossen und im zusammenhalte mit den ausführungen J. Kelles[1]) allerdings als nicht kanonischer kirchengesang verstehen — man denke beispielsweise an das ahd. Petruslied! — doch spricht für das mhd. wort *winelieder, wineliedel,*[2]) die ein dörper auf dem anger singt, die ganze situation gegen eine solche enge umgrenzung des begriffes und empfiehlt hier die auffassung: weltliches und i. b. wohl auch nicht kunstmäßiges lied.

[1]) Chori saecularium, cantica puellarum: Sitzungsberichte d. phil.-hist. classe d. k. acad. d. wiss. bd. 161, abh. 2, Wien 1909.

[2]) Neidhart v. Reuental, hsg. von Haupt. Leipzig 1858, s. 62, 33 u. 96, 14.

Stärker als vor vier jahren möchte ich nunmehr betonen, daß dieses compositum im ersten teile das wort ahd. *uuinne* 'cauma, pastum' in der zweiten bedeutung, got. *winja* 'νομή, pascua', altn. *vin* f. gen. *vinjar* 'wiese', häufig in nordischen ortsnamen, ags. selten *win(n) -e* f. 'pasture' enthalte, das ich nunmehr auch für den oberbair. ortsnamen *Winebûren,* heute *Wimmern*[1]) (*win<n>e + gibūro!*) am schicklichsten erachte.

Der bedeutungsumfang des compositums ist dann keineswegs mit Kelle auf nichtkanonischen oder kirchengesang der laien zu beschränken, sondern ein weiterer, wofür ja auch die wechselnden latein. entsprechungen, i. b. aber die 'cantica rustica et inepta' sprechen.

Hinsichtlich der *uuinileodes* des capitulares von 789 verweise ich auf W. Uhls veröffentlichung. Die tatsache, daß der Parisiensis 4613 an stelle des den übrigen 11 hss. gemeinsamen germ. lat. ausdruckes die textworte *ubi melius discriuere* ... darbietet, die sicherlich an sich mit W. Uhl auf die nonnen bezogen und in einen zur not verständlichen passus: '& nullatenus [abbatissa subditas ibi] ubi melius [est] discriuere uel mittere presumat' ausgefüllt werden könnten,[2]) gibt zu denken, obschon es auch anderseits ebenso möglich ist, die textworte dieses Parisiensis, d. h. *ubi meliuſ diſ...,* aus dem den übrigen 11 hss. gemeinsamen worte *uuinileodeſ* und varianten, beziehungsweise der voraussetzung eben dieses, graphisch abzuleiten, und zwar um so mehr, als derselbe Parisiensis auch mit der merkwürdigen lesung *et de pallore aurum* im folgenden abschnitte der gemeinsamen lesung der anderen hss. *et de pallore earum* gegenüber allein steht, die wohl nicht besonders geeignet erscheint, seinen credit bezüglich der ersteren stelle zu erhöhen.

Ich will doch an diesem orte, ohne in die abwägung der hsl. überlieferung des näheren einzugehen, die schon mit ihrer gelegentlichen graphischen einrichtung manche bemerkenswerten winke gibt, der meinung ausdruck verleihen, daß der infinitiv *diſcriuere* des genannten Parisiensis gegen bloßes *ſcribere* der anderen hss. eine gute, aus der ursprünglichen

---

1) Die ortsnamen des Indiculus Arnonis, Salzburg 1886, s. 72.

2) Wieder anders derselbe in GRM. VI, heft 6.

textfassung stammende form sei und daß die daselbst den complex *u[u]i(e)n[n]i* der übrigen hss. vertretende buchstabengruppe *ubime* ebenso wie jene im letzten grunde nur eine verlesung aus ursprünglichem *iniui,* d. i. *inibi* 'ebenda' mit schreibung *u* für *b* sei, so daß der text in die form **&* *nullatenuſ iniui leodeſ diſcriuere uel mittere preſumat* umgegossen abermals auf persönliche *leodeſ* 'subditi, vasalli' und das verbot des betretens der clausur[1]) durch eben diese zurückleitet, nur daß in diesem falle eine determinierung mit *uuini* nicht statt hat und die annahme, daß es im mittellatein, beziehungsweise im althochdeutschen zwei *uuinileodes* verschiedener herk[illegible] und bedeutung, aber mit verwechselbarer form [illegible] nicht mehr gemacht zu werden braucht.
[illegible] mir von bedeutung, daß *iniui* genau die 6 hasten von *uum* en[illegible], mehr einem *i* vorher, das in 6 der vorliegenden hss. abermals zu *ibi* completiert worden ist.

---

[1]) In diesem belange belehrendes im feuilleton 'Nonnberg' von Anna Bahr-Mildenburg: Neue Freie Presse 23, 12, 13, no. 17719.

CZERNOWITZ, 20. januar 1914.

VON GRIENBERGER.

ZU DEM SCHWANK VON DER BÖSEN FRAU.

In 'Die böse frau' hat in seiner neuausgabe Edw. Schröder — ohne not, mein' ich — das *Buoch von dem übelen wîbe* umgetauft.[1]) Auf diesen text, auf des herausgebers ausführungen in den Göttinger gelehrten nachrichten 1913, s. 88—101, und auf die anmerkungen Haupts in der editio princeps beziehen sich die folgenden notizen.

188 *nâch der buochmeister sage.* Schröders *buochmeister* deckt sich nach ausweis der wbb. durchaus nicht mit *der buoche meister* 'verfasser der bücher', was hier gefordert wird. Und ist es wahrscheinlich, daß der schreiber ein überliefertes *buochmeister* zerlegt hätte in *der pûecher maifter*?

250 *mîn kunst ist vermezzert* (: *gebezzert*). Es liegt eine redewendung vor, die mit den vbb. *verschrôten* (*verhouwen, versnîden*) gäng und gäbe ist. Hier wurde sie nur durch das unter reimzwang gewählte, vielleicht ad hoc erfundene *vermezzern* strittig gemacht (vgl. Bech, Helm und Schröder zur stelle). Am nächsten kommt ihr sinn einer zeile Reinmars von Zweter (103, 6): *diu Salomônis wîsheit, swie ganz diu wære, ein wîp verschriet si doch.*

277 ich bin wol fünf und vierzic stunt
von mînem wîbe worden wunt,

[1]) Die mißlichen folgen der namensänderung liegen auf der hand; aber davon abgesehen, erinnert diese umtaufe leise an Heinzels 'Priesterleben' für Maßmanns treffendere benennung 'Pfaffenleben'. Der scherztitel *Von dem übeln weib* mag den laien — außerhalb der österr. heimat des gedichtes — befremden, die 'Böse frau' wird den kundigen beirren, da der schauplatz des schwankes doch eine bauernstube ist. Und was die gerügte sprachmischung betrifft, so hat sich noch niemand an titeln wie 'Der Nibelunge noth', 'Schrätel und wasserbär' (statt Kobold und eisbär), 'Frauentrost', 'Sängerkrieg' u. s. w. gestoßen, die doch auch weder mhd. noch nhd. sind. Beim 'Weinschwelg' hat es Schröder schließlich ebenso gehalten.

> âne stôzen gên dem kopfe
> und roufen hâr ûz dem schopfe:
> der zühte ist âne mâzen vil;
> dâvon ich iu niht sprechen wil.

Die hsl. reime in v. 279 f. sind *krophe* : *kopfe.* Da *kopf* auch v. 317. 691 und 727 in der bedeutung '*houbet*' steht und an letzter stelle sogar unser reimpaar wiederkehrt, gilt also für unser gedicht die übergangsbedeutung 'schädel' nicht mehr.[1]) Es ist auch unerfindlich, warum der schreiber geändert hätte. 'Soll der mann', gibt Schröder zu bedenken, 'seinen eigenen hals als kropf bezeichnen? Sind stöße gegen den hals überhaupt etwas so gewöhnliches, wie es hier hingestellt wird?' Der erste einwand erledigt sich durch *giel* 479, *bürel* 375, *schinken* 732, alles kraftwörter wie *kopf* und *kropf*; der zweite durch den ironischen sinn der stelle, die neben den fünfundvierzig wunden das puffen und haarraufen noch als *zuht,* als artigkeit bezeichnet. Zugleich aber mag in dem worte der sinn stecken, den Schröder sucht, wenn er für *zühte* zweifelnd *zucke* erwägt. Es wird hier das gleiche wortspiel vorliegen wie Nib. 497 *zuht des jungen heldes diu tet Albrîche wê* (ein doppelsinn, den Bartsch mißversteht).

> 323 sî nam ze mîner gesihte
> in die hant daz vorhîn schît
> und sluoc mir eine wunden wît
> mît dem dehsîsen.

Die hs. bietet *das vorig schît.* Nicht nur Haupts conjectur *reige,* sondern auch die Schröders (*vorhîn*) geht fehl. Aus weichem föhrenholz läßt sich kein dechsscheit herstellen und hier wird uns obendrein gesagt, daß es hanebüchen war: *lanc breit ist ir swinge* (= *dehsschît* 'flachsschwinge') *und ist hagebuochîn* (300 f.). Von diesem gerät aber ist an unserer stelle nur noch das eisen vorhanden; das holz daran hat die frau über den kopf des mannes in splitter geschlagen (*ze zwein hundert drumen* 316). Nun schwingt sie als waffe das, was vorher ein dechsscheit war: *daz voric schît.*

[1]) Daß auf bair.-österr. sprachboden dieser bedeutungswandel sich rascher vollzogen habe als anderwärts (vgl. Helmbr. 34), läßt der ersatz des ursprünglichen *enköpfen* durch *enthaubten* in einer mittelrhein. hs. Konrads von Megenberg vermuten (Socin s. 121).

403 dô was ouch ir diu krucke enzwei:
sî nam daz lenger drumzei
und vahten eine schanze.

Haupt deutete die crux *drumb zay* als mundartliche variante von *drunzel* (dim. von *trunzûn*). Die verkleinerungssilbe *-ei* (richtiger *-aj*) steht am ende einer längeren entwicklungsreihe. Aus der diminutivsilbe *-el* (z. b. *rössel*) mußte sich erst nach analogie der stämme auf *-er* (*wazzer* : *wezzerl*) die verkleinerungssilbe *-erl* entwickeln (*rösserl*), eh diese zu *-al* (*rössal*) vocalisiert werden und schließlich zu *-aj* (*rössaj*) erweicht werden konnte. Belegen läßt sich diese entwicklungsreihe nur für die ersten stufen. Die verkleinerungswörter auf *-el* erfreuen sich im 13. jh. von Neidhart (*liedel, wîbel, hendel, röckel*) bis zu Heinrich von Freiberg wachsender beliebtheit. Für die analogieformen wie *rösserl* aber bietet nur Seifried Helbling einen beleg: *beischerl* (: *verl* < *verhel*) 1, 1014. Die form *-al* wird m. w. zuerst in den Österr. volksliedern von Tschischka und Schottky (1818, 2. aufl. 1843) gebucht: 'Die verkleinerung der hauptwörter wird in der mundart durch hinzufügung der endsilbe *erl, al* oder *'l* gebildet' (Volksmund 1, 144). '*Erl,* welches für das hochd. *chen* und *lein* steht, behält in und um Wien das *er* unverändert: *vēgerl*; sonst aber lautet diese silbe, besonders im gebirge, wie *-al*: *biabal, madal*' (s. 140). Die form *-aj* (*-əj, -ịj*) verzeichnet Schmeller (Die mundarten Baierns s. 108) für gegenden an Inn, Isar und Unterdonau. In Österreich begegnet sie oft, aber kaum irgendwo vorherrschend oder gar alleinstehend. Meist gehen in ein und derselben ortsmundart alle vier verkleinerungsweisen nebeneinander her: *rēsḷ, rēsəl, rēsal, rēsaj*; dann gehört die letzte form der gemütlichsten oder zärtlichsten redeweise an, vor allem der kindersprache, und ist nur bei alltagswörtern möglich. Sie mag schon jahrhunderte alt sein, aber je weiter wir zurückgehen, desto mehr müssen wir ihren gebrauch einschränken und für das 13. jh., wo ihre vorstufe *-al* noch nicht bezeugt ist und deren vorstufe *-erl* erst für einen vulgären ausdruck wie *beuschel*, ist sie recht unwahrscheinlich. Auf keinen fall aber können wir sie bei einem höfischen fremdwort wie *trunzûn* erwarten. Muß also die sprachgeschichtliche möglichkeit der wortform bestritten werden, so erregt sie als

reimwort ebenso starke bedenken. Ein reim *enzwei* : *drunzaj* war in der österreichischen aussprache des 13. jh.'s ja annähernd rein; da aber der dichter nie *î* : *ei* bindet, also die höfische aussprache anerkennt und beherrscht, hätte er das angebliche dialektwort hier zu *drunzeï* entstellen müssen. Und alles das, um eine koseform — noch dazu im widerspruch mit ihrem beiwort — in dem denkbar unpassendsten zusammenhange unterzubringen: 'sie nahm das längere — trümmelchen!'

Ich kann daher dies *drumb zay* oder besser: dies rätselhafte *zay* nicht ernster nehmen als andere unwörter des Bozener zollschreibers (*wachts* 312, *not mort* 312, *dúrfchs* 460, *lugke* 748) und vermag darin nur einen sinnlosen ersatz für ein unleserliches wort oder eine lücke der vorlage zu sehen. Man lese etwa:

> dô was ouch ir diu krucke enzwei;
> sî nam daz lenger drum[1]) und schrei:
> 'nu vehten eine schanze!'

Es liegt dann eine parallele zu 616 (und 369) vor:

> (sî) sluoc mir eine rippe
> mitten ûf der brust enzwei:
> 'lâzâ hin niht', sî dô schrei:
> 'ez ist ein anegenge noch.'

Irr' ich nicht, so brachte die änderung in v. 405 (*und râhten eine schanze*), zu der den schreiber der ausfall des inquit verleiten mußte, auch eine unebenheit in den zusammenhang zwischen 405 und 406 ff., die nun ausgeglichen ist.

426 *sî hiez mich dicke zochen, kroten. Zochen* verstehe ich nicht. Es wird wohl nur éin scheltwort vorliegen, sei dies nun *zohenkroten* (*krott* bair. 'knirps') als verstärkung der landläufigen schelte *zohensun*,[2]) oder *zochenkroten* 'pfahlkröte' im hinblick auf tirol. *zoche* 'knüttel', 'ast', das auch in unserm gedicht begegnet (v. 713), und auf den gleichfalls für Tirol bezeugten brauch, die kröten im frauendreißigst zu pfählen und in kirchen zu opfern (Meyer, Germ. myth. § 73).

464 *sî sprach* (hs. *sprang*) *vil übellîch hindersich.* 'Boshaft springen' wäre ja ein sonderbarer ausdruck, aber *übellîche*

[1]) Vgl. auch v. 316.
[2]) Vgl. auch Roethe (s. 284) zu Reinmar von Zweter 113, 9.

kann auch 'heftig' heißen, was den anstoß ebnet. Und *spranc* ist hier durchaus nicht zu entbehren. Die frau sitzt und spinnt (446), als der mann nach hause kommt, und läuft ihm entgegen (449) zu zärtlicher begrüßung. Als sie erfährt, er komme mit leeren händen, springt sie ergrimmend zurück, ergreift den rocken (472), wirft und trifft den mann, *swie verre er sæze von ir dort* (478).

497 ich kom aber eines tages:
des wart ich herre maneges slages,
leider guotes lære.

Die verse 497/99 *ich kom aber eines tages leider guotes lære* blicken zurück auf die ähnliche heimkehr 446 ff.; v. 498 ist zwischensatz und gehört in klammer. Daß die wendung *herre maneges slages* dem herausgeber unbehaglich ist, läßt sich leicht nachfühlen; vielleicht hat sie Hans Ried auf dem schreibergewissen, der ein *fêre* in diesem zusammenhange kaum noch verstanden hat.

535 mit slegen tet sî mir vil wê,
noch drîstunt dicker dann der snê
ûz den lüften rêret sich.
mit dem schîte sluoc sî mich ...

Für Schröders *rêret* würde ich lieber *drêbet* (nebenform von *dræjet*) wagen, dem das überlieferte *erhebet* graphisch näher stünde. Jedesfalls aber ist in v. 537 das kolon zu tilgen, wie auch die wiederholung unserer stelle in v. 621 ff. zeigt.

546 ez geschuof nie kein bischof
sündæren sô gedîhte
mit besmen an der bîhte ...

sündæren] hs. *den sundern.* Schröders übersetzung 'kein bischof verordnete je in der beichte sündern so viele rutenhiebe' deckt sich mit dem wortlaut nicht, der mir unverständlich ist: 'nie verordnete ein bischof so oft den sündern in der beichte mit ruten'? Man wird lieber mit Haupt lesen: *ez gesluoc nie kein bischof den sünder sô gedîhte,* zumal ja *geschuof* ein sehr durchsichtiger fehler ist: der schreiber dachte, als er *gesluoc* niederschreiben wollte, schon an *bischof.* Die sachliche schwierigkeit der stelle wird durch Helms hinweis (Beitr. 34, 300) auf die geißelung Kaiser Ottos IV. durch den bischof von Hildesheim u. ä. fälle glatt behoben.

550 sî sluoc daz ie der slac getruoc
'slahâ, slach!' über rucke.

Was in der hs. steht (*fchlach fchlage*) bedarf keiner änderung, wenn es auch Hans Ried nicht verstanden haben mag: *ie der slac getruoc slac slage über rucke* 'immer trug ein schlag den andern auf dem rücken des dritten', d. h. der erste schlag trug den zweiten *über rucke* und dieser den dritten. Der grotesken — Wolframischen — bildlichkeit entkleidet, besagt also die stelle, daß jeder körperteil dreifach getroffen wurde.

552 ich het dâ ze Insbrucke
vil guoten Bôzenære[1])
getrunken für die swære ...

Der sinn ist hier wie in der parallele 406 ff.: 'ich hätte lieber ...' Es ist also zu lesen: *ich het ê dâ z' Insbrucke,* wodurch auch der hiat getilgt wird (vgl. 735 *z'unheile*). Die erwähnung Innsbrucks würde in der heimatfrage des gedichtes schwerer wiegen, wenn sie nicht — wie in v. 520 die erwähnung Sachsens — der reim herbeizöge.

654 der wellegen arweize
geschach nie sô wê im kezzel.

Der vergleich ist wohl angeregt durch ein volkstümliches rätsel; vgl. Salomon und Markolf 655

Der konig fragt: nu was sint die,
die auf steigen vnd nider fallen?
Die arbeis die im hafen wallen,
Sprach Markolfus, die sind das.

726 mit einem übersticke
traf ich sî vor an den kopf.
sî sprach 'verdeust du disen kropf ...'

Der zusammenhang erfordert: *ich sprach.* Auch hat die metapher nur sinn als begleitwort seines hiebes gegen ihr gesicht, nicht aber, auf ihren schlag gegen sein knie bezogen.

729 du maht ezzen ungesoten
nâtern, egel unde kroten
und alliu eiter trinken.

egel] hs. *zagel.* 'Natternschwänze sind doch wahrlich nicht gerade das giftige an dem reptil', wendet Schröder ein. Aber

[1]) Haupt schreibt, wie die meisten Willehalmhss. (136, 7), *Bôtzenære*; diese — hsl.? — variante fehlt im apparat.

sie galten dafür[1]): *als einer slangen zagel, der bitters eiters ist sô vol, dâ mite si hecket swen si wil ersterben* (Dietmar der sezzer, Pfaff 1032, 26); *atzunge ist hêrren habe mê vergift dan nâtern zagel* (Reinmar v. Zweter 184, 2); *ein gift und ein eiter ... ein scorpenangel, ein slangenzagel* (Krone 1731; vgl. auch 81). Dieselbe vorstellung liegt zugrunde Trist. 15097, Wild. Alexander MSH II 366b; Teichner Ls. III 383; und nur aus ihr erklären sich die scheltnamen *Nâternswanz* (hs. *notern sweiz*) Seifr. Helbl. II 1382 und *Slangenzagel* Renner 14126.

760 und wilt du mir niht dienen
als einer frouwen tuot ir kneht ...

Hs. *thůt jr aigen k.* Es ist mit Haupt zu lesen: *als einer frouwen ir eigen kneht,* denn *eigen* konnte der späte schreiber nicht erfinden, *tuot* aber gehört in die reihe jener einschaltungen, mit denen er sein bedürfnis nach platter deutlichkeit befriedigt; vgl. 193. 454. 676. 696. 710. 729. 782. 785.

801 Dô wir alsô gerihten
und daz sî geslihten ...

Von den reimwörtern, die Schröder für die überlieferte folge *gefniten : geftriten* einsetzt, befriedigt das erste ihn selbst nicht. Die verderbnis ist geheilt, sobald man annimmt, Hans der zoller habe (mit partieller verschreibung des ersten) die beiden reimwörter verwechselt:

Dô wir alsô gestriten
und daz sî versniten
den strît zwischen uns beiden,
dô wurden wir gescheiden.

816 dô sweic ich alsam ein mûs ...

Dem gedichte fehlt der schluß, eine tatsache, über die weder Haupt noch Schröder sich äußern. Die lücke fällt freilich nicht der Ambraser hs. zur last, da hier der schwank mitten in der zweiten spalte der dreispaltig geschriebenen,

[1]) Die meinung, für die Konrad von Megenberg (s. 260) sich auf Plinius beruft, teilt noch Gesner (p. II): 'Neapolitanus bezeugt, daß sie zunechst bey dem schwantz jr gifft sammlen, welches von dannen in das maul in ein zarte dünne blatter geleitet und auffbehalten werde: welche blatter, sobald sie beiße, zerspringe ... Jedoch zeiget er darneben an, das in 24 stunden sich ander gifft vom schwantz widerumb dahin versammle.' Die ansicht entsprang wohl der beobachtung, daß sich die giftdrüse zuweilen bis in die bauchhöhle erstrecke.

sonst leer gelassenen seite abbricht (s. Schröders einl. s. 6). Wer diese lücke nicht zugeben wollte, der müßte mindestens den schlußsatz ins praesens umsetzen:

> dô sweic ich alsam ein mûs —
> und rede iezuo niemêre,
> wan ich vürhte sêre,
> ob ich ein wortel spreche,
> daz sî den fride breche.

Dem schwank von der bösen frau hat Ludw. Bock sein plätzchen in der literaturgeschichte angewiesen, der (Quell. u. forsch. 33, 56 ff.) überzeugend nachwies, daß hier Wolfram pate gestanden sei. Dem dichter des Parzival und des Willehalm ist diese gelungene literarische satire — eine sociale ist sie wohl nicht — verpflichtet für einzelheiten im ausdruck wie für die stilmittel und die ironische erfindung überhaupt. Nicht so klar wie der literarische ursprung des büchelchens sind uns seine schicksale. Über die anregungen, die es selber gab (vgl. die berührungen mit dem Weinschwelg, die Schröder GGN. beleuchtet), über umfang und dauer seiner kenntnis bei zeitgenossen und nachfahren[1]) wissen wir wenig. Nur noch éin gedicht scheint mir die kenntnis des schwanks vorauszusetzen, nämlich die Warnung. Die ehepredigt v. 1043—1244 wiederholt nicht nur, bekräftigend, das sprüchlein vom *clôsenære* (Bfr. 230 : W. 1177) und die marternliste (Bfr. 173 ff. : W. 1226 ff.), ihre ausführungen werden überhaupt erst verständlich, wenn man sie als polemik gegen den eheschwank auffaßt. Sie drehen sich nämlich mit einer sonst unbegreiflichen einseitigkeit nur um das zusammenleben mit einem weiblichen unhold, wie ihn der schwank zeichnet. Der prediger wird nicht müde, den mann zur sanftmut und geduld zu mahnen, damit der hausdrache *niht enwüete ûf dehein ungüete* (1145). Kann aber das alles nicht verhindern, *daz si der tiuvel überkumt* (1148), so muß er eben als christ sein marterkreuz und *der ê joch und ir getwanc* (1099) tragen: *swer hât ein übel wîp, dem ist gekestiget der lîp* (1153) … *Ez dunket mich niht mannes muot, ob ir niht duldet swaz si iu tuot, noch küener ist der vertreit*

[1]) Ein Teichnercitat bei Lexer (II 1025): *ez ist ob aller nôt ein snarz: spricht er weiz, sô spricht si swarz* (vgl. Bfr. 50 ff.) mag formelgut enthalten, da auch in Sibots Frauenzucht (v. 13 f.) die wendung ähnlich wiederkehrt.

... *der vihtet als ein helt sol* (1115); *sô ir den vrömden müezt vertragen, waz welt ir von iwer konen klagen?* (1085). Kurz, es hat den anschein, als ob der wohlmeinende warner, der ja auch gegen den minnesang eifert (2019. 2043. 2075. 2229. 2243), hier in seiner einfalt einen windmühlenkampf gegen die groteske erfindung des ehefeindlichen schwankes führe. Liegt die angenommene beziehung wirklich vor, so verrät sie, daß *daz buoch von dem übelen wîbe* sich um die mitte des 13. jh.'s in Österreich einer gewissen berühmtheit erfreute.

GRAZ, weihnachten 1913. ANTON WALLNER.

THOMAS VON BRITANNIEN.

Der biograph Wilwolts von Schaumburg (Stuttg. lit. ver., bd. 50) erzählt gelegentlich (s. 98) von *sant Thomas von Candlwerg* ein albernes predigtmärlein: *Nit unbillich wirt der selbig lib heilig wert gehalten, zu dem das man in seiner heiligen legend, lumpartica historia,* [ergänze: *list*], *wie eins reines säligen lebens er gewesen, hat er auch ein merklich zaichen, das villeücht bis an den jüngsten tag wert, hinter im verlaßen; den in seinem leben reit er auf ein zeit als ein gerechter frommer man auf seinem eslein auf ein dorf zu eßen. In dem spotteten die baurn seiner reuterei und schnitten seinem esl den schwanz ab. Darumb beklagt sich der lib heilig, das noch auf den heutigen tag alle die knaben, die in dem dorf geboren werden, schwenzlin, das sie zegelin nennen, ob dem hindern an der wurzln an die welt bringen. Daraus ist das sprichwort entsprungen, des die Englosen hoch vertreust: Engelman, den sterz her!*

Dies ätiologische legendchen wird hier nur angeführt, weil es das schmähwort erklärt, das im j. 1443 in der Baye einen schifferaufruhr erregte (vgl. Freytags bilder aus der deutschen vergangenheit II 1, 261). Sonst geht uns nur seine einleitung an mit dem hinweis auf das Thomasleben in der

lumpartica historia. Gemeint ist die *Legenda aurea* des Jacobus de Voragine (1230—1298), *'vulgo Historia Lombardica dicta'.*[1])

Ein ähnliches citat mag nämlich der befremdlichen quellenangabe im Tristan Heinrichs von Freiberg zugrunde liegen. Wie bekannt, geht Heinrichs angabe auf Gottfried zurück, der seinen quellenhinweis wieder dem Thomas nachschreibt. Dessen gewährsmann Breri (nach G. Paris der kymrische fabulator Bledhericus) mag sich für seine contes auf heimische chroniken berufen haben und Thomas macht aus ihm einen geschichtskenner,

ky solt les gestes e les cuntes
de tuz les reis, de tuz les cuntes
ki orent esté en Bretaingne (2121 ff.).

Bei Gottfried rückt dies mißverständnis um eine stufe weiter, wenn er *Thômas von Britanje* zum geschichtschreiber stempelt,

der âventiure meister was
und an britûnschen buochen las
aller der lanthêrren leben
und ez uns ze künde hât gegeben (Tr. 149 ff.).

Für Heinrich von Freiberg, der nur aus dieser quelle schöpft, ist also Thomas der verfasser einer historia und er glaubt auch zu wissen, welcher:

als Thômas von Britanje sprach
von den zwein süezen jungen
in lampartischer zungen,
alsô hân ich die wârheit
in diutsche von in zwein geseit (6842 ff.).

Er hat irgendwo — vielleicht in der predigt — den 'Thomas von Britanje' im zusammenhang mit der Historia lombardica nennen hören, die eben ihren siegeszug durch die christenheit antrat, und vermengt nun den heiligen mit dem Tristandichter.

Hier aber stößt die vermutung, die bisher offenen weg hatte, an einen schlagbaum. Heinrich von Freiberg ist doch auch verfasser einer legende vom hl. kreuz, die er aus dem

[1]) Das schmückende beiwort verdankt dies legendenwerk der bewunderung der nachwelt; sein ursprünglicher titel erklärt sich aus der lombardischen chronik, die dem leben des papstes Pelagius angehängt ist. Cap. XI erzählt *De sancto Thoma cantuariensi.*

latein übertrug, hat also gelehrte bildung, die ein so lustiges mißverständnis ausschließt, und obendrein geht seine vorlage auf die Historia lombardica zurück. So triftig dieser einwand scheint, so leicht ist er aus dem wege zu räumen. Heinrichs vorlage ist nicht die Legenda aurea selbst, sondern eine weitverbreitete selbständige fassung der sage, die den Jacobus de Voragine nur für einzelne züge benutzt hat. Der übersetzer brauchte also von der Historia lombardica nichts zu wissen. Es ist auch nicht sicher, daß er unmittelbar aus dem lateinischen übersetzte, denn seine angabe (v. 72 ff.), er bringe die legende *ûz latîn* in deutsche reime (*in diutsche wort sô süeze*), mag das zwischenglied einer deutschen prosa übergehen. Jedesfalls vertragen sich mit geistlicher bildung schlecht die versehen, die ihm unterlaufen: er hält Salomo für Davids bruder (v. 666) und entstellt den namen der ersten blutzeugin Maximilla in *Maxilla* (747), für einen lateinkundigen — *maxilla* heißt doch 'kinnbacken' — ein merkwürdiger frauenname.

Auch der Tristandichter verrät nirgends lateinkenntnisse, und das wäre wenigstens e i n zug, der ihn mit dem legendisten verbände; denn sonst stehen die beiden weit ab voneinander. Welche kluft tut sich auf, wenn man aus der geschmeidigen erzählung des Gottfriedjüngers in das hilflose gestammel der legende gerät:

Daz dritte teil hiwens abe
des heiligen boumes, als ich habe
ez wol geschriben vunden,
und machten an den stunden
dar ûz ein hêrlîch criuze gar;
daz het, als ich ez vür wâr
vunden hân dâ von geschriben,
nâch der lenge ellen siben
und nâch der twerhe drî,
die wâre schrift uns dâ bî
ouch alsô gesaget hât:
zu Kalvarîe an die stat etc. (857 ff.).

Wie man sieht, nichts als füllsel; der poet bringt es in seinen 882 versen auf 36 quellenberufungen. Man muß mit Bernt (in seiner verdienstlichen Freibergausgabe) diese stümperei als blutige anfängerarbeit erklären und jahrzehnte zwischen sie und den Tristan legen, wenn man an den gleichen verfasser glauben will. Bernt verzeichnet erhebliche verstech-

nische unterschiede: den 12 proc. klingender reime in der Leg. stehen im Trist. 22,5 proc. gegenüber; die beschwerte hebung 'nach freiem gebrauche des dichters' ist in der Leg. mit 5,6 proc., im Trist. mit 1,8 proc. vertreten; die nachstellung des possess. pron. erscheint in der Leg. 30 mal, im Trist. 14 mal für 1000 verse; dreihebig stumpfe verse, von denen die Leg. nicht frei ist, kennt der Trist. ebensowenig wie die reime *sêr* : *hër*; *trâm* : *nam, quam*; *daz* : *wâz*; *darzuo* : *dô* und die bindungen *m* : *n*. Es ist unmöglich, das gedicht nach dem Tristan, etwa als alterswerk Heinrichs, anzusetzen, wie der fromme stoff nahe legte. Man muß es als erstlingsleistung unterbringen und dabei die unwahrscheinlichkeit in den kauf nehmen, daß ein jüngling aus freien stücken an ein derartiges thema herangehe (denn die arbeit wird nicht im auftrage eines gönners angegriffen, sondern aus eigener bußfertigkeit des *sündehaften Heinrich*. Aber wir kommen auch mit diesem notbehelf nicht weit. Bernt hat als datum für den Tristan die jahre 1285—1290 festgelegt. Heinrichs auftraggeber Reimund von Lichtenburg ist um 1255 geboren und Heinrich erklärt: *sîn edele jugent ez mir gebôt und mich sîn bat.* Bernts ansatz erlaubt also wohl ein vorschieben der oberen grenze auf das jahr 1280, aber keine verrückung der untern. Ist Heinrich als reifer, vielleicht als bejahrter mann an sein werk gegangen (vgl. Bernt s. 203), so kann die Legende als sein erstling schwerlich nach 1265 fallen, leicht früher. Aber selbst wenn wir als terminus post quem non das jahr 1275 ansetzen, bringt uns die chronologie ins gedränge.

Die Historia lombardica ist nach allgemeiner ansicht zwischen 1270 und 1275 erschienen (Schönbach, Anz. fda. 7, 166). Heinrichs vorlage — W. Meyer[1]) verzeichnet sie als die sechste entwicklungsstufe der sage vom kreuzesholz — benutzt neben der Vita Adae et Euae und Gottfried von Viterbo auch den Jacobus de Voragine. 'Diese form der sage muß vor dem ende des 13. jh.'s entstanden sein; denn es gibt bearbeitungen derselben aus dem ende des 13. oder anfang des 14. jh.'s. In dieser form ist die legende zuerst eine selbständige schrift

[1]) Die geschichte des kreuzesholzes vor Christus (Abhandl. der k. bayr. acad., philos.-philol. classe, 16 II, 103—166).

geworden, und da sie den anschauungen der zeit entsprach, so fand sie außerordentlichen beifall und verbreitete sich durch ganz Europa: von Island und Schweden bis Spanien, von Cornwallis bis Griechenland' (s. 130). Der text, den W. Meyer aus zwei Münchener und einer Wiener hs. herstellt, ist aber noch nicht Heinrichs unmittelbare vorlage, denn das gedicht stimmt in manchen lesarten mit englischen hss. überein, so daß seine quelle eine mittelstellung zwischen Meyers fassung und der englischen überlieferung einnehmen mußte (Meyer s. 166; Bernt s. 165 f.). Ist bei dieser filiation Heinrichs Legende noch im 13. jh. unterzubringen?[1] Eine folgerung scheint mir auf jeden fall gesichert: als erzeugnis des Tristandichters hat die Legende vor seinem hauptwerk keinen platz und muß ihm daher überhaupt abgesprochen werden.

Wir hätten es somit glücklich zu drei Heinrichen von Freiberg gebracht, denn der wappenherold, der 1297 die ritterfahrt des Michelspergers pries, kann mit keinem der beiden anderen identisch sein (vgl. Zs. fdög. 1907, s. 519). Dazu kommt noch ein Johann von Freiberg, der verfasser des Rädleins. Dem namen Freiberg kommt ja eine gewisse ausnahmestellung zu. Er tritt uns nicht nur in mitteldeutschen und böhmischen urkunden recht oft entgegen (vgl. Bech, Germ. 19, 420; Bernt s. 178 ff.), wir müssen auch aus wirtschaftsgeschichtlichen erwägungen auf sein gehäuftes vorkommen in jener zeit schließen; denn der damals aufblühende silberbergbau, besonders in Böhmen, zog viele söhne Freibergs in die fremde, wo sie denn nach ihrer vaterstadt benannt wurden. Aber es ist noch eine möglichkeit zu erwägen. Ritterfahrt und Legende sind uns nur in je einer handschrift überliefert, was für die echtheit der namen geringe gewähr leistet. War doch das 14. jahrhundert groß in literarischen fälschungen dieser art. Wie man heutzutage betrügerische copien von bildwerken anfertigt oder in neue und alte bilder die signaturen berühmter meister hinein-

---

[1]) Die ersten poetischen bearbeitungen, die wir datieren können, sind in England entstanden und finden sich als einschaltungen im Cursor mundi (um 1320) und im Canticum de creatione (1375). Unter die deutschen gedichte, die Meyer aus dem 14. und 15. jh. aufzählt, gehört noch Michael Beheims gesang in der zugweis 'Von dem heiligen creücz' (Ph. Wackernagel, Kirchenlied 2, 671 ff.).

fälscht, so wurde damals unfug mit berühmten dichtungen und dichternamen getrieben. Nach handschriften des 14. jh.'s hätte Heinrich von Ofterdingen den Laurin gedichtet, Wolfram von Eschenbach einen Trojanerkrieg und einen Wolfdietrich, Konrad von Würzburg eine ganze reihe schaler oder unsauberer reimereien (vgl. Wackernagel, LG. § 44, a. 16). Und wie es scheint, fallen die fälschungen weit öfter den gewerbsmäßigen schreibern und handschriftenhändlern zur last als den verfassern selbst. Man denke an das fremdgut, das sich in den liederhandschriften um klangvolle namen häuft, an die gefälschten gedichtschlüsse (vgl. Wackernagel § 44, a. 7), an Gottfrieds Lobgesang in der hs. C, an Konrads Herzemære in der Straßburger hs., die es in überschrift und text dem meister Gottfried zuschreibt, an das Puoch des von Wirtemberg, das eine der drei hss. Wolfram unterschiebt. Derlei tatsachen mahnen zur vorsicht. Wenn sich als verfasser der Ritterfahrt in der Heidelberger sammelhandschrift ein Heinrich von Vrîberc nennt, so hieß er vielleicht wirklich so; vielleicht aber verdankt er den taufnamen Heinrich erst einem findigen schreiber. Bei der Legende wieder mag der taufname stimmen, aber der zuname conjectur sein. Die handschrift (geschrieben 1393 *in Insprukka per manus Johannis Götschl*) bietet nämlich *Fridewerch*, 'aber die buchstaben *de* sind verwischt, jedenfalls vom schreiber selbst, der den irrtum bemerkte und tilgen wollte' (Lambel, Germ. 11, 497). Daß der schreiber ein *Friwerch* der vorlage zu *Fridewerch* verlesen oder verschrieben hätte, ist gewiß weniger wahrscheinlich, als daß er oder ein anderer nachträglich — bona aut mala fide — den bekannteren dichternamen Heinrich von Freiberg hineincorrigierte.

Sei dem wie immer — mit dem anmutigen erzähler, der seinem vorbilde Gottfried wohl an empfindungstiefe und gelehrter bildung, nicht aber in der spielenden beherrschung seiner kunst nachsteht, haben diese dürftigen reimereien nichts zu schaffen. Sie sind daher auch belanglos für die glaubwürdigkeit des einfalls über Thomas von Britannien, der dieser erörterung den zufälligen anstoß gab.

GRAZ, den 18. jänner 1914. ANTON WALLNER.

MISCELLEN ZUR WORTKUNDE.

1. Flöten gehen.

Stoett, Nederlandsche Spreekwoorden[2] s. 169 findet sich eine erklärung der vielumstrittenen redensart *flöten gehn,* die deshalb große wahrscheinlichkeit einer richtigen deutung aufweist, weil sie gestattet, unsere verbindung in einen größeren zusammenhang einzureihen. *Men zal moeten denken aan weggaan om te fluiten (d. i. urineeren, reeds in de 17 de eeuw); daarna zich verwijderen in het allgemeen.* So erklärt Stoett a. a. o. das holländische *fluiten gaan.* Als parallelen führt er an: *met iets gaan pissen* er mede heengaan. *ga wat pissen* pak u weg; *eene pisser maken* stilletjes wegloopen Onze Volkstaal 2, 225. Frz. *envoyer pisser* (chier) qqn. 'jemand wegjagen'; *pisser à l'anglaise* 'leise fortgehen, ohne adieu zu sagen'. *Hä pösst säck weg* heißt es Wander 3, 1352 von einem, der sich unter dem vorwande eines natürlichen bedürfnisses davonschleicht. Daß unser 'flöten gehn' durch vermittlung des holländischen zu uns gekommen ist, darüber ist man sich längst allgemein einig, nur suchte man bisher in ihm einen zusammenhang mit hebr. *pleitā, fleita.* Ich stehe nicht an, *flöten gehn* mit dem besprochenen *fluiten gaan* zu identificieren. Wir hätten es also mit einer germanischen grundform **flautjan*[1]) zu tun, die eine causativform zu **fleutān* : aisl. *fljóta,* aengl. *fléotan,* alts. *fliotan,* ahd. *fliozan* darstellt. *fluiten, flöten* bedeutet demnach 'etwas fließen machen, lassen', in unserem zusammenhang 'das wasser lassen'. In gleicher bedeutung belegt Kluge in seinem Wb. der gaunersprache 1, 338 ein schwäbisches *flössl*^{n}. S. Schwäb. wb. 2, 1586. Die aus aus dem holländ. und nd. entlehnte form *flöten* liegt schwäb. in der obd. verschobenen,

---

[1]) Das gleichlautende got. *flautjan πεπερεύεσθαι* 'prahlen', wohl abgeleitet von *flauts κενοδόξος* gehört nicht in diesen zusammenhang, sondern mit ahd. *flaozlîhho* elate, *flôzzan, fluozzan* superbire Graff 3, 753 zu lat. *plaudo* Feist, Got. et. wb.[2] 1, 83 oder zu **plōdo* Thurneysen, KZ. 28, 157.

um das intensitätssuffix *-ilôn* erweiterten form vor: *flössle*ⁿ = **flautilôn*.

Zu derselben sippe gehört *flöten* = *flössen* 1. 'machen daß etwas fließt', 2. 'fließen machen, zu wasser wegbringen'. In Statuten *floten* und *varen* zusammengestellt und von fahrender habe gebraucht: Ord. 51 *Hefft ein Borger Pande an sinen Weren, de men vloten unde voren mach, vor sinen Weddeschatt,* 3. 'die sahne von der milch abnehmen' [1]), engl. *fleet the milk,* ndd. *afflöten* 'abfließen lassen, die sahne von der milch abschöpfen': *melk affloten* Brem. wb. 1, 416.

Den gleichen ausdruck kennt das mnd. — *flöte dat vett aff in einen andern pott* heißt es in einem alten Hamburger kochbuch, Schiller-Lübben, Mnd. wb. 5, 283 — und das pommersche *flöten* Pomm. wb. s. 124/25. Die 'sahne' heißt altn. *flautir,* f. pl., ags. *fliete,* dän. *fløde,* älter dän. *fløḍ,* schwed. dial. *flöter* f. pl., nnorw. *fløyte* m. Falk-Torp, Etym. ordb. 1, 245. Dazu gehört ahd. *phliad* bdellium, gummi, resina, syn. von *harz* Graff 3, 360. Im ablaut dazu steht mnd. nnd. *flŏt, vlŏt* = **fluta-* Schiller-Lübben 5, 283, Doornkaat-Koolmann 1, 520; *flott* Woeste s. 304, Danneil s. 54, Schambach s. 273. Diese nd. form scheint auch ins schweizerische eingedrungen zu sein, denn dort kennt man *flott* 'rahm, sahne, das lautgesetzlich in diesem dialekt **Flŏſs* oder **Flŏs* lauten müßte. Das abrahmen geschieht mit einem breiten löffel, der sogenannten *flôte, flöate* f. Schambach s. 273, *vlote* Schiller-Lübben 5, 283. — Die milch befindet sich in dem großen milchnapf zum absetzen des rahms, der *Flôte* oder *Flôt* Frischbier 1, 200. — Die milch, die noch rahm hat oder die, von der er abgeschöpft ist, heißt mnd. *vlot(e)melk, flotemelk* Schiller-Lübben 5, 286. *Flottmelk* Berghaus, Sprachschatz der Sassen 1, 481, *Flötemelk* ib. 482, *vlotemelk* Molema, Groningensche ma. s. 574, *Flôtmilch* Frischbier 1, 200. — Eine andere deutung von 'flöten gehn' schlagen Falk und Torp, Etym. wb. 1, 246 vor: dän. norw. *fløiten* im ausdruck *gaa fløiten,* entlehnt dem nd. *fleuten gân* (nhd. 'flöten gehn'), eigentlich ein höchst vulgärer ausdruck: *he schürde sin gat* (*anus*) *un gung fleiten* ('er ging seinen weg' eigentlich 'er ging furzend'). Es wird dazu auf

[1]) *De mit dem Mule flötet moot mit dem Eerse bottern* 'wer nicht spart, der hat nichts'.

das s. 245 behandelte *fløite* flatus 'furz' verwiesen. Recht dankenswert erinnern Falk und Torp daran, daß entsprechende ausdrücke für geringschätzung im niederen sprachgebrauch häufig sind: lat. *oppedere alicui : vin tu curtis Judaeis oppedere?* Horatius Sat. I 9, 69/70, griech. *καταπέρδειν*. Euphemistisch wird hierfür nach Falk und Torp *nyse*[1]) gebraucht: altn. *hnjósa við e-n* 'einem was blasen', vgl. 'ich will dir etwas niesen, husten etc.'. Engl. *it is not to be sneezed at* 'es ist nicht zu verachten'.

Daß für unsere redensart 'jemandem etwas blasen' die Falk-Torpsche deutung sehr wahrscheinlich ist, gebe ich gern zu. Es ist möglich, daß bei *fløite* der anklang an *fløite* 'flöte, pfeife' mitgespielt hat, um die bedeutung 'blasen, pfeifen' (vgl. 'ich werd dir was pfeifen') hervorzubringen und die obscönere zu verdrängen. Für die ursprünglichere und sympathischere entstehungsmöglichkeit von *flöten gehn* indes halte ich die von Stoett a. a. o. s. 169 gegebene eingangs angeführte erklärung.

2. Zu *Sieg*.

Sowohl bei Kluge[7] s. 426 als bei Feist, Got. etym. wb.[2] s. 229 vermisse ich das ahd. *ubarsigirot*[2]) triumphat (caritas Christi principes mundi), das nur Murbacher hymnen 22, 6, 4 steht.[3]) Dieses wort ist für das ahd. mit seinem *r* noch eine deutliche fortsetzung des alten *-s*-stammes. N kennt *ubersigenon : ubersigenóta* (persus consules), *socrates ubersigenota ten dôt* (victoriam mortis promeruit) Graff 6, 132.

---

[1]) Ob nicht das *nyse* in anderem sinne gefaßt werden kann, etwa in dem sinne von afrz. *moquier qu. = muccare aliquem* 'jemanden mit nasenschleim bewerfen, berotzen', später *se moquer de,* analog dem sloven. *smrknati* 'berotzen, verspotten'? Über *moquier* und *smrknati* wird von mir an anderer stelle ausführlich gehandelt werden. Das 'geringschätzen, verspotten' wäre dann ein *pismîzan, pismerôn,* s. über diese ausdrücke meine ausführungen Zs. fdwortf. 13, 169 ff. gelegentlich meiner besprechung von *schmutzig, schmierig, dreckig lachen* und Beitr. 38, 334 ff. bei der untersuchung von *beschummeln* und *beschuppen.* — Ob und wie weit die bezeichnung des membrum virile als *flöte,* die uns vulgär in verschiedenen dialekten bezeugt ist, von einfluß auf die redensart *flöten gehn* gewesen ist, lasse ich dahingestellt.

[[2]) Doch vgl. Grimm, Gr. 3, 511. W. B.]

[3]) Auch W. v. Unwerth verzeichnet Beitr. 36, 33 das ahd. nicht belegte simplex *sigirôn*; über solche ungenauigkeit vgl. meine bemerkungen zu 3.

3. Zu *scazfung.*

In Ib steht *scazfungim* · marsuppiis Gl. I 284, 10. In diesem compositum haben wir den einzigen ahd. beleg für das dem got. *puggs* entsprechende **fung,* das selbst im ahd. nicht belegt ist. Bei Feist, Got. etym. wb.[2] s. 209 findet sich ganz ruhig ein ahd. *phunc* 'beutel'. Und warum? Weil bei Graff 3, 341 ein ahd. *phung* = got. *pugg,* ags. nord. *pung* massupium angesetzt ist; ein beleg dafür wird nicht gegeben. Nun könnte es ja vielleicht trotzdem möglich sein, daß Feist in irgend einer versteckten glosse ein *phunc* belegt gefunden hätte, dann bestünde doch aber wohl auch die verpflichtung, wie er es manchmal tut, diese einzige stelle zu citieren. Dieser fall hat an und für sich nicht viel zu sagen, er gewinnt aber principielle bedeutung dadurch, daß in wörterbüchern, besonders in etymologischen sowie in wortgeschichtlichen arbeiten im allgemeinen noch lange nicht mit genügender sorgfalt das benutzte material geprüft und der umfang seiner bezeugung controlliert wird. Dafür will ich im folgenden noch zwei beispiele registrieren.[1])

4. *fona fimfchustim.*

B c. 41 steht *fona fimfchustim* a pentecoste. Kluge[7] s. 347 bemerkt zu pfingsten: ahd. *zi *pfinkustin* 'pfingsten' fehlt zufällig (dafür sagt Notker, gelehrt spielend, in einer volktümlichen halbübersetzung *zi finfchustin*). Graff gibt aber weder 3. 520 noch 543 einen beleg für Notker. Kluge wird wohl die oben citierte stelle der B gemeint haben.[2])

5. Laune.

Zu 'laune' Kluge[7] s. 280 könnte man noch hinzufügen, daß lat. *luna* als lehnwort im ahd. *niuuilune* neomenia (Sb Bib 1) = Gl. I 520,11 und im cap. von 743 *de lunae defectione, quod dicunt vinceluna* (Graff 2, 222) vorkommt.

[1]) Ich gedenke an anderer stelle auf diese frage noch ausführlicher zurückzukommen.

[[2]) Vgl. Beitr. 35, 147. — W. B.]

6. *tapor.*

Im Reallex. der germ. altertumsk. s. 244 wird unter den beleuchtungsgegenständen ein ags. *tapor* genannt, das 'docht' oder 'wachsstock' etc. bedeutet — die belege s. Bosworth-Toller, Anglosax. dict. s. 971/72 — und aus *papyrus* entstanden ist.[1]) — Wir hätten in *tapor* aus *papyrus* einen fall von dissimilation zu sehen, dem analog ist aslav. *topolь* 'pappel' aus *populos.*

7. *pad* · hermafrodita.

Graff 3, 325 wird aus den Salomonisgl. citiert *pad* · hermafrodita und daran alle möglichen vermutungen geknüpft. Das wort ist, scheints, *ἅπαξ λεγόμενον*, und man zerbricht sich den kopf, wohin es gehören mag. Ein blick in Steinmeyers glossenausgabe gibt des rätsels lösung: Gl. IV 70, 29 hermafrodita · *pad* i. k. *zuiter* g. Dazu Steinmeyers anmerk.: in k geht unmittelbar voran *Herma calidas aquas.* Hierauf bezieht sich naturgemäß die glossierung *pad.* Durch den gleichen anlaut der beiden aufeinander folgenden worte bewogen konnte der schreiber leicht zu einem falschen worte geraten. Die richtige glossierung bietet g in *zuiter.*

8. Maulaffen feilhalten.

Schmid, Schwäb. wb. s. 219 bringt unserer redensart parallel: *gähnaffen feil haben* 'mit offenem munde, müßig dastehen'; *gihmaulen,* dass. von *gihnen, gienen* 'gähnen'.

9. Bei jmd. einen stein im brett haben.

Dieser redewendung entsprechend kennt das schwäbische: *ein stühle bei jemand haben* 'in gunst stehen' Schmid s. 517.

10. Vom stengel fallen.

Wenn man jemanden bittet, nicht zu sehr in erstaunen zu geraten, so pflegt man sich volkstümlich der redensart zu bedienen: *fall nur nicht vom stengel. Stengel* = ahd. *stengil, stingil* Graff 6, 693 ist ein deminutivum von *stanga,* das in der

---

[1]) Vgl. Schrader, Reallexikon 501 und Kluge[7] 239.

bedeutung thyrsus mit *stengil* synonym gebraucht wird (Graff a. a. o.). Ein ähnliches bild kennt das mittelniederdeutsche: *et is nich anners, as wenn he drum vam balken fallen will* 'er will nicht gern an die sache heran', oder *idt was as wen he van den balken fallen woll* 'er war vor erstaunen außer sich' Brem. wb. 1, 44; Schiller-Lübben 1, 146. In dieselbe kategorie gehören wohl ausdrücke wie *vom himmel gefallen, aus den wolken gefallen* etc., deren ursprung man im zusammenhang mit den anderen worten und redensarten, die ein erstaunen bezeichnen, wohl am besten beleuchten könnte.

11. Aufhorchen — aufhören.

Geläufig ist uns *aufhorchen* in der bedeutung 'die ohren spitzen, auflauschen, aufmerken, acht geben', nicht aber = 'aufhören' cessare. In Frischbiers preußischem wörterbuche 1, 36 liest man: '*sie haben schon aufgehorcht mit der urbeit, horcht up* = hört auf'. Man hätte hier wohl zu erklären: dem volksbewußtsein war 'hören' und 'horchen' gleichbedeutend und diese gleichheit konnte, auf die composita übertragen, *aufhorchen* = *aufhören* hervorbringen. Man könnte vielleicht jedoch auch mit einem sprachscherz rechnen, wie das niederdeutsche sie besonders liebt, man denke an das berlinische *stich den gas an* und ähnliches.

BERLIN. ERICH GUTMACHER.

ALTSÄCHSISCH *HIR*.

Das wort 'hier' erscheint in der alts. bibeldichtung am häufigsten in einer lautgestalt, die auch seine ahd., ags., nord. und got. formen zeigen. In der gemeinsamen grundlage aller handschriften hat wohl am häufigsten *hier* gestanden, entsprechend der tatsache, daß germ. *ē* (ahd. *ia*) in P, V und C meist als *ie* erscheint und daß auch M durch einzelne formen (*hiet* v. 122. 123. 345, *geriedi* 2022, *riedun* 4138, wohl auch *thie*

2475. 4315) auf eine vorlage weist, für die das gleiche galt. Es ist demnach *hier* in V die einzig vorkommende, in C die bei weitem überwiegende form, und auch in M erscheint es einmal in v. 2439. Andererseits aber scheinen die *e*, die in M als vertreter von *ē* (ahd. *ia*) vorherrschend sind, schon im original vereinzelt vorgekommen zu sein. Denn auch C verwendet sie gelegentlich (Schlüter in Dieters laut- und formenlehre der altgerm. dialekte § 70, anm. 1), V schreibt mit M (*medu*) in v. 1345 gegen C (*miedu*) : *međo*, P in 993 mit M gegen C (*hie*) : *he*, und V kennt die in M überwiegenden pronominalen nominative sing. *he, hue, the* und die relativpartikel *the* (belege in Braunes glossar zu seiner ausgabe, Neue Heidelberger jahrbücher 4). Dementsprechend wird man auch die form *her* für das original als möglich betrachten müssen. Sie begegnet in C v. 1159. 1301. 1307. 1952. 1963. 2062. 2589. In zwei von diesen fällen (1301. 2589) wird sie durch die übereinstimmung von M mit C wohl als alt erwiesen.

Neben diesen formen, die also beide den im hd., ags., nord., got. herrschenden entsprechen, steht dann das abweichende *hir*. Es begegnet besonders häufig in M (1105. 1142. 1159. 1307. 1308. 1311. 1312. 1568. 1617. 1625. 1640. 1642. 1644. 1666. 1668. 1673. 1680. 1690. 1694. 1713. 1724. 1771. 1915. 1922. 1952. 1956. 1963. 1981. 1983. 2062. 2086. 2087. 2130. 2195. 2196. 2326). Aber auch C kennt es in v. 1142. 1311. 1423. 1568. 1680. An vier stellen stimmen also M und C in der schreibung *hir* überein, und man wird sie daher schon einer älteren vorlage zuweisen müssen. Die tatsache, daß innerhalb von M die *i*-formen nur in zwei bestimmten, von einander getrennten partien (1105—1312. 1568—2326) vorkommen, darf man kaum mit Behaghel (Germania 31, 378; vgl. Gallée, Beitr. 13, 378 ff.) auf die tätigkeit verschiedener schreiber zurückführen. Grade die eine stelle, an der C das bei ihm sonst so seltene *hir* über M hinaus bezeugt, liegt außerhalb der *hir*-partien von M.

Nun bietet zwar V in v. 1311 gegen M und C die form *hier*. Aber V schreibt ja auch in 1301 *hier* im gegensatz zu der von M und C gebotenen form *her*, der man nach den vorausgeschickten erörterungen das heimatrecht im original wohl kaum abstreiten kann. V hat wohl, wenigstens in den

erhaltenen partien, die im original häufigste form verallgemeinert, und man braucht nicht um seinetwillen die für M und C gemeinsamen *her* und *hir* als eigentümlichkeiten einer nur den zwei letzteren vorausliegenden vorlage zu betrachten. Für das vorhandensein einer solchen kann zwar v. 1308 sprechen (Braune s. 240 f.); aber nach Wredes ausführungen (Zs. fda. 43, 353) braucht sie nicht mit notwendigkeit angenommen zu werden. Angesichts der belege in M und C darf man also wohl schon für das original eine anzahl von *hir* ansetzen.

Bei dieser auffassung läßt sich *hīr* am einfachsten erklären als eine der auch sonst für das original mehrfach anzunehmenden friesischen formen. Das in den afries. quellen allein belegte *hīr*, das auch der mehrzahl der neufries. formen zugrunde liegt (Siebs, Grundriß der germ. phil. 1², 1218), steht innerhalb des friesischen lautlich nicht isoliert da, weil dort das germ. *ē* (ahd. *ia*) durchweg teils als *ī* teils als *ē* erscheint. Innerhalb des alts. aber fehlt es ihm an parallelen; denn das öfters mit ihm zusammen citierte *tīr* 'ehre' (M C) steht ihm nicht gleich, da es auch im ags. und nord. *ī* zeigt. Vergleichbar wäre ihm höchstens *hi* 'er', bei dem man auch ans friesische erinnern könnte, das aber immerhin nur in M belegt ist.

Von jüngeren alts. denkmälern kennen die Essener evangeliarglossen (Wadstein, Kleinere alts. sprachdenkmäler s. 50, 29) und das Freckenhorster heberegister (ebenda s. 24, 12. 23) die form *hir*, die Werdener Prudentiusglossen (s. 96, 20) bieten *ír*. Angesichts der tatsache, daß auch andere ans anglofries. gemahnende erscheinungen der Heliandsprache in einzelnen der kleineren denkmäler begegnen, darf dies nicht wundernehmen. Vielleicht vermag eine kurze zusammenstellung der besonders von Koegel (IF. 3, 276 ff.) und Braune (a. a. o. s. 212 ff.) herausgehobenen anglofries. elemente die zusammenhänge am besten zu beleuchten. Neben *āthar, fāthi* und *nāthian* stehen mit anglofries. *ō*: *ōthar, fōdi, sōth* (vgl. Schlüter § 163, 1 b und Wadsteins glossar unter *ōthar*); den entsprechenden übergang von westgerm. *ā* vor nasal in *ō* zeigt *rōmon* (ahd. *rāmēn*) 'streben', einiges weitere bei Schlüter § 76; westgerm. *ā* erscheint als *ē*: mehrfach in M, seltener in C, ferner in kleineren denkmälern (Schlüter § 69, 1 anm., § 71, 3); *ē* als *i*-umlaut von germ. *ō*: M 1364, C 2489 (*freknean* C 1230 wird gegenüber dem *fegnien*

von M durch v. 1738 und ags. Genesis v. 443 als unursprünglich erwiesen); germ. *ai* erscheint als *ā* mehrfach in C, je einmal in M und Genesis sowie ferner im Taufgelöbnis (Schlüter § 69, 2a, anm. 1), und man wird auch das eigentümliche *nigiean* von M im hinblick auf das *nian* kleinerer denkmäler hinzuziehen dürfen; germ. *au* erscheint als *ā* mehrfach in M und in kleineren denkmälern (Schlüter § 69, 2b, anm. 1); germ. *eu* als *ia*: häufig in M, mehrfach in der Genesis, einmal in C (v. 4693) und nicht selten in kleineren denkmälern (Schlüter § 72, 2); statt *k* steht vor *e* gelegentlich *ki*, wodurch eine vorstufe der fries. assibilierung gemeint sein kann: M 3582. 3607. 5087, beispiele aus C, wo freilich ags. schreibergewohnheit vorliegen kann, und aus kleineren denkmälern bei Schlüter § 159, III 1 (grade im Freckenhorster heberegister und den Werdener Prudentiusglossen, die ja auch *hīr* kennen, treten solche schreibungen hervor). Zum anglofries. stimmt auch, daß das suffix des dat. sing. masc. neutr. der pronominalen declination in den anfangspartien von M und in P V C auf *-m* (*-n*), nicht auf *-mu*, *-mo* ausgeht. Von einzelnen wortformen sind zu erwähnen: nom. plur. *men* zu *man* (V), *hu* 'wie' (V), *mið* 'mit' (P V).

Nicht nur in der sprache der bibeldichtung, sondern auch anderweitig im alts. finden sich also erscheinungen, die sonst im fries. ihre nächste entsprechung haben (vgl. auch Schröder, Mitt. d. inst. f. östr. gesch. 18, 15; Bremer, Grundr. 3², 861). Und nicht überall wird man wie bei den Merseburger sprachquellen mit einem hinweis auf spätere fries. colonisation auskommen. Vielmehr hat man es wohl zum teil mit resten eines früher weit ausgedehnteren geltungsbereiches 'anglofriesischer' gegenüber 'deutschen' erscheinungen zu tun. Eigentümliche resterscheinungen noch in den heutigen mundarten weisen in dieselbe richtung, und eine nähere untersuchung grade auch des wortes 'hier' nach seinen heutigen formen wird in dieser beziehung lehrreich sein.

MARBURG in Hessen. WOLF VON UNWERTH.

OSTACIA UND KÁRA.

Die soeben erschienene Berliner dissertation von Waldemar Haupt, Zur niederdeutschen Dietrichsage, auf deren vollständiges herauskommen in der Palæstra jeder kenner der einschlägigen probleme mit spannung warten wird, veranlaßt mich, zunächst auf einen kleinen irrtum hinzuweisen, der sich durch neuere arbeiten aus dem gebiete der heldensage hindurchschleppt. K. Helm machte Beitr. 32, 119 die mitteilung, nach der schwedischen fassung der Þiðrekssaga sei könig Hertnit nach dem kampf, den er, von seiner gemahlin Ostacia in drachengestalt unterstützt, gegen die Isungen und Dietleib bestanden hatte, an seinen wunden gestorben. Diese angabe nahm dann H. Schneider (Die gedichte und die sage von Wolfdietrich s. 384) auf, und sie ist nicht ohne bedeutung geblieben für seine auffassung vom verhältnis dieses Hertnit zum Ortnit des mhd. volksepos (vgl. s. 392 f.). Nunmehr entnimmt auch Haupt (s. 67) dieselbe angabe wiederum dem aufsatze Helms, ohne sie allerdings zu weitergehenden schlüssen zu verwerten. Alledem gegenüber ist aber festzustellen, daß der schwedische text, inhaltlich übereinstimmend mit den anderen fassungen der Saga, berichtet: *herdindh konung fik both ok helso aff sin sor ok styrde længe sith rike ther epther.* Damit fällt also alles hin, was von erwägungen an den vermeintlichen tod des königs angeknüpft worden ist.

In die erörterung über den in frage stehenden sagenstoff sei hier gleichzeitig noch eine weitere beobachtung eingeführt, die für die beurteilung von Haupts ergebnissen von einiger bedeutung sein kann. Die geschichte vom kampfe Dietleibs und der Isungen gegen Hertnit und Ostacia ist ja bekanntlich ihren grundzügen nach wiedererkannt worden in der böhmischen sage vom kampf der herzöge Wlastislaw und Neclan, und man hat andererseits die Helgi-Kára-episode der Hrómundarsaga Greipssonar, in älterer gestalt bewahrt in den

isländischen Griplur, mit ihr zusammengestellt (A. Wallner, Deutscher mythus in der tschechischen ursage, Laibacher programm 1905; Helm a. a. o. s. 113 ff.). Nun sieht Haupt in der nord. darstellung, nach welcher das zauberweib eine valkyrja ist, die schützend im schwanengewand über dem geliebten schwebt, die ursprüngliche form der sage. Als Káruljóð im heidnischen Dänemark entstanden, sei die dichtung nach dem christlichen Norddeutschland gelangt, und dort sei die heidnische schlachtjungfrau zu einer als drache in begleitung anderer ungeheuer auftretenden hexe umgestaltet worden. Dabei wird aber nicht in betracht gezogen, daß die drachengeschichte auch einem nordischen, dem kreise der Helgidichtungen einzureihenden liede bekannt ist. Nach den ausführungen von S. Bugge (Helgedigtene i den ældre Edda s. 318 ff.) darf es als feststehend gelten, daß in der geschichte von Regnerus und Svanhuita, die Saxo (lib. II, Müller-Velschow 1, 68 ff.) teils in übertragung nord. verse, teils in prosa mitteilt, die bruchstücke eines westnordischen, großenteils aus motiven der Helgilieder aufgebauten gedichtes erhalten sind. Wie Helgi Hjǫrvarðsson wird Regnerus von einer valkyrja aus einer tatenlosen, unwürdigen jugend erweckt; mit versen, die geradezu wie eine wiedergabe von Helg. Hj. str. 9 erscheinen, weist sie ihm das siegesschwert an, das er schwingen soll. Andererseits deuten der eng mit dem stoffe verbundene name Hadingus und die valkyrja Svanhuita auf Helgi Haddingjaskati und Kára im schwanengewand, und Hundingus wiederum, dessen name ebenso wie der des Hadingus die einfügung des stückes in diese partie von Saxos werk veranlaßt haben kann, erinnert wie auch Svanhuitas liebestod an die dichtungen von Helgi dem Hundingstöter. In dieser mit Helgimotiven durchsetzten erzählung erscheint nun Torilda, die böse stiefmutter, und sucht die erlösung des Regnerus zu verhindern, indem sie, selbst verwandelt, an der spitze eines heeres von ungeheuern auftritt. Nach dem kampf, den im ursprünglichen liede wohl Regnerus, nach der prosa aber Svanhuita mit den unholden besteht, findet man dann die hexe, wieder in menschlicher gestalt, verendet auf der walstatt. Die ähnlichkeit dieser hexengeschichte mit der von Ostacia ist zu groß, als daß man von zufall sprechen darf, wenn sie hier innerhalb einer auch sonst

an die dichtung von Helgi Haddingjaskati anklingenden erzählung auftritt. Es sieht, wenn man dieses weitere zeugnis berücksichtigt, am ersten so aus, als sei die Ostaciasage als fremder eindringling — jüngere deutsche sageneinfuhr? — innerhalb der späteren nord. Helgitraditionen zu betrachten. Ein einzelnes ihrer motive wäre dann, verhältnismäßig gut erhalten, zusammen mit anderen Helgimotiven in das Svanhvítlied übergegangen. Der gesamte grundriß der erzählung findet sich dagegen deutlicher wieder in der Káraepisode, wo dann allerdings, was im Svanhvítlied nicht der fall ist, die valkyrja und Helgi für die zauberin und ihren gatten eingetreten sind. Die umsetzung ins speciell nordisch-mythologische wäre dann also etwas jüngeres; und man braucht auch tatsächlich nicht mit Haupt (s. 70 ff.) anzunehmen, daß die gestalt der Kára in heidnischer zeit erwachsen sein müsse: ein dichter, der etwa mit den älteren Helgiliedern und der Vœlundarkviða bekannt war, konnte sie gewiß auch in viel späterer zeit schaffen.

MARBURG in Hessen. WOLF VON UNWERTH.

AHD. *EVANGELJO* SWM.

Das wort 'evangelium', in allen anderen ahd. denkmälern nur in der lateinischen form gebraucht, erscheint bei Otfrid bekanntlich in deutscher gestalt als schwaches masculinum *evangeljo*. Belegt sind außer dem nominativ der gen. sg. *evangeljen,* nom.acc.pl. *evangeljon,* gen.pl. *evangeljôno,* dat.pl.*evangeljôn.*

Sowohl die form wie das geschlecht sind auffällig und haben zu mehrfachen erörterungen anlaß gegeben, die aber noch zu keinem befriedigenden resultat geführt haben.

Ein älterer versuch findet sich in W. Wackernagels programm: Die umdeutschung fremder worte, jetzt Kleine schriften

3, 305 f. Wackernagel geht davon aus, daß griechische und lateinische feminina auf *-a* im germanischen öfters als masculina erscheinen (got. *drakma*, **faskja*). Ferner seien einige meist im plural gebrauchte neutra, zu denen er auch *evangelium* stellt, in den romanischen sprachen als feminina gebraucht worden, und im germanischen seien sie dann wie die echten feminina auf *-a* masculina geworden. Aber die beweisführung ist nicht stichhaltig. Für die vertretung der lat. feminina auf *-a* durch germanische masc. auf *-a* gibt es nur gotische beispiele, und für die ahd. swm. auf *-o* versagt Wackernagels erklärung — 'hochdeutsche vertauschung des früheren *a* gegen *o*' — natürlich. Somit bleibt ahd. swm. *evangeljo* auf diesem weg unerklärt.

Später hat W. Franz, Die lateinisch-romanischen elemente im althochdeutschen, Straßburg 1883, s. 63 das wort kurz besprochen. Er stellt es zu jenen worten, die einfluß des romanischen elementes zeigen, und verweist auf ital. *evangelio*, geht also schon von einem vulgärlateinischen nominativ auf *-ju* später > *-jo* aus. Er übersieht dabei nicht die schwierigkeit, die darin liegt, daß das wort ein ausdruck der kirchensprache ist, und sagt deshalb vorsichtig, auch auf gelehrte worte scheine sich der romanische einfluß zu erstrecken. Mir scheint aber gerade diese schwierigkeit unüberwindlich. Freilich bei einer ganzen reihe der von ihm aufgeführten 'gelehrten' worte kann man den romanischen einfluß gelten lassen, aber gerade deshalb wird man fragen, ob sie denn wirklich gelehrten ursprungs sind, ob nicht eben der romanische einfluß den volkstümlichen ursprung verrät — etwa bei worten wie ahd. *carto* neben *carta*, *charro* (vlat. *carrus*) neben *charra* (lat. *carra*) und anderen, bei welchen die bedeutung nicht zwingt, gelehrte herkunft anzunehmen. Bei *evangelium* liegt die sache aber doch anders. Wenn dieses wort in ahd. zeit mit der römischen mission bei uns eindrang, ist es gewiß von geistlichen und in lateinischer form gebraucht worden, die sich denn auch in der literatur fast durchaus gehalten hat. Eine lautgesetzliche umgestaltung im volksmund zu *evangeljo* konnte ein damals eindringendes *evangelium* nicht durchmachen, und für eine etwaige analogische umbildung gab es kein muster, nach welchem es zum schwachen masculinum hätte werden können,

wohl aber die zahlreichen muster von lateinischen neutren auf *-ium,* die zu deutschen starken neutralen *ja*-stämmen geworden sind; vgl. das material bei Kluge, Grundriß[2] 1, 333 ff. Großenteils sind diese worte ja ältere entlehnungen, aber auch ein christlicher ausdruck *monasterium* > ahd. *munistури* findet sich noch darunter. *Evangelium* hat sich diesen worten nicht angeschlossen, jedenfalls ist ein **evangeli,* wenn es etwa in ahd. zeit gebildet wurde, nicht durchgedrungen. Zur erklärung dafür wüßte ich nichts anderes als die annahme, daß das wort zur zeit der römischen mission schon in germanischer form als swm. vorhanden war. Wir stehen also wieder vor der frage nach dessen herkunft, denn wenn das wort in älterer zeit aus dem lateinischen entlehnt wäre, hätte es erst recht **evangeli* ergeben müssen.

Die lösung der frage scheint mir auf demselben wege zu liegen, auf welchem Kluge[1]) schon für andere ahd. worte die erklärung gefunden hat: das wort ist schon mit den frühesten christlichen einflüssen von den Goten zu uns gekommen. Das gotische kennt zwei formen des wortes: *aíwaggeli* aus lat. *evangēlium* und *aíwaggeljō* swf., das gewiß direct auf das griechische *εὐαγγέλιον* zurückgeht.[2]) Das wort ist in der zweiten gestalt von den Oberdeutschen übernommen worden, wobei die endung qualitativ erhalten blieb; da das hd. aber, abgesehen von den wenigen *wa*-stämmen, deren einwirkung hier natürlich ausgeschlossen war, nur bei den schwachen masculinen einen nominativ auf *-o* kannte, hat sich das wort dieser classe angeschlossen. So erklärt sich form und geschlecht bei der annahme einer entlehnung aus dem gotischen vollständig befriedigend. Daß diese form durch die lateinische nicht restlos verdrängt worden ist, darf uns nicht wundern, ist doch selbst der name Christus in der gleichfalls gotischen einfluß verratenden[3]) form *Krist* im ganzen deutschen mittelalter neben der fremden form Christus lebendig geblieben.

In mhd. zeit hat die form des ahd. wortes weitergelebt als *evangelje,* aber das geschlecht ist unter anlehnung an das lateinische wieder neutral geworden. Aus welcher zeit der

[1]) Gotische lehnworte im althochdeutschen, Beitr. 35, 124—160.
[2]) So Kluge a. a. o. s. 159. [3]) Vgl. Kluge a. a. o. s. 133.

jüngste beleg für *evangelje* stammt, ist mir leider unbekannt; die angaben des Deutschen wörterbuchs reichen hier nicht aus. Auch wie weit sich etwa in dialekten die germanisierte form neben der durch kirche und schule natürlich gestützten lateinischen heute noch hält, läßt sich nicht angeben.

GIESSEN, 27. märz 1914. KARL HELM.

AHD. *V* = *F*.

Auf die frage nach den ursachen des ahd. gebrauches des zeichens *U* (= *V*) für den stimmlosen consonanten gibt es bisher noch keine befriedigende antwort.

Paul erklärt (Beitr. 1, 168 f.) die erscheinung daraus, 'daß es in Deutschland üblich war, das *V* auch im lateinischen so zu sprechen, eine gewohnheit, die zum teil bis auf den heutigen tag [1874] fortdauert.' Das ist methodologisch unanfechtbar. Die wiedergabe des deutschen stimmlosen lautes durch das zeichen *V* ist undenkbar ohne nebenlaufende wiedergabe des lateinischen zeichens *V* durch den stimmlosen laut, und zwar von ahd. zeit an.

Ähnliches scheint auf keltischem sprachgebiet zu gelten oder doch gegolten zu haben: der wallisische pfarrer Sir Hugh Evans in den Merry Wives of Windsor spricht: *focativus, fidelicet, fehemently* — und diese beobachtung gab mir den hinweis auf die lösung der frage: welche missionare haben die Deutschen die *F*-aussprache des lat. *V* gelehrt? Solche mit romanischer oder ags. muttersprache jedenfalls nicht, denn diese verbinden mit dem zeichen *V* den stimmhaften laut: bleiben die Kelten.

'Die Iren ('Schotten'), so faßt H. Zimmer (KZ. 30, 256)[1]) zusammen, 'waren vom 7. bis 10. jahrhundert die schul-

[1]) Vgl. auch Zimmer in Preuß. jahrbücher 59, 27 ff. und in Die cultur der gegenwart teil 1, abt. 11, 1, s. 1 ff.

meister Europas.' Haben sie beim lateinsprechen dem stimmhaften laut einen stimmlosen substituiert?

Im air. entspricht dem idg. anl. *v* ein *f* (*fer* 'mann', *fid* 'baum' u.s.w.); durch *f* ersetzt das air. ferner das anl. *v* in lehnwörtern aus dem lateinischen, vgl. Güterbock, Bemerkungen über die lat. lehnwörter im irischen, Königsberger diss. 1882, und Vendryes, De hibernicis vocabulis, quae a latina lingua originem duxerunt, Pariser thèse 1902.

Beispiele: *vinum* > *fín*, *vinea* > *fíne*, *visio* > *fiss*, *virtus* > *firt*, *verbum* > *ferb*, *versus* > *fers*.

Zweifellos haben die Iren nicht nur bei übernahme der lehnwörter dem ihnen fremden stimmhaften laut den stimmlosen substituiert, sondern auch beim lateinlesen das *v* stimmlos ausgesprochen. Als irische missionare die Deutschen deutsch schreiben lehrten, hatten sie also zur wiedergabe der ahd. labialen stimmlosen spirans zwei zeichen zur verfügung — und haben beide verwendet.

Ein einwand wäre: daß dann auch gewiß beim lateinschreiben selbst *v* und *f* promiscue, etwa in 'umgekehrter schreibung' wären verwendet worden und daß das fehlen solcher schreibungen einen gegenbeweis bilde: dieser einwand hält m. e. nicht stich. Beim schreiben einer sprache mit alter fester tradition entscheidet das fest eingewöhnte optische schriftbild.

Für das air. consultierte ich H. Pedersen, Vergl. gramm. d. keltischen sprachen 1, 1908 und Thurneysen, Handbuch des altirischen 1909, nachher Zeuß, Grammatica celtica 1853. So fand ich erst nachträglich, daß schon Kaspar Zeuß das problem so gut wie gelöst hat. Er schreibt a.a.o. s. 65, anm.:

Latinae *v* pronuntiationem ut *f* pro *w* in Germania, quae etiamnunc in usu est, a monachis Scotis vel Hibernis, frequentibus in monasteriis Germaniae, initium sumsise credibile est.

DÜSSELDORF, juni 1909 / april 1914.

CONSTANTIN NÖRRENBERG.

LITERATUR.

(Verzeichnis bei der redaction eingegangener schriften.)

Edda. Die lieder des codex regius nebst verwandten denkmälern hsg. von Gustav Neckel. 1. Text (= Germanische bibliothek hsg. von Wilhelm Streitberg II, 9). Heidelberg, Winter, 1914. — XII, 331 s. M. 5,30.

Friedwagner, Matthias, Troubadours und minnesang (S.-A. aus den Jahrb. des freien deutschen hochstifts 1913). Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer, 1914. — 23 s.

Güntert, Hermann, Über reimwortbildungen im arischen und altgriechischen. Eine sprachwissenschaftliche untersuchung (= Indogerm. bibliothek hsg. von H. Hirt und W. Streitberg III, 1). Heidelberg, Winter, 1914. — X, 258 s. M. 6,80.

Hildebrandslied, The, Translated from the Old High German into English alliterative verse by Francis A. Wood. Chicago, Univ. Press. [Leipzig, Hiersemann]. — 11 s. M. 0,85.

Hörburger, Franz, Die entwicklung der adjectivflexion in der urkundensprache Vorarlbergs. (Progr. des staats-realgymnasiums Linz). Linz 1914. — 16 s.

Islandica .... Vol. VII: The story of Griselda in Iceland, edited with an introduction by Halldor Hermannsson. Ithaca N. Y., Cornell University Library 1914. — XVIII, 48 s. $ 1,00.

Kloeke, Gesinus, Der vocalismus der mundart von Finkenwärder bei Hamburg (Sonderabdr. aus dem Jahrbuch der Hamburger wiss. anstalten bd. 30. 1912). Hamburg, Lucas Gräfe & Sillem, 1913. — 84 s.

Kluge, Friedrich, Etymologisches wörterbuch der deutschen sprache. 8. verbesserte u. vermehrte auflage. 1. lieferung (A — geburt). Straßburg, Trübner, 1914. — s. 1—160.

Lasch, Agathe, Mittelniederdeutsche grammatik (= Sammlung kurzer grammatiken germanischer dialekte, hsg. von Wilhelm Braune. IX). Halle, Niemeyer, 1914. — XI, 286 s. M. 6,80.

Loewenthal, Fritz, Studien zum germanischen rätsel (= Germanistische arbeiten, hsg. von Georg Baesecke 1). Heidelberg, Winter, 1914. — 150 s. M. 4,00.

Mansion, Joseph, Oudgermaansche miscellanea. (Overgedrukt uit 'Leuvensche Bijdragen' XI. 2. aflev. Lier u. Leipzig, Harrassowitz). — 20 s.

Nemet philologiai dolgozatok [Arbeiten zur deutschen philologie hsg. von G. Petz, J. Bleyer, H. Schmidt. In magyarischer sprache. Jeder der arbeiten liegt ein vier seiten füllender auszug in deutscher sprache bei, nach welchem im folgenden die titel angegeben sind:] IX. Eugen Czinkotsky, Die deutsche verserzählung Oswald des schreibers aus Königsberg in Ungarn. XIV. jahrhundert. [68 s. Kr. 2,50]. — X. Elemér Schwartz,

Lautlehre der mundart zwischen der Raab und Lafniz. [131 s. Kr. 4.50]. — XI. Deszö Trócsányi, Wilhelm v. Humboldts sprachphilosophie. [62 s. Kr. 2,00]. Budapest, Ferdinand Pfeifer, 1914.

Overdiep, Gerrit Siebe, De vormen van het aoristisch praeteritum in de middelnederlandsche epische poëzie. [Diss. Leiden]. Rotterdam, Brusse, 1914. — 79 s.

Reallexikon der germanischen altertumskunde unter mitwirkung zahlreicher fachgelehrten hsg. von Johannes Hoops. II. band, 1. lieferung (F — gefolgschaft. Mit 15 tafeln und 4 abbildungen im text). II. band, 2. lieferung (gefolgschaft — goldmünze. Mit 2 tafeln und 2 abbildungen im text). Straßburg, Trübner, 1913. 1914. — S. 1—264.

Schulz, Hans, Abriß der deutschen grammatik (= Trübners philologische bibliothek 1). Straßburg, Trübner, 1914. — VII, 135 s.

Schwarz, K., Das intervocalische *-g-* im fränkischen. Sprachgeschichtliche untersuchung. Mit 3 karten und 4 skizzen im text. Straßburg, Trübner, 1914. — VIII, 134 s. M. 5,00.

Velten, Rudolf, Das ältere deutsche gesellschaftslied unter dem einfluß italienischer musik. Mit vier musikbeilagen (= Beitr. z. neueren literaturgeschichte ... N. f. hsg. von M. Frh. v. Waldberg, V). Heidelberg, Winter, 1914. — VIII, 163 s. M. 6,00.

Volksbuch, Das, vom Doctor Faust. Nach der um die Erfurter geschichten vermehrten fassung herausgegeben und eingeleitet von Josef Fritz. Halle a. S., Niemeyer, 1914. — XLIV, 134 s. M. 4,00.

Voretzsch, Carl, Die romanische philologie und das studium des französischen. Ein beitrag zu der frage nach den beziehungen zwischen universität und schule. Vortrag gehalten auf dem XVI. deutschen neuphilologentag zu Bremen. Halle a. S., Niemeyer, 1914. — 33 s.

DIE ALTHOCHDEUTSCHEN *A*- UND *E*-LAUTE IN DER MUNDART VON OSTDORF.

Vorwort: Im alter von 42 jahren ist am 13. mai 1913 in Tübingen der dr. phil. Friedrich Veit an einem herzleiden gestorben. Das leiden, das schon in seinen knabenjahren begonnen hatte, hat ihn verhindert, in eine öffentliche stellung einzutreten, hat ihm aber gestattet, ausgedehnte studien zu treiben und durch weite reisen zu ergänzen. Schon als gymnasiast hat er hebräisch, arabisch, persisch und türkisch gelernt und später das studium der orientalischen sprachen in Straßburg und Göttingen getrieben. Er war besonders dem persischen zugetan und hat davon 1908 in der gründlichen arbeit 'Platens nachbildungen aus dem Diwan des Hafis' zeugnis abgelegt; ein jahr später hat er mit seinem lehrer Euting zusammen das fest der einweihung einer gedenktafel für Martin Haug in dessen heimatort Ostdorf bei Balingen veranstaltet und dazu eine ausführliche gedenkschrift drucken lassen.[1]) Nach und neben den orientalischen studien hat er seine muße jahrelang der erforschung der mundarten seiner schwäbischen heimat, speciell ihres südwestens (württ. Schwarzwaldkreis, Hohenzollern, nachbarteile von Baden) gewidmet und dafür ein außerordentlich reiches und gut fundiertes material zusammengebracht, das meinem Schwäbischen wörterbuch seit reichlich einem jahrzehnt auf schritt und tritt zugute gekommen ist. Er hat selber in drei heften 'Ostdorfer studien' (Tübingen 1901 f.) die fragen, welche die sprache Ostdorfs (wo er bei seinem vater, dem dortigen pfarrer, bis 1902 wohnte und noch bis zuletzt ein eigenes zimmer behielt) und seiner engeren und weiteren umgebung zu beantworten aufgibt, in einer immer tiefer eindringenden weise zu behandeln unternommen.[2]) Seine kenntnis vergleichender sprachforschung hat ihm dafür ein reiches material an parallelen in die hand gegeben, ihn aber freilich auch zu manchen kühnheiten verleitet; jedenfalls aber hat unsere deutsche mundartenforschung kaum eine arbeit aufzuweisen, die mit einer so vollständigen ausrüstung an atomistischer kenntnis lebender

[1]) Über seine orientalischen studien vgl. den nachruf von E. Littmann, Der Islam jahrg. 4, 300 f.

[2]) [Dazu kommen noch die beiden abhandlungen in band 35 dieser Beiträge: 'Zur diminutivbildung im schwäbischen' und 'Zum conj. praet. im schwäbischen.' W. B.]

mundarten eine so energische sprachgeschichtliche tendenz verbunden hätte. Veit sprach öfters von einem vierten hefte, das noch tiefer eindringen und noch mehr neues geben sollte. In seinem nachlaß, dessen germanistischer teil mir zur freien verfügung zugefallen ist, hat sich das manuscript dazu gefunden, das ich im folgenden gebe. Es entbehrt des schlusses, enthält aber neben ein paar sehr radicalen anschauungen so viel interessantes in der discussion der modernen mundarten und der deutschen sprachgeschichte überhaupt, daß ich die arbeit denen, die sich mit solchen fragen befassen, nicht vorenthalten möchte. Ich habe ein paar allzu persönliche wendungen beseitigt, sonst aber nicht eingreifen zu sollen geglaubt, da das, was vorliegt, ziemlich endgültig redigiert zu sein scheint. Ebenso möchte ich mich enthalten, in beifall oder tadel mich zu äußern.

Tübingen. Hermann Fischer.

I.

Den von der grammatik angesetzten althochdeutschen lauten entsprechen in betonten silben — nur von diesen soll hier die rede sein — in der mundart von Ostdorf in der regel die folgenden laute:

ahd. *a* = ostd. *a*; gedehnt = *á*, vor nasal = *ã*, vor *n* + spirans = *õ*[1]). Bei sogen. 'secundärem umlaut' = *è*, vor nasal = *e*[2]); gedehnt = *ê*, vor nasal = *ẽ*[2]).

ahd. *e* (< germ. *a* vor *i*) = ostd. *e*; gedehnt = *é*, vor nasal = *ẽ*.

ahd. *ë*[3]) (< germ. *e* bez. *i*) = ostd. *ea* bez. *ea̧*[4]); gedehnt = *êa*, vor nasal = *ẽã*.

ahd. *â* = ostd. *ô*; vor *m* = *õ*[2], vor *n* = *õ* bez. *ãõ*[5]). Umgelautet = *ê*, vor nasal = *ẽ*[2]).

ahd. *ê* = ostd. *ae*; vor *r* = *é*; vor *n* = *ẽ*.

Ich setze zunächst für obige gleichungen ein paar beispiele her:

fadr̥ m. vater, *ald* alt, *lam* n. lamm < ahd. *lambe*[6]); *wádl*

---

[1]) Vgl. Ostdorfer studien 3, 24 ff.

[2]) Durch altschwäbische nasalengung, vgl. unten s. 189.

[3]) Aus praktischen rücksichten behalte ich die hergebrachte unterscheidung von *ë* und (umlaut-)*e* zunächst auch meinerseits noch bei, obgleich ihr, wie unten zu zeigen sein wird, für die frühahd. zeit höchstens etymologische, aber keinerlei lautliche bedeutung zukommt.

[4]) Vgl. Ostd. stud. 3, 78, anm. 4.

[5]) Vgl. unten s. 190 ff.

[6]) Vgl. Ostd. stud. 3, 62, anm. 2.

m. schwanz[1]) < ahd. *wadal, lām* lahm < ahd. *lamo*[2]), *zā* m. zahn < ahd. *zan*[3]), *grāg* krank; *gōs* f. gans. — *ède* m. vater[4]), *kèzle* n. kätzchen < ahd. *chazzilî, lemle* n. lämmchen < ahd. *lambilî*; *wêdĕle* n. schwänzchen < ahd. *wadalilî*[5]), *flêse* flächsen < ahd. *flahsîn*[6]), *zēle* n. zähnchen < ahd. *zanilî.*

fedr̥ m. vetter < ahd. *fetiro, heldă* neigen < ahd. *heltian*[7]), *hemăd* n. hemd; *ésl* m. esel, *gēs* gänse, *dēgă* denken.

---

[1]) Die echte ma. kennt nur dieses wort für 'schwanz'; das in der OABeschr. Balingen s. 134, 43 und s. 146, 46 erwähnte *šwāz* kommt — wenigstens in Ostdorf — nicht vor, wenn auch halbmundartliches *šwanz* gelegentlich gebraucht werden mag.

[2]) Auch hier — vgl. s. 170, anm. 6 — muß die neu-einsilbige form zugrunde gelegt werden; ahd. *lam* würde lautgesetzlich **lā* ergeben.

[3]) Während sich germ. *d* nach *n* im ahd. der verschiebung zu *t* entzogen hat (s. Ostd. stud. 1, 13, anm. 4), scheint germ. *þ* in dieser stellung überhaupt geschwunden zu sein, wenigstens soweit es sich um tautosyllabisches *nþ* handelt. Letztere einschränkung wird sich vielleicht als nötig erweisen, obschon fälle wie ostd. *andr̥* neben got. *anþar* sich auch nach Verners gesetz erklären lassen; vgl. dazu Holthausen, Alts. elementarb. § 192, anm. Hieher wohl auch ostd. *bā* f. bahn (vgl. Ostd. stud. 3, 61, anm. 7) < ahd. **ban* (nicht *bana*!) < germ. *banþ*- = lat. *pont*-, Noreen, Urgerm. lautl. s. 126. Diese erklärung dünkt mich doch immerhin plausibler als die andere, von Kluge (Pauls Grundr.² 1, 461) vertretene, wonach der schwund des *þ* aus einem alten suffixlosen nom. sing. stammte, indem das *þ* im urgerm. auslaut abgefallen wäre. Denn einmal haben z. b. lat. *dens, pons*, griech. *ὀδούς* gerade sigmatischen nominativ, und auch abgesehen davon ist das eindringen der nominativform in die übrige flexion nicht eben besonders wahrscheinlich.

[4]) Vgl. Ostd. stud. 2, 63, anm. 2: *ède* war in der echten ma. das gebräuchlichste wort, wird aber jetzt mehr und mehr durch das von der verkehrssprache begünstigte *fadr* verdrängt. Die kindersprache hat dafür *aedá* m.

[5]) Ostd. *wêdĕle, fégĕle* neben *rêdle, drégle* beweist (gegen Haag, s. 39, der übrigens s. 42 selbst *vogellîn* schreibt), daß im ahd. *wadalilî, fogalilî* (nicht etwa **wadalîn, *fogalîn*) neben *radilî, trogilî* anzusetzen ist, wie es denn auch in Brienz (Schild, § 76) z. b. *nagəlli* heißt. Das *e* der mittelsilbe beruht auf regressiver fernassimilation an den hellen endvocal.

[6]) S. Braune, Ahd. gr.² § 27, anm. 2 a.

[7]) Wenn wir in Brienz *heltän* (Schild § 73) neben *hāldän* (ibid. § 683 c) finden, so erweist das m. e. ein ahd. *helten* < westgerm. *halþjan.* Braune, Ahd. gr.² s. 167, anm. 10. Demnach scheint (Ostd. stud. 3, 40) die westgerm. consonantendehnung sich sogar auch auf die tonlosen spiranten erstreckt zu haben, sofern man nicht etwa nach Verners gesetz germ. *haldjan* neben *halþan* ansetzen will.

12*

freasă fressen, *neašd* n. nest[1]), *ęasă* essen, *bearnă* truhenwagen[2]), *lêasă* lesen, *dẽamr̥*[3]) dämmerung, *fẽašdr̥* n. fenster.

ôbăd m. abend < ahd. *âband, šbôd* spät < ahd. *spâto*; *jõmr̥* m. heimweh[4]), *mõ* m. mond, *šbõ* m. spahn, *gãõ* gehn[5]) < ahd. *gân, dãõ* getan[6]) < ahd. *gitân, ãõne* ohne < ahd. *âno*[7]);

[1]) Von *neašd* = *nidus* ist etymologisch zu trennen und zu germ. *nes-* 'nähren' zu ziehen der zweite teil des compositums *gõs-neašd*, so heißt in Ostdorf ein beliebtes gericht, ein gemenge von sauerkraut (*groud*) und spatzen (*gnepfle*). Auch im literarischen ahd. steht neben *nëst* n. nest ein *nëst* f. nahrung; *gõsneašd* also eigentlich = gansfutter.

[2]) Vgl. zu diesem aus dem keltischen stammenden wort jetzt Fischer, Schw. wb. s. v. *Benne.* Die ostd. form gehört aber nicht, wie Fischer für möglich hält, zu *Bäre I*, das bei uns in der form *bêară* f. vorkommt, noch auch ist sie eine compromißform. Das 'parasitische' *r* erklärt sich ganz einfach nach Ostd. stud. 3, 92.

[3]) Da dieses wort fast nur in der verbindung *s išd dẽamr̥* vorkommt, so ist sein geschlecht (das ich Ostd. stud. 3, 55 auf gut glück als m. angegeben habe) in wirklichkeit kaum zu bestimmen.

[4]) Dies ist bei uns — wie in der ganzen gegend — die gewöhnliche bedeutung dieses wortes. In einem ziemlich großen gebiet im süden wird dagegen der begriff 'heimweh' durch 'langeweile' ausgedrückt; so heißt es z. b. in Böttingen oa. Spaichingen, Renquishausen, Fridingen, Irrendorf, Bärenthal: *lãkwəil*, in Mühlheim a. D. und Göggingen: *laŋkweil*, in Kreenheinstetten und Leibertingen: *laŋweil*, in Ober- und Unterschmeien, Benzingen, Veringendorf, Hermentingen, Hettingen: *laŋewəil.* Vgl. auch Meisinger, Zs. fhdma. 3, 326 f.

[5]) Dieser infinitiv *gãõ* hat sich allmählich auch zu einer sehr beliebten futur-partikel entwickelt, die meist auf eine nahe zukunft hinweist; z. b. *ĭ wil gãõ gugă; nô wud mă gãõ sĕa; ĭ kom gãõ glei.*

[6]) Daneben kennt die ma. ein merkwürdiges, wohl direct aus der schriftsprache entlehntes *gĕdãn* in wendungen wie *nô iš gĕdãn; mid deam iš id gĕdãn.* Vgl. dazu auch Heusler, Ma. von Baselstadt § 212.

[7]) Das auffallende *-e* der mundartlichen form etwa aus altem *-iu* zu erklären (vgl. z. b. Heusler, l. c. § 235), verbietet m. e. schon der fehlende umlaut. Vielmehr wird sich unser *ãõne* ganz regelmäßig aus dem überlieferten ahd. *âno* ableiten lassen. Es scheint nämlich im Schwäbischen (und Alemannischen) bei der betonung ˋ ⏑ ˊ die unbetonte mittelsilbe lautgesetzlich erhalten zu bleiben, ich erinnere nur an das (wegen *ae* < *ê*) gewiß alte lehnwort *abĕdaeg* f. apotheke; ferner an fälle wie *nô ság ĕs í* = dann sage es ich. Da nun *âno* vor dem zugehörigen substantiv in der regel nur einen nebenton trug, so wird das *o* zunächst erhalten geblieben und hernach durch dieselbe 'tonerhöhung' (vgl. Heusler, l. c. § 222; ferner Haag, Baarm. s. 44) zu *ĕ* geworden sein, deren wirken wir in unserem *abĕdaeg* (s. oben), *bodĕgráf* m. photograph, *komĕdiərä* kommandieren u. s. f. beobachten können. Für diese erklärung spricht weiter, daß in Ostdorf

dêd täte < ahd. *tâti, rês* scharf, herb[1]) < ahd. *râzi, mēdĭg* m. montag < ahd. *mânin-tag*[2]).

wae weh[3]), *šnae* m. schnee, *abĕdaeg* f. apotheke; *ér* f. ehre[4]), *léră* lehren, lernen[5]); *zwē* 2 (masc.), *wēnĭg* wenig[6]).

---

neben *ãone mí, ãone sí, ãone ães* u. s. w. ein gleichbedeutendes, aber anders betontes *ão me, ão se, ão-n-ĕs* steht: bei der betonung ´ ⌣ ` ist das *o* in *âno mih* u. s. w. regelrecht geschwunden, bei der betonung ` ⌣ ´ dagegen ebenso regelmäßig erhalten geblieben. Aus demselben grunde heißt es natürlich auch *drãõ* < ahd. *dar-âno*.

[1]) Meist vom geschmack; z. b. *rêsă mošd*, oder auch *rêsă budṛ* = ranzige butter. Doch spricht man auch von einem *rêsă lufd* (wind).

[2]) Ahd. *mânin* (genit.) > mhd. *mœnen* > *mēnen* > *mēnn*. Einfache länge ist durch folgende secundäre doppelconsonanz nicht gekürzt worden — im gegensatz zu den unechten diphthongen, vgl. Ostd. stud. 3, 72 f. 91, anm. 2, wobei namentlich auch *gárn* neben *gearn* zu beachten. Man begreift nun auch, wieso ostd. *mõ* scheinbar zur starken flexion übergetreten ist: ahd. *mânun* (accus.) > mhd. *mânen* > *mōnn*. Daß die auslautende fortis m. nach der länge, die sie nicht zu kürzen vermochte, ihrerseits zur lenis geworden und als solche schließlich ganz geschwunden ist, entspricht ganz dem sonstigen verhalten unserer mundart: vocalische länge vertrug sich eben von haus aus nicht mit folgender consonantischer länge bez. fortis. Vgl. dazu Ostd. stud. 3, 49.

[3]) Als interjection nur in der verbindung: *o wae mṛ!* Weiter aber wird das wort auch adjectivisch (*s išd mṛ wild ond wae* = ganz unbehaglich) und substantivisch gebraucht: *s duod mṛ wae*; der plural *wae* bezeichnet speciell 'geburtswehen' (bei mensch und vieh).

[4]) Die einheimische form ist als substantiv jetzt freilich fast ganz durch halbmundartliches *êr* verdrängt; nur in der verbindung (*dô išd*) *kõa ér ond kõa dãg* (etwa = 'da legt man keine ehre ein'; hier allein hat sich auch einheimisches *dãg* gegenüber dem halbmundartlich *daŋg* gehalten) ist sie erhalten geblieben. Außerdem aber auch noch in ableitungen und compositis, wie z. b. *érlĭx, érsíxdĭg* (ehrgeizig), (*ǫam ęabĕs*) *fṛéră*.

[5]) Die form *lèarnă* kommt zwar auch gelegentlich vor, ist aber der echten mundart durchaus fremd.

[6]) Dieses ursprüngliche adjectiv kommt im positiv bei uns nur als substantiviertes adjectiv (und als adverb) vor: *wēnĭg hábṛ, wēnĭg gêašdă, wēnĭg koarn*; *wēnĭg leid* wenige leute, *wēnĭg ros* wenig pferde; im dativ: *mid wēnĭg geald, bei wēnĭg leidă*. Dieser gebrauch ist im wesentlichen schon mhd., s. Paul, Mhd. gr.[4] § 212; der unterschied bei der heutigen ma. ist nur der, daß das auf *wēnĭg* folgende substantiv jetzt nicht mehr im genetiv steht, auch wenn *wēnĭg* als nominativ oder accusativ aufzufassen ist: *dṛ hòd wēnĭg geald*, nie etwa **gealds* oder dergl. Selbst in fällen wie *wēnĭg guods* sieht das heutige sprachgefühl den flectierten nom. neutr., wenn auch in wirklichkeit wohl eher mhd. *guotes* als *guotez* zu grunde liegt. — In verbindung mit dem unbestimmten artikel tritt die gekürzte form *weŋ* ein: *ă weŋ wasṛ* = ein wenig wasser.

II.

Die bisher herrschenden landläufigen anschauungen über den lautwert der oben angeführten vocale im alt- und mittelhochdeutschen sind etwa folgende:

ahd. mhd. *a* lautete 'wie nhd. kurzes *a*'[1]); bei sogen. 'secundärem umlaut' war *a* im spätahd. 'offenes *e*, ... dem germ. *ë* gleich oder nahestehend'[2]), *ä* im mhd. ein 'ganz offenes *e*, dem *a* angenähert'[3]).

ahd. *e* hatte 'den [laut] des geschlossenen *e*'[4]), im mhd. war es 'geschlossenes *e*, dem *i* nahestehend'[3]).

ahd. *ë* hatte 'den laut des offenen *e*'[5]), im mhd. erscheint es als 'mittleres *e*'[3]).

ahd. *â*, wie langes nhd. *a* lautend, war im mhd. 'schon im 13. jh. vermutlich nur in einem kleinen teile des obd. sprachgebietes ein reiner *a*-laut'[6]); speciell 'im schwäb. entwickelte sich wohl im laufe des 13. jh.'s *â* zu *ao*'[7]). Vom umlaut des *â* wird angenommen, daß er 'schon im ahd. ... eingetreten und daß' das umgelautete *a* von dem 'nicht umgelauteten schon lautlich (vielleicht nur gering) differenziert gewesen' sei[8]); das mhd. *æ* aber war wiederum 'ein ganz offenes *e*, dem *a* angenähert'[3]).

ahd. *ê* 'war im 8. jh. zunächst langes offenes *ê*'[9]), doch scheint sich 'die qualität des lautes ... (etwa im 8./9. jh.) zum geschlossenen *ê* erhöht zu haben. Im mhd. hat *ê*

---

1) Michels, Mhd. elemb. § 26, 1.

2) Braune, Ahd. gr.² § 27, anm. 2. Daß auch dieser umlaut, wenigstens in seinen anfängen, noch in die ahd. periode gehört, wird aus dem l. c. § 51 angeführten grunde jetzt wohl allgemein angenommen.

3) Michels, Mhd. elemb. § 26, 3. Die von Bohnenberger (zuletzt Alem. 24, 33 f.) behauptete, von Fischer (Geogr. s. 33) bestrittene, 'einst wohl über das ganze (schwäbische) gebiet gehende diphthongisierung des umlautes von *ā*', die das correlat zu den spätmhd. (schwäb.) *ao* < *â* bilden würde, finde ich in den handbüchern nicht erwähnt.

4) Braune, Ahd. gr.² § 28, anm. 1.

5) Michels, Mhd. elemb. § 26, 1.

6) Ibid. § 150; ebenso Paul, Mhd. gr.⁴ § 112.

7) Braune, Ahd. gr.² § 51.

8) Michels, Mhd. elemb. § 26, 3.

9) Braune, Ahd. gr.² § 43, anm. 1.

sicher die geschlossene qualität'[1]), oder vielmehr, es war ein 'mittleres *e*'[2]).

Daß man indes mit diesen traditionellen ansätzen nicht überall durchkommt, hat sich — in erster linie durch das studium der lebenden mundarten — mehr und mehr herausgestellt.

Zunächst, so hat man gefunden, 'haben manche wörter geschlossenes *e*, wiewohl nach der etymologie *ë* zu erwarten wäre'[3]). Man erklärte dies meistens 'durch eine art von umlaut, der durch ein *i* der folgenden silbe bewirkt ist, welches im ahd. entweder in allen oder wenigstens in einigen formen des betreffenden wortes vorhanden war'[4]). Daneben hat dann aber schon Paul eine ähnliche wirkung einem auf das *e* folgenden *sch* oder *st* zugeschrieben, und neuestens scheint Michels (Mhd. elmb. § 48) die stellung 'vor *s, sch*' sogar in erster linie für die fragliche erscheinung verantwortlich zu machen.

Dann hat sich weiter gezeigt, daß umgekehrt in den heutigen mundarten gelegentlich der lautgesetzliche vertreter des alten *ë* für ein zu erwartendes primäres umlaut-*e* eintritt. Mit diesen fällen hat sich W. Horn in seinen Beiträgen zur deutschen lautlehre beschäftigt, und uns als resultat seiner untersuchung einen dritten, 'mittleren', umlaut des *a* beschert.

Endlich gebührt dem österreichischen gelehrten J. W. Nagl, dem sein mutiges eintreten für das gute recht der mundarten von vornherein die sympathien aller dialektforscher sichern sollte, das verdienst, einige hierher gehörige probleme einer erneuten betrachtung unterzogen und teilweise in ein ganz neues licht gerückt zu haben. Nagls theorie, wie sie sich in seiner zeitschrift Deutsche mundarten in zwei aufsätzen[5]) dargelegt findet, ist, soweit sie sich auf schwäbische verhältnisse bezieht, kurz folgende:

---

[1]) Ibid. anm. 2. Ebenso Behaghel in Pauls Grundr.² 1, 703.

[2]) Michels, Mhd. elemb § 26, 3. Braune und Michels stimmen also in diesem punkte nicht völlig überein. Die auffassung des mhd. *ê* als eines mehr oder weniger offenen lautes wird z. b. auch von Luick (Beitr. 14, 138 f.) und — wenigstens für das schwäbische hauptgebiet — von Fischer (Geogr. s. 35 f.) vertreten, dagegen von Bohnenberger (Alem. 24, 34) bestritten.

[3]) Paul, Mhd. gr.⁴ § 43, anm. 3.

[4]) Ibid. Ähnlich Behaghel in Pauls Grundr.² 1, 698 (§ 46).

[5]) 'Zu den zwei stufen des umlauts von ahd. mhd. *a*' (1, 210 ff.) und 'Zur geschichte des qualitativen lautwertes *â*' (1, 269 ff.).

Ahd. *a* hatte einen dem offenen *ò*[1]) 'ähnlich oder gleich klingenden' (l. c. s. 271, 15), dumpferen laut als nhd. *a*. Aus diesem grundlaut hatte sich zunächst als 'einfacher, älterer [*i*-]umlaut (l. c. s. 213, 5) ein sehr[2]) 'hohes *á*' (l. c. s. 217, 15) entwickelt, das vermutlich etwa mit Wintelers i-basis (*ǽ*), also dem offensten der 3 alemannischen *e*-laute, identisch war (l. c. s. 211, 6 ff.). Späterhin war dann im schwäbischen der grundlaut spontan 'vom dumpferen zu einem höheren *á*' [d. h. eben zu dem heutigen schwäbischen wie nhd. *a*] übergegangen, und nun 'wurde zur differenzierung des umlautes ebenfalls eine erhöhung (zum offenen *e* [d. h. ostd. *è*]) nötig'. Erst nach dieser grundlaut wie umlaut gleichmäßig treffenden verschiebung (l. c. s. 271, 38) wurde der normale 'einfache umlaut' *è* unter 'der mouillierenden einwirkung des nachfolgenden *i*' noch weiter zu geschlossenem *e* erhöht. Dieser 'intensivere umlaut' [den wir uns als etwa schon um die mitte des 8. jh.'s einsetzend zu denken haben: s. unten s. 209], konnte indes nur da eintreten, wo das nachfolgende *i* bis in die 'mouillierungszeit' hinein erhalten blieb. Das war aber durchaus nicht überall der fall; denn in den silben, wo das *i* nicht als 'formenbildungsfactor' grammatisch bedeutsam war, wurde es 'weniger sorgfältig reingehalten und weniger zähe festgehalten' und eben dadurch untauglich zur beeinflussung der vorhergehenden laute.

Ahd. *â* war ursprünglich ein 'langes, [sehr[2])] hohes *â*' (l. c. s. 272, 6). Dieses *â*, das als *áà* zu fassen ist (l. c. s. 272, 2), wurde 'durch die einwirkung eines *u* in der nachsilbe zu a^u; und dieser *u*-umlaut breitete sich durch 'analogiewirkung' aus, es 'wurden auch alle anderen doppeltonigen *áà* von dieser

[1]) Es bleibt freilich unklar, ob Nagl unter dem 'alten offenen *ǫ*' wirklich unser ostd. *ò* versteht; denn auf derselben seite z. 26 sagt er dann wieder, daß im badischen 'der grundlaut sich bis zum mittleren *o* gesenkt hat'.

[2]) Nagl unterscheidet gelegentlich, wie es scheint, nicht consequent zwischen bairischem 'hohem *a*' und schwäbisch-alemannischem 'sehr hohem *a*' als den ältesten lautwerten seines 'einfachen umlauts'. In seine darstellung kommt auch in diesem falle dadurch eine gewisse unklarheit, daß er diese beiden lautwerte, die keineswegs identisch sind, nicht immer gebührend auseinanderhält: Wintelers *ǽ* steht nach dessen eigener auffassung nicht bloß, wie Nagl (l. c. s. 270, 40) meint, der i-basis 'am nächsten', sondern

mode ergriffen[1]), wo nicht die lautliche umgebung dem dumpfen nachschlage absolut hinderlich war', d. h. wo kein *i* in der nachsilbe stand. Es stellt somit bei ahd. *â* der scheinbare *i*-umlaut gerade den ursprünglicheren lautwert dar, während 'der angebliche »grundlaut« in seiner dumpfen aussprache ein jüngeres product ist' (l. c. s. 212, 1 f.). Der scheinbare *i*-umlaut, das lange, sehr hohe *a*, ist 'in den nichtbairischen dialekten später ein langes offenes *ę* geworden', während der tatsächliche *u*-umlaut a^u sich im westschwäbischen über a^o zu langem offenem *ô* entwickelte und nur vor *n* in gewissen fällen als diphthong (*ãõ*) erhalten blieb.

III.

Nagls anschauungen, wie ich sie soeben zu skizzieren versuchte, decken sich in keinem punkte völlig mit den meinigen; ja ich halte sie sogar in manchen stücken für gänzlich verfehlt. Aber seine ausführungen, in denen er mit gewissen bis dahin für unantastbar geltenden traditionen endlich einmal zu brechen wagt und sich überhaupt von ihrem banne loszumachen strebt, sind jedenfalls so originell und belangreich, daß es sich wohl verlohnt, sich einmal näher damit zu beschäftigen. Ich halte es daher für das beste, die darlegung meiner eigenen ansichten in die form einer auseinandersetzung mit Nagl zu kleiden.

Ich setze dabei, obgleich meine hypothese eigentlich einen ganz andern ausgangspunkt hat[2]), an der stelle ein, wo ich mich am nächsten mit Nagl berühre, nämlich bei der auffassung des sogen. *i*-umlauts von ahd. *â* als des ursprünglichen lautwerts dieses zeichens. Nagl geht hier von dem gedanken aus, daß das germanische *e* auf seinem weg zu den ihm in den heutigen

---

ist geradezu seine i-basis selbst; Nagls bairisches 'hohes *a*' aber gehört wohl überhaupt nicht mehr der i-reihe an, sondern ist ein sogen. 'hinterer' vocal (vgl. z. b. Lessiak in Beitr. 28, 10), kann also eher als u-basis bezeichnet werden und steht jedenfalls Wintelers *a* näher als Wintelers *ä*.

[1]) Die fälle, wo etymologisch kurzes *a* in den heutigen mundarten mit der länge geht, erklärt Nagl durch eine art 'ersatzdehnung', z. b. ahd. *habên* > **hawn* > *ha*^{u}*n*; ahd. *gans* > *gã*^{u}*s*, und sogar germ. *braŋhta* > *bra*^{u}*hta* u. s. f. (Zur gesch. d. qualitat. lautw. *â* §§ 36—38).

[2]) S. unten s. 178, anm. 1.

mundarten entsprechenden mehr oder wenigen dumpfen lauten doch jedenfalls auch die zwischenstation des angeblichen i-umlautes passiert haben muß. Und es ist nun — darin stimme ich mit Nagl überein — von vornherein etwas auffallend, daß jenes *ē*, trotz einem schon damals nachfolgendem *i*, an der phase des späteren *i*-umlauts zunächst vorbeigeglitten und zu dumpfem *â* geworden sein soll, um sich erst nachträglich wieder durch besagtes *i* auf die bereits einmal überschrittene stufe zurückziehen zu lassen.[1])

Aber jetzt muß ich schon widerspruch erheben. Denn durch die annahme, daß unser schwäbisches offenes *ê* erst nachträglich durch tonerhöhung aus 'sehr hohem *â*' hervorgegangen sei, schreibt Nagl dem germ. *ē* bei seiner entwicklung doch schließlich noch einen rückschritt auf dem einmal eingeschlagenen wege zur verdumpfung zu. Ich bin nun zwar weit entfernt, das vorkommen solcher rückläufiger bewegungen im sprachleben überhaupt leugnen zu wollen[2]); aber bei der unverkennbaren abneigung des schwäbischen gegen irgendwelche spontane tonerhöhung halte ich es doch für weitaus geratener, in unserem schwäbischen offenen *ê* (d. h. also: dem mittleren *e*-laut der alemannischen mundarten) den ältesten lautwert des ahd. *â* zu sehen, aus dem dann das alemannische 'sehr hohe *á*' (Wintelers *á*) und das bairische 'hohe *a*' (nhd. *a*) erst späterhin[3]) durch spontanes fortschreiten auf der bahn der verdumpfung hervorgegangen sein wird.

---

[1]) Man kann allerdings annehmen, als das germ. *ē* das erstemal auf der stufe des offenen *ê* ankam, sei der zwischen ihm und dem folgenden *i* stehende consonant noch nicht palatalisiert gewesen, so daß das *i* seine wirkung auf den vorhergehenden vocal nicht entfalten konnte. Ich muß gestehen, daß mir diese erklärung ganz plausibel erscheint, und für das nordische (s. unten s. 180, anm. 2) wird man sich wohl auch damit behelfen müssen. Meine überzeugung von dem lautwert der ahd. a-laute beruht aber anders als bei Nagl in erster linie auf den umlautverhältnissen des *a* und nicht auf der entwicklungsgeschichte des *â*, da nämlich letztere für mich nur den wert einer weiteren stütze meiner anderweitig (s. unten s. 204 ff.) begründeten hypothese hat.

[2]) Ich selbst werde nachher auch meinerseits eine derartige rückläufige bewegung zu constatieren haben, s. unten s. 211 f.

[3]) D. h. doch wohl, nachdem durch trübung oder gar schwund des nachfolgenden *i* das hemmnis für weitere verdumpfung des *ê* aus dem wege geräumt war.

Wenn ich nun also die these aufstelle: ahd. *â* hatte im anfang der ahd. periode den lautwert von ostd. *ê*, so wird man daran in erster linie bedenklich finden, daß dem lateinischen *a* eine von seinem ursprünglichen lautwert allzuweit abliegende bedeutung beigelegt wird. Dem gegenüber möchte ich jedoch darauf hinweisen, daß gerade in den an das hochdeutsche sprachgebiet grenzenden romanischen mundarten, d. h. im nordfranzösischen, im sogen. südostfranzösischen[1]) und im rätischen, sich etwa seit dem 7. jahrhundert eine tendenz des vulg.-lat. *ā* gegen *e* hin bemerkbar macht. Da nun mit derartigen lautveränderungen die schrift nicht gleichen schritt zu halten pflegt, so werden jene Romanen vielfach für ein geschriebenes *a* ein mehr oder weniger offenes *ę* gesprochen haben und so allmählich dazu gekommen sein, mit dem buchstaben *a* die lautvorstellung eines *ę* zu verbinden. — Ist es also wunderbar, wenn unsere vorfahren, die gerade zu jener zeit die laute ihrer sprache mittelst des lateinischen alphabets darzustellen begannen, und die einen dem klassisch-lateinischen *a* oder nhd. *a* genau entsprechenden vocal damals wahrscheinlich[2]) gar nicht besaßen, ihr offenes *ę* durch dasselbe *a* wiedergaben, das auch im munde ihrer romanischen lehrmeister vielfach einen nach *e* hin klingenden lautwert hatte? Sie hatten dazu um so mehr veranlassung, als der buchstabe *e* bereits für das geschlossene (urgermanische und 'primäre' umlaut-)*e* in beschlag genommen war. Und wenn sie, nach meiner auffassung, im späteren ahd. eine zeitlang offenes *ę* und hohes *a* durch dasselbe zeichen ausdrückten, so hat man

[1]) Im südostfranzösischen soll die tonerhöhung des *ā* nur bis zu *ä* vorgeschritten und dann wieder rückläufig geworden sein, vgl. Meyer-Lübke, Rom. gr. 1, § 644. Etwas ähnliches ist vielleicht in denjenigen rätischen mundarten anzunehmen, wo vulg.-lat. *ā* jetzt mehr oder weniger regelmäßig durch *a* vertreten scheint, dies um so mehr, als gerade diese mundarten in anlautsilben für vulg.-lat. *e* gewöhnlich *a* aufweisen; z. b. obwald. *žanúlya* < *genúcla, mazíra* < *mesúra, maná* < *menáre* (nach Gartner). — Ist es allzu kühn, wenn man diesen späteren übergang romanischer *e*-laute zu *a* mit der senkung fast aller oberdeutschen *e*-laute in zusammenhang bringt? Es wäre dies jedenfalls nicht der einzige fall, wo ein lautwandel nicht vor einer sprachgrenze halt gemacht hat, ich erinnere nur an das elsäßische *ü* < ahd. *u*!

[2]) Wegen ahd. *âh* < *ãh* < urgem. *anh* vgl. unten s. 208.

ihnen das ja auch schon bisher zugetraut; nur daß bis jetzt der laut *ä* (= *ę*) als der neuere galt, während ich gerade das hohe *a* (= nhd. *a*) für eine neuerung halte.

Als weiteren einwand wird man wohl geltend machen, daß ja das urgerm. *ē* schon zur zeit der nordisch-westgermanischen sprachgemeinschaft[1]) zu *ā* geworden sei. Aber das ist eine hypothese, die m. e. auf sehr schwachen füßen steht. Ich will der annahme eines urnordischen *á* < germ. *ē* nicht zu nahe treten[2]); aber daß ags. *ǽ*, friesisches und ingwäonisches[3]) *ē* erst wieder durch tonerhöhung aus einem westgerm. *ā* hervorgegangen seien[4]), ist eine ganz unbewiesene behauptung. Mit dem altsächsischen könnte es sich wohl ähnlich verhalten wie mit dem althochdeutschen. Im übrigen soll keineswegs bestritten werden, daß unter den unzähligen germanischen stämmen und stämmchen, mit denen die Römer in berührung kamen, auch abgesehen von etwaigen Nordgermanen, sich solche befanden, welche das urgerm. *ē* bereits zu *a* verdumpft hatten. Derartige elemente mögen auch unter dem konglomerat von stammessplittern gewesen sein, welches seit dem 3. jh. unter dem gesamtnamen Alamannen begriffen wurde.[5]) Sie müssen deshalb mit dieser neuerung schließlich durchaus nicht notwendig durchgedrungen zu sein; und durch den Alamannen-

[1]) Vgl. Kluge in Pauls Grundr.² 1, 421.

[2]) Es wird sache der nordischen gelehrten sein, nochmals nachzuprüfen, ob die runendenkmäler tatsächlich die annahme eines solchen urnordischen *ā* erheischen, das dann nachträglich wieder dem *i*-umlaut verfallen wäre. Bleibt es — wie mir selbst wahrscheinlich ist — dabei, so muß man sich eben an die oben s. 178, anm. 1 skizzierte erklärung halten. Jedenfalls ist zu beachten, daß dementsprechend auch der nordische *i*-umlaut ein viel einheitlicherer und durchgreifenderer vorgang ist als der deutsche, und ferner, daß die kürze germ. *a* im nordischen wohl nicht, wie in den westgermanischen dialekten (s. darüber unten s. 211), der spontanen tonerhöhung zu *ę* verfallen ist. Ich meinerseits will mich mit meinen hypothesen vorderhand lieber nicht auf das nordische eis wagen.

[3]) S. Holthausen, Alts. elemb. § 29, 2.

[4]) Für das ags. wird das von Kluge (Pauls Grundr.¹ 1, 873) ganz zuversichtlich angenommen; vorsichtiger drücken sich Sievers (Abr. d. ags. gr.¹ § 11) und — für das friesische — Siebs (Pauls Grundr.¹ 1, 734) aus; ebenso — für das ingwäonische — Holthausen l. c.

[5]) S. z. b. Schiller, Gesch. d. röm. kaiserzeit 1, 742.

könig Chonodomarius[1]) und ähnliche herren brauche ich mir unter solchen umständen meine hypothese noch lange nicht umwerfen zu lassen.

Schließlich aber könnte man mir auch noch die fälle entgegenhalten, wo ahd. *â* gar nicht aus germ. *ē* hervorgegangen ist. Hier kommt vor allem in betracht das ahd. *â* < germ. *an* vor *h* (*brâhta* < *braŋhta* u. s. f.): von diesem wird weiter unten (s. 208) zu zeigen sein, daß es sich auch hier eigentlich um *êh* < *èŋh* handelt. Ferner gewisse lehnwörter wie z. b. ahd. *châsi* < lat. *cāseus*, die endung ahd. *-âri* < lat. *-ārius* u.s.w. Hier etwa zu vermuten, daß der *ê*-laut schon aus dem romanischen herübergenommen sei, geht nicht an, weil die classischen formen schon lange zu vulg.-lat. *casẹu, -arịu* geworden, und also die *a* in gedeckte stellung gekommen waren, ehe die erhöhung des freien *a* gegen *e* hin ihren anfang nahm. Ich meine aber, man kann hier ruhig lautsubstitution annehmen. Da sie einen dem lat. *ā* genau entsprechenden vocal damals überhaupt nicht besaßen, werden die Germanen dafür einfach den nächstverwandten laut gesprochen haben, der ihnen geläufig war, und das war ohne zweifel das offene *ê* : hell — nicht etwa der u-basis nahestehend — ist das romanische *a* ja immer gewesen.

IV.

Ich behaupte nun weiter: der ursprüngliche lautwert (*ê*) des ahd. *â* ist allmählich über *á* (= nhd. *a*) zu dem *ô* (offenen *ō*) der heutigen mundart weiter verdumpft worden, soweit nicht die folgende silbe ein *i* enthielt; im letztgenannten falle ist der alte lautwert bis heute erhalten geblieben. Jene weitere verdumpfung muß somit ihren anfang genommen haben, solange die unbetonten *i* noch rein gesprochen

[1]) S. Kluge in Pauls Grundr.[2] 1, 356; auch Braune (Ahd. gr.[2] § 34, anm. 1) führt diese Alamannen für die frühe verdumpfung des germ. *ē* im oberdeutschen ins feld. Man zieht übrigens — ganz abgesehen von dem oben im text geltend gemachten gesichtspunkt — m. e. viel zu wenig in betracht, daß in dem *-marius* vielleicht eine schwundstufige nebenform germ. *-marjas* stecken könnte. Auch an eine angleichung eines germ. *mērjas* an die lat. endung *-arius* darf man wohl denken; man beachte, daß die latinisierten namen immer entweder auf *-merus* oder auf *-marius*, niemals aber, soweit ich sehe, auf *-*merius* ausgehen!

wurden, d. h. also in ahd. zeit; sie kann aber andererseits die stufe des *a* (< ahd. *a*) der heutigen mundart noch nicht überschritten gehabt haben, als die vocaldehnung vor *n* + spirans[1]) eintrat, indem das hierbei gedehnte *a* noch die weitere entwicklung der alten länge mitmachte; sie muß jedoch endlich zur zeit der vocaldehnung vor *n* + tenuis[2]) bereits über das nhd. *a* hinaus gewesen sein, weil die damals gedehnten *a* die qualität des kurzen *a* beibehalten haben.

Man wird demgemäß sagen dürfen: das noch im laufe der ahd. periode aus ahd. *â* (= ostd. *ê*) hervorgegangene *ā* (= ostd. *á*) wurde im verlauf der mhd. periode zu *ǭ* (= ostd. *ô*) getrübt. Die trübung eines *ā* zu *ô* und darüber hinaus zu *ó* und *ú* ist im sprachleben eine so alltägliche erscheinung, daß ich darüber eigentlich kein wort sollte verlieren müssen. Aber da ich, wie sich sogleich zeigen wird, gerade mit dieser auffassung im vorliegenden falle so ziemlich allein zu stehen scheine, will ich doch nicht unterlassen, hier einige parallelen aus fremden sprachgebieten[3]) anzuführen. So wird z. b. ags. *á* im mittelenglischen seit dem 13. jh. zu *ǫ́* verdumpft[4]), ebenso nord. *á* im ostnord. zu *å* getrübt[5]); so wird im modernen neupersisch älteres *â* zu *å*, 'vor nasalen nähert es sich dem geschlossenen *ô*, ja *û* noch mehr, und wird in der umgangssprache schon meistens wie *û* gesprochen'.[6]) Ferner ist z. b. die verwandlung von ursem. *â* in einen *o*-laut eine sehr alte[7]) eigentümlichkeit der kanaanäisch-hebräischen dialekte; und in einem teil des ara-

---

[1]) S. Ostd. stud. 3, 24 ff.

[2]) S. Ostd. stud. 3, 29 ff.

[3]) Fischer (Geogr. s. 32) verweist betreffs der möglichkeit einer solchen entwicklung einfach auf die anderen deutschen mundarten, wo die verdumpfung auch z. t. bis zu geschlossenem *ō* (z. b. in Baselstadt, Hoffmann § 169) und *ū* (elsäß. Zorntal, Lienhart s. 9), ja sogar zu unechten diphthongen (z. b. *üo* im elsäß. Münstertal, Mankel s. 22) fortgeschritten ist; aber mit diesem darf ich bei Nagl nicht kommen, der ja (l. c. S. 287) sein a^u für den ältesten 'stammvater' aller dieser heutigen deutschen lautwerte hält.

[4]) Kluge in Pauls Grundr.[1] 1, 874.

[5]) Noreen in Pauls Grundr.[1] 1, 475. Vgl. wegen des westnordischen auch Noreen, Altn. gr.[1], § 103.

[6]) Salemann-Shukovski, Neupers. gr. § 4.

[7]) Zimmern, Vergl. gramm. d. semit. spr. § 49 f. Daß auch in gewissen semitischen dialekten diese verdumpfung bis zu *u* gegangen ist, beweisen schon die karthagischen *sūfĕtes* (= hebr. *šōfeṭīm*).

mäischen sehen wir denselben vorgang vor unsern augen sich vollziehen.

Trotz alledem also sucht zunächst einmal Nagl von seinem hohen *ā* zu dem *ô* der heutigen mundart auf einem andern, seltsam gewundenen wege zu gelangen, auf dem man ihm unmöglich zu folgen vermag. Wenn er seinen lautwandel *â* > a^u durch eine art *u*-infection[1]) erklärt, die sich später analogisch ausgebreitet haben soll, so kommt mir das vor, wie wenn einer z. b. das elsässische *ü* < ahd. *u* auf einen durch analogie verallgemeinerten *i*-umlaut zurückführen wollte. Ganz unglücklich ist aber auch die parallele mit dem nordischen *u*-umlaut ausgefallen. Man bekommt da wirklich den eindruck, als seien alle die neueren forschungen auf dem gebiete des nordischen an Nagl spurlos vorübergegangen, wenn man sieht, wie er, der große verächter einseitiger buchgelehrsamkeit, das *au*, *av* etc. der altnord. handschriften für bare münze nimmt; während es doch den nordischen gelehrten heutzutage nicht einfällt, in diesem *au* etc. etwas anderes als lediglich den graphischen ausdruck für den offenen *o*-laut zu sehen[2]), zu dem sich urnord. *ā* durch *u*-umlaut (nicht etwa durch *u*-infection über die zwischenstufe a^u!) entwickelt hat.[3])

---

[1]) Mit diesem terminus der keltischen grammatik wird man das, was Nagl hier meint, am besten bezeichnen: Nagls *ma*^{u}*nun* < *mânun* ist ungefähr dasselbe wie der altir. dat. sg. *fiur* < urkelt. **viru* (dem manne).

[2]) S. Kahle, Altn. elemb. § 32, anm.; Noreen, Altn. gr. 1[1], § 29, anm. 1.

[3]) Nagls erklärung der fälle, wo sich heutiger diphthong aus alter kürze entwickelt zu haben scheint, ist ebenfalls höchst anfechtbar. Daß sich bei uns, wie etwa im romanischen, aus altem *b* ein *u* entwickelt hätte, ist sonst nicht wahrzunehmen, ich erinnere nur an *ghed* < *gihebit*! Und eine 'vernäselung' eines *n* nach alter kürze mag man allenfalls in brienz. *houf* < *hauf*, *χrouχ* < *chrauch* neben *štān*, *lān*, *gān* (Schild §§ 68, 2. 69) finden, nicht aber in schwäb. *gā̃ŏ̃s*, *hā̃ŏ̃f*, *dā̃ĕ̃kă*, bei denen diphthongierung einer schon früher durch nasaldehnung entstandenen nasalen länge vorliegt. Immerhin könnte man diese diphthongierung, die wenigstens durch die nasale qualität der zu diphthongierenden länge bedingt ist (s. unten), zur not 'vernäselung' nennen; aber in fällen wie unserem *ā̃ĕ̃s* < *üns* oder auch niederschwäbischem *gā̃ŏ̃*, *šdā̃ŏ̃* u. s. w. beruht die diphthongierung keineswegs auf dem nasal, wird vielmehr eher durch ihn gehemmt, s. unten. Auch das von Nagl zum vergleich herangezogene griech. *ὀδόυς*, *εἶς* gehört nicht hierher; denn diese attischen *ου*, *ει* lauteten nicht, wie Nagl meint, o^u, e^i, sondern vielmehr *ū*, *ē* (s. Brug-

Nun hat aber Nagl hier, nicht zwar mit seiner *u*-umlauts-theorie, wohl aber mit seiner reihe ahd. *â* > *ao* > *ô* nicht nur die gangbaren mittelhochdeutschen grammatiken[1]) auf seiner seite, sondern auch seit Kauffmann so gut wie alle schwäbischen dialektforscher, die sich überhaupt über den fraglichen punkt geäußert haben.[2]) Nur ich allein habe schon vor mehr als zwölf jahren[3]) gegen jene reihe einspruch erhoben, und es erwächst mir nun die verpflichtung, diesen widerspruch näher zu begründen und mich mit den argumenten der gegner abzufinden.

In erster linie kommen hier die alten schreibweisen *au*, *a*^{v} etc. in betracht, welche die diphthongische geltung des alten *â* im mhd. für ganz Schwaben erweisen sollen. Ich habe demgegenüber bereits früher auf got. *aú* und schwed. *å* hingewiesen, denen jetzt noch das altn. *au* = *ǫ* hinzuzufügen wäre. Und überhaupt: wie hätten die mittelalterlichen schreiber den neuen offenen *o*-laut, dem sie in ihrer unbeholfenheit anfangs wohl ziemlich ratlos gegenüberstanden, denn eigentlich viel anders ausdrücken sollen? Gegen die, angesichts des analogen *ae* = *ê*, der unbefangenen betrachtung ja allerdings vielleicht noch näher liegende schreibung *ao* scheint — wohl weil sie im lateinischen nicht vorkam — das mittelalter nun einmal eine unüberwindliche abneigung gehegt zu haben.[4])

---

mann, Kurze vergl. gramm. d. idg. spr. § 27): also *odūs* < *odon(t)s*, *hēs* < *hens* (Brugmann, l. c. § 166). — Wegen des angeblichen *bra*^{u}*hta* < germ. *braŋχta* vgl. unten s. 208.

[1]) Jene mhd. grammatiker berufen sich dabei immer auf Kauffmann. Und doch ist dieser daran insofern unschuldig, als er eine diphthongierung des ahd. *â* nur unter bestimmten accentverhältnissen (bei überlänge) annimmt, und — nach § 137, anm. seiner 'Geschichte der schw. ma.' — die 'reduction des diphthongen *ao*' zu *ô* zwar für einen, aber doch keineswegs für den einzigen factor hält, der zu der heutigen vorherrschaft des monophthongs geführt hat.

[2]) Freilich stellen diese die reihe zumeist nur eben fürs schwäbische auf, während Nagl sein *a*^{u} ja auch den andern deutschen dialekten als 'stammvater' der heutigen äquivalente des ahd. *â* aufhalsen will. Fischer z. b. sagt (Geogr. s. 32) ausdrücklich, daß den übergang *â* > *ô* 'die allerverschiedensten deutschen mundarten haben'.

[3]) Ostd. stud. 1, 11, anm. 2; 3, 25, anm. 1.

[4]) Übrigens dürfte Fischer (Geogr. s. 32) den gegenseitigen einfluß der schwäbischen schreibschulen aufeinander doch vielleicht etwas unterschätzen: zwischen den schwäbischen kanzleien, auch soweit sie damals

Wenn aber Kauffmann (Gesch. § 60) meint: 'durch die, wenn auch seltenere graphische übereinstimmung mit altem *ou* ist für diese schreibung der diphthong *ao* gewährleistet', so ist demgegenüber darauf hinzuweisen, daß auf west-schwäbischem gebiet, d. h. da, wo heute der regel nach *ô* für ahd. *â* gilt, eine solche graphische übereinstimmung im allgemeinen[1]) nur vor nasal nachzuweisen ist; und gerade nur in dieser stellung fallen ahd. *â* und *ou* auch in den heutigen westschwäbischen mundarten vielfach zusammen.[2]) In den von Kauffmann angeführten urkunden vom j. 1397 bez. 1398 z. b. wird somit allerdings das o^v in *ho*^{v}*n*, *go*^{v}*n* so gut wie in *ko*^{v}*ffen* und *o*^{v}*ch* einen diphthong bezeichnen, wie denn auch noch heute in nahezu ganz Westschwaben *hãõ, gãõ* neben *kaofă, ao* steht; aber mit dem a^v in *ga*^{v}*t, ja*^{v}*r* wird schon damals derselbe offene *o*-laut gemeint sein, den jetzt das westschwäb. *gôd, jôr* aufweist.[3])

nicht württembergisch waren, giengen doch sicher schon im mittelalter vielerlei schriftstücke hin und her. Unter diesen umständen halte ich es wenigstens nicht für ausgeschlossen, daß die Westschwaben, besonders auch die Altwürttemberger, in der wiedergabe ihres *ô* durch das *au* beeinflußt wurden, mit dem die Ostschwaben ihr *ao* < ahd. *â* auszudrücken pflegten.

1) Daß ab und zu auch sonst für beide laute das gleiche zeichen (insbesondere *au*) gebraucht worden ist, will und kann ich natürlich nicht bestreiten, einem mittelalterlichen schreiber ist eben schließlich alles zuzutrauen. Immerhin habe ich in dem bei Kauffmann (l. c.) und Bohnenberger (Gesch. d. schwäb. ma. im 15. jh.) aufgehäuften wust alter schreibungen bei flüchtiger durchsicht nur wenig derart gefunden; wo in westschwäbischen schriften *au* für ahd. *ou* die regel bildet, scheint *au* für ahd. *â* jedenfalls nur ausnahmsweise vorzukommen — und umgekehrt. Solche exceptionelle schreibungen aber beweisen für die aussprache natürlich nichts. Daß im 15. jh. '*ō, ou* [d. h. eben die zeichen, die sonst meist zur wiedergabe von ahd. *ou* gebraucht werden] für *ā* in anderweitiger stellung bei weitem nicht so häufig wie vor *n*' [nach Fischer, Geogr. s. 32, anm. 7 'ohne nasal sehr selten'] erscheinen, hat übrigens bereits Bohnenberger (l. c. s. 29) bemerkt und daraus schon für jene zeit auf einen lautlichen zusammenfall von ahd. *ân* und *ôn* geschlossen (ibid. s. 26).

2) Vgl. z. b. *grõm* < *chrâm* neben *bõm* < *boum*. Altes *oun* ist lautgesetzlich unmöglich; aber man vergleiche immerhin etwa *gãõ* < *gân* neben *laob* < *loub*.

3) Ein gänzlicher zusammenfall von ahd. *â* und *ou* ist vor anderen consonanten als nasalen natürlich für Westschwaben auch in älterer zeit schon deshalb ausgeschlossen, weil sonst nicht abzusehen wäre, wieso sich

Ganz anders liegen die dinge natürlich in Ostschwaben. Dort dürfen wir uns über weitergehende graphische übereinstimmung zwischen ahd. *â* und *ou* nicht wundern, wenn wir z. b. in Ulm auch heutzutage neben *kaofă, ao* nicht nur *hãõ, gãõ,* sondern auch *fraogă* < *frâgôn, šdraos* < *strâza* etc. finden.

Ich behaupte also: mit dem *au,* a^{v}, das die westschwäbischen schreiber im mittelalter für ahd. *â* gebrauchen, ist, sofern nicht unmittelbar darauf ein nasal folgt, kein diphthong, sondern lediglich das *ô* der modernen mundart gemeint. In der stellung vor nasal mag mit dem *au* etc. in der tat ein diphthong gemeint sein, wenn daneben, ebenfalls für ahd. *â* vor *n,* auch die schreibweise *ou,* o^{v} vorkommt[1]); sonst wird damit in diesem fall — besonders an orten, die, nach ausweis des heutigen dialekts, eine lautgesetzliche diphthongierung des alten *ōn* nicht kennen[2]) — meist geschlossenes *ó* oder, in älterer zeit, vielleicht auch noch offenes *ô* gemeint sein.

Diese ansätze bieten u. a. auch den vorteil, daß wir uns dabei um die bekannte Wimpfeling-stelle nicht mit irgend einer verlegenheits-interpretation herumzudrücken brauchen, wie etwa der, jener elsässische humanist habe bei seinen angaben weniger auf die tatsächliche richtigkeit, als auf den parallelismus membrorum bedacht genommen. Behält man nämlich im auge, daß im bairischen der buchstabe *a* als graphischer vertreter des ahd. *â* so ziemlich das ganze mittelalter hindurch erhalten blieb[3]), und daß man in Schwaben

---

der einmal vorhandene einheitliche laut im heutigen dialekt genau nach den alten verhältnissen wieder gespalten haben sollte. Auch dies hat schon Bohnenberger (l. c. s. 25 f.) gesehen.

[1]) Solche fälle sind aber, soweit ich sehe, nicht gerade häufig.

[2]) Vgl. dazu unten s. 190 ff.

[3]) Dies rührt wohl daher, daß in Baiern schon damals nicht nur ahd. *â*, sondern auch ahd. *a* über das 'hohe *a*' hinaus gegen *o* hin verschoben war, so daß dort weniger veranlassung vorlag, die trübung des ahd. *â* besonders zum ausdruck zu bringen, es hatte sich eben an das zeichen *a* nach und nach überhaupt die vorstellung eines *o*-lautes geknüpft. Dies geht auch daraus hervor, daß gerade im bairischen im mittelalter vielfach *a* für ahd. *o* geschrieben wird (Paul, Mhd. gr.^{4} § 111). — Eine ganz analoge erscheinung ist es, wenn z. b. im altn. seit ca. 1250 auch für den alten *u*-umlaut des *á* nur mehr *a* geschrieben wird, weil inzwischen auch das nicht umgelautete *á* zu *ǫ́* verschoben war; s. Noreen, Altn. gr. 1^{3}, § 103.

sicher zahlreiche schriftstücke aus bairischen und namentlich österreichischen kanzleien zu lesen bekam, so ergibt sich folgende situation:

Gelangte ein solches schreiben aus Baiern oder Österreich nach Ostschwaben, etwa nach Augsburg oder Ulm, so sprach man dort das geschriebene *a*, soweit es einem ahd. *â* entsprach, nach heimischer sitte als *ao*, und so wurde dieses *ao* allmählich geradezu ein lautwert des *a*, genau so, wie *ai* im englischen ein solcher des *i* geworden ist. Und wie nun der Engländer auch ein lat. *vīdit* wie *waidit* auszusprechen pflegt, so wird sich in Ulm für lat. *cāsus* die aussprache *kaosus* eingebürgert haben. Da aber auch für lat. *causa* damals die aussprache *kaosa* gegolten haben wird, so hatte man für den laut *ao* nunmehr zwei schreibweisen, *a* und *au*; und daß diese beiden in jener zeit, wo das latein noch viel mehr gesprochen und nach dem gehör gelernt wurde als jetzt, häufiger verwechslung ausgesetzt waren, ist von vornherein wahrscheinlich: schreibungen wie *casa* (ursache) und *causus* (fall) sind demnach in Ostschwaben gewiß keine seltenheit gewesen.

In Westschwaben, speciell in Altwürttemberg andererseits wird man die in nichtschwäbischen schriftsätzen auftretenden *a* = ahd. *â* ebenfalls nach ortsüblichem brauch wie unser heutiges *ô* gesprochen haben. Und auch hier hat sich wohl diese sitte schließlich bis aufs lateinische erstreckt und zu einer aussprache *kôsus* für *cāsus* geführt. Aber ebenso ist man ohne zweifel bei wörtern wie *causa* der landessitte gefolgt[1]) und hat der buchstabengruppe *au* unbedenklich den gewohnten lautwert *ô* substituiert[2]), also *kôsa* gesprochen [sine diphthongo pronuntiaverunt!]. Mithin hatte man, wie in

[1]) Derselben sitte verdankt wohl [wenn nicht etwa schon ein romanisches *Nicolās* zu grunde liegt] auch unser *Sandĕglôs*, sowie der anderwärts vorkommende *Pôl* seinen namen, vgl. Bopp, Ma. von Münsingen s. 48 f., ferner Fischer, Schw. wb. s. v. Paul.

[2]) Man hüte sich in philologenkreisen doch ja, über dergleichen zu lächeln! Noch vor 12 jahren — und vermutlich noch heute — hatte man im land des argumentles kein arg dabei, den lateinischen nominativ *causă* wie *kəusā* auszusprechen. Und noch vor 15 jahren hat eben da ein begeisterter gymnasialprofessor Horazens pulverem Olympicum seinen schülern als *pulfr̥ olembĭkom* vorgesprochen.

Ostschwaben für den laut *ao*, so in Westschwaben für den laut *ô* die zwei schreibweisen *a* und *au* bekommen, und auch die westschwäbischen praeceptores werden somit häufig genug gelegenheit gehabt haben, ihren bedauernswerten schülern schnitzer wie *casa* (ursache) und *causus* anzustreichen.

Wimpfelings angaben erweisen sich demnach als durchaus zuverlässig, sobald man nur Ost- und Westschwaben auseinanderhält. Auch hier heißt es: distingue regiones, et concordabit scriptura.

Nun sollen freilich auch die verhältnisse der heutigen mundart für einstige weitere verbreitung des diphthongs < ahd. *â* sprechen; und zwar kommen hier in erster linie in betracht die modernen *ā̃õ* neben *ô*, wie sie z. b. auch in Ostdorf vorkommen. Hierfür glaube ich aber schon im ersten heft meiner Ostdorfer studien (s. 11, anm. 2) die richtige erklärung angedeutet zu haben, die jetzt nur noch etwas näher zu begründen bleibt.

Da der diphthong bei uns im westen nur vor *n* auftritt, so darf zunächst als sicher gelten, daß der nasal mit der diphthongierung irgendwie in ursächlichem zusammenhang steht. Aber an eine eigentliche nasaldiphthongierung, d. h. an eine direct durch das folgende *n* hervorgerufene verwandlung des ahd. *â* in *ao* oder dergl. (wie wir sie nachher [s. 201] im südwesten kennen lernen werden), kann hier deshalb nicht wohl gedacht werden, weil — wie ich ebenfalls schon früher (Ostd. stud. 3, 28, anm. 2) hervorhob — 'altes *ân* und *ôn* bei uns völlig hand in hand' geht. Denn die diphthongierung des ahd. *ô* ist ja anerkanntermaßen ein spontaner lautwandel, der vor allen consonanten eintritt, und durch ein folgendes *n* eher gehemmt als gefördert zu werden scheint, da er gerade nur in dieser stellung bei uns nicht regelmäßig, sondern nur sporadisch vorkommt. Somit sehen wir uns a priori darauf hingewiesen, in dem folgenden *n* nur denjenigen factor zu sehen, welcher das ahd. *â* in die bahnen des ahd. *ô* geworfen hat, so daß es späterhin dessen schicksale teilen konnte.

Nun darf als erwiesen gelten, daß das ahd. *ô* — mindestens unmittelbar vor der diphthongierung — geschlossene

qualität hatte. Und da ahd. *â* sich schon in mhd. zeit[1]) zu offenem *ô* entwickelt hat, so ist wiederum von vornherein wahrscheinlich, daß die wirkung des folgenden *n* darin bestand, das offene *ô* in ein geschlossenes *ó*[2]) zu verwandeln, so daß es mit ahd. *ô* zusammenfiel.

Tatsächlich aber existiert ja in unserer mundart ein lautwandel, durch den offenes *ê* und *ô* bei nasalierung zu geschlossenem *ẽ* und *õ* erhöht wird: *lendle* ländle neben *šdèdle* städtchen[3]), *zẽlc* zähnchen neben *rêdle* rädchen, *hõã* heim[4]) neben *brôad* breit u.s.f. Allerdings wird diese 'nasalengung' von Haag (Baarm. s. 66) als 'neuschwäbisch' bezeichnet; allein ich habe schon früher (Ostd. stud. 3, 93/4, anm. 2) darauf hingewiesen, daß da ein ganz unglücklicher versuch vorliegt, die disparatesten elemente unter einen hut zu bringen. Jedenfalls sehe ich meinerseits keinen grund, der uns abhalten könnte, jenen lautwandel schon in die mhd. zeit zu verlegen[5]) und somit zu behaupten: das aus ahd. *â* hervorgegangene *ô* und sein umlaut[6]) *ê* sind vor nasalen durch die mhd. nasalengung zu *ó* und *é* erhöht worden und so mit ahd. *ô* bez. *ê* zusammengefallen[7]); sie haben von da an die weitere entwicklung von mhd. *ô*(*n*) bez. *ê*(*n*) mitgemacht.[8])

[1]) S. oben s. 182.

[2]) Oder bereits nasaliertes *õ*? Über das alter unserer nasalvocale fehlt es leider noch an jeder brauchbaren untersuchung.

[3]) Wegen dieser umlautsverhältnisse vgl. unten s. 214.

[4]) Zugrunde liegt *hoin* < ahd. *heim*; dagegen ostd. *dăhoam* < *dahoim* < ahd. *dâ-heime*. Der lautwandel *m* > *n* im wortauslaut ist demnach älter als die apokopierung des unbetonten *-e*; vgl. Michels, Mhd. elemb. § 101, 3.

[5]) Dies erweist sich als nötig, nachdem die diphthongierung des *ōn* < ahd. *ân* das eintreten der engung vor der diphthongierung von ahd. *ê*, *ô* voraussetzt. Die letztere nämlich ist älter als die diphthongierung des mhd. *î*, *û*, die doch ihrerseits auch auf schwäbischem boden noch in die spätmhd. periode fällt, vgl. Michels, Mhd. elemb. § 145, 2.

[6]) Genauer: 'sein negativer umlaut' (s. unten s. 213). Ich gebrauche hier die bisherige bezeichnung vorerst noch als spielmarke.

[7]) Aus dem gesagten geht hervor, daß diese altschwäbische nasalengung einst gereicht haben muß, soweit ahd. *ân* jetzt diphthongiert vorkommt, also bis gegen den Bodensee und Oberrhein hin, in gegenden, wo heute die ihr gerade entgegengesetzte neualemannische nasalweitung *en*, *on* > *èn*, *òn* herrscht.

[8]) Ahd. *ôm*, *êm* ist in einheimischen wörtern lautgeschichtlich unmöglich, da germ. *aum*, *aim* im ahd. stets diphthongisch geblieben ist.

Aber eben diese weitere entwicklung war bisher nicht genügend geklärt; und ich muß daher, nachdem ich jetzt die richtige lösung des problems gefunden zu haben glaube, nach zwei vergeblichen versuchen[1]) noch ein drittes mal auf diese verhältnisse zurückkommen.

Die hauptschwierigkeit liegt bekanntlich darin, daß die mhd. *ōn* $<$ ahd. *ân, ôn* in Ostdorf wie überhaupt in einem größeren teil Westschwabens nicht gleichmäßig behandelt sind, sondern teils als *ō,* teils als *āō* erscheinen. Insbesondere zeigen die substantive sämtlich den monophthong, was ich — angesichts der tatsache, daß im eigentlichen Schwaben mhd. *ēn* und *ȫn,* soweit sie keine formen ohne 'umlaut' neben sich haben, heutzutage überhaupt nicht, sonst aber nur in weit beschränkterem maße als mhd. *ōn* diphthongiert erscheinen — auf die einwirkung der 'umgelauteten' formen zurückzuführen versucht habe. Und wie sich gleich nachher zeigen wird, ist daran ja auch etwas wahres, wenn schon die art, wie ich l. c. den monophthong z. b. in *hōf* erklären wollte, nur als ein product der verlegenheit zu betrachten ist.

Nur als eine gedankenlosigkeit aber kann ich es bezeichnen, daß ich ohne weiteres für möglich hielt, die spontane diphthongierung des alten *ē ō,* die ich von jeher für einen ursprünglich centralschwäbischen[2]) lautwandel hielt, habe vor einer bestimmten consonanz ihren herd nach dem äußersten südwesten verlegt, in ein gebiet, das zum teil schon nicht mehr als schwäbisch gelten kann; und das auch noch gerade vor *n,* d. h. einem consonanten, welcher der spontanen diphthongierung der alten längen in Südwestschwaben sonst eher entgegenzuwirken pflegt[3]), während doch in diesem falle der diphthong vor *n* viel weiter nach südosten reicht, als vor irgend einem andern laute.

---

[1]) S. zuletzt Ostd. stud. 3, 28 f.

[2]) Ich verstehe im folgenden unter 'centralschwäbischer diphthongierung' eben die spontane diphthongierung des *ē, ō* $>$ *ei, ou* — zum unterschied von der ein weit größeres gebiet einnehmenden nahezu gemeinhochdeutschen spontanen diphthongierung des *ī, ū* $>$ *ei, ou.*

[3]) S. Fischer, Geogr. s. 38. Daß bei *ē, ō* die verhältnisse in dieser hinsicht ähnlich liegen wie bei *ī, ū,* beweist das zurückbleiben der diphthongierung auch bei 'erst', 'ohr', 'hören' (Fischers karte 10 und 11).

Dieser umstand, im zusammenhang mit der sehr beachtenswerten angabe Haags[1]), daß 'die nasaldiphthonge aus *ɔ̃ɔ̃, ɛ̃ɛ̃* im auslaut bis hart an die gegenwart reichen', hätten mich längst darauf bringen sollen, daß hier nicht die der mhd. periode angehörige centralschwäbische spontane diphthongierung vorliegen kann, sondern vielmehr eine dem südwestlichen grenzgebiet eigentümliche, modernere nasal-diphthongierung. Die grenzen dieser letzteren zeigt gegen süden und westen die *mãõ*-linie auf Fischers karte 9[2]), gegen norden ebenfalls jene *mãõ*-linie, sowie — in einer etwas weiter zurückgebliebenen variante, die aber wohl eher[3]) die ursprüngliche grenze des lautgesetzlichen diphthongs darstellt — die *gãõs*-linie auf Fischers karte 4[4]), beide aber nur bis gegen das oa. Münsingen hin, d. h. so weit, als uns das an *gãõs* nördlich anstoßende *gõs* die gewähr bietet, daß wir es nicht mit der aus nordosten vorgedrungenen spontanen *ō*-diphthongierung zu tun haben.

Daß nämlich diese letztere vor *n* überhaupt unterblieben sei, haben wir keinen grund anzunehmen, sondern eben nur, daß sie hier etwas früher als vor sonstigen consonanten zum stillstand gekommen ist. Sie wird vielmehr von ihrem herd (d. h. etwa der Alb zwischen Münsingen und Heidenheim) sich ebenfalls nach allen seiten ausgebreitet haben und ist vielleicht einst ziemlich nahe an Ostdorf herangekommen. Aber ihre ursprüngliche südwestgrenze ist vorläufig nicht mehr festzustellen. Denn im schwäbischen nordwesten ist der lautgesetzliche zustand jetzt ganz verwischt, da der diphthong

---

[1]) Baarmundarten s. 23. Vgl. aber unten s. 200, Anm. 1.

[2]) Nach genauer natürlich, aber eben nur auf einzelne kleinere strecken, Haags 19 *α*. — Übrigens ist hier insofern einige vorsicht geboten, als die *mãũ, gãũ* z. t. auch auf der südwestlichen spontanen *â*-diphthongierung beruhen könnten, s. darüber unten s. 201. Wenn ich indeß Haag richtig verstehe, so hat man von seiner linie 19 *β* nach süden zu bis 19 *α* auch *bãũ* anzunehmen, wodurch sich obiges bedenken erledigen würde.

[3]) Vgl. indes auch unten s. 193.

[4]) Vgl. dazu meine bemerkungen Ostd. stud. 2, 63. 3, 28 f. Ebenda (s. 29, anm. 1) habe ich ein stück der nordgrenze von *lãõ* gezogen. Vor Haags linie 19 *β* sei hiermit ausdrücklich gewarnt, sie ist, mindestens in ihrer osthälfte, total falsch; 'bohne' geht, so weit meine erfahrung reicht, überall mit 'lohn'.

dort vor dem von der verkehrssprache begünstigten monophthongischen *õ* wieder zurückweichen mußte und durch rückläufige wortverdrängung in neuerer zeit so sehr an boden verloren hat, daß er jetzt nur noch sporadisch vorzukommen scheint.[1]) Im südosten aber ist die spätere von westen vordringende nasaldiphthongierung bis an das gebiet der spontanen diphthongierung vor *n* herangekommen, und die beiden territorien gehen nun ineinander über, so daß es schwer sein wird, die ursprüngliche naht wieder aufzufinden.

So viel ist indes sicher, daß sich im westen, eingekeilt zwischen die beiden *ãõ*-gebiete, ein gebietsstreifen befindet, wo *õ* < *ōn* lautgesetzlich erhalten geblieben ist. Über dessen lage und ausdehnung, namentlich gegen norden, läßt sich jedoch für jetzt nur wenig sagen; denn wir können ihm mit einiger sicherheit nur das heutige *gõs*-gebiet (also auch Ostdorf) zuweisen, dessen südgrenze zugleich auch seine südgrenze bilden muß. Sehr breit wird er wohl kaum gewesen sein; sofern meine unten in der anmerkung geäußerte vermutung zutrifft, hat er nach norden zu nicht einmal bis Horb gereicht.

Wir dürfen nun von vornherein vermuten, daß der von nord und süd andrängende diphthong den monophthongischen streifen zu überfluten begonnen hat. Und diese überflutung ist in der tat eingetreten, soweit nicht gewisse, gleich nachher zu besprechende factoren dabei ein hindernis gebildet haben; nur zwei inseln[2]), nämlich einmal ein schmaler, von Wehingen

---

[1]) S. Fischer (Geogr. s. 32, anm. 4. 34), der unter diesen umständen auf die ziehung einer grenze für *lãõ* verzichtet hat. — Hier könnte eventuell einmal die vorsichtige benutzung sicher localisierbarer urkunden und handschriften von einigem nutzen sein; so möchte ich z. b. aus den oben (s. 185) angezogenen, von Kauffmann beigebrachten urkundlichen schreibungen schließen, daß die spontane diphthongierung des *ōn* im 14. jh. bis Horb vorgedrungen war. Aber freilich, weiß man denn jemals gewiß, ob so ein alter stadtschreiber genau den dialekt seiner heimat schreiben wollte oder konnte? Und muß er denn immer gerade aus der stadt gebürtig gewesen sein, deren urkunden er ausgefertigt hat?

[2]) Die entdeckung dieser inseln ist Haags verdienst, auf Fischers karte 8 fehlen sie gänzlich. Jedoch mit Haag hier 'spätere monophthongierung' anzunehmen, liegt m. e. kein grund vor, sonst müßte man dies schließlich für das ganze *gõs*-gebiet tun, wie ja allerdings auch ich selbst früher einmal (Ostd. stud. 2, 63; s. dagegen 3, 28) vermutet habe; die parallele mit der monophthongierung in mhd. *oum* (Baarma. s. 74) beweist nichts:

im SO bis Böhringen im NW reichender streifen, sowie merkwürdigerweise ganz vereinzelt[1]) die ortschaft Oberbaldingen in der badischen Baar haben sich davon so gut wie ganz[2]) rein gehalten.

Die soeben erwähnten factoren, welche der ausbreitung des *ãõ* durch wortverdrängung entgegengewirkt haben, sind folgende:

1. Die ersatzdehnung bei altem *an* + spirans ist nur im süden so zeitig eingetreten, daß das *a* noch die entwicklung der alten länge mitmachen konnte; infolgedessen steht also später z. b. einem südlichen *gãõs* ein nördliches *gãs* gegenüber. Da nun unter diesen umständen das dazwischen liegende *gõs, hõf* nur von einer, der südlichen seite her dem andrang des diphthongs ausgesetzt war, so hat sich der monophthong überall da, wo es sich um secundäre dehnung der alten kürze handelt, gehalten.

2. Bei sämtlichen wörtern mit ahd. *ôn*, sowie auch bei einigen mit ahd. *ân* weist die heutige schrift- und verkehrssprache ein *õ(n)* auf. Durch diese verkehrssprachlichen formen aber ward nicht nur in unserem monophthongischen streifen das lautgesetzliche *õ* im allgemeinen[3]) gehalten, sondern es zeigt sich heute auch, wie bereits oben gesagt wurde,

---

einfaches *n* zeigt sonst nie die kürzende wirkung des *m*. Wenn aber Haag andererseits wieder (l. c. s. 72) in dieser vermeintiichen monophthongierung 'eine beschränkte analogie zu der der offenen mundraumlängen' finden will, so kann damit nur das angebliche *ô* < *ao* < ahd. *â* gemeint sein, auf das demnach auch Haag hereingefallen ist.

[1]) Die sache ist mir um so merkwürdiger, als der monophthong nach Haag in dem mit Oberbaldingen zusammengebauten Unterbaldingen fehlen soll.

[2]) Wenigstens gilt dies von der nördlichen, größeren; denn das von Haag angeführte *mãẽ* bildet keine ausnahme, da es sich ja hier nicht um altes *ēn*, sondern um spätere progressive nasalierung handelt. Dagegen habe ich allerdings in Irslingen *lãõ* 'lohn' (neben *mõ, bõnă, gõs*) gefunden. — Daß in der kleinen südlichen enclave mit der zeit einzelne diphthongische formen eingedrungen sind, ist kaum anders zu erwarten.

[3]) Im einzelnen mag der diphthong immerhin — namentlich in früherer zeit — da und dort das *õ* ein stück weit zurückgedrängt haben. So dürfen wir wohl in unserer gegend in dem streifen, der zwischen der nordgrenze von *gãõs* [bez. *hãõf*, s. unten anm.] und derjenigen von *mãõ, lãõ* usw. liegt, ein von dem diphthong durch wortverdrängung erobertes gebiet sehen.

der nordwestliche teil des diphthonggebiets gänzlich mit monophthongischen formen durchsetzt. Wir haben demgemäß z. b. in Ostdorf nicht nur *lõ, bõ, grõ(nă), šõnă*, sondern auch *mõ, mõnăd*; nur *šãõ* und *ãõne* haben sich trotz schriftsprachlichem 'schon' und 'ohne' auch bei uns durchgesetzt: partikeln pflegen eben häufig ihren eigenen weg zu gehen.[1])

3. Endlich ist, wie schon gesagt, sowohl die spontane, als die nasale diphthongierung des alten *ēn* und *ön* lautgesetzlich ganz beträchtlich hinter der des alten *ōn* zurückgeblieben. Das *ãẽ* wird sich dann allerdings nachträglich durch analogiebildung nach diphthongischen singularen noch weiter ausgebreitet haben; aber andererseits hat gewiß auch manchmal, besonders an den rändern des diphthonggebiets, ein plural mit *ẽ* einen singular mit *õ* nach sich gezogen.[2]) Zweifellos aber haben die monophthongischen plurale das weitere vordringen des *ãõ* im singular gehindert. So werden wir in Ostdorf z. b. die erhaltung des monophthongs in *šbõ* span dem plural *šbẽ* zu verdanken haben.

Nur bei solchen wörtern also, die auf einem anderen ahd. substrat beruhen, als die entsprechenden der verkehrssprache, oder denen weder ein verkehrssprachliches *o* noch irgend eine 'umgelautete' form zur seite steht, hat der diphthong auch das gesamte westschwäbische gebiet, mit alleiniger ausnahme der oben erwähnten inseln, überflutet. Demnach finden wir auch in Ostdorf *gãõ, šdãõ, hãõ, dãõ* 'getan'. Wenn es aber hier in der 2. 3. plur. ind. praes. für mhd. *gânt, stânt, hânt, lânt* jetzt *goand, šdoand, hoand, loand* heißt, so beruht dies lediglich auf dem einfluß des lautgesetzlichen *doand* < mhd. *tuont*.[3])

[1]) Bei *ãone* (und *drão*): ist außerdem beeinflussung durch das privative *ão-* < *un-* anzunehmen. Dies zeigt sich noch deutlicher in solchen maa., die altes *ūn* nicht diphthongiert haben; so z. b. in Schwenningen (Haag s. 26) *ũũne, drũũ*.

[2]) Es ist sogar durch solchen systemzwang gelegentlich *ã* für lautgesetzliches *ãõ* eingetreten; so in der Ebinger *gãs*-enclave, s. Ostd. stud. 2, 63 f. — Wenn in Onstmettingen jetzt *gõs* neben *hãõf* steht, so wird dieses *õ* ebenfalls auf analogiebildung beruhen, denn daß der diphthong dort lautgesestzlich ist, beweist doch wohl schon der name des ortes: *ãõšmĕdeŋă* < *ansmuotingun* (s. OABeschr. Balingen s. 470).

[3]) Genauer *doand* < *dõand* [dies ist heute die form des NW, aus der die unsrige durch 'unechte kürzung' entstanden ist, Ostd. stud. 3, 120]

Man darf diese angleichung vielleicht schon in in die zeit vor dem aufkommen der nasaldiphthongierung verlegen, da wir auch im stammland der letzteren — mit ausnahme natürlich des gebiets der spontanen *â*-diphthongierung[1]) — großenteils *gònd, šdònd* u.s.w.[2]) finden: ein monophthongisches **gõd*, **šdõd* u.s.w. konnte immerhin eher[3]) der angleichung an **dõãd* verfallen als etwa **gõũd*, **šdõũd* u.s.w. bez. *gãõd, šdãõd* u.s.w.[4])

Ich behaupte also: altes *ōn* < ahd. *ân, ôn* ist in Ostdorf lautgesetzlich nicht diphthongiert worden; nur gewisse verbalformen und partikeln zeigen heute infolge von wortverdrängung den diphthong *ãõ*; das ebenfalls in gewissen verbalformen für ahd. *â* vorkommende *ao* beruht auf angleichung an ein anderes verbum.

Wir haben nun auch noch einen blick auf die verbindung *ōm* < ahd. *âm*[5]) zu werfen. Von vornherein dürfen wir hier

---

< *dõãd* [nasalverdichtung, Ostd. stud. 3, 39; *dõãd* neben *gãõd* usw. hat heute noch die gegend um Spaichingen] < *tuont*.

[1]) Denn in diesem war ja *ân* mit den übrigen *â* schon lange vor eintritt der nasaldiphthongierung zu *aon* geworden. — Übrigens scheint *gònd* usw. in neuerer zeit durch zurückdrängung des bodenständigen *gãõd* usw. starke forttchritte gemacht zu haben, s. darüber Haag, Baarma. s. 106. Allzuviel ist demnach auf die oben im text gezogene schlußfolgerung jedenfalls nicht zu geben.

[2]) Das hier als vorbild dienende *dònd* < *doand* durch 'streckung'; Ostd. stud. 2, 56 f. 3, 124 ff.

[3]) Übrigens könnte hier auch ein nasaler 'nachschlag' im spiel sein, wie wir ihn z. b. bei unserm *kẽãm* < ahd. *chwâmi* finden.

[4]) Haags linie 8 *α*, die das größere östliche gebiet mit erhaltenem lautgesetzlichem *gãõd* usw. abgrenzen soll, ist gründlich falsch; die grenzorte, soweit sie mir bekannt, sind folgende: Salmendingen—Ringingen [hier statt *gãõd* u. s. w. ein merkwürdiges durch die sonstigen *-ăd* < *-ent* beeinflußtes *gãõăd, šdãõăd, hãõăd* u. s. w., das ich auch in Storzingen gefunden habe]—Onstmettingen—Streichen—Frommern—Endingen —Erzingen—Weilheim—Thieringen—Obernheim—(nicht Unterdigisheim) — Meßstetten — (nicht Hartheim) — Nusplingen — Heinstetten (nicht Schwenningen) — Hausen i. Th. — (nicht Gutenstein) Unterschmeien. — Das nördlich von *gãõd* usw. auftretende *geand* (bez. *gènd, gend*) = 'eunt' ist wohl an *geand* (= 'dant'), *seand* < mhd. *gënt, sënt* [s. Michels, Mhd. elemb. §§ 156. 108] angelehnt; vielleicht liegt auch beeinflussung durch *weand* (= 'fiunt') < *wërnt* < *wërdent* vor.

[5]) Über *ēm* < ahd. *âm* + *i* weiß ich nicht viel zu sagen: das regelmäßige ist natürlich — mindestens in Ostdorf — erhaltung des mono-

annehmen, daß eine mundart, die sogar bei *ōn* den monophthong bewahrt, das *ōm* erst recht undiphthongiert läßt, da ja sogar der ahd. diphthong *oum* bei uns der monophthongierung verfällt. Allerdings ist dabei auffällig, daß dieses *ōm* die länge bewahrt hat, während mhd. *ûm* bei uns heute zu *ŏm* verkürzt erscheint: also *grōmă* < *chrâmôn* neben *domă* < ahd. *dûmun*. Doch kann man ja annehmen, daß diese kürzung älter ist, als die verschiebung des ahd. *â* gegen *ō* hin, so daß also das damals noch vorhandene *ā* von ihr, die jedenfalls nur die längen der *u*-reihe betroffen hat, verschont bleiben konnte.

Ob das *ôm* außerhalb des mittleren streifens im nordwesten von spontaner oder im südwesten von nasaler diphthongierung betroffen und das so entstandene **ãõm* < ahd. *âm* zugleich mit dem aus ahd. *oum* hervorgegangenen dann nachträglich wieder zu *ōm* reduciert worden ist, bleibt vorerst eine offene frage.[1]) Auf alle fälle ist aber im auge zu behalten, daß in den gebieten der lautgesetzlichen diphthongierung des *ôn* alteinsilbige formen wie ahd. *chrâm* lautgesetzlich über mhd. *krôn* zu **grãõ* werden mußten: es kann also, selbst wenn neben einem nom. acc. sing. **grãõ* etwa ein dat. sing. *grōm* (< **grãõm?*) < mhd. *chrōm* < ahd. *chrâme* stand, der diphthong, welcher im auslaut vor secundärer monophthongierung durch das *m* jedenfalls gesichert war, gelegentlich die oberhand gewonnen haben. Ein solcher fall scheint mir vorzuliegen in dem worte *kãõ* < ahd. **chwâm*[2]) = 'schimmelflocke auf dem

phthongs. Für ahd. auslaut könnte dieses *ēm* naturgemäß nie stehen. — Übrigens ist *âm* im ahd. auslaut bekanntlich zu mhd. *ân* geworden (s. Michels, Mhd. elemb. § 101, 3), so daß also im mhd. z. b. ein nominativ *chrân* neben einem dativ *chrâme* (bez. später nom. *chrōn* neben dat. *chrōm*) gestanden haben muß.

[1]) In Ostschwaben, wo ahd. *oum* diphthongisch geblieben ist, erscheint natürlich auch für ahd. *âm* regelmäßig *ãõm*. — Ob in Emmingen *jaumər* wirklich neben einem monophthongischen *bɔmm* steht, gibt Haag leider nicht ausdrücklich an.

[2]) Dies ist wohl als ahd. substrat anzusetzen; denn unser wort ist doch wohl mit ahd. *chwât* [davon ostd. *kêrde* 'irden' < *chwâtîn* nach Ostd. stud. 3, 92], ahd. **chutar* [> ostd. *kudr̥* 'kehricht'], ahd. **chodar* [> ostd. *kódr̥* 'racheuschleim'] und ahd. **chotzôn* [> ostd. *koză* 'sich erbrechen'] zu der idg. basis *gᵘē* 'schmutz' zu ziehen. — Daß die soeben genannten wörter untereinander etymologisch verwandt sind, hat vor schon bald

getränke', zu welchem kaum vorkommenden singular nun (wohl nach analogie von *bǟō-bǟōnă*) ein plural *kǟōnă* und ein adjectiv *kǟōnĭg* gebildet wird. Bei diesem substantiv[1]) ist auch in Ostdorf der diphthong eingedrungen, weil das wort der schriftsprache fehlt und auch keine umgelautete form vorkommt.

Etwas anders verhält es sich mit ostd. *brǟōbér* f. brombeere < ahd. *brâm-beri*, neben *brōml* f. brombeerstrauch < ahd. *brâmala*. Auch hier wird zwar ahd. *brâm-* über mhd. *brân-* in den diphthongierungsgebieten regelrecht zu *brǟō-* geworden sein;[2]) aber die hauptschuld an der ausbreitung des diphthongs über ganz Schwaben trägt bei diesem wort die volksetymologische anlehnung des ersten bestandteils an *brǟō* < ahd. *brûn*.[3]) — Ebenso beruht in ostd. *ǟōmáxd* < ahd. *âmaht*[4]) und doch wohl auch in ostd. *ǟōmas* < ahd. *âmeiza* das *ǟō-* der ersten silbe auf vermischung mit dem privativen *ǟō-* < ahd. *un-*.[5])

---

100 jahren Schmid (Schwäb. wb. s. 322) gesehen. Neuerdings aber hat im jahrb. d. hist.-litt. zweigvereins d. Vog.-clubs 13, 177 ein Herr Faber unser 'kotzen' unter beihilfe des rabbiners Moog und des israelitischen schulvorstehers Woch [l. c. s. 171] von hebr. zeitwort *kuz* I 'er hatte ekel, er erbrach sich' ableiten wollen, und Meisinger hat dies in der Zs. fhdma. 1, 173 aufgenommen. Die wörterbücher zum alten testament kennen nun allerdings קוץ nur in der bedeutung 'sich ekeln', nicht 'sich erbrechen'; aber vielleicht ist letztere bedeutung neuhebräisch. Ich meinerseits hege gegen die in Straßburg beliebte manier, alle möglichen gut deutschen wörter aus der judensprache zu erklären (vgl. z. b. Ostd. stud. 2, 23, anm. 3), einen lebhaften widerwillen.

[1]) Trotz Ostd. stud. 3, 29.

[2]) Es ist dies nicht der einzige fall, wo ein compositum eine sonst verloren gegangene alteinsilbige form in ihrer lautgesetzlichen gestalt bewahrt hat, vgl. z. b. *blórnágl* (Ostd. stud. 3, 63, anm. 3).

[3]) Besonders deutlich zeigt sich das im SW., wo sich ahd. *ûn* der diphthongierung entzogen hat; dort (z. b. in Fridingen, Renquishausen, Königsheim, Schörzingen; ebenso in Schwenningen, Haag s. 25) heißt es nämlich *brūbér*, wobei das *brū-* aus ahd. *brâm-* lautgesetzlich nicht abzuleiten ist. Auch die form *brōbér*, die ich mir aus Dürbheim und Irslingen notiert habe, gehört wohl hierher, obwohl sie wenigstens am letztgenannten ort — auf der monophthong-insel! — schließlich auch lautgesetzlich auf *brâm-beri* zurückgeführt werden könnte. Vgl. jetzt auch das Schwäb. wb. s. v. brombere. In Aldingen, oa. Spaichingen steht allerdings *brǟūbér* neben *brō* 'braun'.

[4]) Dazu *ǟōmêxdĭg* 'ohnmächtig'; *ẽ d ǟōmáxd šlǟă* = niederschlagen (von menschen; doch auch vom abknicken von pflanzen).

[5]) Dies beweisen auch hier wieder formen des südwestens wie *ummòs*

Ich behaupte also auch hier: *ōm* < ahd. *âm* ist in Ostdorf lautgesetzlich nicht diphthongiert worden; wo trotzdem heute der diphthong erscheint, liegt kreuzung mit anderen wörtern, oder auch [bei *kā̃ō̃nă*] ausbreitung des *ā̃ō̃* durch wortverdrängung vor.

Wir haben uns nun also die weitere entwicklung des mhd. *ō, ȫ, ē* < ahd. *â, ô, ê* vor *n* in Westschwaben etwa folgendermaßen zu denken. Zuerst, noch in mhd. zeit, wurde im nordwesten *ōn, ȫn, ēn* durch spontane diphthongierung zu *oun, öün, ein* und weiter durch spontane weitung zu *aon, äön, aen*, und zwar dies bis zu einer gegen süden vorerst nicht mehr feststellbaren grenze, die aber für *ȫn* und *ēn* jedenfalls weiter zurücklag[1]) als für *ōn*. Dann breitete sich in späterer, etwa neuhochdeutscher[2]) zeit, von der obersten Donau her die

(Buchheim), *ummôs* (Fridingen, Mühlheim, Bärenthal, Schörzingen), *ummóas* (Renquishausen). — In der zweiten silbe ist das regelrechte *-môas* teilweise erhalten, teils aber durch unechte kürzung [Ostd. stud. 3, 120] zu *-moas* und von da z. b. in Ostdorf über *-mǫas* zu *-mas* [Ostd. stud. 2, 53, anm. 3], im gebiet der streckung [Ostd. stud. 2, 56 f.] aber zu *-mòs* geworden. Die form *-môs* muß auf anlehnung (an *môs* 'maß' oder an *ôs* 'as'?) beruhen; denn die westhegauische streckung der unechten langdiphthonge [Haag, Baarma. s. 73] kann sich doch nicht wohl so weit nördlich verirrt haben.

[1]) Daß etwa *ȫn* und *ēn* sich der spontanen diphthongierung überhaupt entzogen haben, ist nicht anzunehmen; denn nasaldiphthongiertes *lā̃ẽ* wäre doch kaum von der oberen Donau bis über die Rems hinaus (s. Fischers karte 11) nach norden vorgedrungen. Auch für *ēn* scheint mir durch den plural *gā̃ẽs* neben *gā̃s* um Weilheim oa. Kirchheim herum die einstige diphthongierung garantiert. Die alte schreibung *Schainbuoch* (Fischer, Geogr. s. 35, anm. 1) dürfte somit doch wohl eine aussprache *šā̃ẽbuəx* andeuten. Daß *šā̃ẽ* und *zwā̃ẽ* im herzen Schwabens jetzt gänzlich verdrängt sind, dürfte — sofern Fischer hier überhaupt recht berichtet ist — so zu erklären sein, daß zwar spontan-diphthongiertes *lā̃ẽ, gā̃ẽs* usw. an dem nasaldiphthongierten eine stütze fand, nicht so aber *šā̃ẽ, zwā̃ẽ*: die diphthongischen plurale nämlich haben durch systemzwang von beiden seiten her eine solche verbreitung erlangt, daß sich schließlich ihre gebiete im SO. ebenfalls berührten; wohingegen spontan- und nasaldiphthongiertes *šā̃ẽ, zwā̃ẽ* nie zusammengekommen sind, einander also auch nie stützen konnten. Als terminus a quo wird für Schwenningen durch *zā̃ī̃* < *zeni* (Haag s. 24) die monosyllabische dehnung erwiesen.

[2]) Daß dieser lautwandel bis hart an die gegenwart heran reiche, braucht durchaus nicht mit Haag (Baarma. s. 23) aus wörtern wie *štatsiā̃ū̃* in Schwenningen gefolgert zu werden; es wird die endung *-iā̃ū̃* in irgend-

nasale diphthongierung des *ō, ē*[1]) < ahd. *ô, â, ê* zu *ou, ei* aus. Das so entstandene *oun* (aber nicht *ein*!) stieß auf einer linie im südosten mit dem von norden vordringenden *aon* < ahd. *ôn, ân* zusammen; es bestand nun also ein zusammenhängendes diphthongierungsgebiet für ahd. *ôn, ân*, das sich von Südwestschwaben über den südosten und osten bis nach Nordwestschwaben erstreckte, aber gerade im mittleren Westschwaben einen keilförmigen einschnitt hatte, in dem der monophthong erhalten blieb; auch war damals die diphthongierung zunächst keine einheitliche, indem sich die von süden gekommenen *oun* noch von den aus dem norden stammenden *aon* unterschieden. Erst durch die von norden vordringende neuschwäbische nasalweitung[2]) sind dann auch jene südlichen *oun* auf einem größeren

---

welchen älteren fremdwörtern schon länger vorhanden gewesen und durch eine art suffixsubstitution auch auf neuere entlehnungen übertragen worden sein.

[1]) Keineswegs, wie Haag (Baarma. s. 23) meint, *ɔ̃ɔ̃, ɛ̃ɛ̃*; denn die unmittelbare vorstufe des *ou, ei* muß notwendig *oo, ee* gewesen sein. Haag projiciert hier die modernsten verhältnisse seiner specialmundart ganz fälschlich in eine frühere zeit hinein und richtet dadurch (besonders im letzten absatz seines abschn. 15, vgl. dazu Ostd. stud. 3, 93, anm. 2; 116, anm. 1) eine ganz heillose verwirrung an. Eine altschwäbische nasalweitung gibt es überhaupt nicht, sondern nur, wie oben s. 189 gezeigt, eine altschwäbische nasalengung. Dagegen gibt es sowohl eine neuschwäbische als eine neualemannische nasalweitung, die über das schwäbisch-alemannische grenzgebiet, in dem z. b. Schwenningen liegt, beide nacheinander hinweggegangen sind. Zuerst kam die schwäbische, von der gleich nachher im text die rede sein wird und durch die z. b. mhd. *riemen* zunächst zu *reəmə* gesenkt wurde; dann von der anderen seite die alemannische, die nur *e, o* und die damit als ersten componenten zusammengesetzten diphthonge betraf [wobei der zweite component unverändert blieb] und die z. b. das soeben erwähnte *reəmə* noch weiter zum heutigen *rɛəmə* geweitet hat. Zur zeit der nasaldiphthongierung aber, die ja (s. text) sogar älter als die schwäbische nasalweitung ist, konnte es noch kein alemannisches *ɔən* < *oan* geben. — Weiter scheint mir noch eine offene frage, ob der vocal zur zeit der diphthongierung bereits nasaliert war; heißt es *ón* > *oun*, oder *õn* > *õũn*, oder gar bereits *õ* > *õũ* (mit schwund des *n*)? — Auch daß die diphthongierung nur 'im auslaut' lautgesetzlich sei (Haag l. c. s. 23), ist unrichtig: *fəršãũnɔ* heißt es ja auch in Schwenningen (Haag s. 27), *mɛ̃ɛ̃ntig* (ibid. s. 26) aber wird — worauf auch das erhaltene *n* hinweist — dort fremdwort sein.

[2]) Vgl. die vorige anmerkung. Daß diese neuschwäbische nasalweitung von der älteren, aus dem bairisch-fränkischen osten stammenden, spontanen

teil ihres gebiets, insbesondere im südosten, zu *aon* geworden und dadurch mit den centralschwäbischen *aon* < *ōn* lautlich zusammengefallen, so daß sie jetzt in der gegend ihres zusammentreffens nicht mehr auseinanderzuhalten sind. Das ganze gebiet der nasaldiphthongierung hat diese nasalweitung allerdings nicht überflutet; vielmehr sind im äußersten südwesten teils *ein* und *oun*, teils *ein* allein[1]) erhalten geblieben.

Aus alledem geht hervor, daß die *ãõ* < ahd. *ân* in Westschwaben gegenüber dem gewöhnlichen vertreter des ahd. *â*, offenem *ô*, nicht sowohl, wie man bisher so ziemlich allgemein angenommen hat,[2]) eine infolge der nasalierung erhalten gebliebene v o r s t u f e, als vielmehr eine durch die nasalierung veranlaßte w e i t e r e n t w i c k l u n g repräsentieren.

Weiter soll nun allerdings auch der in Ostschwaben als vertreter des ahd. *â* in a l l e n stellungen fungierende diphthong als vorstufe unseres *ô* gelten und die einstige verbreitung des

---

weitung zu trennen ist, geht schon daraus hervor, daß sie — im unterschied von der letzteren — auch noch die *ei, ou* < ahd. *î, û* mit betroffen hat, so daß also im bereich ihrer wirksamkeit die diphthongierungsproducte von ahd. *ên* und *în*, sowie von ahd. *ân, ôn* und *ûn* zusammengefallen sind; es kann also z. b. in derselben mundart *brãõ* < *brûn* neben *lãõ* < *lōn*, dagegen nie **braod* < *brût* neben *raod* < *rôt* stehen.

[1]) Letzteres gilt namentlich auch von der gegend 'nordöstlich 4*γ*, osthälfte', von der Haag (Baarma. s. 66) behauptet, es gelte dort *ɛ̃ĩ, ɔ̃ũ*; in wirklichkeit ist dort *oun* zu *ãũ* geweitet, *ein* aber erhalten geblieben als *ẽĩ* (genauer *ɛ̃ĩ*: der erste component zeigt neualemannische nasalweitung!). Es steht also z. b. in R e n q u i s h a u s e n neben dem singular *lãũ* < *lôn* ein plural *lẽĩ*, und daneben auch noch *wẽĩ* < *wîn* u. s. w. [dagegen *brũ* < *brûn*!]. — Überhaupt verlaufen bei dieser schwäbischen nasalweitung, die ihre wirkung [im unterschied von der alemannischen] nur auf *i, u* und die damit als erstem oder zweitem componenten zusammengesetzten diphthonge erstreckt [wobei aber *i, u* als zweiter component an den rändern des schwäbischen gebiets meist unverändert erscheint, während der erste component gesenkt ist], die grenzen der einzelnen gruppen sehr verschieden; so hat z. b. S c h w e n n i n g e n (nach Haag) *wĩĩ, brũũ* neben *lãũ, šãĩ, rɛ̃ãmɔ, tɔ̃ã*. — Wenn aber in jener gegend nordöstlich 4*γ* (s. Haag, l. c.) orales *ai* neben nasalem *ẽĩ* [also z. b. in R e n q u i s h a u s e n *šnai* neben *lẽĩ*] steht, so ist dort eben die nasalweitung hinter der früheren spontanen zurückgeblieben.

[2]) S. außer Nagl z. b. Bohnenberger, Gesch. d. schwäb. ma. im 15. jh., s. 26.

ao < *â* über ganz Schwaben erweisen helfen. Sehen wir einmal zu, wie die dinge hier liegen.

Wie bei einer späteren gelegenheit des näheren auszuführen sein wird, ist in Ostschwaben ahd. *ê, ô* noch in ahd. zeit zu *ēa, ōa* gebrochen worden. Nehmen wir nun einmal an, ahd. *â* habe sich auch dort zunächst zu offenem *ê* bez. *ô* entwickelt: was scheint dann natürlicher, als daß in die durch jene brechung des ahd. *ê, ô* frei gewordene stelle des geschlossenen *ē, ō* das bisher offene *ê, ô* = ahd. *â* eingerückt ist? Mit anderen worten: das gemeinschwäbische offene *ê, ô* [= ahd. *â*] wird durch eine specifisch ostschwäbische spontane engung zu *é, ó* erhöht worden sein, und zwar so zeitig,[1]) daß die von Centralschwaben aus vordringende spontane diphthongierung in Ostschwaben bereits diese *é, ó* < ahd. *â* antraf, die dadurch zunächst zu *ei, ou* und später durch die von nordosten kommende spontane weitung zu *ae, ao* geworden sind. So erweist sich auch hier die tonerhöhung des ahd. *â* bis zu geschlossenem *ō* (bez. *ē*) als vorbedingung für den diphthong.

Endlich könnten auch noch die *au* < ahd. *â* um die oberste Donau und im Hegau in betracht kommen. Und da muß ich nun freilich unumwunden gestehen, daß in diesem falle auch mir die annahme einer spontanen diphthongierung des ahd. *â* zunächst zu *ao* die einfachste erklärung zu sein scheint. Diese diphthongierung muß wohl eingetreten sein, ehe sich das *â* über das 'hohe' (nhd.) *ā* hinaus gegen *ô* hin entwickelt hatte, da ja der erste component des diphthongs eben diesen lautwert zeigt.[2])

[1]) In einem teile des Ostfränkischen (Heiligs S: s. ma. d. Tauberg. § 69 c) ist diese engung so früh (oder die brechung des *ó* so spät) eingetreten, daß auch das *ō* < ahd. *â* noch weiterentwicklung zu *oa* mitmachen konnte: also *broadă* 'braten' u. s. w.

[2]) Ähnlich schließt schon Stickelberger, Lautl. d. leb. ma. d. st. Schaffh. s. 30. Spätere weitung eines (zunächst etwa aus *ô* hervorgegangenen) *ou* scheint hier deshalb ausgeschlossen, weil in jenen gegenden auch ahd. *ou* keine weitung zeigt. — Dagegen muß allerdings der umlaut *ai* durch spontane weitung von *ei* entstanden sein, wobei aber zu beachten ist, daß der umlaut des *au* < *â* durchaus nicht, wie es nach Haag (Baarma. s. 68) scheinen könnte, überall *ai*, sondern vielmehr, wie bereits Fischer (Geogr.

Man muß sich indes sehr hüten, von hier aus ohne weiteres auf die schwäbischen verhältnisse zu schließen; denn das Eltagebiet sowohl als das Hegau mit seinen mancherlei seltsamkeiten geht in sprachlicher hinsicht vielfach seinen eigenen weg, bildet ein dialektgebiet für sich.

Aber wollte man selbst die theoretische möglichkeit einer entwicklung *â* > *ao* auch fürs schwäbische zugeben — und ich bin in der tat nicht abgeneigt, dies zu tun —, so stehen doch der annahme einer weiterentwicklung dieses *ao* zu *ô* die gewichtigsten bedenken gegenüber.

Daß die *ô*, welche heute die inselartigen trümmer des südwestlichen diphthonggebietes[1]) umfluten, nicht lautgesetzlich aus *ao* oder *au* entstanden, sondern durch wortverdrängung aus den nachbarmundarten gekommen sind, scheint ziemlich allgemein angenommen zu werden.[2]) Aber ich glaube noch

---

s. 33) richtig angibt, vielfach auch *ẹi* [= Haags *εi*] lautet, nämlich da, wo keine bez. nur eine embryonale weitung des *ei* stattgefunden hat und wo wir daher formen wie *trẹit* < ahd. *tregit*, *g̊lẹi* < ahd. *chlêo* finden. Eine 'abstufung' wie etwa *khais* : *glεi* ist somit im Elta-gebiet wohl ausgeschlossen, mögen auch dort (nach Haag, l. c. s. 69) mhd. *â* und *ô* bez. *æ* und *œ* noch als *au* und *ɔu* bez. *oi* und *εi* auseinandergehalten werden. [Das auseinandergehen von *æ* und mhd. *ê* beweist, daß die fragliche weitung älter ist als die entrundung des *œ*.] Übrigens bietet Haag selbst in den sprachproben seines IV. teils formen wie *tεifər* < mhd. *getæfer* (aus Trossingen) oder *šträissle* < mhd. *stræzzelî* (aus Emmingen).

[1]) Einiges nähere über die ehemalige ausdehnung dieses gebietes — das übrigens nach norden wohl nie viel weiter als heute gereicht hat — ließe sich vielleicht noch ermitteln, wenn in der betreffenden gegend bei wörtern wie ahd. *gân* der schon in älterer zeit direct aus *ā* hervorgegangene diphthong und das product der viel jüngeren nasaldiphthongierung eines aus *ān* weiter entwickelten *ōn* noch auseinandergehalten würden, so daß etwa *gau(n)* auf ältere spontane *â*-diphthongierung, dagegen *gou(n)* oder dergl. auf jüngere nasale *ō*-diphthongierung hinwiese. Aber nach Haag (Baarma. s. 66) ist leider 'unterscheidung von *ân* und *ôn* ... nirgends mit sicherheit zu beobachten'. Bedenkt man übrigens, wie beschränkt heute im südwesten das vorkommen von formen wie *jaur* > *jâr* ist, so kann man vermuten, daß auch spontan diphthongiertes *gaun* < *gân* einst sehr wenig verbreitet gewesen sein wird — was dann gegen die weitere ausdehnung der diphthongierung vor anderen, indifferenten consonanten noch nichts beweist. Daß die beiden diphthong-inseln Elta—Egg und Aitrach—Südwesthegau einst zusammengehangen haben, darf man wohl ohne weiteres annehmen.

[2]) S. z. b. Fischer, Geogr. s. 33, anm. 1.

weiter behaupten zu dürfen, daß eine derartige[1]) spontane monophthongierung echter diphthonge den schwäbischen, ja vielleicht sogar den gesamten oberdeutschen dialekten in historischer zeit überhaupt fremd und ganz ohne beispiel ist.[2]) Warum also, so möchte ich schließlich fragen, sollen wir auf einem so bedenklichen umwege ein ziel zu erreichen suchen, zu dem wir ohne alle schwierigkeit[3]) direct gelangen können?

Ich denke vielmehr, es bleibt bei meinem schon vor jahren (Ostd. stud. 1, 11, anm. 2) ausgesprochenen satze, daß 'ahd. *â*

---

[1]) Etwas ganz anderes als eine solche verschmelzung der componenten des diphthongs zu einer auf der mittellinie zwischen beiden gelegenen einfachen länge ist natürlich diejenige monophthongierung, welche darin besteht, daß die sonans des diphthongs gedehnt wird, während die consonans schließlich ganz verstummt. Diese letztere erscheinung liegt vor z. b. in dem nordwestschweizerischen und ostfränkischen *á* < ahd. *ei*, sowie in dem fränkisch-bairischen *á* < ahd. *ou*. Sie liegt ferner auch vor in dem — von Bohnenberger (Gesch. d. schwäb. ma. im 15. jh., s. 127) und Fischer (Geogr. § 31) ganz falsch beurteilten — *ô* < ahd. *ou*, das in einem schmalen, langgestreckten streifen im osten auf der grenzscheide zwischen Schwaben und Bayern vorkommt; die entwicklungsreihe ist dort m. e.: ahd. *ou* > *ao* [spontane weitung] > *āo* > *ā* > *ô*, d. h. das verstummen der consonans (möglicherweise auch nur die dehnung der sonans) ist eingetreten, ehe die trübung des ahd. *â* über das 'hohe *ā*' hinaus fortgeschritten war, so daß das *ā* < ahd. *ou* sich mit dem ahd. *â* gegen *ô* hin weiter entwickeln konnte.

[2]) Wenn Stickelberger (s. 30) meint, daß 'eine solche zusammenziehung eines diphthongs in einen langen vocal nicht gegen den geist der mundart wäre', so hat er dabei wohl eben die *á* < *ei* in Schaffhausen im auge, von denen in der vorigen anmerkung die rede war: damit ist es also nichts. — Hat doch neuestens der Däne Gudmund Schütte in einer für dialektforscher auch sonst sehr lesenswerten arbeit (Idg. forsch. 15, 278 f.) die vorliebe für den diphthong geradezu als das charakteristikum unserer hochdeutschen bauerndialekte bezeichnet — eine behauptung, deren richtigkeit ich übrigens vorläufig dahingestellt sein lassen möchte.

[3]) Man halte mir nicht etwa entgegen, daß eine trübung wie die des ahd. *â* zu *ô* ja auch im schwäbischen sonst ohne beispiel sei: es gibt eben überall nur ein *ā*, aber echte diphthonge, die gelegenheit zur monophthongierung geboten hätten, gibt es bei uns auch außer dem angeblichen *ao* < *â* noch genug. Hat doch Bohnenberger (Gesch. d. schwäb. ma. im 15. jh., s. 25 f.) mit vielem scharfsinn und vermittelst der subtilsten zwischenstufen die tatsache nicht zu erklären vermocht, daß *ao* < ahd. *ou* bei uns diphthongisch geblieben ist. — Übrigens darf ich immerhin wohl auch auf die *ô* < ahd. *â* in den oberdeutschen nachbarmundarten verweisen, da Nagl mit seinem universal-stammvater a^u (s. oben s. 167) doch ziemlich allein zu stehen scheint.

auf dem gesamten schwäbischen gebiet zunächst offenes *ô* geworden' und daß (Ostd. stud. 3, 25, anm. 1) 'wo immer heute auf schwäbischen boden ahd. *â* als diphthong erscheint, . . . dieser sicher erst secundär aus *ô* entwickelt' ist.

V.

Ich komme nun zu der ahd. kürze *a*, welcher Nagl für die älteste zeit den lautwert eines offenen *ò* vindiciert und zwar, wie es scheint, in erster linie aus einer art local- oder provincialpatriotismus, der den lautstand gerade seiner mundart gerne als den echtesten und ursprünglichsten hinstellen möchte. Denn was Nagl sonst noch zugunsten seiner hypothese vorbringt, ist recht fadenscheiniger natur.

Daß im bairischen, fränkischen und in vielen schweizer mundarten heute ein *o*-laut für ahd. *a* eintritt, beweist selbstverständlich für dessen ursprüngliche geltung nichts; mit demselben recht könnte man *ô* oder dergl. auch für den ältesten lautwert des ahd. *â* erklären.

Den stärksten trumpf, den Nagl auszuspielen hat, bilden wohl die Montavoner formen *gstârba, dârf* u. s. w., die in der tat auf den ersten blick einen lautwandel *o* > *a* zu repräsentieren scheinen. Allein mit diesem *â*, das nur vor *r*-verbindungen vorkommt,[1]) hat es wohl eine ähnliche bewandtnis wie mit dem *a* in unserem ostdorfischen *margă* < *morgen*,[2]) d. h. es wird ebenso wie dieses, durch consonantisierung und schließlichen schwund des ersten diphthong-componenten, aus dem im Bregenzerwald und Walgau dafür eintretenden *gstòarba* u. s. w.[1]) hervorgegangen sein. — Wenn aber Nagl mit mhd. schreibungen wie *verwarren, wart* u. s. w. arbeitet, so ist dagegen zu sagen, daß mit derartigen producten der reimnot oder einer schreiberlaune schließlich alles anzufangen ist. Daß jene schreibungen mit *a* für ahd. *o* 'ein beweis für die ähnlichkeit beider laute' sind, will ich noch meinetwegen gelten

[1]) S. Perathoner s. 28.

[2]) S. Ostd. stud. 2, 53, anm. 3. [Dieselben gegenden, die *margă* (adv. *man* = *cras*) haben, haben *hwan* 'horn'. Daß *hw* bleibt, *mw* > *m* wird, begreift man leicht. F.]

lassen,[1]) aber sie sind dann, sobald man sie nur als umgekehrte schreibungen auffaßt, mindestens ebenso gut für eine entwicklung *a* > *ò* zu verwerten.

Was ferner die 'ahd. schwankungen aus dem *a* ins *o*' betrifft, so wird man es da doch besser bei Braunes erklärung bewenden lassen. Und ganz verfehlt scheint mir schließlich der hinweis auf Noreen, Urgerm. lautlehre § 6, 2, womit doch wohl gemeint ist, daß in der ursprünglich *o*-haltigen qualität des ahd. *a* noch eine spur der [teilweisen!] herkunft desselben aus idg. *o* zu finden sei. Denn wenn schon Nagl im ahd. *â* mit vollem recht ein hereinspielen des urgermanischen lautwertes *ē* in die historische zeit des althochdeutschen annimmt, so ist das doch etwas ganz anderes, als wenn er bei ahd. *a* ein nachwirken der indogermanischen verhältnisse vermutet. Hier handelt es sich ja nicht, wie dort, um eine weiterentwicklung innerhalb des germanischen, sondern vielmehr um einen der ältesten[2]) lautwandel, durch die das urgermanische aus dem indogermanischen herausgewachsen ist: urgerm. *a* < idg. *o* existierte schon jahrhunderte lang, ehe von einer verschiebung des gemeingermanischen *ē* gegen *ā* hin die rede sein kann.

Ich will nun meinerseits die gründe, die mir gegen Nagls hypothese zu sprechen scheinen, der reihe nach durchnehmen, wobei ich mit denjenigen den anfang mache, auf die ich selbst weniger gewicht lege.

Erstens möchte ich darauf hinweisen, daß bisher illiterate völker, wenn sie sich erstmals ein alphabet für ihre sprache zurecht machen, dabei in der regel die höchst vernünftige praxis befolgen, ein und dasselbe zeichen nur für qualitativ gleiche oder doch sehr ähnliche laute zu verwenden, und wir dürfen soviel gesunden menschenverstand wohl auch unseren

---

[1]) Es bleibt immerhin zu beachten, daß die beispiele bei Weinhold (Alem. gr. § 11), soweit sie überhaupt hierher gehören dürften, nur altes *o* vor *r* und *n* betreffen, also in stellungen, wo z. b. im heutigen vorarlbergischen brechung des *o* ('zerdehnungsdiphthong') vorkommt. Sollten aber diese schreibungen mit *a* ein gebrochenes *o* ausdrücken, so sprechen sie wohl ebensowenig für einen *o*-ähnlichen lautwert des *a*, als die von Weinhold im selben paragraphen erwähnten '*a* für gebrochenes *ë*' einen lautwert *è* od. dergl. dafür erweisen können.

[2]) S. neuestens van Wijk in Beitr. 28, 251 ff.

vorfahren zutrauen. Nachdem wir [d. h. Nagl und ich] nun früher für ahd. *â* (das wir uns in der ersten zeit natürlich stets einfach *a* geschrieben denken müssen) den lautwert des mhd. *æ* [= ostd. *ê*] festgestellt haben, sind wir [d. h. Nagl und ich] doch kaum berechtigt, für ahd. *a* den lautwert des mhd. *a* [= ostd. *a*] oder gar des heutigen bayrischen *à* [= ostd. *ò*] anzunehmen. Vielmehr spricht a priori alles dafür, daß ahd. *a* anfangs den lautwert des mhd. *ä* [= ostd. *è*] gehabt hat. Absolut zwingend scheint mir diese folgerung nur deshalb nicht, weil wir nicht wissen können, inwieweit die begründer des althochdeutschen schrifttums — natürlich kleriker — sich von dem damaligen romanischen schreibgebrauch mit seiner durch eine nahezu tausendjährige entwicklung belasteten orthographie beeinflussen ließen. Ein romanischer schreiber nämlich konnte damals allerdings sehr leicht dazu kommen, mit dem zeichen *a* gleichzeitig die lautwerte *è* und *ò* zu verbinden.[1]

Zweitens meine ich, es sollte gerade einem Österreicher oder Baiern der gedanke besonders nahe liegen, daß sein *ò* $<$ ahd. *a* und sein *ô* $<$ ahd. *â*[2]) auf einer und derselben tendenz seiner mundart beruhen, die *a*-laute gegen *u* hin zu verschieben. Wohingegen es einem Schwaben schwer fallen muß, zu glauben, daß sein heimatdialekt zuerst sein (einen offenen *ē*-laut repräsentierendes) *â* über *á* zu *ô* verschoben habe, um dann gleich darauf sein (angeblich einen offenen *o*-laut repräsentierendes) *a* gerade in umgekehrter richtung zum heutigen (ahd. oder ostd.) *a* und der differenzierung wegen auch sein (angeblich zuerst wie heutiges *a* bez. *á* lautendes) *ä* und *æ* zum heutigen *è* bez. *ê* zu entwickeln. Viel einfacher ist da doch wohl meine hypothese,[3]) wonach hd. *a* und *â* eine vollkommen parallele entwicklung durchgemacht haben und zwar in der weise, daß

[1]) Im rätoromanischen des Vorderrheintals (Sedrun) steht (und stand vielleicht schon im 8. jh.) z. b. *tχêza* 'haus' neben *flòma* 'flamme' [nach Gartner; die vocale nach meiner transcription]: man wird aber wohl noch lange nach eintritt der betreffenden verschiebungen gleichmäßig *casa* und *flamma* geschrieben haben.

[2]) So liegen die verhältnisse noch heute z. b. in Pernegg in Kärnten, s. Lessiak, Beitr. 28, 58. Anderwärts ist auch im bairischen (vgl. oben s. 182, anm. 3) weiterentwicklung zu *ó*, *ú* u. s. w. eingetreten.

[3]) Ich greife hier vor; die nähere begründung dieser hypothese findet sich unten s. 211 ff.

späthd. *è* und *ê*, die im falle des 'negativen'[1]) umlauts erhalten gebliebenen ältesten deutschen lautwerte des ahd. *a* und *â*, sowie das im übrigen auf dem gesamten deutschen gebiet in spätahd. zeit durch spontane senkung daraus hervorgegangene *a* und *á* im schwäbischen bis auf das *á* (das auch hier gegen *u* hin weitergeschritten ist) bewahrt erscheinen, während das bairische diese spätahd. *è*, *ê*, *a*, *á* [die aber damals noch meist alle vier durch das einzige zeichen *a* wiedergegeben wurden[2])] durch einen und denselben ruck zu *a*, *á*, *ò*, *ô* verschoben haben wird.[3]) Freilich muß ich auch hier wieder zugeben, daß eine entwicklung qualitativ identischer[4]) oder doch verwandter länge und kürze in direct entgegengesetztem sinne im sprachleben auch nicht zu den unmöglichkeiten gehört: ich erinnere nur an idg. *o* > germ. lit. *a* neben idg. *ā* > germ. lit. *ō*, oder an idg. *a* > slav. *o* neben idg. *ō* > slav. *ā*!

Drittens aber steht das ahd. *â* < germ. *an* + *h*, wenigstens in meinen augen,[5]) der annahme eines lautwertes *ò* für ahd. *a*

---

[1]) S. unten s. 213.

[2]) Bei Notker *è* und *a* durch *á*, *ê* und *á* durch *â*.

[3]) Ähnlich, nur meist nicht so gleichmäßig und einheitlich, ist diese verschiebung auch in andern oberdeutschen mundarten vor sich gegangen. Im Elsaß, z. b. (nach Lienhart) im mittleren Zorntal, liegen die verhältnisse fast wie im bairischen, nur ist dort die verdumpfung des *a* nur in gewissen fällen bis zu *ò* fortgeschritten, sonst aber vielfach bei *à* stehen geblieben. Die schweizer mundarten haben die spätahd. *a* und selbst *á* nicht selten bewahrt, dafür aber die umlaute *è* und *ê* ziemlich allgemein zu Wintelers -basis *æ* (also vom mittleren zum offensten alemannischen *e*-laut) verschoben.

[4]) Man kann sich z. b. vorstellen, daß im verlauf der entwicklung des urgermanischen lautstandes idg. *o* und *ā* irgendeinmal auf halbem wege zusammengetroffen sind, so daß eine zeitlang vorgerm. *ò* < idg. *o* und vorgerm. *ô* < idg. *ā* als qualitativ gleichwertig nebeneinanderstanden, bis sich dann beide in ihrer bisherigen, einander gerade entgegengesetzten richtung gegen germ. *a* bez. *ó* weiter bewegten.

[5]) Dagegen allerdings vielleicht nicht für Nagl, insofern als diesem z. b. (Deutsche ma. 1, 292) 'aus *braŋhta*, aus *daŋhta* ganz sicher [durch vernäselung] *bra^{u}hta*, *da^{u}hta* entsteht'. — Wer zwar nicht an diese vernäselung, wohl aber an das *ò* als ältesten lautwert für ahd. *a* glaubt, könnte auf diese weise von urgerm. *bròŋχta*, *dòŋχta* direct zu unserem heutigen *brôhta*, *dôhta* (in ahd. zeit geschrieben *brâhta*, *dâhta*) gelangen; aber man wird freilich nur ungern auf den interessanten umweg über den diphthong verzichten.

im wege. Denn da ich mich, wie schon gesagt,[1]) nicht recht damit befreunden kann, daß ahd. *â* von anfang an verschiedene lautwerte gehabt haben soll, so muß ich wohl oder übel auch dem ahd. *âh* < urgerm. *anh* den lautwert *êh* zugestehen. Dieses ahd. *êh* setzt dann aber schon für die gemeingermanische zeit[2]) ein *ènh* > urgerm. *anχ* voraus; denn daß ein einmal aus germ. *anh* oder gar *ònh* hervorgegangenes *áh* oder gar *ôh* sich nachträglich noch zu *êh* entwickelt hätte, ist bei der gerade entgegengesetzten tendenz in der alten länge doch äußerst unwahrscheinlich.

Die drei im bisherigen gegen Nagls vermutung geltend gemachten bedenken haben unter sich das gemein, daß dabei von dem ursprünglichen lautwert *ê* des ahd. *â* als von einer feststehenden tatsache ausgegangen wird. Sie müssen daher für Nagl, der als diesen ältesten lautwert zwar nicht gerade *ê*, aber immerhin einen von *ô* stark abweichenden vocal, das 'hohe' *á*, erwiesen zu haben meint, von ungleich größerem belang sein als für mich, der ich Nagls argumentation in diesem punkt zwar für principiell richtig, aber doch nicht gerade für zwingend halte. Denn meine auffassung der ahd. *a*-laute gründet sich ursprünglich lediglich auf die unten, im anschluß an punkt 5, angestellten erwägungen über die umlautsverhältnisse der alten kürze *a*: ich schließe in wirklichkeit von der kürze auf die länge und nicht — wie ich oben scheinbar tat — von der länge auf die kürze. Zwei weitere, von der qualität des ahd. *â* unabhängige einwände sind nun aber folgende.

Nimmt man *ò* als ältesten lautwert für ahd. *a* an, so begreift man nicht recht, wieso dann im bairischen, das diesen ältesten lautwert bis heute bewahrt hat, auch in fremdwörtern, und zwar gerade bei der älteren schicht, jene verdumpfung des *a* auftritt.[3]) Etwa an eine lautsubstitution zu denken,

---

[1]) S. oben s. 205.

[2]) D. h. natürlich eben nur für die zeit, in der noch ein gemeingermanischer lautwandel möglich war, was aber selbstverständlich nicht ausschließt, daß damals bereits dialektische spaltungen innerhalb des germanischen vorhanden waren, wie z. b. die, daß etwa neben ost- und nordgerm. *a* ein westgerm. *è* < urgerm. *a* stand.

[3]) Vgl. z. b. Schatz, Ma. von Imst, s. 38: *kχǫrtə, kχommərə.* Ferner besonders Lessiak, Ma. von Pernegg, s. 59: *ǫmpl, khǫntsl, sǭlst* u. s. w.

geht kaum an,[1]) da ja das bairische, eben nach Nagl, das dem hellen *a* der Romanen wohl ziemlich genau entsprechende 'hohe *a*' wenigstens als länge seit ältester zeit besaß.

Zudem gewähren uns die zahlreichen deutschen lehnwörter in den dem bairischen benachbarten slavischen dialekten auch noch die möglichkeit einer gegenprobe. Und so hat denn erst kürzlich Lessiak in seiner ausgezeichneten, gründlichen arbeit über die mundart von Pernegg (in Kärnten) nachgewiesen, daß in den windischen (d. h. slovenischen) dialekten jener gegend gerade die ältesten entlehnungen aus dem deutschen reines *a* für mhd. *a* [und *â*], für mhd. *ä* [und *æ*] dagegen einen offenen *e*-laut zeigen.[2])

Endlich (fünftens) aber dürfte die Naglsche theorie von der entwicklung des ahd. *a* dadurch vollends den todesstoß erhalten, daß seine auffassung der beiden umlaute des *a* mit gewissen sprachlichen tatsachen unvereinbar und daher leicht ad absurdum zu führen ist, man also auch auf diesem wege nicht zu einer befriedigenden lösung der an jenen umlaut sich knüpfenden schwierigen probleme gelangt: ein schlüssel aber muß schließen, wenn er taugen soll!

Als sicher darf gelten, daß der umlaut des *a*, wie er sich im ahd. schon seit der mitte des 8. jh.'s, also etwa gleichzeitig mit dem beginn der schriftlichen fixierung der sprache, bemerkbar macht, für gewöhnlich[3]) eben der bisher sogen. 'primäre', also Nagls 'intensiverer' umlaut ist.[4]) Woraus —

---

[1]) Die annahme, daß hier eine traditionelle verknüpfung des lautwertes *ǫ* mit dem schriftbilde *a* im spiele sei, scheint bei so alten lehnwörtern ausgeschlossen. Für einige jüngere fälle macht Lessiak (Beitr. 28, 59 f.) — der im übrigen bezüglich der entwicklung des *a* durchaus meiner ansicht ist — vielleicht mit recht diesen gesichtspunkt geltend.

[2]) So z. b. wind. *krāha* 'kragen, hals', *špāratə* 'sparen', *pręhtək* 'prächtig, prahlerisch'.

[3]) Mit *henin, nemin* u. s. w. soll es sich nach Nagl (Deutsche ma. 1, 213) allerdings anders verhalten; es wird sich indes zeigen, daß das ein irrtum ist.

[4]) Nagl sagt ja (l. c. 1, 271) selbst, daß 'die schrift für den unterschied beider *a* ... lange unempfindlich geblieben' sei; wenn also schon sehr alte denkmäler das umgelautete *a* ziemlich regelmäßig durch *e* bezeichnen, so kann damit nach Nagls auffassung doch nur der 'intensivere' umlaut gemeint sein.

d. h. immer nach Nagl — folgt, daß der bisher sogen. 'sekundäre', also Nagls 'einfacher, älterer' umlaut, noch weiter zurückliegen, somit in die vorahd. zeit fallen muß, woraus sich weiter ergibt, daß das ahd. schon 750 *i*-haltige endsilben besaß, in denen das *i* 'in der aussprache weniger sorgfältig reingehalten und weniger zähe festgehalten' wurde, während im übrigen, nach ausweis der denkmäler, erst mit dem anfang des 10. jh.'s ein stärkerer verfall der endsilben beginnt.[1])

Indes möchte ich auf diesen widerspruch noch nicht allzu viel gewicht legen, denn die alten schreiber könnten die beiden nuancen des *i* auch unbezeichnet gelassen haben. Sehen wir aber weiter!

Jene endsilben, in denen — nach Nagl — das *i* nachlässiger ausgesprochen wurde, waren im wesentlichen die wortbildungssilben. Wie steht es dann aber z. b. mit ahd. *esil, flegil, sceffil, slegil* u. s. w., die nach ausweis des *ésl, pflégl, šefl, šlégl* unserer mundart samt und sonders 'intensiveren' umlaut haben?[2]) Irgendwelche einwirkung der analogie erscheint ausgeschlossen. — Und andererseits: die pluralendung *-i* war doch gewiß ein 'bedeutungsvoller flexionsvocal'. Wie kommt es da, daß bei den umgelauteten pluralen, abgesehen von einigen wenigen fällen, nur der 'einfache', nicht der 'intensivere' umlaut des *a* erscheint?[3])

Erscheint demnach die Naglsche umlautstheorie durchaus unhaltbar, so enthält sie doch zweifellos einen richtigen kern, den ich mir schon längst angeeignet habe: ich meine die erkenntnis, daß bei einem umlaut *a* > *e* [oder gar *à* > *e*] der sprung zu weit ist. D. h. mit anderen worten: das *e*, das seit dem 8. jh. unter gewissen bedingungen [nachfolgendes *i*] an die

[1]) S. Braune, Ahd. gr.², § 58.

[2]) Nur im vorübergehen sei hier noch erwähnt, daß nach Naglscher theorie auch formen wie ahd. *sluzzil, diutisc* den keim zu dem umlaut ihres stammvocals schon in vorahd. zeit in sich aufgenommen haben müßten, denn auch hier hätte ja das *-il, isc* infolge nachlässigerer aussprache in historischer zeit die fähigkeit 'mouillierender einwirkung' bereits eingebüßt gehabt. Sehr wahrscheinlich klingt auch das gerade nicht.

[3]) Man wende nicht ein, es handle sich da um analogiebildungen: die analogie mußte doch unbedingt typen haben, nach denen sie arbeiten konnte; und unter diesen vorbildern müssen die fälle mit 'einfachem' umlaut das übergewicht gehabt haben.

stelle eines bisherigen *a* zu treten beginnt, muß entweder zunächst ein offenes *e* [*è*] gewesen sein,[1]) oder aber andererseits das *a* kann in der zeit unmittelbar vor dem eintritt des umlauts nicht den laut unseres heutigen nhd. *a* [oder gar des bairischen *à*] gehabt haben.

Da nun aber die geschlossene qualität des umlauts-*e* der ältesten ahd. denkmäler nach allgemeinem consens festzustehen scheint[2]) und auch der von Nagl versuchte ausweg, den offeneren umlaut *è* [bez. *a*] dennoch als den älteren anzusehen, sich uns soeben als ungangbar erwiesen hat, so werden wir uns wohl oder übel dazu verstehen müssen, dem ahd. *a*, mindestens für jene ältesten zeiten, einen dem geschlossenen *e* des umlauts näher liegenden lautwert, also doch wohl den unseres schwäbischen offenen *è*, zuzuerkennen. Zu einem ähnlichen ergebnis sind wir auf verschiedenen wegen bei den oben[3]) unter 'erstens' bis 'drittens' angestellten betrachtungen gelangt; und eine analoge erscheinung bietet uns ja eine andere westgermanische sprache, das angelsächsische, mit seinem neben dem *i*-umlaut *e* hergehenden grundvocal *ä* < germ. *a*.[4]) Nach alledem halte ich mich für berechtigt,[5]) folgende wichtige these, die den ausgangs- und angelpunkt meiner ganzen theorie von den ahd. *a*-lauten bildet, aufzustellen:

Germ. *a* war im althochdeutschen noch in vorliterarischer zeit zu *ę* erhöht worden; dieses *ę* wurde um die mitte des 8. jh.'s durch den *i*-umlaut[6]) zu *ẹ*. Der

[1]) Das hat man schon längst in betracht gezogen beim nordischen, wo man allgemein annimmt, daß das wie ahd. *a* lautende urnord. *a* durch *i*-umlaut 'zunächst zu *æ*' [Kahle, Altisl. elemb. § 60] geworden sei, welches *æ* noch im Altnorwegischen (Noreen in Pauls Grundr.[1] 1, 468) und Altschwedischen (Noreen l. c. s. 475) von *e* < germ. *e* unterschieden wurde.

[2]) S. oben s. 174.

[3]) S. 205 ff.

[4]) S. Sievers, Abr. d. ags. gr. § 8, 1.

[5]) Eine weitere, wertvolle stütze könnten mir gründliche kenner des slavischen, insbesondere der westslavischen dialekte liefern, indem sie dort eine sehr alte lehnwörterschicht nachwiesen, bei denen ein nicht umlautverdächtiges germ. *a* durch einen *e*-laut vertreten ist. Meine slavischen kenntnisse reichen dazu leider nicht aus: fälle wie tschech. *šleh* 'hieb', *šlehati* 'peitschen' u. s. w. wird man (schon wegen des *šl*-!) hierfür schwerlich verwerten dürfen.

[6]) D. h. durch ein *i* (bez. *i̯*) der unmittelbar folgenden silbe, sofern

graphische ausdruck für die beide laute war in der ältesten periode des ahd. schrifttums in der regel: *a* für *ę*, *e* für *ẹ*.

VI.

Es erhebt sich nun die frage, wie sich von hier aus die dinge später weiter entwickelt haben? Nun, ich denke doch, ganz analog wie bei ahd. *â*.[1])

Ich behaupte demgemäß weiter:

Der ursprüngliche lautwert (*è*) des ahd. *a* hat sich noch in ahd. zeit allmählich zu dem heutigen (nhd. oder ostd.) *a* gesenkt, soweit nicht die folgende silbe ein *i* enthielt oder eine mit *s* anlautende doppelconsonanz unmittelbar darauf folgte. Das heißt also: der bisher sogenannte 'secundäre' [nach Nagl vielmehr 'ältere'] umlaut des ahd. *a* repräsentiert in wirklichkeit gar keine weiterentwicklung, sondern vielmehr gegenüber dem angeblich nicht umgelauteten vocal die ursprünglichere lautstufe. Es beruhen somit die beiden 'umlaute' des *a* auf zwei einander direct entgegengesetzten vorgängen: ein wirklicher [*i*-]umlaut[2]) ist nur der sogen. 'primäre', während der sogen. 'secundäre' umlaut eher als unterbliebene brechung zu bezeichnen wäre.[3])

---

nicht gewisse umlauthindernde consonanzen dazwischen treten; s. darüber unten s. 214f.

[1]) S. oben s. 181. Nur schließt sich bei der kürze auch das schwäbische den dialekten an, in welchen die verdumpfung nur bis zu der stufe des ahd. *a* vorgeschritten ist (vgl. Behaghel in Pauls Grundr.[2] 1, 702; Michels, Mhd. elemb. § 26, 1). Höchstens etwa bei dem kurzdiphthong ahd. *ai* (bez. *ei*) könnte man die schwäbische entwicklung über *òe* zu *ôa* mit dem *ò* < *a* des bairischen u. s. w. in parallele stellen. Näheres darüber gehört nicht hierher.

[2]) Weil der *i*-umlaut im neuhochdeutschen am leichtesten wahrnehmbar und daher auch am frühesten als solcher erkannt worden ist, so ist er jetzt bei uns zum umlaut κατ' ἐξοχήν geworden. Auch diese ungenauigkeit wird schwerlich mehr auszurotten sein. Streitberg (Urgerm. gr. § 94) hat für die 'brechung', d. h. die combinatorische tonsenkung der vocale, die bezeichnung '*a*-umlaut' eingeführt, damit jedoch, wie es scheint, bis jetzt nicht viel anklang gefunden.

[3]) Dasselbe gilt natürlich von dem umlaut des *â*, wohingegen der umlaut des *u, û, o, ô, ou, iu* ebenfalls ein rechter, positiver *i*-umlaut ist. Ob dieser letztere nicht vielleicht sogar zeitlich mit dem primären umlaut des *a* zusammenfällt, halte ich vorläufig für eine offene frage.

Aber ich fürchte, es wird hier gehen, wie mit der Grimmschen 'brechung' (vgl. dazu Braune, Ahd. gr.[2] § 52): man wird den einmal eingebürgerten terminus nicht mehr los werden. Und ich glaube, das ist in diesem fall auch kein schade: man mag ruhig auch in zukunft von primärem und secundärem umlaut weiter reden. Immerhin möchte ich mir wenigstens den vorschlag erlauben, man möge künftighin den primären als den positiven umlaut von dem secundären, gerade durch die abwesenheit jeder lautverschiebung charakterisierten, also negativen umlaut unterscheiden. Ich selbst werde mich im folgenden dieser beiden termini [mhd. *e* = 'positiver umlaut', mhd. *ä* = 'negativer umlaut' des *a*] bedienen.

Im allgemeinen, d. h. soweit es nicht durch *i*- oder *s*-consonanz gehalten wurde, hat also das *a* im laufe der ahd. periode einen verdumpfungsproceß durchgemacht, was, sofern man seine entwicklung vom idg. *o* bis zum *ę* des vorliterarischen ahd. in betracht zieht, eine rückläufige bewegung bedeutet. Auch hierfür finden wir wieder jenseits des kanals eine parallele, indem das aengl. *æ* im mittelenglischen wieder auf seine frühere stufe *a* zurücksank.[1]) Der grund, warum anders als im angelsächsischen, diese artikulationsverschiebung des *a* im althochdeutschen schrifttum nicht zum ausdruck gekommen ist, liegt ohne zweifel darin, daß die tonerhöhung zu *ę* im ahd. ein ganz einheitlicher, sich auf sämtliche germ. *a* erstreckender vorgang gewesen zu sein scheint, während sie sich im ags. im wesentlichen auf die *a* in geschlossener silbe beschränkt hat. Die angelsächsischen schreiber lernten also von jeher die drei laute *a, ę, ẹ* unterscheiden, indes z. b. die mönche von St. Gallen in ihrer sprache anfangs nur *ę* und *ẹ* vorfanden und daher aus den oben s. 179 angedeuteten gründen leicht dazu kamen, für ersteres den buchstaben *a* zu verwenden. Erst als durch die allmähliche verdumpfung des alten lautes *a* schließlich in der mehrzahl der fälle unseren heutigen *a*-laut auszudrücken begann, ging man nach und nach dazu über, den alten laut, da wo er sich gehalten, durch *e*[2]) oder *ä* darzustellen.

[1]) S. Kluge in Pauls Grundr.[1] 1, 875.

[2]) Das bereits inzwischen, infolge der entwicklung des alten *e*, teilweise zum zeichen für einen offenen oder gebrochenen *e*-laut geworden war; s. unten.

Erscheint hiermit das verhältnis des negativen umlauts *ä* zu dem positiven umlaut *e* lauthistorisch klargestellt, so sind wir damit, was die erklärung des heutigen zustandes anbelangt, noch lange nicht am ziel. Denn die durch die lautgesetze bedingten grenzen zwischen *a, è* und *e* sind in Ostdorf wie wohl ziemlich überall durch psychologische factoren, dann durch weitgehende ausgleichung innerhalb der sich kreuzenden formalen und etymologischen gruppen und durch sonstige analogiebildungen jetzt dermaßen verwischt, daß der umlaut des *a* zu den schwierigsten capiteln unserer mundartgrammatik gehört.[1])

Sehen wir von dem '*s*-umlaut' vorläufig ab, so dürfen wir, nachdem *a* [d. h. *ę*!] durch ein *i* der folgenden silbe größtenteils schon gleich zu anfang der ahd. periode zu *e* geworden war, den negativen umlaut lautgesetzlich nur erwarten:

1. vor den den positiven umlaut hindernden consonanzen;

2. vor solchen *i*, welche erst nach dem eintritt des positiven umlauts aufgekommen sind, und zwar entweder

a) durch lautgesetzliche weiterentwicklung des vocalismus der unbetonten silben, oder

b) durch neubildung von wörtern, oder

c) durch analogiebildung, d. h. durch analogische umgestaltung bereits vorhandener wörter.

In erster linie hätten wir also, um den ursprünglichen bereich des negativen umlauts bei uns zu ermitteln, für Ostdorf die sogen. umlauthindernden consonanzen festzustellen, die bekanntlich in den verschiedenen dialekten nicht durchaus dieselben sind. Aber schon dies ist, der vorhin erwähnten zahlreichen ausgleichungen wegen, mit schwierigkeiten verknüpft, da sich naturgemäß nur sehr wenige fälle auftreiben lassen, die der beeinflussung durch irgendwelche gruppen oder aber der späteren entstehung des umlautwirkenden *i* ganz unverdächtig wären.[2]) Immerhin glaube ich mit ziemlicher

---

[1]) Das verdienst, zuerst auf diesen wichtigen umstand hingewiesen zu haben, gebührt dem trefflichen Heusler (Germania 34, 116).

[2]) Comparation wie *gšléxdr, keldr*, adjectivabstracte wie *gšléxde, kelde* einerseits, andererseits deminutiva wie *bèxle, kèlble* und ähnliches mehr sind selbstverständlich nach keiner seite hin beweisend.

sicherheit folgendes behaupten zu können: von den für die sprache der ahd. denkmäler (speciell Oberdeutschlands) von Braune (Ahd. gr.² § 27, anm. 2) als umlauthindernd bezeichneten consonanzen gelten für die mundart von Ostdorf als solche, die l. c. unter a) und c) aufgeführten sämtlich [also *ht, hs, rw*[1]); *hh*,[2]) *h*]; dagegen von den ibid. unter b) genannten höchstens die gruppe *l* + guttural (*lk, lg, lh*).

Die relativ beweiskräftigsten beispiele sind: *nêxd* nächte < ahd. *nahti*[3]), *flêsc* flächsern < ahd. *flahsîn*,[4]) *wêsă* wichsen < ahd. *wahsian*,[5]) *êsă* ‘ächsen’ < ahd. *ahsian,[6]) *hèrb* herb < ahd. *harwi,[7]) *gèrbă* gerben < ahd. *garwian*, *fèrbă* färben < ahd. *farwian*, *êš* f. erbse < ahd. *arwiz*;[8]) *hèxl* f. hechel < ahd. *hahhila*,[9]) *êr* f. ähre < ahd. *ahir*.[10]) Für *l* + guttural lassen sich leider einigermaßen stichhaltige beispiele kaum anführen: am ehesten zieht noch *wèlš* welsch < ahd. *walhisc*; dagegen *bèlg* bälge < ahd. *balgi* beweist so wenig als *bèx, slêg*,[11]) und *gĕbèlg* n. gebälk ist eine, dazu noch (wegen des *gĕ*-) der entlehnung verdächtige bildung wie *gšèfd, 'gmêx* u. s. w.[12]) Der stärkste beweis liegt hier (wie übrigens z. t. bei den anderen consonanzen) in dem fehlen widersprechender formen, wohingegen z. b. für *lt, lz, lb* durch *heldă* neigen < ahd. *helten*,[13]) *melză* mälzen < ahd. *melzen, *welbă* wölben < ahd. *welben*, für *rr, rm, rch, rt, rb* durch *šberă* sperren < ahd. *sperren*, *gwérmă* wärmen < ahd. *gi-wermen*, *merkă* merken < ahd. *merchen*, *hert* hart < ahd. *herti*, *erb* erbe < ahd. *erbi* u. a. feststeht, daß sie den positiven umlaut nicht gehindert haben.*)

[1–12]) [Veit hat, wie die von ihm angebrachten verweisungszeichen zeigen, an allen diesen stellen anmerkungen beigeben wollen, ist aber nicht dazu gekommen. F.]

*) [Bis hierher reicht Veits manuskript. Es haben sich in seinem nachlaß auch andere, fragmentarischere aufzeichnungen gefunden, die sich zum teil mit fragen beschäftigen, welche weiterhin zur behandlung gekommen wären; aber es war nicht möglich, etwas davon hier zu verwenden. F.]

TÜBINGEN. FRIEDRICH VEIT †.

ZU PAULS WALTHERTEXT.

Als bogenfüllung bei unterbrechung des satzes durch den krieg stelle ich hier einige besserungen zusammen, die ich in Pauls Waltherausgabe für geboten erachte.

5, 15 (= 72, 13 L.). Wackernagel-Riegers hinzufügung des *ouch* (*wan ich ouch sîn . . .*), die auch Wilmanns, ausg.[2] s. 51 billigt, ist bei einfacher überlieferung (quelle *AC) nicht nur unbedenklich, sondern auch nötig, da sie den einzigen im ganzen liede fehlenden auftakt liefert und außerdem durch den sinn gefordert wird (ictus auf *ich* und *sîn*!).

12, 12 (= 49, 36). Die streichung des *da*, welches durch alle drei hier unabhängige hss. (ACE) geboten wird, ist unzulässig. An zweisilbigem auftakt nimmt Paul doch sonst keinen anstoß.

13. 36 (= 75, 4). Statt *mîniu* (conjectur) lies *einiu* AC, s. Beitr. 11, 523.

16, 14. 15 (= 47, 9. 10). Die auch von Wilmanns nach Wackernagel-R. aufgenommene lesart von A (*reizet unde machet . . . hôher wirde*) ist gegenüber der durch die hier unter sich enger verwandten hss. BC und EF gebotenen fassung entschieden das echte. Lachmann vermengt beide überlieferungen.

42, 23 (= 42, 21). Das handschriftliche *vor* ist gegenüber Wackernagel-R.'s conjectur *ir* beizubehalten; vgl. Wilmanns zur stelle.

42, 30 (= 42, 28) lies *Ez ist allerliebest* EU statt *Du bist mir allerliebest* BC (trivialere und zugleich den vers überladende änderung). Die zwei überlieferungen BC und EU stehen sich hier gegenüber; jede kann das echte haben.

42, 32 (= 42, 30) lies *swaz joch* (*ioch* U, *auch* E) EU statt *swaz sô* BC. Das veraltende *joch* ist öfter nur noch in éiner hs. erhalten; vgl. z. b. 37, 22 (= 58, 8 L.) *joch* C = *doch* E; 75, 154 (= 35, 20 L.) *joch* C = *niht* A und die sicher richtige conjectur Pfeiffers 27, 14 (= 54, 30 L.) *joch* = *ouch* CN, *doch* A, *wol* D.

48, 9 (= 73, 31) lies *unde gouch* E statt *und den gouch* AC; weiteres hierüber s. unten.

57 (= 94, 11). Durch das hinzutreten von U haben wir jetzt für dieses lied drei unabhängige zeugen, so daß bei übereinstimmung zweier diese gegen den dritten immer recht haben werden. Die consequenzen hiervon sind von Paul im allgemeinen gezogen. Es bleibt nur zu erinnern, daß v. 5 (= 94, 15) mit AC *dar* gegen *do* U und v. 15 (= 94, 25) mit CU *mir* gegen *den* A zu lesen ist. Und v. 23 (= 94, 33) lese man mit U: *und der lîp sôlte*. Durch den einsilbigen takt wird *lîp* in wirksamen gegensatz zu *sêle* gesetzt, während A und C durch hinzufügung verschiedener flickwörter (*wie* A, *doch* C) sinnwidrig den ictus auf *der* bringen. Wackernagel-R.'s metrische conjectur *und der lîp hie solte* war besser, wie die von A und von C. In dem aus echt deutschen viertaktern bestehenden liede ist, ähnlich wie in den sprüchen (vgl. Wilmanns[2], s. 47), einsilbiger takt stilgemäß. Vgl. *suontac* (v. 36) nach A, wo ebenfalls die anderen hss. den metrischen anstoß beseitigen (*suonestac* U, *endestac* C).

69, 72 (21, 36) lies *orden* CD gegen *leben* der hs. B, die in diesem spruche überhaupt schlecht ist.

91, 13 (= 100, 37). Gegen die éine hs. C dürfte die umstellung *Als dicke dû mich sêre bœte* am platze sein. Vgl. Wilmanns zur stelle.

HEIDELBERG, august 1914. WILHELM BRAUNE.

ZUR AUSSPRACHE DER *E*-LAUTE IM 18. JAHRHUNDERT.

Die folgenden ausführungen sind durch den aufsatz von Tritschler, Beitr. 38, 389 ff. veranlaßt. Der herr verfasser hat eine stattliche anzahl von quellen zusammengebracht; ich wundere mich aber, daß er sich selbst die entsagung auferlegte, die früchte seiner mühsamen sammelarbeit nicht einzuheimsen. Die gründe, die er für die chronologische anordnung, d. h. die vorführung des unverarbeiteten materials geltend macht, kann ich nicht für zwingend halten. Wenn wirklich jeder beleg dreimal angeführt werden müßte, so wäre das kein unglück. Ich sehe aber nicht ein, wieso dies geschehen würde, wenn man den stoff nach etymologischen gesichtspunkten ordnete. Ich werde mich allerdings öfters wiederholen müssen, weil ich eben noch anderes vorhabe als die etymologische gruppierung. Diese jedoch gestattet, wie die übersicht am schlusse meiner abhandlung lehren wird, viel knapper zu sein, als wenn man zeugnis an zeugnis reiht; bei der sogenannten chronologischen anordnung kommt natürlich jedes wort so oft vor, als es sich bei einem grammatiker findet, in der etymologischen darstellung nur einmal.

Ich weiß auch nicht, warum Tritschler das gespenst eines aus Berlin stammenden, in München lebenden grammatikers heraufbeschwört. Einen solchen hat es im 18. jh. nicht gegeben. Von den hauptgewährsmännern ist es eigentlich nur Adelung, bei dem der gegensatz zwischen ursprünglicher und angelernter aussprache ein problem bildet. Hier ist es nun eben aufgabe der kritik, festzustellen, welche aussprache er fixiert. Wäre die kritik dazu schlechterdings unvermögend, könnte sie auch nicht die grenze zwischen beobachtung und etymologischer spekulation mit genügender wahrscheinlichkeit bestimmen, so

wäre das zusammentragen von zeugnissen überhaupt zwecklos. Denn die bloße tatsache, daß irgend jemand irgendwann irgendetwas behauptet hat, ist an sich ohne wissenschaftliches interesse.

Tritschler meint endlich, die mundartenforschung könne aus seiner arbeit ihre belege mit leichtigkeit heraussuchen und verarbeiten. Ich glaube zwar nicht, daß eine arbeit über die gemeinsprache die bedürfnisse der mundartenforschung ins auge zu fassen hat; wenn sie es aber nebenbei tun kann, um so besser. Allein ich stelle es in abrede, daß die mundartenforschung das material Tritschlers mit leichtigkeit verwerten kann. Das kann sie ebensowenig wie die erforschung der gemeinsprache, denn es fehlt die notwendige philologische vorarbeit.

Ich habe diese untersuchung, die mich persönlich nicht viel neues lehrte, deshalb unternommen, weil ich mit den hauptquellen seit langem vertraut bin und gerne zu einer methodischen bearbeitung des gebietes der älteren grammatik beitragen möchte. Auf die methode kommt es mir hier an. Den gegenstand zu erschöpfen liegt nicht in meiner absicht. Dazu wäre es u. a. notwendig, die wörterbücher einschließlich der reimwörterbücher durchzuarbeiten. Das quellenmaterial Tritschlers habe ich mehrfach ergänzt, wo es nötig war. Aber vermehrung des materials war nicht mein vornehmstes bestreben. Im gegenteil, ich habe nur die hauptquellen berücksichtigt. Zeugnisse, die nur einzelne wörter betreffen, sind nur aus speciellen gründen herangezogen.

Die allererste vorarbeit besteht natürlich darin, den autor, seine lebensumstände und den zweck seiner arbeit festzustellen. Tritschlers literaturverzeichnis ist mangelhaft. Mag es auch nur eine forderung der philologischen sauberkeit sein zu constatieren, daß der verfasser der sehr unbedeutenden jesuitengrammatik von 1744 Habendorf hieß und daß Lignet ein pseudonym für Enkelmann ist, anders liegt schon die sache bei Chlorenus Germanicus, dessen buch Frankfurt und Leipzig auf dem titelblatt trägt, aber einen Nürnberger namens Lochner zum verfasser hat.[1]) Und sehr böse ist es, daß

[1]) Alle diese tatsachen waren leicht aus K. v. Bahder, Die deutsche philologie im grundriß zu entnehmen.

Tritschler nicht erkannt hat, daß 'Stockwitsch' das pseudonym eines Gottschedianers ist, der sich über Popowitsch lustig macht; s. 394 wird ganz ernsthaft ein satz aus diesem pamphlet gebucht![1])

Äußerungen von grammatikern sind historische zeugnisse und müssen wie jedes historische zeugnis einer kritischen prüfung unterzogen werden, die darauf auszugehen hat, ihren sinn und ihren wert zu bestimmen. Beides ist unmöglich ohne quellenuntersuchung. Belege dafür wird diese abhandlung bringen.

Außerdem muß man mit der art jedes einzelnen grammatikers vertraut sein, man muß wissen, ob er lieber beobachtet oder speculiert, und man muß sich ein urteil darüber gebildet haben, ob er ein guter beobachter ist oder nicht. Vor allem muß man seine terminologie kennen. Nichts ist gefährlicher als unsere terminologischen gewohnheiten ohne weiteres in die vergangenheit zurückzuverlegen. So deutet Tritschler s. 422 eine bemerkung des Donatus a Transfig. Domini ganz unrichtig, weil er nicht erkannt hat, daß der autor hier unter 'langer zeitweile' die metrische hebungsfähigkeit versteht.

Die theoretiker des 18. jh.'s, die uns reichlicheres material zur bestimmung der *e*-qualitäten an die hand geben, zerfallen zeitlich in zwei gruppen: zwei schreiben im ersten viertel des jh.'s, eine größere zahl im 8. und 9. jahrzehnt.

Der älteste ist Johann Hübner, dessen Neuvermehrtes Poetisches Hand-Buch, Leipzig 1712,[2]) ein sehr umfängliches,

---

[1]) Ich kann auch die mitteilung, daß Gerlach lehrer der geschichte zu Gumpendorf war, nicht sehr aufschlußreich finden. Denn ich besitze nicht genug localpatriotismus um anzunehmen, daß jeder germanist weiß, daß Gumpendorf im jahre 1758 eine vorstadt von Wien war. (Jetzt ist es ein teil des 6. Wiener gemeindebezirks.)

[2]) Dem Neuvermehrten handbuch ging eine kürzere bearbeitung voran. Nach K. v. Bahder, Die deutsche philologie im grundriß, nr. 2798 führte sie den titel 'Poetisches Hand-Buch' und war 1696 erschienen. Dieses ältere werk kenne ich nicht. Meine angaben beziehen sich auf die ausgabe des Neuvermehrten handbuchs von 1712. Die späteren ausgaben wären nach v. Bahder unveränderte abdrücke. Das ist nun zwar bezüglich der mir bekannten ausgabe von 1742 (v. Bahder verzeichnet statt ihrer einen druck von 1743) nicht ganz richtig, aber die abweichungen sind, soweit unsere zwecke in betracht kommen, geringfügig und ohne bedeutung. — Tritschler hat das handbuch benutzt, vgl. S. 428, aber nicht in dem abschnitt über die *e*-laute, auch fehlt es in seinem literaturverzeichnis.

der verfasser meint vollständiges, reimregister enthält. Hübner wurde 1668 zu Türchau in der sächsischen Oberlausitz geboren, hielt sich 1689—1694 in Leipzig auf, wurde in letzterem jahre rector in Merseburg, 1711 rector des Johanneums zu Hamburg, wo er 1731 starb. Aus diesen daten ergibt sich, daß wir bei ihm kenntnis der lausitzischen und der obersächsischen aussprache erwarten können; dagegen ist es höchst unwahrscheinlich, daß das eine jahr, das zwischen seiner berufung nach Hamburg und dem erscheinen des handbuchs liegt, genügt hat, ihn mit Hamburger eigentümlichkeiten vertraut zu machen.

Einer verwertung der angaben Hübners müßte eine eingehende untersuchung des reimverzeichnisses vorangehen. Sie hätte in jedem einzelnen fall festzustellen, welche grundsätze der verfasser befolgt, inwiefern er ihnen untreu wird und wie weit seine kenntnis der tatsachen reicht. Ich begnüge mich hier mit einigen andeutungen.

Von den lehren über die reinheit des reims sind folgende sätze aus der Kurzen anleitung zur Deutschen poesie, 1. buch, 1. capitel von interesse.

XLVII. 'Es muß aber der gute Klang eines Reimes nicht nach den Buchstaben, sondern nach dem blossen Gehöre beurtheilet werden.' XLVIII gibt beispiele für reime, bei denen 'nichts zu erinnern' ist, obwohl die vocale oder consonanten 'eben nicht auf einander respondiren' d. h. verschieden geschrieben werden. Solche reime sind *spielen* : *fühlen, begräbt* : *lebt, erhöht* : *besteht, Printz* : *sinds* u. ä.

LI. 'Unrein sind die Verse, wenn zwar die Consonantes, aber nicht die Vocales accordiren.' Beispiele: *kömmt* : *bestimmt, gegönnt* : *verrennt.*

LV. 'Unrein sind endlich die Verse, wenn helle und tieffe Vocales concurriren, welches sich sonderlich mit dem *E* gar offte zuträget.' Beispiele: *gewesen* : *erlösen, können* : *nennen, lehren* : *bekehren, sehn* : *bestehn, ehrt* : *wehrt* (dignus).

LVI. 'In zweiffelhafften Fällen ist ein jedweder zu entschuldigen, wenn er die Mund-Art behält, die er von seiner Frau Mutter gelernet hat. LVII. So kan ich einen Schlesier nicht verdencken, wenn er so reimt: ... *Läden* ... *reden;* ... *stehlen* ... *verhehlen.* LVIII. Und einen Meißner mag ich auch nicht tadeln, wenn er solche Reime macht: ... *Böden* ... *reden;* ... *Seelen* ... *verhehlen.*'

LIX. 'Will man alle Censur vermeiden, so braucht man Reime, die aller Orten einerley Klang haben.'

Im reimverzeichnis zeigt sich nun die tendenz, die reime ersichtlich zu machen, 'die aller Orten einerley Klang haben'.

Dies ist ganz deutlich, wenn in den typen *Enne, Ennen, Enner* u.s.w. die formen von *gönnen* und *können* eine eigene gruppe bilden. Sie sollten eben weder nach schlesischer art mit *i*, noch nach meißnischer mit *e*, sondern nur aufeinander gereimt werden. Aber in anderen fällen zeigt sich eine laxere praxis, indem dasselbe wort in zwei gruppen untergebracht ist: so erscheinen die verschiedenen formen von *verheeren* sowohl in der gruppe des geschlossenen wie des offenen *e*, d. h. es wird freigestellt, sie nach meißnischer wie nach schlesischer art zu reimen. Manchmal folgt Hübner wieder der mundart, die er von seiner frau mutter gelernt hat: *kehren* z. b. erscheint als wort mit offenem *e*. Umgekehrt ist *reden* nach meißnischer art behandelt. Endlich zeigen sich allerlei nachlässigkeiten und inconsequenzen, die mit dem gegensatz der mundarten nichts zu tun haben. Beispiele wird der abschnitt über Brockes bringen.

Hübners Handbuch ist nämlich die hauptquelle von Brockes' 'Beurtheilung einiger Reim-Endungen' u. s. w. in C. F. Weichmanns Poesie der Nieder-Sachsen I (1721), vgl. Tritschler, s. 391 ff.[1]) Diese abhandlung kann nicht richtig verstanden und gewürdigt werden, wenn man nicht fortwährend Hübners reimverzeichnis danebenhält.

Um zu zeigen, daß Brockes sein material beinahe ganz von Hübner entlehnte, müßte man artikel für artikel durchnehmen. Ich begnüge mich hier mit dem nachweis, daß er Hübners Handbuch auf das stärkste benutzt hat.

Da kommt zunächst in betracht, daß er so manches wort anführt, das gewiß nicht so häufig in obersächsischen dichtungen vorkam, daß ein fremder mit sicherheit über seine aussprache hätte urteilen können, und das auch nicht alle augenblicke in der unterhaltung zu hören war. Charakteristisch ist gleich die bemerkung s. 11, daß in den worten *Thiriac* und *Cloac* das *a* von den Niedersachsen länger gesprochen werde als von den Obersachsen. Dann s. 12: '... und wird ein *Polacke*, ich *quacke*, die *Baracke*, der *Cosacke*, der *Dessacke*, ich *schnacke* im Nieder-Sächsischen eben, wie alle die übrigen Wörter e. g. die *Hacke*, der *Nacke*, durch ein abgekürztes *a* ausgesprochen, nur die zwey ausgenommen, der *Hake*, die *Schnake*, welche beyde wir daher nohtwendig zum Unterscheide und Vermeidung des Gleichlauts mit einem *k* allein schreiben müssen'. Die sechs wörter *Polacke*—*schnacke* in derselben scheinbar unalphabetischen reihenfolge[2]) bei Hübner

[1]) Tritschler hat die ausgabe von 1725 benutzt.

[2]) Hübner ordnet nach dem anlaut der tonsilbe.

in einer gruppe, die durch spatium von den wörtern mit kurzem *a* (darunter auch *die Hacke* und *der Nacke*) getrennt ist. In der gruppe mit langem *a* auch *der Hacke,* unter dem reimausgang *Acken* auch *die Schnacken.* Brockes' bemerkung über die notwendigkeit der schreibung mit einfachem *k* enthält eine stillschweigende polemik gegen Hübners orthographie.[1])

S. 15: Unter den beispielen für niedersächsisch kurzes *a* im typus *an* und *ann* auch: *er ist jan.* Bei Hübner erscheint *er ist Jan* ebenso wie Brockes' andere beispiele unter dem reimausgang *Ahn.*

S. 15 f.: 'Denn so werden wir nimmer reimen des *Bands,* und des *Proviants,* des *Brands* und des *Discants,* welches doch bey ihnen nicht gar ungewöhnlich.' *des Proviants* und *des Bands* sind bei Hübner die ersten wörter des ausgangs *Ands* und des ausgangs *Ants. des Brands* und *des Discants* sind nur durch verbindungen mit *Brands, er brannts, er verbrannts* und composita mit *gebrannts* voneinander getrennt.

S. 16: Die Obersachsen 'machen sich kein Gewissen zu reimen: er *schnarcht* und *verargt, karg* und *Mark*'. Alle diese wörter bei Hübner unmittelbar aufeinander folgend. Die bemerkung 'weßwegen *schnarcht* bey uns gar keinen Reim hat' entstammt auch kaum der selbstbeobachtung, vielmehr ist *schnarcht* bei Hübner das einzige wort auf *archt.*

S. 23: 'Die Herren Ober-Sachsen reimen: ich *schleppe,* und die *Ebbe*'. Wie oft kam wohl dieser reim vor?

S. 24: 'Der *Schöps* und ich *geb's* wird droben gereimet'. Das ist sehr fraglich. Bei Hübner stehen unter *Eps* die wörter in der reihenfolge: *der Schöps, ich gebs* und composita, *der Krebs, des Gewebs.* Es beginnt also mit *ich gebs* ein neues alphabet. Das spatium nach *Schöps* fehlt nur versehentlich. Unter *Ebs* kommt *Schöps* gar nicht vor.

S. 25: Die Obersachsen reimen *ein Persch* und *ein Vers.*

S. 27: 'Der *Trog* und *Gog* werden bey uns durch ein halb-verschlucktes *o* ... ausgesprochen'. *Gog* ist der biblische name!

S. 28 f.: 'Droben spricht man die Wörter *Zebaoth, Behemoth, Banquerott,* ziemlich lang'. Man beachte wieder die scheinbar unalphabetische folge.

S. 29: 'Er *grub* und *Beelzebub* würde, nach unserer Mund-Ahrt, keinen untadelhaften Reim abgeben.' Bei Hübner sind *Beelzebub* und *er grub* die ersten wörter des typus *Ub.*

S. 30: Die wörter auf *-ut* haben überall ein helles, d. h. langes *u.* 'Nur nemen wir diese 2 aus: das Buch *Ruth* und der *Schutt*'. Bei Hübner sind *das Büchlein Ruth* und *der Schutt* den anderen wörtern des typus *Ut* eingegliedert.

Beweisend sind ferner einige übereinstimmungen in äußerlichkeiten. Ich habe schon oben auf abweichungen von der alphabetischen reihenfolge hingewiesen. Eine solche finden wir auch s. 26, wo Brockes als wörter, die nicht wie 'droben' mit '*e* clarum', d. h. mit langem geschlossenem *e,* gesprochen werden, anführt *ein Stilett, ein Cabinett, ein Spinett, Banket.* Dieselbe reihenfolge bei Hübner seinem anordnungsprincip gemäß (er schreibt

---

[1]) In der ausgabe von 1712 steht *Baraque,* die anderen wörter sind mit *ck* geschrieben. In der ausgabe von 1742 erscheint *ck* auch in *Baracke.*

Banquet), nur daß sich zwischen diese wörter z. t. andere schieben, die Brockes nicht zu nennen hatte, da auch er sie mit langem *e* sprach.

S. 14 werden als wortpaare, die obersächsisch nicht reimen, genannt *er fragts* und *ihr brach'ts, ihr sagts* und *ihr stach'ts, ihr wagts* und *ihr sprach'ts.* Also zwei wörtern auf *agts* ist *ihr* vorangesetzt, nur vor *fragts* steht *er.* Auch bei Hübner finden wir unter dem typus *Agts ihr sagts, ihr wagts,* kein *er sagts, er wagts,* dagegen *er fragts* (neben *ihr erfragts*).

In einigen fällen ist Brockes durch Hübner irre geführt worden. S. 27 bemerkt er, daß man *ein Ochs* und *des Kochs* wegen der verschiedenen aussprache nicht reimen sollte. Hübner hat unter der überschrift *Ochs* nur éine gruppe. Das erste wort ist *ein Ochs,* es ist auch das einzige mit stammhaftem *chs.* Es ist wahrscheinlich, daß einfach das spatium nach diesem wort fehlt. Ähnlich ist zu beurteilen Brockes' bemerkung s. 30: 'Des *Hun's,* sie *thuns* haben bey uns ein helles *u*; *uns* aber nicht'. Die wörter des typus *Uns* sind bei Hübner: *uns, des Huhns, sie thuns, sie verthuns.* Auch hier ist das fehlen des spatiums nach *uns* wahrscheinlich ein bloßes versehen.

Die anordnung der wörter des typus *Uld* ist bei Hübner ganz außer rand und band geraten: *die Geduld, die Ungeduld, ihr buhlt, ihr fuhlt, befuhlt, die Huld, Gnad und Huld, die Schuld, ohne Schuld, verschuldt, ein Pult, der Tumult.* Die drei wörter auf *-uhlt* stören die alphabetische reihenfolge. Sie sollten nach der absicht Hübners eine eigene gruppe bilden. Das tun sie auch unter der überschrift *Ult, ullt,* wo übrigens eine verwirrung anderer art herrscht.[1]) Brockes konnte da leicht auf den gedanken kommen, daß Hübner alle wörter auf *uld* und *ult* aufeinander reimen ließ. So erklärt sich seine äußerung s. 30: 'Die Wörter dieser Endung haben bey uns ein abgekürztes *u*; *gebuhlt* aber nicht'.

Auf einem mißverständnis beruht wohl auch die behauptung s. 15, 'daß die Herren Ober-Sachsen, wenn das *an* ihren Wörtern vorgesetzet wird, als in *anklagen,* solches kurz; wann es aber nachstehet, als er *klaget* ihn *an,* es alsdann erst lang aussprechen. Und eben so ist es auch mit ihren Wörtern, die aus *ab* zusammen gesetzt worden'. Für das heutige Obersächsisch bezeugt Franke, Programm der realschule zu Leisnig 1884, s. 37 die länge des *a* von *an* als adverb und in zusammensetzungen, z. b. A*n*mud. Vgl. auch Albrecht, Die Leipziger mundart, § 3 (*ānkommen, er nahm es ān*). Hübner stellt unter *Ahn* wie unter *An, ann* zu oberst *an,* dann ein paar verbindungen wie *Berg an,* hierauf folgen die übrigen wörter auf *ān.* Dann kommt durch mehrere spalten eine liste von verbalformen mit nachgestelltem *an* (z. b. *er beisset an;* auch ganze phrasen wie *er fährt ihn an*), *daran, heran, hinan.* Den schluß machen die wörter auf *ann.* Brockes hat nun Hübners verfahren irrig so gedeutet, daß nur nachgestelltes *an*

[1]) 1. gruppe: *gebuhlt, ihr fuhlt, ir befuhlt*; 2. *erduldt, verschuldt, das Pult, ein Nehe-Pult, der Tumult*; 3. *die Gedult, die Ungedult, die Huld, die Schuld, ohne Schuld.* H. wollte hier offenbar *uld* von *ult* und *uldt* trennen, übersah aber, daß der setzer in *Gedult, Ungedult* ein *t* statt *d* einführte.

langen vocal enthalte, während Hübner mit seinem verzeichnis einfach den reimschmieden zu hilfe kommen wollte. Ein klein wenig anders liegen die dinge bei *ab*. Hier folgt die liste der verba mit nachgestelltem *ab, herab, hinab* auf die *āb*-wörter, während einfaches *ab* und verbindungen wie *auf und ab* an der spitze der wörter mit kurzem *a* stehen und *hinab, herab* zwischen *ein Suppen-Napp* und *schnapp* hineingestellt sind. Auch hier dachte Hübner nicht daran, dem nachgestellten präpositionaladverb eine eigentümliche aussprache zuzusprechen; hätte er die länge andeuten wollen, so hätte er sie vor den *āb*-wörtern, die mit *Grab* beginnen, bringen müssen. Er ließ die liste *er bauet ab* u. s. w. einfach der übersichtlichkeit halber an den schluß treten.

Besonders interessant sind die fälle, wo Brockes reime, die ausschließlich oder vorwiegend lausitzisch-schlesisch sind, für allgemein obersächsisch hält.

S. 15 lehrt er, daß im Niedersächsischen mit kurzem *a* gesprochen werden 1. die indeclinabilia auf *an*, 2. die wörter auf *an*, die in den obliquen casus (er meint überhaupt in flectierten formen) ein doppeltes *n* bekommen; diese wörter müsse man mit *nn* schreiben, scil. auch in der unflectierten, einsilbigen form. Die beispiele für die zweite gruppe sind *er rann, er kann, ein Gespann*. Hübner stellt diese wörter in die *ān*-gruppe und schreibt sie mit einfachem *n*. Er folgt hier wie bei anderen wörtern auf *-an* seiner mundart, die einsilbige formen dehnte, während er bei *Bann* und *Mann* sich der obersächsischen aussprache anschließt.

S. 26. Die Obersachsen sollen das *ü* in einigen wörtern kürzen, wo die Niedersachsen es lang sprechen, und demgemäß reimen *die Flüche* und *die Küche, die Büche* und *die Sprüche*. Solche kürzungen scheinen zwar auch obersächsisch vorzukommen, sind aber nicht allgemein, vgl. Franke, s. 37. Hübner vereinigt alle wörter auf *üche* zu einer gruppe.

S. 27. *nim* soll im Obersächsischen einen 'helleren klang', d. h. langes *i* haben. Hübner schreibt *niehm*, läßt es auf *ihm, Ungethüm* reimen und trennt es von wörtern wie *Grimm, schlimm, die Stimm*.

'Alle Wörter in *och* haben ein abgekürztes *o*; das einzige Wort *hoch* ausgenommen, welches bey uns mit einem hellen *o* ausgesprochen wird.' Hübner kennt nur einen reimtypus *och*. Aber er hat nicht, wie Brockes meint, in *hoch* das *o* kurz gesprochen, sondern umgekehrt den vocal in allen wörtern gelängt, auch in *doch, ein Floch, das Joch, der Koch, er kroch, das Loch, noch, er roch*.

Ein ähnliches mißverständnis liegt s. 28 vor. Brockes glaubt, daß die Obersachsen fast alle wörter auf *ort* mit kurzem *o* sprechen. Hübner hat wieder nur einen reimtypus. Er dürfte in den meisten wörtern *ōrt* gesprochen haben; *er verdorrt* und *ihr verschort* sind vielleicht nachlässigkeiten.

S. 29. Die meisten wörter auf *uch* haben langes *u*; 'doch nemen sich bey uns hievon aus: der *Bruch*, der *Geruch*, der *Spruch*'. D. h. obersächsisch haben auch diese wörter länge. Wiederum ist Hübners sprache für schlechthin obersächsisch gehalten. Ebenso, wenn Brockes andeutet, daß der unterschied der quantität zwischen *ihr bucht, er flucht, verrucht, er sucht* und

die Bucht, die Flucht, die Frucht, die Sucht, die Zucht bloß niedersächsisch sei.

S. 30. 'Du *thust* wird von uns ganz anders ausgesprochen, als die *Brust,* der *Wust.* Das erste circumflectiren wir; die beyden letzteren aber nicht.' Bei Hübner stehen die beiden ersten wörter in einer gruppe; *der Wust* fehlt, wohl aber wird *du wust* gebucht, was Brockes auf *Wust* bringen konnte.

S. 31. 'Wir sagen und schreiben im *Blute,* das *Gute,* die *Stute.* Einige der Herren Ober-Sachsen aber, zumal die Schlesier verdoppeln das *t,* und schreiben im *Blutte,* das *Gutte,* die *Stutte,* sprechen es auch also aus, und reimen es mit der *Butte,* die Kloster-*Kutte,* dem *Schutte.*' Die angabe, daß die aussprache *Blutte* u. s. w. schlesisch sei, hat zwar Brockes nicht aus Hübner, wohl aber ist er durch ihn zu der bemerkung über die verschiedenheit der aussprache innerhalb des Obersächsischen, d. h. hier des Ostmitteldeutschen angeregt. Hübner unterscheidet nämlich in den artikeln *Ute utte* und *Uten utten* je zwei gruppen, offenbar nach der quantität des vocals. Aber er setzt manche wörter in beide gruppen. Wir finden in der ersten gruppe *dem Blute, das Gute* und in der zweiten *im Blutte, das Gutte,* in der ersten gruppe *die Studten,* und in der zweiten *die Stutten.* (Unter *Ute utte* nur *die Stutte,* eine offenbare nachlässigkeit.) Unter den kurzvocalischen auch die von Brockes erwähnten *die Butte, dem Schutte, die Kutte.*

Der nachweis, daß Brockes sich in seiner erörterung der reimendungen an Hübner anlehnt, ist also wohl erbracht. Daraus folgt, daß keine angabe über obersächsische aussprache, die Brockes aus Hübners Handbuch herausgelesen haben kann, für uns irgendwelchen quellenwert hat.

Ich will nun zeigen, was die vergleichung mit Hübners Handbuch für die interpretation und kritik der mitteilungen von Brockes über die quantität und qualität der *e*-laute ergibt.

Zunächst ist zu beachten, daß Brockes beim kurzen *e* keinen unterschied der qualität kennt. Vgl. die bemerkungen über *Ech, Eche, Eck* und *Ecke, Elle* und *Ellen, Enken.* Wenn er die reime *stellt* : *vermeldt, verpfänd't* : *rennt, schänd't* : *kennt* tadelt, so hat dies nichts mit der qualität der *e* zu tun. Insofern er in den reimtypen mit kurzem *e* übereinstimmung der niedersächsischen mit der obersächsischen aussprache behauptet, ist er wieder von Hübner abhängig.

E, Eh und *Ee* sollen überall 'einen ganz hellen und freyen Klang' haben, d. h. geschlossen sein. Hübner hat vier gruppen; Brockes hat absichtlich die letzten drei übergangen, nämlich die fremdwörter wie *Cavailler,* die wörter auf unbetontes *e*

wie *der Freundliche* und endlich die wörter auf offenes *e*. Diese letzteren deshalb, weil sie beinahe alle apokopiert sind (*neh, ich seh, es gescheh, zeh = zähe*) und er die vollen formen beim *Ehe* bespricht. Nicht apokopiert ist nur *die Spree*. Hier scheint sich Hübner zu widersprechen, denn in der gruppe der wörter mit geschlossenem *e* steht *in der Spree*.[1])

Eb, Ebe u. s. w. sollen überall ein *e* diphthongoides, d. h. offenes *e* haben; eine ausnahme bildet 'bey uns' *Cubebe*. Hübner kennt bei *Eb, Ebe, Ebel, Eben, Eber* u. ä. keine mehrheit der *e*-laute. Unter *Ebe, Eben* auch *Cubebe*(*n*).

Eck und *Ecke*. Die Niedersachsen sprechen 'durch ein deutliches *e*', d. h. lang und geschlossen, aus die fremdwörter wie *Bibliotheke, Apotheker*. Brockes ist durch eine nachlässigkeit Hübners auf den gedanken gekommen, daß die Obersachsen auch in diesen wörtern das *e* kürzen. In den artikeln *Ecker, Eckern, Eckers* ist nämlich bei Hübner *Apothecker* und seine obliquen casus unter die anderen wörter gesteckt, die alle kurzes *e* haben. Daß dies eine bloße nachlässigkeit ist, geht aus folgendem hervor. Bei den typen *Ecke* und *Ecken* werden je zwei gruppen unterschieden, die zweite kleinere soll offenbar die wörter mit länge umfassen, z. b. *ich quäcke, ich stäcke, sie erschräcken*. In diese kleinere gruppe ist nun *Apothecke*(*n*)[2]) eingereiht. Ebenso auch *Bibliothequen*; *Bibliothec* (ein *Bibliothecke* kommt nicht vor) steht zwar scheinbar in derselben gruppe wie die wörter mit kurzem *e*, aber es macht den schluß, folgt auf *Zweck*, durchbricht mithin die alphabetische ordnung, so daß wahrscheinlich wieder einmal ein spatium fehlt. Die länge des *e* ist also wohl gesichert. Die geschlossene qualität freilich nicht, da *erschräcken, stäcken* für Hübner mit offenem *e* anzusetzen sind. Es liegt wohl wieder eine nachlässigkeit vor.

Eckel. *Ekel* und *Rekel* sprechen die Niedersachsen per *e* diphthongoides aus, die Obersachsen per *e* clarum. Hier dürfte Brockes seine quelle unrichtig verstanden haben. Hübner hat bei *Eckel, Eckeln* und *Eckels* je drei gruppen: 1. *der Eckel*,

---

[1]) Oder meint er den vogelnamen *Sprehe*? Aber auch bei diesem wort wäre geschlossenes *e* zu erwarten.

[2]) Unter *Ecken* mit *qu* geschrieben.

der Röckel; eckeln, den Röckeln; des Eckels, des Röckels, 2. *der Deckel, das Seckel* u.s.w., 3. *das Gegöckel; göckeln, begöckeln; des Gegöckels*; bei *Eckelt* zwei gruppen: 1. *mir eckelt,* 2. *er göckelt, er ist begöckelt.* Das *göckeln,* das hier mit seiner sippe in den letzten gruppen erscheint, ist *göukeln* mit dialektischer monophthongierung des *öu* — es ist wohl zu beachten, daß weder *gaukeln* noch *geukeln* von Hübner verzeichnet wird. Da nun *öu* nach Franke, Der obersächsische dialekt, s. 33 im Obersächsischen, nach v. Unwerth, Die schlesische mundart, s. 31 im Lausitzisch-schlesischen geschlossenes *e* ergibt, so dürfen wir wohl auch Hübner diese aussprache zuschreiben. Dann sprach er aber in den von der sippe *göckeln* getrennten wörtern *Eckel* und *Röckel* offenes *e,* und dazu stimmen angaben aus dem spätern 18. jh.[1])

Brockes, der offenbar nicht wußte, was *göckeln* u.s.w. bedeutete — er erwähnt es nicht, so daß man annehmen muß, daß er ihm, wie allen wörtern des typus außer *Ekel* und *Rekel* kurzes *e* zuschrieb — ließ sich durch die schreibung *Röckel* täuschen; gewöhnlich ist ja *ö* ein zeichen für geschlossenes *e.*

Ede. die Rede und die davon abgeleiteten wörter werden per *e* diphthongoides ausgesprochen; 'doch ziehen die Herren Schlesier etwas mehr auf das laute *e.* Die Oesterreicher gehen noch weiter, und geben hierin der Aussprache der Frankfurter-Juden nicht viel nach'. Brockes nimmt hier also für das schlesische geschlossene aussprache an. Das ist für die schlesische dichtersprache, die für ihn allein in betracht kam, falsch. Hübner stellt *die Rede, ich rede* in dieselbe gruppe wie *Rhede, Schwede* und andere wörter mit sicher geschlossenem *e,* z. b. *Oede, schnöde.* Daraus schloß Brockes, daß im oberländischen geschlossene aussprache vorkam. Wenn er sie für schlesisch hielt, so ist er wohl einer erinnerungstäuschung zum opfer gefallen. In der Kurtzen Anleitung zur Deutschen Poesie, die dem reimregister vorangeht, 1. buch, 1. kap. LVII. LVIII nennt Hübner *reden* unter den wörtern, die je nach der mundart verschieden gereimt werden können; der Schlesier dürfe *Läden : reden,* der Meißner *Böden : reden* reimen; s. oben s. 220.

---

[1]) Für *Rekel* gibt Mäzke nur offene aussprache an. Für *Ekel* constatiert er allerdings schwanken, ebenso Enkelmann.

'*Eden, Eder,* und *Edig* lauten allenthalben wie ein *ä*, nur nemen die Nieder-Sachsen hievon aus: der Garten *Eden,* die *Ceder,* der *Catheder, Venedig.*' Das heißt also, daß die Obersachsen auch in diesen wörtern das *e* offen sprechen. Was *Venedig* betrifft, so stimmt das zu Hübner, wenn nämlich nicht wieder ein spatium fehlt: der typus *Edig* umfaßt die drei wörter *gnädig, ledig, Venedig.* Aber die bemerkungen über *Eden* und *Eder* zeugen von flüchtigkeit. Bei Hübner bilden die wörter auf *Eden* eine einzige gruppe, die einige wörter umfaßt, die mit *ö* geschrieben werden, dann *der Garten Eden, die Fehden, die Reden, reden* und composita, *auf den Rheden, die Schweden.* Unter *Ede* hatte Brockes ausdrücklich erklärt, daß *Schwede* und *Rhede* überall 'durch ein langes *e*' ausgesprochen würden; mit dem langen *e* meinte er hier langes geschlossenes *e,* da er unmittelbar darauf in gegensatz dazu das *e* diphthongoides von *Rede* stellt. Natürlich hat er auch in *Rheden* und *Schweden* geschlossenes *e* gesprochen; dies ausdrücklich zu sagen, hielt er für unnötig. Auch über *Reden* und *reden* brauchte er nicht mehr zu sprechen. Es bleiben also von Hübners wörtern auf *Eden* nur *Eden* und *Fehden* übrig. Brockes hätte nun aber doch sehen müssen, daß Hübner diesen wörtern geschlossenes *e* zuschrieb, da er sie auf *ö*-wörter und *Rheden, Schweden* reimen ließ. Vielleicht können wir aber aus Brockes' worten schließen, daß er in *Fehden* offenes *e* sprach, was zu den angaben von Heynatz und Adelung stimmen würde.

Beim typus *Eder* unterscheidet Hübner zwei gruppen. Die erste umfaßt wörter, die mit *ä* geschrieben werden (z. b. *Geäder, Bäder*), ferner *Feder* und *Leder*; ihr kommt sicher offenes *e* zu. Die zweite gruppe, die also geschlossenes *e* haben muß, wird gebildet von *die Ceder, weder, entweder, ein Meder, Catheder.* Man sieht, die alphabetische folge ist gestört, und das hat vielleicht Brockes dazu verführt, auch das spatium für fehlerhaft zu halten. Wir können schließen, daß er *weder* mit offenem *e* sprach, was wieder zu den angaben der Norddeutschen Heynatz und Adelung stimmt. Über die aussprache von *jeder* hat sich Brockes keine gedanken gemacht, weil er es bei Hübner nicht fand; dieser sprach *ieder.*

Die beispiele für die regel, daß *ee* vor *r* wie *ä* ausgesprochen

werde (*Meer, Heer, leer, Speer*) finden sich alle bei Hübner in der gruppe der offenen *e*. Man beachte, daß Brockes nichts über die aussprache von *ehr* sagt.

Eg und *Ege*. Ober- und Niedersachsen sollen die auf *eg* ausgehenden wörter 'durch ein schnelles und abgekürztes *e*' aussprechen. Wieder eine flüchtigkeit. Brockes hat das spatium übersehen, das die wörter auf *eg* von denen auf *eck* trennt. Dagegen ist es vielleicht ein fehler Hübners, daß er *weg* unter die wörter mit langem *e* eingereiht hat. Übrigens verfährt er damit ähnlich wie mit *ab* und *an*.

Egen. 'Dieses *e* wird durchgehends wie ein *á* ausgesprochen. Nur nemen die Ober-Sachsen das Wort *egen* und *gegen*; die Nieder-Sachsen aber nur *gegen* mit allen seinen abstammenden Wörtern hievon aus e. g. die *Gegend, begegnen* etc.' Die bemerkung über die ableitungen von *gegen* ist keineswegs müßig, denn Hübner sprach in *begegnen* seiner mundart gemäß offenes *e*, was Brockes aus der zusammenstellung mit *die Gelegnen, regnen, segnen, die Verwegnen* ersehen konnte. *egen* wird übrigens von Hübner sowohl unter den wörtern mit geschlossenem wie unter denen mit offenem *e* angeführt.

Ehe. Brockes merkt hier an, daß die Niedersachsen *sehen* mit geschlossenem *e* sprechen — er bezeichnet den geschlossenen laut hier als 'völligen und freyen Klang'. Seltsamerweise sagt er nichts über *geschehen*, das bei Hübner mit *sehen* in einer gruppe steht.

Ehler. Brockes bemerkt, daß der reim *Fehler* : *Scheeler* hart klinge. *Scheeler* kommt bei Hübner nicht vor, wohl aber *scheel, ein Scheeles* als reimwörter zu *der Fehl, des Fehles*. Alle anderen beispiele bei Hübner.

El und *Ell*. Brockes' bemerkung, daß man 'droben mit dem *el* etwas mehr auf das *e* clarum' ziehe, ist so zu verstehen, daß damit nur die wörter gemeint sind, die mit einfachem *e* geschrieben werden. Hübner hat auch eine gruppe von wörtern mit offenem langem *e*, aber sie werden mit *eh* (*Fehl, Befehl, Mehl*) oder *ee* (*scheel*) geschrieben. Allein auch in der gruppe der wörter mit geschlossenem laut erscheint einmal die schreibung *ee*: *die Seel*; Brockes sagt nicht, wie dieses wort gesprochen werden soll.

'*Em* hat ein *e* diphthongoides e. g. *dem, wem, bequem*. Es

nemen sich aber bey uns aus *Bethlehem, Jerusalem, klemm,* welches letzte aber mit einem doppelten *m* zu schreiben'. Die bemerkung über die ausnahmen ist flüchtig stilisiert. Auch Hübner sprach die drei wörter nicht mit langem offenem *e.* Nach *wem* ist ein spatium, dann folgen *Bethlehem, Jerusalem* und in der nächsten spalte *das M, klemm, es ist klemm.* Offenbar sprach Hübner die beiden namen mit langem geschlossenem *e,* die folgenden wörter mit kürze. Brockes hat alle drei von ihm angeführten wörter kurz gesprochen.

Ene und *Ehne.* Aus Hübners beispielen hat Brockes die regel abstrahiert, daß *ene* geschlossen, *ehne* offen laute. Auch die ausnahmen — einerseits obersächsisch[1]) *jene,* andererseits *ich entlehne* im gegensatz zu *lehne mich* — stammen aus dem Handbuch. Die quelle klärt auch folgende bemerkung auf: 'Beyde (*ene* und *ehne*) reimt man mit *öhne*; wiewol es weit reiner klingt: *Irene* und die *Schöne,* als ich *gewehne* und die *Söhne.* Schreibt man aber *gewöhne* mit einem *ö,* wie es billig seyn soll: so ist dieser Reim nicht im geringsten zu tadeln'. Hübner bringt nämlich *ich gewöhne* (*entwöhne, verwöhne*) zweimal, zuerst mit der schreibung *e* in der gruppe des offenen, dann mit der schreibung *ö* in der gruppe des geschlossenen *e.* Wörter, in denen *ö* feststand, erscheinen nur in der zweiten gruppe.

Erd, ert und *ehrt.* Wenn Brockes meint, daß 'droben' *er kehrt, bekehrt* per *e* diphth. gesprochen werde, hat er wieder eine lausitzische eigenheit für obersächsisch gehalten. *verhehrt,* das nach ihm droben durch ein helles *e* ausgesprochen wird, ist natürlich *verheert*; dieses wort führt, was er übersehen hat, Hübner in beiden *ē*-gruppen an.[2])

Erde. 'Die Ober-Sachsen reimen: Die *Erde,* und *Gebährde*; wir hingegen die *Erde,* und ich *werde*'. Brockes hat sich hier wieder durch eine unvollkommenheit des druckes täuschen lassen. Bei Hübner ist *ich werde* fehlerhaft durch spatium von den übrigen wörtern des typus *Erde* getrennt (während bei *Erden, Erdest, Erdet* die sache in ordnung ist). So glaubt

---

[1]) Nämlich nach der meinung von Brockes.

[2]) Unter *Erd* beim geschlossenen *e* in der schreibung (*er*) *verhert,* beim offenen als (*er*) *verheert*; unter *Ert* beidemal als *er verheert.*

er, daß obersächsisch *Erde* und *werde* nicht reimen. *Gebährde* erscheint bei Hübner nicht, wohl aber *mich gebehrde* und im typus *Erden* die *Geberden*. Für Brockes' eigene aussprache ergibt sich, daß er in *Erde* und *werde* kurzes *e* sprach.

Et, Ett, Eht. 'Von denen Wörtern, die droben per *e* clarum ausgesprochen werden, nemen wir folgende aus: ein *Stilett*, ein *Cabinett*, ein *Spinett, Banket*, welche bey uns einen freyen und deutlichen Klang haben. In dem Worte *Brett*, welches bey ihnen ein *e* diphthongoides hat, wie auch in *fett, nett*, wird gleichfalls das *e* bey uns abgekürzet; ihr *seht* hingegen hat bey uns einen hellen und natürlichen Klang, wie bereits oben erwehnet worden.'

Während Brockes sonst die ausdrücke 'frey' und 'deutlich' für die langen vocale und speciell für das lange geschlossene *e* gebraucht,[1]) müssen sie hier den kurzen *e*-laut bezeichnen. Seine bemerkung über *fett* und *nett* deutet darauf, daß er meinte, obersächsisch würden diese wörter mit langem offenem *e* gesprochen. Dieser irrtum erklärt sich dadurch, daß bei Hübner die wörter mit kurzem *e* ohne spatium auf die wörter mit langem offenem *e* folgen und zu ihnen auch *brät* und *Bouquet* gehört. Die dialektische verkürzung von *brät* war Brockes eben unbekannt und in *Bouquet* täuschte die schreibung mit einfachem *t*.

'*Ete* verhält sich wie *et*, und unterscheiden wir *stete, unstete*, durch ein freyes *e* von *Städte*.' Diese stelle kann

---

[1]) Vgl. s. 9: 'nur sprechen die ... Ober-Sachsen das *A* ... etwas heller aus, dehnen und verlängern einigermassen dessen Ton, welches ... nicht unrecht, zumal ein blosses *a*, wie alle andere Laut-Buchstaben, natürlicher Weise einen hellen und freyen Klang hat, welcher sich durch Anhängung eines einzelnen, mitlautenden Buchstaben ... nicht sollte verändern lassen'. S. 13: 'daß alle Laut-Buchstaben, welche von einem einzelnen ... mitlautenden begleitet werden, lang und deutlich ausgesprochen werden müssen'. S. 27: 'seinen freyen und unverkürzten Klang'. S. 28: 'Hier regiert bey uns gleichfalls ... ein freyes und helles *o*; doch nemen wir aus: das *Roß*' u.s.w. S. 29: 'Durch ein freyes oder verlängertes *u* werden bey uns ausgesprochen: ihr *bucht*, er *flucht*' u.s.w. S. 18: '*E* allein, *Eh*, und *Ee* haben ... eine Aussprache, nemlich einen ganz hellen und freyen Klang'. Vgl. auch s. 20 sub *Ee*, s. 24 sub *Er* und *eer*. S. 23: '*Ene* wird allenthalben deutlich ausgesprochen ... *Ehne* hingegen endet sich als *ähne*'.

ich nicht mit sicherheit deuten. Sollte Brockes in *stete* geschlossenes *e* gesprochen haben? Klopstock sprach *stets* geschlossen, s. unten.

Ette. 'Wir unterscheiden gleichfalls in der Aussprache das Wort ich *red'te* von, ich *rette* per *e* diphthongoides'. D. h. Brockes sprach in *red'te* langes offenes *e,* während Hübner beim typus *Ette redte* von den anderen wörtern, die alle kurzes *e* haben, nicht trennt. (Unter *Edte* scheidet dagegen auch er.)

Ordnen wir die wörter, die Brockes anführt, etymologisch, so ergibt sich, daß sein geschlossenes *e* im wesentlichen auf fremdes *e*[1]) und *ê* zurückgeht, sein offenes *e* auf *ë,* umlaut-*e* und *œ.* Ausnahmsweise ist umlaut-*e* geschlossen in *gegen, Gegend, begegnen, jene* (wohl auch in *kehren,* da Brockes nichts von einem unterschied der zwei etymologisch verschiedenen wörter sagt), *ë* in *scheeler* und *sehen, œ* vielleicht in *stete*; offen ist *ê* in *versehrt* und vielleicht in *Fehde.* In den grundzügen stimmt die verteilung der *e*-laute zu den angaben der späteren norddeutschen theoretiker, auch für die ausnahmen (abgesehen von *Gegend, begegnen*) gibt es bald bei dem einem, bald bei dem andern parallelen: *gegen* mit geschlossenem *e* hat auch Klopstock, *jener* Adelung, Heynatz, Klopstock, *scheel* Heynatz und Rüdiger, *sehen* Adelung und Klopstock, *Fehde* mit offenem *e* Adelung und Heynatz, *versehren* Adelung. Eine vollständige übersicht über die *e*-laute bei Brockes könnte man nur durch eine systematische heranziehung des Hübnerschen reimverzeichnisses gewinnen — Brockes selbst geht etwas cavaliermäßig vor — aber es wäre auch dann gewagt, ex silentio schlüsse zu ziehen.

Die theoretiker der siebziger und achtziger jahre kann man in mehrere gruppen sondern. Unabhängig von allen anderen ist Klopstock. Man darf sich natürlich nicht mit seinen theoretischen äußerungen begnügen, sondern muß die in reformorthographie gedruckten schriften untersuchen. Ich benutze mit erlaubnis des verfassers eine abhandlung von herrn E. Gerlich, die mir als lehramtsprüfungsarbeit vorgelegen hat. Sie hat die ersten fünf gesänge des Messias

[1]) Dazu der name *Schwede* und das niederdeutsche *Rhede.*

nach der ausgabe Altona 1780 zur grundlage. Ich habe die sammlungen aus dem 16. und teilen des 17. gesanges ergänzt. Ich ordne die wörter nach historischen kategorien, gebe sie aber in gewöhnlicher nhd. orthographie. Verbalformen werden, wenn es angeht, im infinitiv, substantiva im nom. sing. angeführt. Deutlich verwandte ableitungen u. dergl. sind unter der grundform mitzuverstehen (z. b. *segnen* unter *Segen*). Ausnahmen von diesem verfahren beruhen auf speciellen erwägungen. Es werden nur belege für den gedehnten laut angeführt, weil Klopstock nur hier zwei qualitäten unterscheidet. Den offenen laut bezeichnet er durch *ä*, den geschlossenen durch *e*, in consonantisch ausgehender silbe erhält das *e* (nicht das *ä*) das dehnungszeichen. Kurzes *e* wird immer durch einfaches *e* wiedergegeben.

1. *ë* ist beinahe immer offen. So in *beben, gebären, beten, der* (und flexionsformen wie *dem, den, denen*), *eben, er, Erde, befehlen, Ferse, geben, verhehlen, her, Herde, leben, entlegen, Nebel, neben, nehmen, Pflegerin, Rebe, Regen, schweben, schweflicht, Schwert, Segen, Späher, streben, treten, währen, weben, wägen, Weg, wegen, bewegen,*[1] *verwegner, wer, werden, wert, Wesen, gewesen, zehn.*

Geschlossen ist *ë* in *lehnen,*[2] *geschehen, sehen, entweder.*

In silben, die mit einem *g* schließen, setzt Klopstock nie ein dehnungszeichen, da er meint, daß sich hier die dehnung von selbst verstehe.[3] Demgemäß müßte man die schreibung *weg* so interpretieren, daß Klopstock das adverbium mit langem geschlossenem *e* gesprochen habe im gegensatz zum substantiv, in dem die offene aussprache durch die schreibung *Wäg* sichergestellt ist. Wie aber, wenn Klopstock *weg* mit kurzem *e* sprach und dies in seinen theoretischen schriften übersehen hätte? Wie sollte er nun schreiben? *wek* oder *wech* hätte wohl die kürze des vocals unzweideutig bezeichnet, wäre aber systemwidrig gewesen, da Klopstock sonst der herkömmlichen etymologisierenden schreibung zuliebe die auslautsverhärtung nicht bezeichnet und sogar isolierte formen wie *ob, sind* unangetastet läßt.[4]

---

[1]) Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß in *bewegen* auch das schwache verbum mit umlauts-*e* stecken kann und daß *wägen* mit dem starken verbum identisch ist. Aber bei untersuchungen über das nhd. muß geschieden werden.

[2]) Belege: *lẹnt* 91,11, *auflẹnt* 46,28. 51,27. 90,19, *lẹnte* 147,8. 520,4. 543,4.

[3]) Über die deutsche rechtschreibung, Sämtliche werke, Leipzig, Göschen, 1855, 9, 336.

[4]) Werke 9,345 f. Speciell über -*g* sagt Klopstock 9,327 (ich gebe

2. Umlaut-*e*. Dort, wo in der vulgären schreibung *ä* feststand, scheint Klopstock immer offenes *e* gesprochen zu haben. Ich habe belege für die plurale *Gräber, Nägel, Räder, Schläge, Städte, Väter,* die verbalformen *fährt, gräbst, -t, schlägt, trägst,* die steigerungsformen *zärter, -ste,* verschiedene ableitungen, denen deutlich verwandte formen mit *a* zur seite stehen: *Gefährt* (masc.), *Kläger, kläglich, quälen, schämen, Stäte* (= stätte), *täglich, unerträglich, erwählen,* (*er*)*zählen, zärtlich* und die isolierten *Träne* und *Zähre.*

Von den wörtern, die in der vulgären orthographie mit *e* geschrieben werden, haben offenen laut *begegnen, heben, legen, rege,*[1]) dagegen geschlossenen *edel, Elend, gegen, Heer, jener, Meer, reden, redlich, sehnen, wehren, verzehren.* Man beachte den gegensatz von *begägnen* und *gegen.*

3. *ê* ist geschlossen: *eh* (*eher, erst*), *ehern, Ehre, ewig, flehen, gehen, hehr,*[2]) *kehren, lehren, mehr, Schnee, See, Seele, sehr, stehen, wehe, wenig, zween.*

4. *æ*. a) Die vulgäre orthographie schreibt *ä*. Offen: plurale: *Altäre*; verbalformen: *verrät, schläfst, -t*; steigerungsformen: *näher, nächste*; ableitungen: *Gebärde, gnädig, aufgekläret* (*verklärt* u. s. w.), *Nähe, Verräter, Rätsel, Schäfer, einschläfern, schmähen, Gespräch, wohltätig, wähnen.* Isolierte: *blähen, fähig, Trägheit.* Geschlossen: die conjunctive präteriti der IV. und V. classe,[3]) ferner *säen.*[4])

b) Die vulgäre orthographie schreibt *e*. Offen: *fehlen, angenehm, selig.* Geschlossen: *leer, schwer, stets, wehen.*

5. Fremdwörter. Reguläre entsprechung ist geschlossenes *e*; auch für fremdes *ae* schreibt K. *e* z. b. *Eonen, eterisch, Arimateer, Fariseer,* vgl. ferner etwa *Cherub, Eden, Gezemane, Zeder.* *ä* setzt er in *Zäfs* = 'Zeus'.

6. Reste. *ä* steht in *Mädchen, Schädel*; *e* in *Demut, je, jeder.*

Daß Klopstock ein gutes ohr hatte, ist nicht zu bezweifeln. Freilich in der phonetischen analyse war er nicht stark und deshalb mag es dahingestellt bleiben, ob er sein kurzes *e*

---

die stelle in unserer orthographie): 'Auch das *g* wird gewöhnlich nur im anfange der silbe (anderwärts lautet es da *j* oder *k*) recht ausgesprochen. Denn man spricht am ende der silbe *Sig* wie *Sich* aus (anderwärts wie *Sik*); ferner *Gesang* wie *Gesank* ... Was das *g* betrifft, darf an der rechtschreibung nichts geändert werden. Denn was soll man wählen? Etwa das *ch* der guten, aber hier auch, und nur auf andere art, fehlenden aussprache?'

[1]) *mit emsiger, räger Sorge* 19, 27.

[2]) *Furchtbar und hęr und heilig* 7, 21. 13, 6; *Offen waren die heren Kreise gegen des Himmels Allerheiligstes* 520, 3.

[3]) Belegt sind formen von *kommen, sprechen, geben, lesen* (*Weineten, daß man ire Gebeine nicht lese* 523, 21), *liegen, sehen, treten,* ferner *were* und *tete.*

[4]) *Tränen seet är einst, und erntete Freüden* 322, 4.

wirklich geschlossen sprach. Aber das dürfen wir ihm glauben, daß er allen kurzen *e* gleiche qualität gab und daß er die beiden qualitäten seines langen *e* richtig unterschied. Als die gegend der guten aussprache bezeichnet er einen teil Niedersachsens, den er etwas unbestimmt begrenzt.[1]) Er hebt ausdrücklich hervor daß er dort weder geboren noch erzogen sei. Aber für die aussprache der *e*-laute verschlägt dies nichts. Schon aus allgemeinen gründen können wir annehmen, daß er hier, wo es nicht auf das lautsystem im ganzen (wie bei der unterscheidung stimmhafter und stimmloser consonanten, gerundeter und nicht gerundeter vocale), sondern auf die verteilung der laute ankam, seinen natürlichen sprechgewohnheiten folgt. Außerdem sagt er ausdrücklich, daß auch in den gegenden der guten aussprache die qualität der *e*-laute nicht ganz fest sei und daß deshalb die wahl zwischen *e* und *ä* frei gelassen werden müsse, vgl. Werke 9, 345. 362.

In genauem zusammenhang stehen die angaben der grammatiker Heynatz, Mäzke, Fulda und Enkelmann. Mäzke nimmt auf Heynatz bezug. Fulda ist durch Mäzke angeregt, Enkelmanns 'Grammattikalien des P. Antonius Lignet' sind eine fortlaufende kritik des Teutschen sprachforschers.

Die bemerkungen von Heynatz hat Tritschler s. 398 ff. abgedruckt. Die mir vorliegende dritte auflage der Deutschen sprachlehre enthält einige zusätze. Dafür fehlt die bemerkung über *versehren* s. 399, z. 5 und über *ehren* u. s. w. s. 400, z. 2, 3 v. u. Heynatz, ein Märker, der in der Mark lebte, ist ein durchaus zuverlässiger beobachter; er theoretisiert wenig und wenn er es tut, sagt er es ehrlich.[2]) Ich habe in meiner Geschichte

---

[1]) Vgl. Werke 9, 360. Ich setze die stelle wieder in unsere orthographie um. 'In gewissen Gegenden von Niedersachsen ... wird beinah alles ausgesprochen, was von der Nation, als deutsche Aussprache, festgesetzt ist. In diesen Gegenden der Niederelbe fängt von da die gute Aussprache an sich nach und nach zu verlieren, wo man (es sind nur Hauptkennzeichen) hier die Kinder: *a-e, be-e, ce-e,* zu lehren, dort *Mang-gel, Eng-gel,* und da *jäben, juter,* auszusprechen anfängt.'

[2]) Ganz unberechtigt ist es, wenn Tritschler s. 400 meint, die schreibung *ä* beweise nichts für Heynatzens aussprache, da ihn bei der festsetzung jener schreibung etymologische gesichtspunkte leiten. Heynatz constatiert doch ganz unzweideutig die phonetische gleichwertigkeit des langen *ä* mit

der nhd. grammatik 2, 19 angedeutet, daß manche seiner beobachtungen durch neuere untersuchungen bestätigt werden.[1]) Auch seine angaben über die *e*-laute können wir durch einen landsmann von ihm aus dem 19. jh. controllieren.

Der aufsatz von F. Grabow, Die dialektfreie aussprache des hochdeutschen in Herrigs archiv, bd. 54 (1875) bespricht s. 384 ff. die *e*-laute. Er sucht freilich die aussprache nach historischen gesichtspunkten zu bestimmen, greift aber mitunter in der ansetzung der altdeutschen formen fehl und bezeichnet manche fälle als zweifelhaft. Gerade diese sind besonders interessant.

Das kurze *e* der tonsilben bezeichnet Grabow als offen ohne rücksicht auf die etymologische herkunft. Heynatz nennt es scharf oder geschlossen, außer vor *r*, wo es offen sei. Diese modification durch folgendes *r* erwähnt Grabow hier ebensowenig wie bei dem offenen langen *e*, aber sie wird von andern als norddeutsch bezeichnet, vgl. Trautmann, Die sprachlaute s. 261, § 932. Ich meine, daß wir Heynatz glauben können. Das bleibt freilich unsicher, ob er kurzes *e* vor einem andern laut als *r* ebenso geschlossen sprach wie sein langes geschlossenes *e*. Es fehlte hier die controlle durch eine dritte *e*-qualität.

Grabow stimmt ferner darin mit Heynatz überein, daß er kurzem *ä* und *e* gleiche aussprache beimißt und dem *e* der präfixe *ge-*, *be-* geschlossene qualität zuspricht, nur bezeichnet er das präfix-*e* nicht wie Heynatz als lang. Eine abweichung besteht bezüglich des auslautenden *-e*; Grabow gibt ihm eine eigene qualität, Heynatz hält es für lang und geschlossen.

Was die längen betrifft, so will Grabow zur vermeidung von mißverständnissen mitunter *ä* von offenem *e* scheiden; Heynatz hält zwar auch die trennung in gewissen fällen für wünschenswert, aber nicht für herrschend. Von den wörtern mit langem *e* (das durch den buchstaben *e* bezeichnet wird) gibt Grabow s. 386 f. zwei listen, das verzeichnis der wörter

---

offenem *e*, des kurzen *ä* mit kurzem *e*. Auch führt er eine ganze menge von wörtern an, in denen *ä* geschrieben werde, obwohl sie stammwörter seien oder doch ihr ursprung nicht gleich in die augen falle.

[1]) Es kommt hiebei auf die beobachtung von lautlichen unterschieden, nicht auf die phonetische analyse an.

mit offenem *e* ist jedoch nur eine auswahl. Er meint, geschlossenes *e* entspreche in deutschen wörtern mhd. *ê*, offenes *e* mhd. *e*, *ë*, *æ*.

Von den 24 wörtern[1]) mit offenem *e* stimmen 18 mit Heynatzens directen angaben überein, dazu kommen die s. 387 außerhalb des verzeichnisses erwähnten *hegst* und *heben*. Für *leeren* und *speer* läßt sich für Heynatz offene aussprache erschließen, da diese wörter nicht unter denen angeführt werden, in welchen ausnahmsweise *ee* scharf ausgesprochen wird. *sehen* und *geschehen* bezeichnet Heynatz als schwankend, doch so, daß die offene aussprache besser sei. Eine differenz zeigt sich nur bei *beet* und *kehren* = 'fegen', doch weiß Heynatz, daß einige das zweite wort von *kehren* = 'wenden' in der aussprache unterscheiden.

S. 390 gibt Grabow wieder verzeichnisse von wörtern mit *e*. Die liste der offenen *e* enthält 12 neue wortstämme. In 10 fällen stimmt alles zu Heynatz, *hering* fällt unter die allgemeine regel, daß *e*, dem kein *h* folgt, vor *r* sehr offen ist, *wegen* wird von Heynatz nicht erwähnt, doch wird für die endung *-egen* überhaupt kein wort mit geschlossenem *e* angegeben.

Von den 49 wörtern mit geschlossenem *e* fehlt eine ganze menge bei Heynatz. Von den 28 vergleichbaren stimmen 22 zu Heynatzens directen angaben; eines, *schnee*, wird zwar von Heynatz nicht erwähnt, fällt aber unter die regel, daß *ee* am ende der wörter scharf ausgesprochen werde. Abweichend ist die aussprache von *schere*. Heynatz erwähnt es wohl nicht, hat ihm aber sicher dieselbe qualität gegeben wie *scheren*. *erst* hat nach Heynatz offenes *e*, aber er weiß, daß der 'fehler', hier geschlossenes *e* zu sprechen, häufig sei. Als schwankend bezeichnet Grabow die aussprache von *flehen*, *hehr*, *versehren*. Heynatz erklärt das *e* von *flehen* und *hehr* für offen, bemerkt aber, daß es einige in *hehr* geschlossen sprechen. In *versehren* sprach er geschlossenes *e*, merkte aber an, daß man es hin und wieder wie *versähren* aussprechen höre, vgl. Beitr. 38, 399.

Ich denke, das ergebnis der vergleichung ist für Heynatz günstig genug.

---

[1]) Nicht gezählt ist das von Grabow eingeklammerte *jenseits*; er sprach hier wohl kurzes *e*.

Von Mäzke hat Tritschler nur die zwei kleinen schriften von 1779 und 1780 benützt. Viel wichtiger sind aber seine 'Grammatischen Abhandlungen über die Deutsche Sprache' von 1776. Ich drucke die ausführungen über die *e*-laute s. 227 ff. ab. Dabei setze ich die verschrobene orthographie in die unsrige um. In den beispielen bleibt natürlich die schreibung Mäzkes, auch in denen, die im original nicht durch den druck hervorgehoben sind und die ich demgemäß nicht cursiv drucke.[1]) Die verweise auf andere stellen des buches lasse ich weg.

'Es ist aber zu merken, daß das *e* und *o* wieder auf eine zweifache Weise könne gedehnt werden, nämlich aufwärts und niederwärts.

Das *e* (l. *o*) sprechen die Hochdeutschen nur oberwärts gedehnt aus, wie in *loben, zogen*; und niemals unterwärts wie die Polen und einige falsche Mundarten, besonders die Schlesier, die das gedehnte *a* mehrenteils wie [228] das unterwärts gedehnte *o* aussprechen. Z. E. *sogen* statt *sagen.*

Das *e* aber sprechen sie auf beiderlei Art aus: bald aufwärts gedehnt, wie das oberdeutsche gedehnte *ö* in *stehen, gehen; höher* etc., bald niederwärts, wie das gedehnte *ä* in *reden; geben, gäben.*

[229] Und da sprechen es oft einige obersächsische Mundarten abwärts gedehnt aus, wo es andre aufwärts dehnen und umgekehrt. Die Sachsen z. B. sagen *sehen* wie *söhen,* die Schlesier wie *sähen.* Und da diese obersächsische Mundarten gleich viel Anspruch auf die rechte und hochdeutsche Sprache machen, so kann es nicht wohl an sich selbst entschieden werden, welche von beiden Aussprachen die rechte ist, wenn nicht etwan die Etymologie die Entscheidung an die Hand gibt. Denn da die abwärts gedehnte Aussprache des *e* dem *a* mehr ähnlich und wie *ä* ausgesprochen wird, die oberwärts gedehnte Aussprache aber des *e* mehr dem *o* ähnlich und wie *ö* lautet: also wäre es nun eben keine unrechte Regel, das *e* in den Wörtern wie *ä* zu dehnen, wenn es in denselben entweder von *a* selbst herkömmt (da es denn aber auch [230] billig richtiger durch *ä* geschrieben wird z. E. *trübsälig,* wie die Schlesier sagen, und die Sachsen sagen also falsch: *trübselig* wie *trübsölig*), oder wenn das *e* in *a* verwandelt wird. Und da würden die Schlesier wieder richtig sagen: *sehen, geschehen, edel, nehren,* weil man davon sagt: sah, geschah, Adel, Nahrung etc. Im Gegenteil ist das *e* in einer gedehnten Silbe (denn von diesem Falle ist hier die Rede) wie ein gedehntes *ö* auszusprechen. Daher ist es falsch, wenn die Schlesier das gedehnte *ö* gar oft wie das gedehnte *ä* aussprechen. Z. E. *Vögel, höflich, Pöbel, Töre, schwören, gewönlich* wie *Vägel, häflich, Päbel, Täre, schwären, gewänlich.* Aber *heben* kann man auch (samt seinen Abstammenden: *Hebel, Hefen*) vom alten *ha,* das denn in *hoch* verwandelt worden, herleiten; da es denn freilich *häben* sollte geschrieben werden, so gut wie *Häfen.*

---

[1]) Aber *â, ô, û* ersetze ich immer durch *ä, ö, ü.*

Es versteht sich aber von selbst, daß diese Regel nur alsdenn die gedehnte Aussprache des *e* entscheidet, wenn die Mundarten darinnen nicht übereinkommen. Denn kommen sie darin durchgängig überein, so braucht es dieser Regel gar nicht. Daher ist und bleibt die aufwärts gedehnte Aussprache des *e* in *gehen, stehen* etc. richtig, man mag auch immerhin davon sagen: der *Gang,* der *Stand.* Desgleichen mag *bekwem* immerhin von *kommen* abstammen; man spricht es nun einmal allgemein wie *bekwäm* aus.

Allein wenn der Gebrauch verschieden ist, da kann jene Regel wohl entscheiden und wird auch stets ziemlich hinreichend sein. Nur in Absicht der Wörter *Elend* [231] und *Ekel* sprechen einige oberwärts gedehnt, und die meisten; oder unterwärts gedehnt, und einige gar ungedehnt, wie *Ekkel.* Die letztern haben wenigstens die Analogie vor sich. In *Elend,* sowohl exilium, miseria, als auch das *Elendthier* möchten wohl die am meisten Recht haben, die das *e* niederwärts dehnen. Denn jenes hat wahrscheinlich mit *alius, alienus* und jenes mit *alce* und dem gotischen *ælgen* Verwandtschaft. In *gegen* und *Gegend* sprechen die meisten das *e* oberwärts gedehnt aus, das auch mit seiner Abstammung von *gehen* am besten übereinstimmt, und dennoch in *begegnen* etc. alle niederwärts gedehnt aus; *gen* aber, das doch als eine aus *gegen* zusammengezogne Silbe gedehnt lauten sollte, wohl gar ungedehnt und also dem *a* ähnlicher wie *genn* (oder *gänn*). Dies ist auch das einzige Wort, wo das *e* in den verwandten Wörtern anders gedehnt wird; da es sonst, wenn es in dem Stammworte aufwärts gedehnt ausgesprochen wird, auch in den davon abstammenden so lautet; hingegen abwärts, wenn es im Stammworte abwärts lautet.

Alle diese Verschiedenheiten in der gedehnten Aussprache des *e* in den Mundarten kömmt nur ohne Zweifel daher, daß man in der Schreibart dieselben nicht — nicht sicher wenigstens und nach einer festen Regel unterschieden hat. Ein neuer Beweis von dem, was ich immer sage, daß, wenn nicht nach sichern und festen Regeln die Aussprache auf eine in allen Absichten entscheidende Weise angezeigt wird, es ganz unmöglich ist, die hochdeutsche Sprache allgemein zu machen. Ein jeder spricht denn immer nach seiner Mundart; er merkt es wenigstens nicht einmal, wenn ein andrer anders will ausgesprochen, und er [232] kann die rechte Aussprache also gar nicht beurteilen. Z. E. *sehen* liest immerhin der Sachse wie *söhen,* weil er auch *gehen* so geschrieben findet, welches er richtig wie *göhen* auszusprechen glaubt, wie er auch darin recht hat. Und wie will der Fremde entscheiden, daß er *Seele* wie *Söle* aussprechen muß, wenn er *qveer, scheel, Meer* etc. findet?

Ich will daher doch alle die Wörter, wo ein gedehntes *e* vorkömmt, nach der Reihe hinsetzen, um wo möglich diese Sache ins reine zu bringen; je nachdem mir ihre Aussprache nach dem allgemeinsten Gebrauch vorzüglich, hernach aber auch nach der Etymologie die richtigste zu sein scheint. Ich brauche aber nur die Stammwörter herzusetzen, weil sich die Aussprache des *e* in den Abstammenden nach jenen, wie es auch billig ist, richtet, und nur da will ich ein abstammendes Wort hersetzen, wo das *e* anders als im Stammworte gedehnt wird, wie *begegnen.* Nun also

Das *e* wird gedehnt

I. niederwärts

1) in den meisten (echten deutschen) Wörtern, als: *leben,*[1]) *begegnen, behen, Beere, begehren, bescheeren, lesen,*[2]) *beten, bewegen, blehen,* das *Beet* (area), *Befehl, bekwem, Breme, Bremen, Brezel* (falsch Bräzel, oder wohl gar Brätsel, es kömmt von brechen), *Bret* (besser Brett), *Degen, derer, deren, denen* (*dem, der, den* b) *dehnen, drehen* [233] *eben,* (vielleicht *äben,* wenn es von ab herkäme, æquus), *Eber* (entbehren, besser entbähren, es sei von *bar* oder *bären*), *edel, Ege,* (nicht Egge) *Egel, ehern* c) ? *Ekel?* [234] *Elend, (er), Erden, Erz, Esel, Feder, Fegen, felen,* (*Fledermaus* besser Flädermaus) *Flegel* (vielleicht besser Flägel), *flehen, Frevel, geben,* (*Gebehrde* besser *Gebährde* von *sich gebähren*) der *Geren, genesen, geschehen, heben, Hederich, Hedewig, Heel,* also auch *verhelen?* oder wohl gar *verhälen* d) ? das *Heer, her,* der *Heerd,* die *Heerde, hehr?* (*Hering* vielleicht besser *Häring*), *Herling, jener, kleben,* (*Kefich* besser *Käfich*), *Kebsweib, Kegel,* (*Kehle?*), *kneten, Knebel,* (*Krebs* besser *Kräbs*) *Leber, Leder, legen, ledig, lehnen* reclinare, *leer, lesen, keren, Mehl, Meer, Meet, Nebel* (*neben* besser *näben*) *nemen, nehren, Pferd,* (*Pfährd*) *pflegen,* (*predigen* besser *prädigen*) *Qvele, qveer, Rebe, reden* (*regnen* und *Regen,* besser rägnen und Rägen) *Rekel, Schedel, scheel, Scheemen, Scheere, Schlesier, Schmeer; schweben, Schwefel, schwehr, Schwehrt,* (*Segel?*) (*segnen* besser *sägnen*) *sehen, sehnen, selig,* (vielleicht *sälig;* es sei in der Zusammensetzung, wie *trübsälig,* oder einzeln, beatus) *semisch,* (vielleicht *sämisch*) *spehen, Speer, Steig,*[3]) *stehlen, stets, streben, Teer, Treber,* (vielleicht Träber), *treten; weben, Webel, Weg, we-*[235]*gen,* (*verwegen,* besser *verwägen*), *Wegerich, wehen, Wehdel* (*wegern* besser *weigern*) (*wem, wen, wer*) *weren,* durare (nicht wohl *währen,* hingegen: *Währ* unt Waffen, sich *währen*) *werden, Wert, Wesen, verwesen, zehen* oder *zehn* (*zehne*), *zehlen, zeren.*

2) in denen aus dem Französischen, wo ihr e ouvert ist; als: *Creme* etc.

II. aufwärts.

1) in wenigen echtdeutschen, als:

gegen, Gegend (*Cleve?*) *Ehe, ehe, erst* (*ehrst*) e) *ehren, Epheu, ewig, Feh, Fehde? gehen, je, jeder* f) *Klee, mehr, Regel, Reh,* [236] *Rhede* (besser *Rehde*)?, *Schlehe, Schnee, Schweden, See, sehr, Seele*[4]), *Spree, stehen, Thee, verhelen* und *versehren, weder, weh, wenig, Zehe? zween* etc.

2) in allen denen aus dem Lateinischen, wo ein *e* vorkömmt: *Peter, Ferien, regiren, Galere, Prophet, Problem, Zibet, Diet* etc., ja selbst, wo ihr *æ* vorkömmt, welches daher noch grundfalsch von uns mit *ä* geschrieben wird: *Sadducäer, Pharisäer, Pythagoräer* etc. Schon der vortreffliche Moßheim schrieb richtig *Saduceer, Phariseer, Egypten* etc. Also auch *Gravitet, gravitetisch* etc. und in den französischen, wo ein e fermé vorkömmt, z. E. *Allee, Coffee, Thee* etc. doch sagt man das *Beet* oder die *Bete* (labet), *Galere, Filee* (filet).

---

[1]) Offenbar druckfehler für *beben.*

[2]) Druckfehler für *Besen.* [3]) Lies *Steeg.*

[4]) In den 'Verbäßerungen': Nach *Seele,* rükk ein: *Spesen?*

b) Das Wort *der*, sagt Hr. Heynaz in seiner Sprachlehre S. 13, spricht jedermann lang aus, wenn es für *der*-[233]*jenige* oder *diser* steht: so auch *dem* und *den*. Allein auch, wenn es der Artikel ist, müssen diese Wörter so ausgesprochen werden, und nicht wie *derr, demm* und *denn* lauten.

c) Ich halte das Wort *ären*, wie es die Alten schrieben (*ärinn, erin*) für viel richtiger und besser als unser *ehern*, worein jenes durch die Nachlässigkeit der Aussprache, auch im Schreiben und in der hochdeutschen Sprache, aber sehr unglücklich, verwandelt worden. Denn weil die fließenden Buchstaben leicht versetzlich (*ευμεταβολοι*) sind, so hat man statt *ärene* oft *äerne* gesagt; denn das *h* eingeflickt, das uns so natürlich ist, nach einem tonierten Vokal vor einem folgenden kurzen *e* auszusprechen. Und weil vor dem *h* das oberwärts gedehnte *e* nun leichter auszusprechen ist als das niederwärts gedehnte, so hat man das *ä* wie *ö* ausgesprochen, und also *ehern* geschrieben. Allein *ären* kömmt vom alten *Ar*, das statt des nachher daraus enstandenen *Erz* gesagt wurde ... *Aeren* behält auch denn sein richtiges unterwärts gedehntes *e*, so gut wie *Erz*, mit dem es verwandt ist, und es ist beides mit *ä* zu schreiben ... Der ähnliche Laut *Aehren* kömmt gar nie in einer solchen Konstruktion vor, wo es mit dem wieder einzufüh-[234]renden Worte *ären* eine Zweideutigkeit verursachen könnte.

d) Denn die Alten sagten *halen*, celare, *haling* statt heimlich. Davon kömmt auch noch *verhalten* (nicht von *halten*), und *καλύπτω* hat auch damit Verwandtschaft.

e) Ist es möglich, daß Hr. Heynatz es für falsch erklärt, das *e* in *erst* oberwärts gedehnt auszusprechen?

f) Denn diese Aussprache halt ich so wie *jemahls, jemand, jezt* etc. nach dem allgemeinen und heutigen Gebrauche für richtiger als *ie, ieder, iemahls, iemand, izt*, obwohl die Schlesier noch gemeiniglich *izt* sprechen, und *iglicher* (*ikklicher*) für *jeglicher* (*jeklicher*), welches ganze Wort aber nichts taugt, und Hr. Dir. Heinze mehr für das *ie* ist. Siehe seine Anmerkungen über Gottscheds Sprachlehre S. 17.[1]) *Je* ist auch analogischer als *ie* (*i*). Denn wir Deutschen haben nicht ein einziges Wort, das aus einem bloßen Selbst- oder Doppellaut bestünde, außer wenigen Zwischenwörtern: *o, ei*, etc., wie ich denn auch ein Zwischenwort *i* stehen lasse, das wir zur Verwunderung brauchen. Das *ni* und *nimahls*, das der Hr. Verfasser der Beilage zu den Heynatz. Briefen S. 28 einwirft, beweiset nichts für die Aussprache *ie*' u. s. w.

Dem kurzen oder, wie er sagt, ungedehnten, später geschärften *e* schreibt Mäzke nur eine qualität zu. Als er die Grammatischen abhandlungen schrieb, konnte er sich von der unterscheidung zweier kurzer *e*-laute gar keine vorstellung machen; ich habe eine beweisende stelle Anz. fda. 33, 165, fußn. abgedruckt. Nachdem er aus den erörterungen von Fulda erfahren hatte, daß im oberdeutschen tatsächlich eine solche

[1]) In wahrheit s. 12.

unterscheidung besteht, bemerkte er in der schrift Über Deutsche Wörter Familien von 1780, S. 145 (ich gebe die stelle ausnahmsweise in der originalorthographie[1]):

'Dü Oberdeutſjen behaubten auj ein hoj und nider geſjärfftes *e*, z. B. *ſtekken* figere, hoj geſjärfft; und *ſtekken* haerere, nider. Aber dü Hojdeutſjen wüſſen billij fon ſoljjer feinen und unnötigen Unterſjeidung nijts, und kennen nur einerlei geſjärfftes *e*.'

Erwähnenswert ist ferner, daß Mäzke es leugnet, daß im hochdeutschen den zeichen *ä, ö* (und *ü*) ein eigentümlicher lautwert zukomme. So Gramm. abh. s. 51. 54 f. Vgl. namentlich s. 208:

'Es sind nichts anders als bloß etymologische Figuren in der Orthographie, die auf eine sehr bequeme und der Natur unsrer Sprache angemessne Weise anzeigen, wie der Laut *e* von *a* oder *o*, der Laut *i* von *ü* (l. *u*), und der Laut *eu* oder *ei* von *au* entstanden; und ich werde in meiner Sprachlehre erweisen, daß, was auch die Niedersachsen dagegen sagen mögen, unsre obersächsische Aussprache immer besser ist, nach welcher wir *ä* und *ö* wie *e*, *ü* wie *i* und *äu* wie *eu*, oder vielmehr beides wie *ei* oder *ey* aussprechen.'

Er wußte, daß die Niedersachsen *ö* von *e*, *ü* von *i* unterscheiden; eine unterscheidung des gedehnten *ä* vom niederwärts gedehnten *e* hielt er dagegen auch im niedersächsischen mund für unmöglich; noch weniger könnten die Niedersachsen das ungedehnte *ä* vom ungedehnten *e* trennen (s. 208, note b). In der schrift Über Deutsche Wörter Familien s. 72 ff. hält Mäzke daran fest, daß *ä* und *ö* nur etymologische zeichen für die *e*-laute seien und zwar im falle der dehnung jenes für das offene, dieses für das geschlossene *e*. Jede unterscheidung von *ö* und *e*, ebenso von *ü* und *i* u. s. w. sei 'Aussprecherei' — der ausdruck kehrt sich gegen Klopstock, dem er entlehnt ist.

Auch Mäzke ist ein glaubwürdiger zeuge. Ein gegensatz zwischen heimat und wohnort besteht bei ihm nicht; er war ein Schlesier und lebte in Schlesien. Nun will er ja freilich, wo die aussprache im hochdeutschen schwankt,[2] die etymo-

[1]) Ich verzichte aber auf die unterscheidung des palatalen spiranten von dem velaren durch weglassung des punktes über dem *j*.

[2]) Das heißt, wo ihm gerade eine von der seinigen abweichende aussprache bekannt geworden war. Intimere kenntnis des außerschlesischen Deutsch geht ihm ab; vgl. seine bemerkung über die sächsische aussprache von *sehen*.

logie entscheiden lassen. Aber er ist ehrlich und leidet nicht eben an lakonismus; so spricht er sich ausführlich über die betreffenden fälle aus. Wir können sicher sein, daß er überall dort, wo er über ein wort nichts besonderes bemerkt, einfach seine aussprache angibt. Bezeichnend für seine ehrlichkeit ist sein verhalten bei *verhelen.* Wenn irgendwo, so mußte hier die etymologie für offene qualität entscheiden. Trotzdem bucht er das wort auch unter den 'aufwärts gedehnten' und gibt damit deutlich zu erkennen, daß er hier geschlossenes *e* sprach. Dazu kommt, daß seine angaben beinahe durchweg, auch in ihrem schwanken, durch schlesische zeugnisse des 17. jh.'s (vgl. Anz. fda. 33, 165, anm 1) und durch seine landsleute Denst und Enkelmann bestätigt werden.

Über Fulda, der an Mäzkes Grammatische abhandlungen anknüpft, habe ich hier nichts zu sagen.[1]) Aber Tritschlers auszug aus Enkelmann (Lignet) bedarf der ergänzung.[2])

Grammatikalien s. 89: 'Ich liefere hier ein Verzeichnis von solchen Wörtern, worin wir das *e* der allgewöhnlichen Schreibart anders als die Schwaben nach Herr Fuldas Angabe aussprechen; wiederhole aber nochmals, daß wir im hochdeutsch aussprechen unter allen *e,* die vor zwei verschiedenen Mitlautern oder vor einem verdoppelten Mitlauter vor-[90]kommen (*Erz* u. dgl. ausgenommen) gar keinen Unterschied machen, und es z. E. in *Enkel, Ek* (*Eck*), *Ekke, Ermel* etc. wie in *Ernte, Elle, Drek* etc., in *fest, besser, Fenster, Vetter, brennen, fremd* nicht anders als in *berschten, Pfeffer, bellen, Perle, bergen, melken, kwetschen, Weksel* hören lassen; denn der Unterschied, den man zwischen *berschten* und *Perle, berge* merken kann, kömmt nicht vom *e,* sondern davon her, daß in der ersten Silbe von *berschten* über das *r* auf das schischende *ſ* hingeeilt wird (wenn man nicht mit Märkern *berr-ſten* spricht), in *Perle, bergen* aber auf dem *r* länger ausgehalten wird. Auch in den einsilbigen *es, des, er-, ent-, emp-* lautet das *e*

---

[1]) Nur das will ich gleich jetzt bemerken, daß Fulda in der schreibung der qualitäten unsicher ist, wenn auf den *e*-laut ein nasal folgt. Es erklärt sich dies ohne weiteres aus seiner schwäbischen sprache; vgl. H. Fischer, Geographie der schwäbischen mundart, s. 26; Pfleiderer, Beitr. 28, 301. In der gruppe der offenen *e* stehen nur drei beispiele: *tändeln, Träne* (wo der nasal ursprünglich nicht unmittelbar auf das *ä* folgte; vgl. die formen bei Fischer, Schwäb. wörterbuch 2, 310) und *schrem.* Alle andern wörter werden mit geschlossenem *e* angesetzt, darunter auch solche mit *ë* und *œ,* z. b. *gähnen, bequem.*

[2]) Ich setze außerhalb der beispiele Enkelmanns orthographie in die unserige um. — Einiges führt auch Tritschler an, aber nicht im abschnitt über die *e*-laute.

auf einerlei Art kurz. *Gen* ist, was in der allgewöhnlichen Schreibungsart *genn* sein würde.

Wörter, so ich nicht kenne, gegen deren schwäbische Aussprache ich also die unsrige nicht halten muß, zeig ich hernach besonders an.'

Wir lernen aus dem vorstehenden 1. daß wir, um Enkelmanns aussprache für jedes wort mit langem *e* festzustellen, Fuldas verzeichnis heranziehen müssen. Denn in den ihm bekannten wörtern, für die er keine abweichung verzeichnet, stimmt er eben mit Fulda überein.[1] 2. daß das kurze *e* für ihn nur einerlei qualität hatte.

Es folgt das von Tritschler s. 408, z. 1—13 abgedruckte verzeichnis. Dann heißt es:

'Das lange *ö* sprechen wir, der Regel nach, wohl noch höher und hohler als das (eigentliche oder, wie es die Schwaben nennen, das hohe) *e*; das kurze unterscheiden wir schwerlich vom kurzen (abgebrochnen) *e* (oder auch *ä* der allgewöhnlichen Schreibungsart): *plözlich* (*pletzlich*), das allgewöhnliche *Käste* oder so, wie ich es schreibe, *Keste*. *Öl* spricht unser Pöbel *Âl* aus.'

Aus dem inhalt von s. 92 wäre nachzutragen:

'Statt *Bähre, betten* (precari), *Trepe, tretten, jätten, knetten, Neper, räten, rezen, schrem* sprechen wir *Bare, bäten, Treppe, träten, jäten, knäten, Näber, reütern, reizen, schrim* ... statt *kwerr* sprechen wir *kwär*.' S. 94: '*Ekel* sprechen einige Schlesier freilich *äkel*, aber im ganzen genommen sind diese einigen nicht die Klasse der Besseraussprechenden.' S. 95: '*Beschären* ist largiri und secare.'

S. 98: 'Nochmals vom *e*! Es ist in den kurzen Endsilben zweierlei 1) ein kurzes in *el, er, et, em, en* und deren Zusammensetzungen. Das *e* beider Silben in *nennen* lautet völlig [99] einerlei. 2) ein langes (freilich eigentliches oder hohes *e*) z. B. *Libe*; das aber im Geschwindsprechen besonders mancher Silben ... zwischen *e* und dem langen hohen *i* schwebt,[2]) fast dem kurz abgestoßnen *î* gleicht, womit der Pöbel schnell Verwunderung oder Unwillen äußert.'

Schließlich teile ich noch eine stelle mit, die für das verhältnis der gebildeten schlesischen sprache zur mundart wichtig ist.

S. 97: 'Herr Fulda spricht mit den Schwaben ein niederes *e*, ein *ä* statt des kurzen in *Pech*.[3]) O, unser Pöbel weiß das *e* und *ä* etc. auch

[1]) Natürlich gäbe es noch den directen weg, Enkelmanns orthographie zu untersuchen; er bezeichnet jedes offene lange *e* durch *ä*.

[2]) Vgl. dazu die bemerkung Densts s. 5, bei Tritschler s. 401.

[3]) Es ist charakteristisch, daß Enkelmann nicht von dem gedanken los kann, daß kürze des vocals und 'niedere' aussprache sich nicht mit-

trefflich zu niedern. Will man Beispiele? *Pâch, Pfârd, Taller, Fâl* (*Fel*), *farn, Farsche, Kal* (*Käle*), *klaben* (*kläben*), *Kna-icht* (*Knecht*), *Nabel* (*Näbel*), *Naber* (*Näber*), [98] *Näst, Ra-in* (*Rägen*), *Schwoger* (!), *Schmâr, Schwârt* etc. *à bruchte* (*är brachte*) *âtschte* (*êrst*, wenn es bedeutet: *izt äben*). *Bîr* mit einem so niedrigen *i* als in *mîr*, statt *Bäre* bacca, *baln* (*bellen*). Statt *gänen, dänen, gönnen, Käfich, kären, länen, Lerche, Rede, Semmel, We* spricht er: *ganen, dinen* (mit dem niedern *i*), *ginnen, Kafich, kiren* (mit dem niedern *i*), *lanen* oder *lan, Lirche, Ride* (das *i* niederwärts), *Sammel, Wi*. Wie lächerlich würde es aber sein, wenn wir nun im Hochdeutschreden deshalb, ich weiß selbst nicht wie, *bâllen, Sâmmel, Lârche* sprechen wollten oder sprechen hießen!'

Von Adelung druckt Tritschler s. 418 f. bemerkungen aus dem Umständlichen lehrgebäude (Ul.) von 1782 und der Orthographie von 1788 ab. Vorher hatte Adelung denselben gegenstand in der Deutschen sprachlehre von 1781 behandelt. Die wortlisten im § 92 der Sprachlehre und des Ul. zeigen folgende unterschiede.

1. Einige (nicht alle) verstöße gegen die alphabetische reihenfolge sind im Ul. beseitigt.

2. Die Sprachlehre buchte die wörter *her* und *bewegen* zweimal. Die erste doppelheit ist im Ul. getilgt, die zweite geblieben.

3. In dem verzeichnis der offenen *e* streicht Ul. *Weser* und fügt hinzu *Hohl* (druckfehler für *Hehl*, im druckfehlerverzeichnis berichtigt), *Queke, Schweher*. In der liste der geschlossenen *e* sind hinzugekommen *Fehe, Fehm, Irene, Kaffee, Kamehl, Katheder, Meder, Sirene*. Die berichtigungen u. s. w. am schluß des bandes fügen noch hinzu '*Lehm*, eine Erdart (in den gemeinen Sprecharten *Leimen*)'.

4. An druckfehlern haben sich im Ul. eingeschlichen *Wenn* (Sprachlehre *wem*), *Ehr* (*ehe*), *Regierer* (*regiren*). Die berichtigungen verbessern den ersten und den dritten fehler[1]) und verlangen außerdem die streichung von *regieren*, 'weil daß erste *e* hier zwar hoch ist, aber als tonlos nicht gedehnt

---

einander vertragen. Fuldas aufsatz mußte ihn doch lehren, daß im schwäbischen quantität und qualität voneinander unabhängig sind. Die stelle, die er insbesondere im auge hat (Teutscher sprachforscher 1, 255, § 87) gibt gar keinen anlaß zu der meinung, daß Fulda in *Pech* nicht auch kurzen vocal gesprochen hat.

[1]) Rüdigers gegen Adelung gerichtete bemerkung (s. Tritschler s. 410, z. 16 v. u.) ist also, was *wenn* betrifft, nicht begründet.

seyn kann'. Der fehler *ehr* ist übersehen. Er findet sich noch in der 3. auflage der Sprachlehre von 1795.

5. Durch die druckeinrichtung des Ul. ist ein wort zweideutig geworden. In der Sprachlehre stehen die wörter nebeneinander in der zeile, der gebrauch der majuskeln ist durch die orthographischen regeln bestimmt. Im Ul. stehen dagegen die wörter in columnen untereinander und jedes schlagwort erhält die majuskel.[1]) In der Sprachlehre steht nun *regen,* d. h. Adelung meinte das zeitwort. Im Ul. mußte daraus *Regen* werden. Adelung hat sich später selbst mißverstanden; in der Sprachlehre von 1795 steht auch *Regen,* was nach der druckeinrichtung dort nur *pluvia* heißen kann.

Aber schon bevor Adelung die Sprachlehre schrieb, hatte er die qualität der *e*-laute bestimmt. Im 'Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart' von 1774 ff. sind die offenen *e* der stammsilben durch einen circumflex gekennzeichnet und zwar die langen von allem anfang, die kurzen vom buchstaben *E* an.[2]) Derselben bezeichnung bedient sich Adelungs 'Kleines Wörterbuch für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung, als der zweyte Theil der vollständigen Anweisung zur Deutschen Orthographie' (2. auflage 1790) und die 2. auflage des großen wörterbuches 1793 ff.

Der lexikograph und der grammatiker Adelung sind gewissermaßen zwei getrennte personen. Adelung hat nämlich für die *e*-listen der grammatischen werke nicht sein wörterbuch benützt, sondern die sammlungen seiner vorgänger. Und zwar ging er so vor, daß er Mäzkes verzeichnisse zugrunde legte, da sie schon, wenn auch schlecht, alphabetisch geordnet waren, und sie dann aus Heynatz ergänzte. Auch Fuldas listen hat er einer flüchtigen durchsicht unterzogen.

Daß dem so ist, ergibt schon der wortbestand. Mäzke verzeichnet 142 wörter mit offenem *e*, Adelung in der Sprachlehre 144; da aber *her* und *bewegen* zweimal vorkommen, ist die zahl der wörter bei beiden gleich. In 116 fällen stimmen

[1]) Auf gewisse modificationen dieses princips braucht hier nicht eingegangen zu werden.

[2]) Vereinzelt schon früher: s. 951 *Blêcken.*

sie überein, wenn man zunächst von kleinigkeiten absieht, wie daß Adelung *Rede*, Mäzke *reden* ansetzt, Adelung *Fleder, hehlen, Kebs*, Mäzke *Fledermaus, verhelen, Kebsweib*, umgekehrt Adelung *Feldwebel*, Mäzke *Webel.*[1]) Bei Adelung fehlen also 26 wörter Mäzkes und umgekehrt hat er 26 mehr.

10 wörter fehlen, weil Adelung sie seiner aussprache gemäß dem verzeichnis der geschlossenen *e* einverleibt: *Beet, Ege, ehern, flehen, geschehen, jener, kehren, leer, Schlesier* (bei A. *Schlesien*), *sehen*; 6 sind gestrichen, weil Adelung sie mit *ä* schrieb: *blehen, nehren, semisch, spehen, weren, zehlen*; überflüssig erschienen ihm *deren* neben *derer, Heel* neben *hehlen, Regen* neben *regnen, verwesen* neben *Wesen* und dem von ihm eingeschobenen *Verweser.* Es bleiben dann noch 6: *Bremen, Egel, er, Gebehrde, hehr, wegen.* Von diesen ist *Egel* unter den tisch gefallen, weil es bei Mäzke zwischen *Ege* und *ehern* steht, die Adelung hier streichen mußte; *er* und *Gebehrde* sind wahrscheinlich übersehen, weil sie bei Mäzke eingeklammert sind. Bei Heynatz fehlten die beiden wörter;[2]) *Egel* wird zwar von ihm angeführt, konnte aber bei flüchtigem hinsehen als bezeichnung der reimendung *egel* aufgefaßt werden. In seinem wörterbuch hätte Adelung natürlich alle drei wörter gefunden. *hehr* ließ er wohl weg, weil das wort veraltet war, und *wegen* strich er vielleicht, weil er glaubte daß Mäzke *wägen* meinte.[3]) So bleibt noch *Bremen* übrig. Es ist wohl einfach beim abschreiben übersehen worden, weil das beinahe gleiche wort *Breme* vorherging.

Von den 26 pluswörtern erscheinen 6 bei Mäzke im verzeichnis der geschlossenen *e*: *erst, Fehde, gegen, Gegend, versehren, weder.* Alle diese wörter auch bei Heynatz, jedoch *versehren* nicht in der 3. auflage. Bei Heynatz konnte Adelung

---

[1]) Bei Heynatz *Reden* und *Rede, Fledermaus* und *Flederwisch, hehlen, Feldwebel; Kebs(weib)* fehlt. Bei Fulda *Fleder.* — Ich habe bei meiner zählung angenommen, daß Adelung die druckfehler Mäzkes (*leben, lesen, Steig* statt *beben, Besen, Steeg*) erkannt hat. Alle diese wörter in richtiger schreibung bei Heynatz.

[2]) Heynatz schreibt *Gebärde; er* erwähnt er nicht, weil es unter die allgemeine regel (§ 22) fällt, daß *e* vor *r* immer sehr offen ist.

[3]) Übrigens konnte er für die wörter von *w* an sein wörterbuch gar nicht benutzen; der betreffende band erschien erst 1786.

ferner folgende 17 wörter finden: *Gebeth, Hebel, Hefen, hegen, leben,*[1]) *Legel, regen, Schemel, scheren, Schlegel, Segen, Sehne, stet, stetig, Verweser, Weser, wehren.* Dieses letzte wort wird übrigens auch von Mäzke im verzeichnis der niederwärts gedehnten *e* erwähnt, nur daß er es mit *ä* schreiben will. Es bleiben also nur noch 3 wörter: *nebst, Nest, Trester. nebst* konnte Adelung beim niederschreiben von *neben* leicht einfallen; er hatte es drei seiten vorher unter den wörtern mit gedehntem vocal vor mehrfacher consonanz angeführt. *Nest* steht dort unmittelbar vor *nebst. Trester* ist vielleicht nur als glosse zu *Treber* gemeint, übrigens konnte A. auf dieses wort wie auf *Nest* auch durch Fulda, Sprachforscher 1, 230. 237 kommen.

Für das geschlossene *e* bringt Adelung 64 belege. Mäzke führt 35 echt deutsche wörter an, für die fremdwörter gibt er nur wenige beispiele. Adelung ist hier Heynatz zu größerem dank verpflichtet als beim offenen *e*.

Von Mäzkes wörtern fehlen 8. In 7 sprach Adelung offenes *e*; es sind die oben angeführten 6 (*erst* u. s. w.), dann *verhelen,* das bei Mäzke in beiden listen erscheint. Es bleibt dann nur *Feh* (im Ul. nachgetragen).

Von den 37 pluswörtern fand Adelung 2 (*jemahls* und *jemand*) in Mäzkes anmerkung f), 10 wörter in Mäzkes liste der niederwärts gedehnten *e* (s. oben; 7 von diesen wörtern auch bei Heynatz), 21 wörter bei Heynatz (2 davon auch unter Mäzkes beispielen für fremdes *e*). Es bleiben dann noch 4: *Demuth, Ehle,*[2]) *Fee, Meve.* Diese verdankt Adelung wieder Fulda. Es ist bemerkenswert, daß er hier wie Fulda *Meve* mit *v* schreibt, während er im Wörterbuch 3, 493 (1777), und im Kleinen wörterbuch für die aussprache u. s. w. (2. aufl. 1790), s. 262 *w* setzt.[3]) Die rechnung geht hier ohne rest auf.

Nun könnte man freilich einwenden, Adelungs übereinstimmung mit Mäzke und Heynatz sei zufall, er habe nur die

[1]) Steht zwar auch bei Mäzke, ist aber dort druckfehler für *beben.*

[2]) Heynatz erwähnt das wort nicht bei den *e*-lauten, sondern sagt erst § 69 der Orthoepie, daß *Elle* oft falsch wie *Äle* ausgesprochen werde.

[3]) Merkwürdig ist auch, daß Adelung im *e*-verzeichnis ebenso wie Fulda *Frefel* schreibt, dagegen im capitel von den buchstaben § 47 ebenso wie in den wörterbüchern von 1775 und 1790 *Frevel.*

gebräuchlicheren wörter buchen wollen und die seien begreiflicherweise auch seinen vorgängern nicht entgangen. Aber es fehlen bei ihm wörter, die vollen anspruch auf einen platz im verzeichnis hatten. Von *Egel* und *er* war schon die rede. Zu nennen war ferner *gelegen,*[1]) wohl auch *Beleg, Ebenholz, jedweder,* denn daß der zweite bestandteil mit *weder* identisch ist, leuchtet nicht von vornherein ein, ferner unter den wörtern mit geschlossenem *e Lehm,*[2]) *Neger* und wohl noch ein und das andere.[3])

Ferner kommen gewisse nachlässigkeiten in Adelungs verzeichnissen in betracht. Zunächst fällt die inconsequenz auf, mit der zusammensetzungen behandelt werden. Sie stehen teils an der alphabetischen stelle des ersten, teils an der des zweiten bestandteils: 1. *begegnen, Befehl, begehren, bequem, bescheren, bewegen, entbehren, genesen,* 2. *Gebeth, versehren, Feldwebel, bewegen, verwegen.* Über *Verweser* s. unten. Alle wörter der ersten gruppe stehen bei Mäzke gleichfalls in der liste der offenen *e* an der alphabetischen stelle des präfixes. Von den wörtern der zweiten gruppe ist *verwegen* auch bei Mäzke unter *w* eingeordnet. Die andern sind einschübe aus anderen verzeichnissen. *versehren* ist aus Mäzkes liste der geschlossenen *e* entnommen, *Gebeth, Feldwebel,* das Mäzkes *Webel* verdrängte, und *bewegen* stammen aus Heynatz. So erklärt sich, daß *bewegen* zweimal erscheint, das erste mal unter *b,* hier aus Mäzke, das zweite mal unter *w* aus Heynatz!

Ferner zeigen sich auch sonst störungen der alphabetischen ordnung, wenn ein wort von Heynatz, aber nicht von Mäzke gebucht ist, d. h. Adelung hat den einschub aus Heynatz an unrichtiger stelle vorgenommen. Es steht *Hefen* vor *Heer, Legel* nach *legen, Schemel* nach *Schemen.* Endlich: *Verweser, Weser, Feldwebel, weben* u. s. w. Hier liegt die sache so. Heynatz führt unter dem typus *eser* an: *Der Verweser, die*

---

[1]) Dieses wort kommt zwar bei Fulda vor, aber dessen verzeichnis hat Adelung nur flüchtig durchgesehen.

[2]) Heynatz erwähnt *Leimen* als edlere form statt *Lehm* erst in der Orthographie § 25.

[3]) Namentlich fremdwörter wie *Apotheke, Demant, Diadem, Makrele* u. dergl., ferner *rehe* adj.

Weser. Adelung wollte *Verweser* unter *v* stellen; gedankenlos schrieb er *Weser* mit ab, statt es hinter *Wesen* einzureihen.

Ähnlich ist es, wenn in Adelungs liste der geschlossenen *e* *jemahls* und *jemand* hinter *jener* stehen; sie sind aus Mäzkes anmerkung f) nachträglich eingeschoben.

Andere verstöße gegen die alphabetische reihenfolge stammen direct oder indirect aus den vorlagen. Adelung ist nicht ganz mit seinem bestreben zustande gekommen, Mäzkes listen streng alphabetisch zu ordnen. Bei Mäzke stand *Befehl* an falscher stelle (s. oben), Adelung schob es nach vorne, stellte es aber nach statt vor *begegnen.* Bei Mäzke fand er *entbehren* zwischen *Eber* und *edel*; er setzte es nach statt vor *Erde.* Umgekehrt geriet *wegern* vor statt nach *Wegerich*; bei Mäzke ist die reihenfolge: *Wegerich, wehen, Wehdel, wegern.* Die falsche ordnung *Peter, Pastete* stammt direct aus Heynatz: *Peter, Rackete, Pastete.*

In einem fall erklärt sich der fehler wohl so, daß Adelung ein bei Mäzke eingeklammertes wort übersah, dann aus Heynatz ergänzte und falsch einschob: *neben, Nebel*; *neben* steht bei Mäzke nach *Nebel* in klammern.

Keine sichere erklärung kann ich für den fehler *Rhede, Reh* geben. Ich vermute, daß eines der beiden wörter beim abschreiben aus Mäzke ausgelassen und dann bei der ergänzung aus Heynatz an falscher stelle eingeflickt wurde; Heynatz hat beide wörter.

Ganz seltsam ist die reihenfolge *her, Herd, Herde, Herlinge, Hering, her. her* steht also zweimal und *Herlinge* und *Hering* haben den platz getauscht. Man könnte annehmen, daß *Hering,* das bei Mäzke eingeklammert ist, zunächst ausfiel; aber Adelung müßte es dann aus Mäzke selbst ergänzt haben. Das zweite *her* wäre dann eine angefangene, nicht gestrichene dittographie von *Hering* und der setzer hätte ein kleines *h* gesetzt, weil er mit einem *Her* nichts anzufangen wußte.

Ferner hat die contamination mehrerer quellen einige verstöße gegen das princip, nur die stammwörter anzuführen verschuldet: *Gebeth* neben *bethen, Hebel* neben *heben, Segen* neben *segnen, jemahls* und *jemand* neben *je.* Auch *scheren* neben *Schere* gehört hierher, denn die etymologische verschiedenheit der beiden *e*-laute kommt für Adelung nicht in

betracht und das schwanken der aussprache, von dem er, wie wir sehen werden, im Wörterbuch spricht, traf nach seiner meinung beide wörter. Dagegen kann die aufnahme von *begegnen* neben *gegen* und *Gegend* absichtlich geschehen sein, um ausdrücklich zu erklären, daß im hochdeutschen alle drei wörter offenen laut haben; Mäzke sprach in *begegnen* offenes, in *gegen, Gegend* geschlossenes *e*. Auch daß *stet* oder *stetig* neben *stets* gestellt wurde, ließe sich rechtfertigen; aber daß beide wörter gebucht wurden, erklärt sich nur durch den anschluß an Heynatz.[1]) Ebenso die aufnahme von *eher* neben *ehe, Darlehn* neben *Lehen* (beidemal mit störung der alphabetischen folge).

Auch die zusätze im Ul. sind den vorgängern entnommen, die Adelung bei dieser gelegenheit wieder durchgesehen hat. Aus Heynatz stammen *Irene, Katheder, Meder, Sirene,* aus Fulda *Queke* und *Schweher*. Daß auch Mäzke nochmals verglichen wurde, läßt sich nicht nachweisen. An *Hehl* kann Adelung durch Fuldas *hel* erinnert worden sein, an *Fehe* durch Fuldas *feh* 'multicolor'. Ebenso können *Kaffee* und *Kamehl* ebensogut Fuldas bemerkung Sprachf. 1, 240, § 68 ihr erscheinen verdanken wie Mäzkes äußerungen über die fremden *e*. Die einzigen wörter, die Adelung selbständig hinzugefügt hat, sind *Fehm* und *Lehm*. Es ist bezeichnend, daß das zweite wort erst in den berichtigungen erscheint, was nicht möglich wäre, wenn Adelung sein Wörterbuch systematisch befragt hätte. Offenbar war er zufällig auf Heynatzens oben erwähnte bemerkung gestoßen, daß *Leimen* edler als *Lehm* sei; darauf deutet die fassung seines nachtrags.

Diese untersuchungen über die entstehung der Adelungschen *e*-listen habe ich angestellt, weil wir dadurch ein kriterium gewinnen für die entscheidung der frage, ob dem grammatiker oder dem lexikographen Adelung mehr zu trauen ist. Zwischen beiden bestehen nämlich unstimmigkeiten. Im Wörterbuch von 1774 ff. ist das gebiet der geschlossenen *e* größer. 1, 1489 unter *E* bemerkt er: 'In *zehren, wehen, drehen* und andern mehr wird es selbst im Hochdeutschen bald scharf, bald aber

[1]) Darüber, daß in *stetig* zwei wörter, *stetec* und *stætec* zusammengefallen sind, ist sich Adelung nicht klar gewesen, vgl. Wörterbuch 4, 681 f.

auch offen ausgesprochen'. 1, 1405 hatte er *drêhen* angesetzt und gesagt, im hochdeutschen spreche man das wort mit einem offenen *e* aus, als ob es *drähen* geschrieben wäre, andere mundarten ließen ein scharfes *e* hören. *verzehren* trägt 4, 1574 keinen circumflex, soll also geschlossen gesprochen werden.

Ferner heißt es 1, 1489: 'Das verdoppelte *e* oder *ee* ist in den meisten fällen scharf'. Unter den beispielen auch *Meer, Heer, Beere.* 'Ja es lässet sich behaupten, daß das offene *e* nie verdoppelt wird. Denn *Scheere, scheeren, scheel, Meet* sind bloße Neuerungen für *Schere, scheren, schel, Meth.* Indessen wird auch *Scheere* mit seinen Ableitungen von vielen mit einem scharfen *e* gesprochen.' Adelung selbst setzt *Heer, Meer* ohne circumflex an, dagegen *Schêre, schêren*; er behauptet auch, daß die schreibungen *Schäre, schären* der aussprache am nächsten kommen würden. Bei *Beere* ist er inconsequent. Im 1. band fehlt der circumflex sowohl im simplex als auch in den zusammensetzungen mit *Blau-, Brom-, Erd-.* Im 2. band finden wir dagegen *Heidelbêêre, Himbêêre.* Im 3. band kein circumflex in den zusammensetzungen mit *Lor-, Maul-,* circumflex in *Öhl-, Preisel-,* im 4. band circumflex in *Stachel-, Vogel-.*

Zu erwähnen ist noch, daß *verschren* 4, 1523 keinen circumflex hat. Ebenso fehlt er in *Theer* 4, 950.

Der 5. band ist 1786, nach dem Ul. erschienen. Im widerspruch mit der lehre des grammatischen hauptwerks trägt *zehren* keinen circumflex. Dagegen ist *wêhen* angesetzt.

Im Kleinen wörterbuch für die aussprache u. s. w. von 1790 fehlt wieder der circumflex bei *Beere, Heer, Meer, zehren,* steht dagegen in einigen zusammensetzungen mit *Beere* und in *Theer.*

In der 2. auflage des großen wörterbuches werden 1, 1625 unter *E* die oben angeführten bemerkungen wiederholt; es fehlt nur die angabe, daß in *Schere* und seinen ableitungen von vielen ein scharfes (Adelung würde jetzt sagen hohes) *e* gesprochen werde. In den lemmata fehlt der circumflex wieder in *Heer, Meer, Theer, verschren, verzehren, zehren* und im simplex *Beere.* Die composita zeigen ihn dagegen mit ausnahme von *Erdbeere.* Die bemerkungen über *drêhen* und *Schêre* sind aus der 1. auflage herübergenommen.

In der 3. auflage der Sprachlehre von 1795 zeigt sich

insofern eine annäherung an das Wörterbuch, als *Heer* in die gruppe des hohen *e* eingereiht ist und bei *Beere* der zusatz steht 'bey vielen auch hoch'.[1]) Aber *Meer, versehren, zehren* stehen ohne weitere bemerkungen wie im Ul. in der gruppe des tiefen *e*.

Wer verdient nun mehr vertrauen, der lexikograph oder der grammatiker? Gewiß der lexikograph. Als Adelung an seinem Wörterbuch arbeitete, da kannte er zwar auch schon die Sprachlehre von Heynatz,[2]) aber er hatte doch damals das einzelne wort zu erwägen und war insofern unbefangener. Als er dagegen für seine Sprachlehre die *e*-listen aus Mäzke und Heynatz zusammenstellte, stand er natürlich unter dem starken einfluß dieser männer. Und wie sehr er in lautlichen dingen der suggestion zugänglich war, habe ich an seinem verhalten in der frage der geschärften diphthonge gezeigt.[3]) Wo er also in seinen wortlisten gegen seine eigenen angaben im Wörterbuch mit Mäzke und Heynatz übereinstimmt, ist er verdächtig. Das würde von den wörtern *Heer, Meer, zehren* gelten. Bei *Beere* schwankt er schon von hause aus. Ganz seltsam ist sein verhalten bei *versehren*, das er in beiden auflagen des Wörterbuchs anders beurteilt als in den grammatischen werken und in diesen von seinen quellen Mäzke und Heynatz abweicht. Wo er in übereinstimmung mit dem Wörterbuch sich zu Mäzke und Heynatz in gegensatz stellt, können wir ihm zutrauen, daß er eigene beobachtung wiedergibt.

[1]) Die sonstigen abweichungen vom Ul. sind ohne besonderes interesse. In der gruppe des offenen *e* fehlt *Befehl, behen, Gebeth, Geren, heben, Hehl, Rekel, Schweher, stet, Wedel*. Teilweise haben diese ausscheidungen orthographische gründe (*behen, Schweher, stet*; Adelung schrieb sie jetzt nur mit *ä*), *Gebeth* neben *bethen, Hehl* neben *hehlen* erschienen überflüssig. *Rekel* war zu vulgär. Anderes ist gewiß nur nachlässigkeit. In der gruppe der geschlossenen *e* fehlt jetzt *Ele*.

[2]) 1, 1489 bezeichnet Adelung die *e*-qualitäten als 'scharf oder hell' und 'offen oder dunkel', in den bemerkungen über die einzelnen fälle gebraucht er ebenda 'scharf' und 'offen' als gegensätze ebenso wie Heynatz. (In der 2. auflage des Wörterbuchs bedient er sich dagegen wie im Ul. der ausdrücke 'hoch' und 'tief', die sich an Mäzkes 'aufwärts' und 'niederwärts' anlehnen). Ferner werden die beispiele nach reimsilben aufgezählt. Die 1, 1490 zuerst auftretende lehre vom mildernden *e* ist gleichfalls durch Heynatz angeregt, vgl. Festgabe für Heinzel, s. 93.

[3]) Zs. fda. 48, 355 ff.

Aber welche aussprache hat er beobachtet? Nach seiner theorie von der identität des hochdeutschen mit dem gebildeten obersächsischen wäre es die obersächsische. Daß aber seine praxis zur theorie stimme, habe ich in meiner Geschichte der nhd. grammatik 1, 383 ff. bestritten und halte meine meinung aufrecht. Man bedenke auch, daß innerhalb des obersächsischen selbst unterschiede in der aussprache der *e*-laute bestehen (C. G. Franke, Der obersächsische dialekt, s. 25 f., Müller-Fraureuth, Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen mundarten 1, 272). In Leipzig freilich hat das geschlossene *e* ein sehr viel weiteres gebiet als bei Adelung. Aber in einer so verkehrsreichen stadt konnte er allerlei nichtleipzigisches obersächsisch hören; wie hätte er, der fremde, sich da immer zurechtfinden sollen! Und die Leipziger mundart selbst schwankt bei gewissen wörtern (K. Albrecht, Die Leipziger mundart, § 18). So werden wir annehmen, daß Adelung im wesentlichen seine norddeutsche aussprache wiedergibt. Nur dort, wo er ausdrücklich erklärt, daß die niederdeutsche aussprache abweicht, werden wir ihm trauen. Hier kommen in betracht die wörter *Ege, Ele, Nest.*[1]) Der nicht zu überhörende gegensatz in der quantität schärfte auch das ohr für die qualität. Es ist beachtenswert, daß er bei diesen wörtern von Mäzke und Heynatz abweicht.[2])

Rüdiger knüpft an der von Tritschler s. 410 citierten stelle an das Ul. an. Es ergibt sich daraus, daß er in allen wörtern, von denen er nicht das gegenteil sagt, dieselbe

---

[1]) Wörterbuch 1, 1503 '*Die Ege* (mit einem scharfen *e* zu Anfange)... Im Nieders. lautet dieses Wort *Egge*.' Wb. 1, 1652 '*Die Elle* ... Obgleich das erste *e* ... wegen der zwey darauf folgenden Mitlauter kurz seyn sollte, so wird doch diese Aussprache nur allein von den Niedersachsen beobachtet. Die Hoch- und Oberdeutschen geben diesem *e* einen langen scharfen Ton, als wenn das Wort *Ehle* geschrieben wäre.' Kl. wörterbuch s. 90: '*Die Êlle,* im Oberd. gedehnt *Ēhle.* Im Hochdeutschen höret man beyde Formen ... beynahe gleich häufig.' Wb. 3, 774: '*Das Nêst* ... Die Niederdeutschen lassen in diesem Worte ein kurzes geschlossenes *e* hören, wie das erste *e* in *stehen* ist, die Hoch- und Oberdeutschen aber ein längeres offenes.'

[2]) Bei *Theer* ist freilich merkwürdig, daß in beiden auflagen des großen wörterbuches der circumflex fehlt und als niederdeutsche form *Tär* angegeben wird. Aber im Kleinen wörterbuch schreibt Adelung *Thêêr.*

e-qualität sprach wie Adelung. Ich halte es übrigens für nützlich, Tritschlers excerpt zu ergänzen.

S. 42: 'Nach den Grundsätzen der hochteutschen Schriftsprache kann das offene *e* nicht anders als Abweichung gelten, weil wir eigentlich für den Laut das *ä* haben. Wo es also nicht von der allgemeinen Aussprache begünstiget wird, da sollten es auch die Sprachlehrer nicht annehmen. Aus diesem Grunde nun werden von der großen Anzahl Wörter, die Herr Adelung gar zu freygebig verzeichnet hat, viele abgehen. Es gehören dahin nicht nur die meisten von Herren Heynatz als zweifelhaft angeführten, sondern auch noch manche andere. Ich halte das *e* für geschlossen' u.s.w.

Vergleichen wir nun die angaben der hier besprochenen theoretiker aus den siebziger und achtziger jahren, so zeigt sich, daß Fulda in mehreren punkten eine sonderstellung einnimmt.

1. Nur er unterscheidet auch beim kurzen *e* zwei qualitäten.[1]

2. Da bei ihm die graphische unterscheidung von *ä* und *e* sich mit der lautlichen von niederem und hohem *e* kreuzt, so führt er in seinen listen auch solche wörter an, die mit *ä* geschrieben werden. Adelung, Heynatz und Mäzke tun dies nur dann, wenn die schreibung noch nicht ganz durchgedrungen war. Sonst betrachten sie es als selbstverständlich, daß gedehntes *ä* offen ist.[2]

3. Ein minder durchgreifender unterschied ist, daß Fulda

[1]) Mit Fulda gehen in diesem punkte andere, hier nicht besprochene süddeutsche theoretiker: der Oberpfälzer Aichinger, der Rheinpfälzer Hemmer, der Alemanne Bob (vgl. Tritschler s. 396. 398. 402), ferner der von Tritschler nicht in diesem zusammenhang genannte Nürnberger Lochner-Chlorenus (Orthographie s. 430 f.), von Mitteldeutschen der Geraer Töllner (Tritschler s. 390). Hübner und Brockes verhalten sich dagegen wie die späteren norddeutschen und schlesischen grammatiker.

[2]) Daraus folgt nun aber nicht, daß ihre aussprache durch die schrift beeinflußt sei. Bei dem Schlesier Mäzke geht, von wenigen ausnahmen abgesehen, geschlossenes *e* auf altes *ê* zurück, offenes *e* auf umlaut-*e*, *ë* und *œ*. Und mit einigen einschränkungen gilt dasselbe von Adelung und Heynatz. Nun wird *ä* im nhd. nie für *ê* geschrieben, sondern nur für jene laute, die auch, wenn sie durch *e* bezeichnet werden, überwiegend offen sind. Nur Rüdiger hat die tendenz, sich durch die schrift leiten zu lassen. Er sagt es ausdrücklich und spricht einer menge geschriebener *e* gegen das zeugnis der andern geschlossene qualität zu.

in viel mehr wörtern als die anderen dem alten *ê* offene qualität zuschreibt.[1])

Diese tatsachen bestimmen mein verfahren bei der nun folgenden vergleichenden übersicht. Es kommt mir nicht darauf an, Fuldas listen zu interpretieren; für die weiterentwicklung der gemeinsprache sind die Mittel- und Niederdeutschen viel wichtiger. Deshalb berücksichtige ich 1. nur die im nhd. gedehnten vocale. Wörter mit kurzem vocal werden nur angeführt, wenn sie varianten zu formen mit langem vocal sind. 2. Wie die alten mittel- und niederdeutschen theoretiker buche ich nicht die wörter, in denen *ä* geschrieben wird. Ausnahmen entspringen ganz bestimmten erwägungen. 3. Ich stelle die wörter mit *ê,* für die nur Fulda offene qualität bezeugt, nicht zu den schwankenden.

Ich lege die listen in Adelungs Ul. zugrunde und bediene mich folgender abkürzungen:

A = Adelung, Ul.
Aw = Adelung, Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart 1774 ff.
D = (Denst), Zweiter Theil der Heynatzischen Deutschen Sprachlehre.
E = (Enkelmann), Grammattikalien des P. Antonius Lignet.
F = Fulda in: Der teütsche Sprachforscher I.
H = Heynatz, Deutsche Sprachlehre.
K = Klopstock, Der Messias, Altona 1780.
M = Mäzke, Grammatische Abhandlungen über die Deutsche Sprache.
R = Rüdiger, Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde III.

Ein (v.) hinter einem buchstaben bedeutet, daß der betreffende autor auch eine andere als die von ihm bevorzugte aussprache bezeugt. Bei Heynatz sind alle fälle ausgeschieden, wo er die variante ausdrücklich als dialektisch begrenzt bezeichnet. Die verschiedenen abstufungen seiner werturteile anzudeuten hätte die übersichtlichkeit gefährdet.

Ein (?) hinter dem buchstaben bedeutet, daß der autor selbst das fragezeichen setzt oder sonstwie seine unsicherheit ausspricht.

(H) bedeutet, daß Heynatz das betreffende wort nicht

[1]) Vgl. dazu H. Fischer, Germania 36, 416, Geographie der schwäbischen mundart, s. 9, anm. 1. 34 ff.

ausdrücklich erwähnt, daß sich aber die von ihm gewünschte aussprache aus einer allgemeinen regel ergibt. Gelegentlich ist (M) gesetzt, wenn Mäzke sich außerhalb der wortlisten über das wort äußert.

Manchmal bezeugt ein autor nicht dasselbe wort wie Adelung, aber ein ganz nahe verwandtes, oder auch dasselbe wort und ein verwandtes; z. b. *Rede* A, *reden* M, *reden* und *Rede* H. In solchen fällen ist nur Adelungs lemma angesetzt, nur in einigermaßen zweifelhaften fällen ist ein ausdrücklicher hinweis gegeben.

1. *ê* ist in der mehrzahl der fälle geschlossen. *F bedeutet, das Fulda offene qualität bezeugt.

ehe, eher AHKMF
Ehe AHMF(v.)
Ehre AEHKM — *F
ewig ADKMF
Fehe AEM — *F (*feh* multicolor)
gehen AHKMF(v.)
Klee AHMF
Lehen, Darlehn AHF
lehnen (= borgen) AHF
lehren ADEHK — *F
mehr AEHKM — *F
Reh AHMF
Schlehe AHMF
Schnee A(H)[1] KMF
See AHKMF
Seele AEHKM — *F
sehr AEHKM — *F
stehen AHKMF(v.)
wehe AHKMF(v.)
wenig AKMF
zween AHKM

Nicht bei Adelung:
beede H

Schwanken zwischen offenem und geschlossenem laut. Die autoren, deren buchstabe besternt ist, verlangen offene aussprache.

ehern AKF(v.) — *M(?)
erst DKMRF(v.) — *A *H(v.)
Fehde EM(?) — *A *H *F
flehen AK — *H *M *F
kehren A('al.tief') HK — *D *E *M *F
versehren AwH(v.)MRF — *A *E[2])
Zehe AEHM(?) — *F(v.)[3])

Nicht im Ul.:
hehr KF — *Aw *H(v.) *M(?)

Nur offen:
Geren AM

---

[1]) Nach der regel (Orthoepie § 42), daß *ee* am ende eines wortes immer scharf ausgesprochen wird.

[2]) 'Wegen *versehren* bin ich zweifelhaft.' D.

[3]) Dabei ist angenommen, daß das *Zähen* des verzeichnisses = *Zehen* ist. Sonst würde dieses wort im verzeichnis fehlen. Jedenfalls wird s. 240 *Zehen* digitus unter den wörtern genannt, in denen nach verschiedenen gegenden das *e* bald hoch, bald nieder ausgesprochen werde.

2. *ë* ist ganz überwiegend offen. Ich führe nur die schwankenden fälle an, schließe aber von der vergleichenden übersicht die wörter mit nasal nach dem *e* aus, wenn nur Fulda für geschlossene aussprache zeugt (*Breme, dem, den, nemmen, Schemen, wem, wen*; vgl. auch *Demer, gähnen, stehnen*). Ferner sei gleich hier abgetan, daß Heynatz *Herd* unter den wörtern nennt, in denen einige das lange *e* fälschlich scharf aussprechen, und an Adelungs bemerkung über *scheren* im Wörterbuch 1, 1489 sowie an Mäzkes fragezeichen nach *Kehle* erinnert.

Im folgenden weist der stern auf geschlossenen laut hin.

entbehren AHMF — *R
eben (aequus) AEHKM — *F[1])
Epheu *A*M — *F (kurz, v.)
begehren AH(v.)MF — *R
(ver)hehlen AHKM(?) — *M[2])*R
kleben AHMF — *R
leben AHKF — *R
ledig AEHM — *R*F
lehnen (*Lehne*) AEHM — *K*R*F[3])
Met AMF — *H(v.)*R[4])
Nebel AHKMF — *R
geschehen D(v.)H(v.)MF — *A*K
schel ADMF — *H(v.)*R
Schmer A(H)[5])MF — *R
Segel AD(?)EHM(?) — *R*F(v.)
sehen D(v.)H(v.)MF — *A*K
Sehne AEH — *R*F[6])
Speer AE(H)[5])M — *R*F
(ent)weder AH — *D*K*M*R*F
verwegen AKMF — *R
Wegerich AHM — *R
zehen AEHKM — *F

Nicht im Ul.:
Häher AwHF — *D*E

3. Umlaut-*e*. Hier ist, wenn *e* geschrieben wird,[7]) das schwanken groß; freilich zeigt sich, daß hauptsächlich der Schwabe Fulda und der von der orthographie abhängige Rüdiger den geschlossenen laut bevorzugen. Nur offene qualität ist bezeugt in:

---

[1]) Das adverbium *eben* 'iam' hat auch bei Fulda offenes *e*.

[2]) Mäzke bucht *verhelen* doppelt, s. oben s. 240.

[3]) Es folgt nasal!

[4]) 'Von *Meet* halt ich mein Urtheil zurück' D.

[5]) Heynatz schreibt *Schmeer, Speer* (Orthogr. § 11, anm. 5) und erwähnt die wörter im § 42 der Orthoepie nicht unter denen, in welchen *ee* 'scharf' ausgesprochen wird.

[6]) Es folgt nasal!

[7]) Von den wörtern, die mit *ä* geschrieben werden, führe ich hier an *Stätte*. Für die norddeutsche aussprache des 18. jh.'s ist mehrfach länge bezeugt: Adelung, Ul. 1, 257 ('besser *Stäte*'), Heynatz, Orthoepie § 69 (von den meisten werde *Stäte* gesprochen, von vielen auch geschrieben); Klopstock schreibt *Stäte*.

Bretzel AHMR — F (*Preze,* kurz)
Frefel AMF
begegnen ADKM
Hering A(H)[1] MR
Kebs AEM — F (kurz)
Pferd A(H)[1] MF
Schlegel AHR

Schwanken. Der stern weist auf geschlossene aussprache.

Beere AE(H)[2] M — *Aw[3])*R*F
Beet DEM — *A*H*F
dehnen AEHMR — *F
edel AEHM — *K*R*F
Ege EH[4])M — *A*F
Ele E[5])H[4]) — *A*F
Elend AEHM(v.) — *K*R*F
Erz AEM — *R*F
Esel AEHM — *R*F
Flegel AEHMR — *F
gegen AH — *D*K*M*F
Gegend AH — *D*M
Hebel AH(M) — *R
heben AEHKM — *R*F
Hedwig AHM — *R
Heer AEHM — *Aw*K*R*F
Hefen AEH(M)—*R*F (auch kurz)
hegen AEH — *F
Herlinge AEM — *F
jener EM — *A*H*K
Kefig AEHMR — *F
Kegel AEHM — *R*F
kehren DEM — *A (al. tief) *H (v.) *F
Knebel AEHM — *R*F
legen AEHKM — *R*F
Meer AEHM — *Aw*K*R*F
Quehle AHMF — *R
Rede AEHM — *K*R*F
regen AE[6])HK[6]) — *F[6])
Schemel AH (besser *Schemmel*) R — *F (kurz und lang)[7])
bescheren AEHM — *R*F
sehnen AEHM — *K*R*F[7])
stetig AHR — *F (*stettig*)
Treber AEHMR — *F
Trester A—R (kurz) — *F (kurz)
Wedel AEHM — *R*F
bewegen AEHKM — *R*F
wehren AEHM — *K*R*F[8])
zehren AEH(v.)MR — *Aw(v.)*K[9])

In folgenden wörtern, die Adelung mit *ä* schreibt, in denen aber diese schreibung noch nicht ganz fest war, sprach

---

[1]) Fällt unter die regel (Orthoepie § 22), daß, wenn kein *h* da ist, *e* vor *r* allemal sehr offen lautet.

[2]) Ist Orthoepie § 42 nicht unter den wörtern genannt, in denen *ee* scharf ausgesprochen wird.

[3]) Über Adelungs schwanken im Wörterbuch vgl. oben s. 252.

[4]) Orthoepie § 69: '*Elle, Egge* ... werden oft falsch wie *Äle, Äge* ausgesprochen'; vgl. auch § 23 '*egen* (wie einige anstatt *eggen* schreiben)'.

[5]) 'pöbelhaft statt *Elle.*'

[6]) EKF zeugen nur für das adjectiv *rege.*

[7]) Es folgt nasal!

[8]) Zu erschließen aus *Wehr* 'telum'. — Für *Wehr* 'arctura fluvii' gibt Fulda dagegen offene aussprache an. Derselbe unterschied zwischen *die Wehr* und *das Wehr* bei K. Albrecht, Die Leipziger mundart, § 18. Über die etymologie von *das Wehr* vgl. DWb. 14, I, 196.

[9]) Auch *F ist hier wohl zu nennen, das große *Z* in *Zehren* ist wohl druckfehler.

Fulda geschlossenes *e*. Die anderen theoretiker, deren buchstabe beigesetzt ist, zeugen für offenen laut:

ernähren DEHMR	*(er)zählen* DEHKMR
erwählen DHK	

4. *æ* ist überwiegend offen. Ausnahmsweise verzeichne ich hier die wörter, die Adelung im Ul. nicht anführt, weil er sie mit *ä* schreibt, insofern es isolierte formen sind oder doch solche, deren zusammenhang mit dem stammwort gelockert ist. In allen fällen stimmt Heynatz mit Adelung überein, indem er entweder auch *ä* verlangt oder doch dieser schreibung den vorzug gibt und sonst für offene qualität zeugt. Ich gebe daher nur die siglen der andern theoretiker an.

blähen KMF	*Mähre* F
fähig K	*nähen* F
ungefähr F	*prägen* F
Gräte	*Rätsel* K
jähe (gähe) F	*schmähen* K
Käse F	*spät*
Krähe F	*träge* KRF
krähen F	*zähe* F
mähen	

In *Schächer* sprach Adelung kurzen vocal (Kl. wb. s. 332).

Schwanken (* weist auf geschlossene aussprache).

Gefäß E—*F (kurz)	*säen* *K

Es sei hier auch daran erinnert, daß Klopstock das *ä* der conjunctive präteriti geschlossen sprach im gegensatz zu allen anderen theoretikern (Fulda bezeugt ausdrücklich offene aussprache, Sprachf. 1, 245).

Bei den wörtern, die Adelung mit *e* (oder mit *e* und *ä*) schreibt, trenne ich nicht die festen und die schwankenden fälle. Der stern weist wieder auf geschlossene aussprache.

behen AHMRF	*leer* E(H)[2] MF — *A*K
drehen AHMF—Aw(v.) — *R	*Legel* AHRF
fehlen AHKMF	*bequem* AEHM — *F[3])
Hehl AMF[1]) — *R	*Schere* AM—Aw(v.) — *R

[1]) Fulda wird mit seinem *hel* wohl das adjectiv *hæle* gemeint haben.

[2]) Orthographie § 11, anm. 5 unter den wörtern mit *ee*, Orthoepie § 42 nicht unter denen, in welchen *ee* scharf gesprochen wird.

[3]) Es folgt nasal!

schwer AH(v.)MF — *K*R
selig AHKMF — *R
stet AHRF
stets AHM — *K
wehen AHMF—Aw(v.) — *K*R

Nicht im Ul.:
Geberde AwHKMR—F (kurz)
gebe AwHF
lege F[1])—Aw(v.)[2])
angenehm AwHK
rehe F—*Aw[3])

5. Fremdwörter u. dergl.

Für jüngere entlehnungen namentlich aus dem lateinischen steht im großen und ganzen geschlossene qualität fest. Auch lateinisch *ae* wird teilweise so behandelt. Mäzke und Heynatz bezeugen es ausdrücklich, Fulda und Enkelmann durch beispiele, Klopstock durch seine praxis. Doch constatiert Heynatz, indirect auch Enkelmann, schwanken. Adelung dürfte *ä* in fremdwörtern offen gesprochen haben.

Von älteren entlehnungen, deren zusammenhang mit dem etymon klar ist, seien genannt *Peter* und *Regel,* wo AEHMF für geschlossene aussprache zeugen. In *regieren* verlangen *ä* D und E gegen AH(v.)M.

Von anderen fremdwörtern verschiedenen alters führe ich noch an (stern weist auf geschlossenen laut):

Degen AHMF
Hederich AHM — *R
Herold *A*H(v.)
predigen AEHM — *R*F
Säbel AwEH — *F

Über niederdeutsche wörter vgl. 6.

Als fremdwörter können teilweile auch die ortsnamen betrachtet werden. Instructiv ist das beispiel *Schlesien,* dessen *e* von den eingeborenen Denst, Enkelmann, Mäzke offen gesprochen wurde, während Heynatz geschlossene aussprache vorzieht, Adelung und Fulda sie fordern. Sonst wären noch zu erwähnen *Cleve* nach AD(?)M(?), *Schweden* nach AHM und *Spree* nach A(H)M mit geschlossenem, und *Bremen* nach HM, *Wesel* nach H, *Weser* nach A (Sprachlehre) H mit offenem *e*.

---

[1]) '*läg,* obliquus'.

[2]) Adelung bezeichnet Wb. 3, 118 das wort als nur in einigen gemeinen mundarten üblich. 'Die Niedersachsen sprechen es gemeiniglich mit einem geschlossenen oder scharfen, die gemeinen oberdeutschen Mundarten aber mit einem offenen *e* aus'.

[3]) Vgl. auch Kl. wörterbuch für die aussprache u. s. w. s. 317: 'nicht *räh, rähe* oder *reh*; die beyden ersten sind wider die Aussprache'.

6. Reste.

a) *e* = mhd. *ie* ist geschlossen.

Demuth AKF	*jeder* AEHKMF
je ADEKMF	

b) *e* = *ei*. Der stern weist auf geschlossene aussprache.

Fehm *A	*wegern* ADHM — *R
Lehm *A	*zweete* *H
(Feld)webel AHM	

c) Niederdeutsches und wörter unsicherer etymologie. Der stern weist auf geschlossene aussprache.

Ekel AHM(?; v.) — F (kurz) — *E(v.)*R	*sämisch* AwEM — *F[1])
	Schedel AHKMRF
Meve *A*F	*Sprehe* *A*H
Rekel AHMR	*Theer* AE(H)M — *Aw*F
Rhede *A*H*M(v.)*F	*Zeter* F (kurz) — *A*H

Die etymologische gruppierung der belege ist natürlich nur eine vorarbeit für eine geschichte der aussprache. Zwischen den volksmundarten und der gesprochenen schriftsprache besteht keine einfache relation. Zunächst ist zu bedenken, daß selbst der wortschatz der gebildeten umgangssprache sich nicht mit dem der schriftsprache deckt. Bei wörtern der schriftsprache, die der umgangssprache nicht angehören oder zu irgend einer zeit nicht angehört haben, sind wieder zwei fälle zu unterscheiden. Es kann nämlich erstens eine alte mündliche tradition der aussprache bestehen, die in zeiten zurückgeht, wo die betreffenden wörter noch der rede des alltags angehörten.[2]) Ich denke da vornehmlich an bibelwörter, die ja doch fort und fort in der predigt u. dergl. gebraucht wurden. Im anderen fall wird sich die sprache an die schrift angeschlossen haben.

Aber die interpretation der schrift ist gerade, was die *e*-laute betrifft, keine so einfache sache (von der schreibung *ä*

[1]) Es folgt nasal!

[2]) Dasselbe gilt natürlich von wortformen. Ein interessantes beispiel geben die starken präterita ab, die nach Nasts und Fuldas zeugnis in Württemberg durchweg mit langem vocal gesprochen wurden, auch vor mehrfacher consonanz, z. b. *tränk*. Obwohl das unumschriebene präteritum der süddeutschen umgangssprache fremd ist, hat man doch nie aufgehört es zu schreiben. Und für diese so oft vorkommenden formen muß auch eine ununterbrochene aussprachetradition bestanden haben.

wird hier abgesehen). Das lange *e* kann durch *eh, ee* und *e* bezeichnet werden.

Mit jeder dieser schreibungen kann sich die vorstellung einer bestimmten qualität verbinden, indem zufällige beziehungen zwischen laut und schreibung verallgemeinert werden. So haben wir gesehen, daß Adelung am liebsten jedem *ee* geschlossene qualität zuschreiben möchte. Brockes wiederum macht sich die regel zurecht, daß der erste vocal in *-ehne* offen, in *-ene* geschlossen sei. Auch sonst können buchstabenverbindungen mit einer bestimmten aussprache in beziehung gesetzt werden. Brockes schreibt dem ersten *e* der endung *-ehe* geschlossene qualität zu und nennt es einen fehler, daß Ober- und Niedersachsen in *wehen* diese regel nicht beobachten.

Wichtig ist vor allem, welche vorstellung man von dem 'eigentlichen' oder 'natürlichen' laut des buchstabens *e* hatte. Diesen ausdrücken begegnen wir öfters. Heynatz sagt Orthoepie § 16 von dem langen geschlossenen *e*: 'es behält seinen natürlichen reinen laut', ähnlich spricht er § 22 von dem laut 'des scharfen oder natürlichen *e*'. Enkelmann sagt einmal (s. 91): 'das eigentliche, oder wie es die Schwaben nennen, das hohe *e*'. Nun könnte dies ja so erklärt werden, daß das geschlossene *e* deshalb als das natürliche galt, weil für das offene zeichen *ä* zur verfügung stand; deutlich ist dies die meinung Rüdigers. Aber damit kommen wir nicht aus. Auf den richtigen weg führt die bemerkung von Brockes, s. 9, daß 'der natürliche Ton eines jeden einzelnen Laut-Buchstaben in der Aussprache lang klinget'. Er meint, daß bei der aussprache des buchstaben**namens** länge gesprochen werde.

Wie wurde nun der buchstabenname *E* gesprochen? Wir wissen, daß, nachdem $\bar{e}^2$ diphthongiert worden war, in lehnwörtern das nach mittelalterlicher aussprache lange *e* des lateinischen durch den laut des *ê* aus *ai* wiedergegeben wurde, einfach deshalb, weil die sprache damals keinen anderen langen *e*-laut hatte. Wir können weiter schließen, daß beim lateinsprechen jedes (nach mittelalterlicher aussprache) lange *e* so gesprochen wurde wie deutsches *ê* aus *ai*.[1]) Zu den lateinischen

[1]) Und ebenso wurde natürlich lat. *ae* behandelt, das im späteren mittelalter nicht von *e* unterschieden wurde.

wörtern mit langem *e* gehörte auch der name des vocals selbst, so wurde er *ê* gesprochen. Da nun im größeren teil des sprachgebiets *ê* geschlossen wurde, wurde dort auch der buchstabenname mit geschlossener qualität gesprochen. Deshalb erschien dort geschlossenes *e* als der normallaut des zeichens und deshalb wurde in fremdwörtern, die nicht durch mündlichen verkehr eindrangen, auch späterhin, als die sprache noch andere lange *e*-laute gewonnen hatte, geschlossenes *e* gesprochen.[1]) Dort, wo deutsches *ê* nicht geschlossen wurde, im bairisch-österreichischen, wurde auch der buchstabenname offen gesprochen. Deshalb ist, wie ich Zs. fda. 52, 188 gezeigt habe, für Sebastian Helber das offene *e* der normallaut des zeichens *e*. Damit hängt ferner zusammen, daß, wie Luick, Beitr. 14, 142 f. ausführt, in der Wiener umgangssprache nicht nur das *e* der meisten fremdwörter, sondern überhaupt jedes *e*, das im dialekt keine wurzel hat, offen ist.

Aber die aussprache der gebildeten läßt sich auch auf ursprünglich hochdeutschem gebiet nicht restlos als compromiß zwischen der gleichzeitigen mundart und der schrift erklären.

In Schlesien wurde im 17. und 18. jh. von den gebildeten gegen die mundart primäres umlaut-*e* und *ë* nicht getrennt, woraus sich von selbst ergibt, daß die kurz gebliebenen *e* keine qualitätsverschiedenheit aufweisen.[2]) Das könnte immer-

---

[1]) Natürlich wirkte bei fremdwörtern die aus dem latein entlehnt wurden, auch der umstand mit, daß, nachdem *ê* zum geschlossenen laut geworden war, nun das (nach moderner aussprache) lange *e* geschlossen gesprochen wurde. Für diese aussprache haben wir zeugnisse aus dem 17. und 18. jh. Vgl. Erasmus Schmidt bei Havercamp, Sylloge altera scriptorum, qui de linguae graecae vera et recta pronunciatione commentarios reliquerunt s. 632: 'H usitate ut I pronunciatur. Aliquibus sono inter *α* et ε medio, quo Germani dicunt *Geben*, vel Latini *Perdent* ... Ne tamen cum ε confundatur, pronunciant illi *τὸ ε* paulo acutius, ut Germani *Rede*, *Ewig*: vel Latini, *Bene*, *Legere*.' Vgl. dazu auch s. 670. Ferner Adelung, Wörterbuch (1774) 1, 1489 s. v. *E*: 'Dieser Buchstab hat im Hochdeutschen einen doppelten Laut, indem er theils wie das *e* der Lateiner in *meus*, *heri*, *bene*, *merito* u. s. f. theils aber auch wie *ä* lautet.' Ähnlich Ul. 1, 137.

[2]) Ich kann nicht glauben, daß die gebildeten Schlesier umlaut-*e* und *ë* unterschieden, dies aber nicht wahrnahmen. Bedenken habe ich schon Anz. fda. 33, 165, anm. 1 geltend gemacht. Sie werden verstärkt durch die oben citierte äußerung Mäzkes, daß die Hochdeutschen nichts von der oberdeutschen unterscheidung eines hoch- und niedergeschärften *e* wissen, und

hin noch so gedeutet werden, daß man der schrift zuliebe *e* für das mundartliche *a* = *ë* einsetzte. Aber nicht erklären kann ich mir auf diese weise, wie man nun in übereinstimmung mit der mundart von dem offenen *e* das *ê* und *œ* unterschied, dabei aber gegen die mundart *ê* und *œ* von *i* trennte. Bei anlehnung an die schrift hätte nach meiner meinung vollständiger zusammenfall aller *ē*-laute eintreten müssen. Die schrift kann hier nur eine secundäre rolle gespielt haben. Wenn nämlich in irgend einer verkehrsgemeinschaft *ê, œ* als geschlossene *e* rein lautgesetzlich erhalten blieben, so konnte zur verbreitung dieser aus irgend einem grund vornehmer scheinenden aussprache der umstand beitragen, daß sie an der schrift eine stütze hatte.

Daß die schrift allein nicht imstande gewesen wäre, die *e*-qualität des *ê, œ* zu bewahren, beweist wohl die tatsache, daß Opitz und andere Schlesier *können* schrieben, aber *kinnen* sprachen.[1])

Wir haben ferner sichere zeugnisse dafür, daß in einem fall die gebildete schlesische aussprache von der mundart abwich, obwohl diese durch die schrift unterstützt wurde. Im schlesischen ist *iu* (auch der umlaut von *û*) von *î* im allgemeinen getrennt geblieben. Sein lautwert ist *oi* oder eine weiterentwicklung, vgl. W. v. Unwerth, Die schlesische mundart, § 33. Mäzke aber erklärt s. 208, daß man *eu* (*äu*) wie *ei* ausspreche.

durch die oben s. 245 wiedergebene bemerkung Enkelmanns s. 98 seiner schrift. Enkelmann kann sich gar nicht vorstellen, wie man ein dialektisches *baln* anders im hochdeutschen nachahmen könnte als durch dehnung des vocals *ä*. Ist dies wahrscheinlich, wenn er selbst in *bellen* ein anderes *e* sprach als etwa in *stellen*? Und wenn er die *e*-laute in *gähnen* und *dehnen* unterschied, hätte er da nicht merken müssen, daß hier eine parallele vorlag zu der differenz der vocale der von ihm beobachteten dialektischen formen *ganen* und *dinen* (mit dem niederen *i*)? Hätte er nicht auch durch die *e*-listen des von ihm kritisierten Fulda auf die unterschiede in seiner eigenen aussprache aufmerksam gemacht werden müssen? Aber er stellt es ausdrücklich in abrede, daß vor mehrfacher consonanz ein qualitätsunterschied bestehe, und setzt den Fuldaschen hohen *e*, die auf umlaut-*e* zurückgehen, sein *ä* gegenüber.

[1]) Ganz ähnlich ist es ja auch bei anderen vocalen. Gegen die mundart reimt Opitz gedehntes *a* auf *â*, gedehntes *o* auf *ô* und trennt gegen die mundart *ô* von *ū*. Aber kurz gebliebenes *o* reimt er ungescheut auf kurzes *u*.

Denst bemerkt, Zweiter Theil der Heynatzischen Deutschen Sprachlehre, s. 2f.: 'Ist nicht das Gebot, die (gleich lautenden) Diphthonge *eu* und *äu* in der (hochdeutschen) Aussprache von *ei* zu unterscheiden, zu streng? Viele Landschaften unterscheiden in der niedrigen Aussprache des gemeinen Lebens *Leute* (*Loite*) und *Mäuse* (*Moise*) von *Meise* (*Mese,* mit einem scharfen langen *e* in der ersten Sylbe), und beide von *Weise* (*Wäise* oder *Wäse,* Art. Melodie): nicht aber *Freude* vom Substantiv *Leide* (*Frede, Lede* mit einem scharfen *e*), ob gleich vom Zeitwort *leide* (*läide* oder *läde*). In öffentlichen Reden diese Dipththonge zu unterscheiden, würde in ihren Ohren affektirt, nicht hochdeutsch klingen.' Und Beilage zu Heynatzens Briefen die Deutsche Sprache betreffend 1, 2: '*Eu* lautet Hochdeutsch wie *ei.* Auch aus Hr. Heynatzens Nebeneinanderstellung der Wörter *Troie* (*Τροίη*) und *Treue* seh ich, daß die Märker zur Aussprache des *eu* den Mund zu sehr hölen.' Ebenso spricht sich Enkelmann aus, z. b. s. 122: 'In der besseren Aussprache lautet uns 1) der Schwaben *äü, aü* und *eü* oder die allgewöhnlichen *äu* und *eü* nebst 2) dem *ai* 3) unserm *ei* (d. i. *a-i-e* oder *a-i* in der Quantität ⏑ –) gleich.' Und dabei kennt er wie Denst recht gut die abweichungen der mundart.[1])

Man kann zur erklärung dieser tatsache verschiedene vermutungen aufstellen;[2]) die erscheinung, daß der gebildete

[1]) S. 108: '*Eü* (in der allgewöhnlichen Schreibungsart *eu*) lautet ... in unserer besseren Aussprache ebenso wie das geschriebene *ei*; *Beule, Meile* geben uns einen vollkommen reinen Reim. Statt des *eü* (allgewöhnlich *eu*) läßt unsre niedrige Aussprache viererlei verschiedene Laute hören: a) *oa-i* in *Beüle, keüsch* etc. und vorzüglich in den Wörtern, deren Selbstlaut die Alten *ui* (*iu*) geschrieben haben (*tuifel, thuir, siuchi, Teüfel, teüer, Seü*-[109]*che*), wenn sie es nicht gar in *oi* verwandelt (*Toifel*) .... b) *ä-i* z. E. in *Freünd, Heürat, keüchen* etc. ... c) *e-i* z. E. in *scheüchen* d) in *Heü, Streü* läßt der Bauer ein *i* hören, das so tief als das in *mir, hir* ist, oder wenn es verständlicher wäre, dem *ä* näher kömmt, es aber noch nicht ist; wie z. E. das pöbelhafte *Bîr* statt *Bäre* bacca ein viel tieferes *i* hören läßt, als das eigentliche *i* in *Bîr* cerevisia ist.'

[2]) Man kann annehmen, daß die schrift insofern von einfluß war, als man dem *eu* in *Beule* denselben laut gab wie dem *eu* in *Freude*; dies hat im lausitzisch-schlesischen denselben lautwert wie *î,* nämlich *ai*; vgl. v. Unwerth, § 41. Oder man kann annehmen, daß *eu* = *iu* sich nach der aussprache von *eu* = *öu* richtete. Dieses fällt in der mundart mit *ei* zusammen. Da nun die gebildete aussprache *ei* und *î* nicht scheidet, wäre

Schlesier des 18. jh.'s seine eigenen, von der mundart und von der schrift gleichmäßig abweichenden wege ging, bleibt bestehen.[1])

Von den Niederdeutschen möchte man erwarten, daß ihre aussprache einfach durch die schrift bestimmt war. Aber dem widersprechen unsere zeugnisse. Nur bei Rüdiger ist der einfluß der schrift deutlich, aber auch er gibt zu, daß in manchen wörtern *e* offen gesprochen werde. Bei Heynatz und Adelung überwiegt in deutschen wörtern der offene laut weitaus. Auch Brockes kennt viele offene *e*. Hier muß mündliche tradition im spiele sein. Welchen anteil an ihr das niederdeutsche hat und welchen diejenige form des gesprochenen hochdeutschen, die in Niederdeutschland bekannt wurde, bleibt zu untersuchen.

die aussprache *ai*, die dem *î* zukam, nicht nur auf *ei*, sondern auch auf das mit ihm zusammengefallene *eu* = *öu* übertragen worden. Ebensogut ist es aber auch möglich, daß in einer verkehrsgenossenschaft *iu* lautgesetzlich zu *ai* wurde, wie v. Unwerth, § 33 gleiches für gewisse untermundarten angibt, und daß die *ai*-aussprache als vornehmer empfunden und nachgeahmt wurde.

[1]) Daß eine verkehrssprache stärker sein kann als mundart und schriftsprache zusammen, zeigt an Kärntner verhältnissen Lessiak, Die mundarten Kärntens, Carinthia 1 (1911) s. 16f. des sonderabdrucks.

WIEN. M. H. JELLINEK.

EINIGE SPRACHLICHE ERSCHEINUNGEN IN VERSCHIEDENEN AUSGABEN VON GRIMMELSHAUSENS SIMPLICISSIMUS UND COURASCHE.

I.

Von Grimmelshausens Simplicissimus gibt es zwei ausgabenfamilien, die sich mit bezug auf gewisse sprachliche erscheinungen in interessanter weise unterscheiden. So mit bezug auf die wortstellung im nebensatz. Ich greife zunächst eine einzelerscheinung heraus. Wenn im nebensatz eine vollendete zeitform eines passiv gebrauchten zeitworts vorkommt, ist die jetzt gewöhnliche wortfolge die, daß das verbum finitum — in diesem fall immer eine conjugationsform des hilfszeitworts *sein* — am ende des satzes steht. Dies ist vollständig in übereinstimmung mit dem hauptgesetz für die wortfolge in dem durch relative und indefinite pronomina, sowie durch conjunctionen eingeleiteten nebensatz, wie es sich seit Otfrid und Notker in wachsender consequenz für das deutsche entwickelt hat (vgl. u. a. Erdmann, Grundzüge der deutschen syntax nach ihrer geschichtlichen entwicklung, I, § 216): Das verbum finitum tritt ans ende; alle vor dem verbum finitum stehenden satzteile behalten dieselbe reihenfolge, die sie in selbständigen sätzen haben würden: *Er ist geschlagen worden; Ich weiß, daß er geschlagen worden ist.* Im frühneuhochdeutschen, wo das gesetz für die wortfolge im nebensatz mit abhängiger wortstellung noch nicht die für die deutsche sprache so charakteristische festigkeit hatte, finden wir daneben constructionen wie *Ich weiß, daß er ist geschlagen worden,* constructionen also von dem typus, der sich fürs neuhochdeutsche im allgemeinen erhalten hat, wenn sich in einem nebensatz außer dem conjugierten verb (besonders wenn dies

haben oder *werden* ist) zwei voneinander abhängige infinitive befinden: *Ich weiß, daß er hat kommen wollen; Ich weiß, daß er nicht wird kommen können.*

Es ist auffällig, daß die eine ausgabenfamilie des Simplicissimus regelmäßig in nebensätzen mit abhängiger wortfolge, in denen eine vollendete zeitform eines passiven zeitworts vorkommt, das verbum finitum vor den beiden participien — dem particip des passiv gebrauchten zeitworts und dem particip des hilfsverbs des passivs — hat, während die andere ausgabenfamilie unter denselben umständen das verbum finitum ans ende setzt. Für die zuletzt genannte familie ist die Simplicissimusredaction charakteristisch, die Adelbert v. Keller seiner ausgabe zugrunde legte: 'Der Abenteuerliche Simplicissimus', Stuttgart, Bibliothek des literarischen vereins, 1854. Es ist die gewöhnlich mit dem buchstaben B angedeutete redaction, die 1669 erschien: 'Der Abentheurliche Simplicissimus Teutsch, Das ist: Die Beschreibung deß Lebens eines seltzamen Vaganten, genant Melchior Sternfels von Fuchshaim, wo und welcher gestalt er nemlich in diese Welt kommen, was er darinn gesehen, gelernet, erfahren und außgestanden, auch warumb er solche wieder freywillig quittirt. Überauß lustig, und männiglich nutzlich zu lesen. An Tag geben Von German Schleifheim von Sulsfort. Monpelgart, Gedruckt bey Johann Fillion, Im Jahr MDCLXIX.' Ich sehe in dieser ausgabe den ersten, nicht umgearbeiteten Simplicissimus-druck, der am genauesten Grimmelshausens sprache, wie sie jetzt auch in einer reichen sammlung urkunden vorliegt — vgl. u. a. meine 'Probleme der Grimmelshausenforschung', I, Groningen 1912, s. 112 ff. — repräsentiert. Für die zuerst genannte ausgabenfamilie sind die redactionen charakteristisch, die Heinrich Kurz und Rudolf Kögel ihren ausgaben zugrunde gelegt haben. Kögel druckte seine ausgabe 'Der Abenteuerliche Simplicissimus', Halle, Neudrucke deutscher literaturwerke des XVI. und XVII. jahrhunderts, nr. 19—25, 1880 (neuer abdruck 1902), nach einem gleichfalls aus dem jahre 1669 stammenden original: 'Neueingerichter und vielverbesserter Abentheurlicher Simplicissimus Das ist: Beschreibung deß Lebens eines seltzamen Vaganten, genant Melchior Sternfels von Fuchshaim, wie, wo und welcher gestalt Er nemlich in diese Welt kommen, was

er darin gesehen, gelernet, erfahren und außgestanden, auch warum er solche wieder freywillig quittiret hat. Uberauß lustig, und männiglich nützlich zulesen. An Tag geben Von German Schleifheim von Sulsfort. Mompelgart, Gedruckt bey Johann Fillion, Jm Jahr MDCLXIX.' Wie der titel besagt, ist es eine 'neu-eingerichtete und vielverbesserte', ich möchte hervorheben, besonders auch sprachlich überarbeitete ausgabe, die von W. L. Holland in seinem 'Versuch einer ausgabe nach den vier ältesten drucken' des 'Abenteuerlichen Simplicissimus' (vorrede s. III) A genannt wurde. Die sprache in dieser überarbeiteten ausgabe A, die übrigens, wie ich glaube, nicht nach der ausgabe B gedruckt wurde, sondern nach dem sprachlich überarbeiteten manuscript, das in ursprünglicherer form der redaction B als druckvorlage gedient hatte, zeigt eine innige verwandtschaft mit der sprache in der ausgabe, die durch Kurz allgemein zugänglich gemacht wurde: 'Simplicianische schriften' in der 'Deutschen bibliothek', bd. III u. IV, Leipzig 1863. Das original dieser ausgabe, das seit Holland mit dem buchstaben D bezeichnet wird, unterscheidet sich auf den ersten blick durch zwanzig radierungen, die Bobertag in seine Simplicissimusausgabe in Kürschners National-literatur aufgenommen hat. Dieses original, eine erweiterung der ausgabe A, erschien der datierung des 'Beschlusses'[1]) zufolge zwei jahre

[1]) 'Dat. Rheinnec. den 22 Aprilis Anno 1671. H. I. C. V. G. P. zu Cernheim.' Diese datierung steht in allen ausgaben am ende des Sechsten buches; sie ist für die abfassung der verschiedenenen redactionen sehr wichtig; in E, dem Sechsten buch zu B, lautet sie: 'Dat. Rheinnec den 22. Aprilis Anno 1668' (Keller 2, 1001); in F, dem Sechsten buch zu C, steht dasselbe datum; in A finden wir 'Dat. Rheinnec den 22. Aprilis Anno 1669' (Kögel s. 589); in D heißt es: 'Dat. Rheinnec den 22 Aprilis 1671.' So kenne ich diese datierung u. a. aus dem original des Simplicissimus, ausgabe D in der herzoglichen öffentlichen bibliothek in Meiningen. Kurz irrt sich im text seiner ausgabe (bd. 2, 264) mit bezug auf diese datierung, wie sich deutlich ergibt, wenn man zu der stelle auf s. 264 des zweiten bandes den passus aus der einleitung stellt, wo er die datierungsfrage bespricht; auf s. LXV des ersten bandes heißt es ausdrücklich: 'Doch dürfen wir nicht verschweigen, daß in D das Datum lautet: 22 April 1671, es also mit Rücksicht auf das Jahr, in welchem diese Ausgabe erschien, verändert wurde'. Die richtige datierung findet man in Bobertags ausgabe s. 308 des zweiten bandes.

später als B und A unter dem titel: 'Gantz neu eingerichteter allenthalben viel verbesserter Abentheurlicher Simplicius Simplicissimus Das ist: Außführliche, unerdichtete, und recht memorable Lebens-Beschreibung Eines einfältigen, wunderlichen und seltzamen Vaganten, Nahmens Melchior Sternfels von Fuchshaim, wie, wo, wann, auch welcher Gestalt er nemlich in diese Welt gekommen, wie er sich darinnen verhalten, was er merck und denckwürdiges gesehen, gelernet, gepracticiret, und hin und wieder mit vielfältiger Leibs und Lebens-Gefahr ausgestanden, auch warum er endlich solche wiederum freywillig und ungezwungen verlassen habe. Annemlich, erfreulich und lustig zu lesen, Wie auch sehr nützlich und nachdencklich zu betrachten Mit einer Vorrede, samt 20 anmuthigen Kupffern und 3 Continuationen Von German Schleifheim von Sulsfort. Es hat mir so wollen behagen Mit Lachen die Wahrheit zu sagen. Mompelgart, Gedruckt bei Johann Fillion, Nürnberg zu finden bei W. E. Felßeckern.' Aus der zunehmenden ausführlichkeit der titel geht das verhältnis der ausgaben hervor: der 'Abentheurliche Simplicissimus' (B) wird ein 'Neueingerichter und vielverbesserter Abentheuerlicher Simplicissimus' (A) und schließlich ein 'Gantz neu eingerichteter allenthalben viel verbesserter Abentheurlicher Simplicissimus' (D); der kürze wegen werde ich aber in der folge nicht mehr nach den titeln, sondern nach den einmal angenommenen, wenn auch leider irreführenden buchstaben citieren. Zu der familie B gehört die 'Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi Oder Der Schluß desselben, Mompelgart, Bey Johann Fillion, 1669' (bekannt als Simplicissimus, Continuatio oder Buch VI, Ausgabe E), weiter die mit der ausgabe B stark übereinstimmende ausgabe aus dem jahre 1670 (als ausgabe C bezeichnet) mit ihrer 'Continuatio', die man, da es sich nicht um eine einzelausgabe handelt, lieber nicht mit einem besonderen buchstaben hätte andeuten sollen, die aber seit Keller als F citiert wird. Als andeutung dieser familie bekommen wir also die buchstabenzusammenstellung BECF (resp. für die ersten fünf bücher und die Continuatio in erster und zweiter ausgabe). — Zu der familie AD, die buch I—VI in 'neueingerichter' und 'gantz neu eingerichteter' ausgabe enthält, gehört die von D abhängige ausgabe J;

weiter wird ihr text den drei gesamtausgaben zugrunde gelegt, die 1683/84, 1685/99 und 1713 erschienen. Da es sich hier um posthume ausgaben handelt, lasse ich die bezeichnung der gesamtausgaben bei meiner zusammenstellung weg und citiere die familie der ausgaben mit sprachlicher überarbeitung als ADJ.

Nach dieser notwendigen zusammenfassung[1] der verhältnisse zwischen den einzeldrucken in den zwei ausgabenfamilien BECF und ADJ kehre ich zu der einzelerscheinung auf dem gebiet der wortfolge, auf die ich die aufmerksamkeit lenkte, zurück und stelle zunächst tabellarisch (s. nebenstehende seite) die nebensätze, in denen eine vollendete zeitform eines passiv gebrauchten zeitworts vorkommt, nach den redactionen der beiden ausgabenfamilien zusammen.[2]

Aus dieser tabelle geht mit gewißheit hervor, daß es sich hier um eine planmäßige sprachliche überarbeitung handelt; ein solches resultat ist kein zufälliges. Welche rubrik die sprachlich überarbeiteten formen enthält, läßt sich aus dieser tabelle allein nicht entnehmen; indessen werden andere constatierungen, die ich im verlauf dieser arbeit bringen werde, das oben aufgestellte resultat bestätigen, daß die constructionen der zweiten rubrik ergebnis der planmäßigen überarbeitung sind. Neben zweimal achtzehn constructionen von absoluter regelmäßigkeit stehen vier constructionen, die schwierigkeiten

---

[1]) Diese zusammenfassung entspricht einer reihe von ausführlicheren beobachtungen, die ich in meinen problemen der Grimmelshausenforschung gab: über die Erste, Zweite und Dritte gesamtausgabe s. 57 ff.; über die ausgaben B, A, C und D s. 192, fußnote. Die hier vertretene ansicht findet ganz neuerdings eine stütze in dr. Bechtolds 'Johann Jacob Christoph von Grimmelshausen und seine Zeit', Heidelberg 1914, s. 152 ff. Weiter hob ich den zusammenhang zwischen den ausgaben der continuationen und den ausgaben B und C s. 157 ff. hervor und stellte s. 64 sämtliche ausgaben nach titel und bezeichnung zusammen. Eine vollständigere behandlung der druckverhältnisse, die aus dem rahmen dieser arbeit fallen würde, ist in einer geplanten kritischen ausgabe des Simplicissimus am platze.

[2]) Ich bezeichne alle citate nach Kellers ausgabe, da es mit hilfe seines kritischen apparates möglich ist, die stelle des citats nach allen originalausgaben, die Keller berücksichtigt (BECF, AD), weiter nach den drei gesamtausgaben und nach den neueren ausgaben, welche die paginierung einer originalausgabe berücksichtigen (Kurz, Kögel), zu bestimmen. Die andeutung geschieht nach seite und zeile.

Wortfolge im nebensatz: vollendete zeitform eines passiv gebrauchten zeitworts (particip + *worden* + *sein* als verbum finitum):

	BECF:				ADJ:			
a) 40^{5}:	welche	*zu recht gebracht*	*worden waren*	—	welche	*waren*	*zurechtgebracht*	*worden*
b) 122^{22}:	daß nichts . . .	*gefunden*	*worden wäre*	—	daß nichts . . .	*wäre*	*gefunden*	*worden*
c) 123^{22}:	daß sie	*geschrieben*	*worden ist*	—	daß sie	*ist*	*geschrieben*	*worden*
d) 151^{5}:	daß jedermann	*aufferzogen*	*worden wäre*	—	daß jedermann	*wäre*	*aufferzogen*	*worden*
e) 163^{8}:	daß	*gegeben*	*worden wäre*	—	daß	*wäre*	*gegeben*	*worden*
f) 327^{4}:	als ob	*gegeben*	*worden wäre*	—	als ob	*wäre*	*gegeben*	*worden*
g) 464^{26}:	daß ich	*hergeholt*	*worden wäre*	—	daß ich	*wäre*	*hergeholt*	*worden*
h) 506^{28}:	daß	*angestellt*	*worden wäre*	—	daß	*wäre*	*angestellt*	*worden*
i) 541^{30}:	mit was	*geschieden*	*worden wäre*	—	mit was	*wäre*	*geschieden*	*worden*
k) 584^{10}:	als ob	*erzogen*	*worden wäre*	—	als ob	*wäre*	*erzogen*	*worden*
l) 696^{21}:	wann	*vergeben*	*worden wäre*	—	wann	*wäre*	*vergeben*	*worden*
m) 724^{6}:	als wenns . . .	*geschnitten*	*worden wäre*	—	als wenns . . .	*wäre*	*geschnitten*	*worden*
n) 724^{24}:	und daß	*gestrafft*	*worden wär*	—	und daß	*wäre*	*gestrafft*	*worden*
o) 735^{13}:	die	*erfunden*	*worden wäre*	—	die	*wäre*	*erfunden*	*worden*
p) 754^{14}:	welche	*offenbart*	*worden wären*	—	welche	*wären*	*offenbart*	*worden*
q) 930^{10}:	der	*zugeschickt*	*worden wäre*	—	der	*wäre*	*zugeschickt*	*worden*
r) 938^{19}:	daß er	*abgefertigt*	*worden wäre*	—	daß er	*wäre*	*abgefertigt*	*worden*
s) 943^{18}:	der	*gefangen*	*worden wäre*	—	der	*wäre*	*gefangen*	*worden*
t) 153^{2}:	so	*gefangen*	*waren worden*	—	so	*waren*	*gefangen*	*worden*
u) 227^{16}:	als wenn sie .	*geschnitzelt*	*worden wären*	—	als wenn sie .	*geschnitzelt*	*wären*	*worden*
v) 234^{8}:	wann sie . . .	*vollbracht*	*worden wären*	—	wann sie . . .	*vollbracht*	*wären*	*worden*
w) 212^{30}:	als wenn . . .	*gelassen*	*worden wäre*	—	als wenn . . .	*gelassen*	*wäre*	*worden*

machen. Achtzehnmal ist also durch correctur in einem durch conjunction oder relativum eingeleiteten nebensatz, wo in der verbindung einer passivform mit dem hilfsverb *sein* das verbum finitum nach den zwei participien stand, die wortfolge in dem sinne verändert worden, daß die conjugationsform des zeitworts *sein* vor die beiden participien gestellt wurde. Ich gebe hierzu die vorläufig unbewiesene constatierung, daß die constructionen der ersten rubrik die der ungezwungenen sprache des 17. jh.'s waren, während die constructionen wie *daß nichts wäre gefunden worden* den eindruck des feinen, stilisierten, regel- und schulmäßigen machen sollten. Das angestrebt-regelmäßige ist also im verlauf der zeit zurückgegangen; constructionen wie die eben citierte, wenn sie vorkommen, machen auf uns den eindruck des ungeläufigen; die volksmäßige construction des 17. jh.'s *daß nichts gefunden worden wäre* hat gesiegt. Dies genüge vorläufig mit bezug auf die beispiele a—s. Die constructionen unter t, u, v und w erfordern eine besondere behandlung. Bei t haben wir die auffällige erscheinung, daß in den ausgaben BECF das verbum finitum, das sonst in BECF regelmäßig am ende des nebensatzes steht, hier die stelle zwischen beiden participien einnimmt: 'man führet etliche, so vom Gegentheil gefangen waren worden, übern Platz'. Neben den übrigen 21 beispielen in BECF, wo das verbum finitum hinter den beiden participien steht, macht diese construction direct den eindruck der zufälligkeit. Vermutlich wird das wort *gefangen,* das nicht den ausgesprochenen eindruck eines participiums macht, die anomalie verursacht haben; *gefangen waren* (*gefangen* als adjectivum) ist auch für Grimmelshausen eine sehr gewöhnliche verbindung; vielleicht kam so eine association zustande, wodurch *worden* aus der dem worte zukommenden stellung verdrängt wurde. Wie dem sei, die construction gehört zu den unebenheiten, die für die nicht überarbeitete sprache der familie BECF nichts weniger als ungewöhnlich sind und kann für die allgemeine constatierung mit bezug auf die wortfolge: particip + *worden* + conjugationsform von *sein* außer betracht bleiben. Bei der sprachlichen überarbeitung ist diese construction denn auch mit den anderen zusammengefallen: das verbum finitum wurde vor die beiden participien gesetzt. — Die beispiele u,

v und W sind ausnahmen in der familie ADJ; in der familie BECF sind diese constructionen regelmäßig: sie haben das verbum finitum am ende; diese drei unregelmäßigkeiten sind also resultate der correctur, vermutlich correcturversehen, wobei *worden* zwar nach hinten, *sein* aber nicht genügend nach vorn geschoben wurde.

Bevor ich zu weiteren verwandten constatierungen übergehe, muß ich erst wieder etwas aus der speciellen Grimmelshausenforschung einflechten. Daß die ausgaben B und A, resp. die familien BECF und ADJ sich in sprachlich interessanter weise unterscheiden, ist bereits früher bemerkt worden: 'Obgleich diese beiden Ausgaben im ganzen den nämlichen Text geben', sagt Kurz 1863 auf s. LIX seiner einleitung, 'so unterscheiden sie sich doch in wesentlichen Punkten. A gewährt meist starke Flexionsformen, während B schwache vorzieht; B trennt die zusammengesetzten Conjunctionen fortwährend durch Pronomina, A setzt diese nach; A trennt die zusammengesetzten Tempora der Hülfsverben, B setzt sie vereinigt dem Verb nach.' Es folgt dann eine direct falsche verallgemeinernde schlußfolgerung: 'Überhaupt trägt A bei weitem mehr das Gepräge des volkstümlichen Ausdrucks als B'. — Eingehender beschäftigte sich Kögel mit der vergleichung der sprache: 'Wir haben hier' (das ist in der ausgabe B), sagt er u. a. auf s. XXV seiner einleitung, 'noch fast durchaus echt volkstümliche Formen und Wendungen, ein Kleid, das dem Roman viel besser ansteht als die modische Tracht der Schriftsprache — „die reine deutsche Mundart“ — die der Corrector der zweiten Auflage (A)[1] so sehr bemüht war herzustellen. In B gebraucht Gr. noch altertümlich *der Lust, der Luft, der Bank, der Butter, der Gewalt, der Last, das Eck, das Gesang, die Witze* (Sing.),

[1]) Um mißverständnissen vorzubeugen möchte ich darauf hinweisen, daß ich Kögels ansichten über die druckverhältnisse des Simplicissimus ('B ist ein unrechtmäßiger Nachdruck', s. XXIV), und seine annahme eines verschollenen exemplares X (1668) nicht teile; vgl. Probleme I, 192. Die sprachlichen verhältnisse werden aber durch diese verschiedene ansicht nicht berührt, da auch Kögel der ausgabe B den sprachlichen wert einer originalausgabe beimißt: 'Ich denke, das genügt, um die Bedeutung von B in das rechte Licht zu setzen. Obwol es nicht die erste Ausgabe ist, vertritt es doch dieselbe fast vollständig und darf bei Constituirung des Textes an keiner Stelle außer Acht gelassen werden' (s. XXVI der einleitung).

der Spalt, das Heimat, der Fahne, der Tauf, der See (A stets *die See*), mehr dialektisch *der Leinwat, der Laune*: in A ist überall das schriftgemäße Genus eingeführt. *Viel* wird in B noch wie im mhd. substantivisch gebraucht, für *eher* steht noch *eh, gegen* und *wider* werden mit Dativ verbunden, *stahn* begegnet für *stehn, Inhalt, Ingeweide, inheimisch* für *Einhalt, Eingeweide, einheimisch, einig* für *einzig.* In der Flexion ist die schwache Deklination der Feminina noch nicht durch die starke verdrängt; *fünfe* wird noch gesagt für *fünf, ge* im Part. kann fehlen, die Neutra bilden den Nom. Plur. noch dem Sing. gleich. Neu zwar, aber sicher echt volkstümlich sind Verbalformen wie *fienge* st. *fing, kiefe* st. *kaufte, hintersonne* st. *sann, stunke* st. *stank, bucken* st. *backten, henkten* st. *hangen, verlierte, gewinnete, trieften* st. *troffen, leihete, aufgehebt* st. *gehoben, gewest, geweben* st. *gewebt, verbrennt* st. *verbrannt.* Alles dies hat in A den schriftgemäßen Formen weichen müssen.' Leider haben spätere sprachliche untersuchungen über den Simplicissimus das verhältnis der redactionen zu wenig oder gar nicht beachtet (vgl. Probleme I, 115. 116). Nachdem ich bereits seit jahren material auf diesem gebiet zusammenstellte, machte ich neuerdings eine überraschende und in doppelter hinsicht bedeutende erfahrung. Bei der vorbereitung eines neudrucks der 'Courasche', wofür ich sämtliche mir zugängliche exemplare verglich, zeigte sich mir, daß die planmäßige überarbeitung der sprache, infolge deren sich beim Simplicissimus die ausgabenfamilie ADJ von BECF unterscheidet, auch mit bezug auf die 'Courasche' stattgefunden hat. Zwei ausgaben der 'Courasche', eine aus der universitätsbibliothek in Göttingen und eine aus der herzoglichen öffentlichen bibliothek in Meiningen behandelte ich mit bezug auf die prioritätsfrage in der Zeitschrift für bücherfreunde, NF. 4, 53 ff., und constatierte, daß das original der Göttinger bibliothek als primär anzusehen ist. Beide stehen aber, was die sprache betrifft, auf dem standpunkt der ausgabenfamilie BECF des Simplicissimus: sie haben die nicht überarbeitete sprache, die sich durch volkstümliche formen, wörter, ausdrücke und constructionen unterscheidet. Ein drittes original der 'Courasche', das weniger eng mit den genannten ausgaben verwandt ist als diese beiden es sind, besitzt die königliche bibliothek in Berlin

unter nummer Yu 5631, angebunden an 'Veriphantors Betrogener Frontalbo': 'Trutz Simplex: Oder Außführliche und wunderseltzame Lebens-Beschreibung Der Ertzbetrügerin und Landstürtzerin COURAGE, Wie sie Anfangs eine Rittmeisterin, hernach eine Hauptmännin, ferner eine Leutenantin, bald eine Marcketenterin, Mußquetirerin, und letztlich eine Ziegeunerin abgegeben, Meisterlich agiret, und außbündig vorgestellet. Eben so lustig, annemlich und nutzlich zu betrachten, als Simplicissimus selbst. Alles mit einander Von der Courage eignen Person dem weit und breit bekandten Simplicissimo zum Verdruß und Widerwillen, dem Autori in die Feder dictirt, der sich vor dißmahl nennet. Philarchus Grossus von Trommenheim, auf Griffsberg, etc. Gedruckt in Utopia, bey Felix Stratiot'. Dieses exemplar weist den beiden genannten ausgaben gegenüber dieselben charakteristischen normalisierungen auf, wodurch ADJ sich von BECF unterscheidet. Wir sind jetzt imstande die sprachlichen constatierungen für die beiden Simplicissimus-familien auch auf die beiden Courasche-familien auszudehnen. Um die verwirrungen, die durch die unrichtig gegebenen buchstaben für die Simplicissimusdrucke verursacht worden sind, nicht zu vergrößern, werde ich in meinen druckandeutungen für die Courasche jede prioritätsangabe vermeiden und die exemplare als 'Courasche'-Göttingen (abgekürzt CG), 'Courasche'-Meiningen (CM) und 'Courage'-Berlin (CgB) bezeichnen.[1]) Nicht bloß für die in diesem aufsatz angeregte sprachliche frage ist die mit der Courasche gemachte erfahrung von bedeutung; auch für die frage der druckverhältnisse an sich, sowohl für den Simplicissimus einerseits wie für die Courasche andererseits, hat die sprachliche überarbeitung nach demselben princip, die ADJ beim

[1]) Ich bezeichne das Courage-exemplar mit sprachlicher überarbeitung als CgB und nicht einfach als CB, da die königliche bibliothek auch ein exemplar besitzt (Yu 5361), das mit CM identisch ist; da sich die exemplare CG und CM (wie auch Yu 5361) auf den ersten blick von dem exemplar CgB (kgl. bibl. Yu 5631) unterscheiden, weil es auf dem titelblatt der erstgenannten ausgaben heißt: 'Courasche', während das sprachlich überarbeitete exemplar dafür 'COURAGE' hat, scheint mir die andeutung CgB deutlich genug, wobei das minuskel-g auf die schreibweise des wortes COURAGE hindeuten soll. Ein sprachlich überarbeitetes exemplar, das also mit CgB identisch ist, besitzt auch die universitätsbibliothek in Breslau.

Simplicissimus von BECF und CgB bei der Courasche von CG und CM unterscheidet, orientierenden und bestätigenden wert. In diesem zusammenhang werde ich darauf natürlich nicht näher eingehen. Schließlich finden wir in diesem parallelismus eine vorläufige bestätigung der ansicht, daß die Courasche die nächste ergänzung des Simplicissimus bildete (Probleme I, 162—179). Allerdings ist es nicht undenkbar, daß ein glücklicher zufall uns auch noch eine nach demselben princip sprachlich überarbeitete ausgabe des 'Springinsfeld' beschert, wodurch dann in der proportion, die ich Zeitschrift für bücherfreunde, NF. 4, 55 aufstellte (Springinsfeld Meiningen : Springinsfeld Göttingen = Courasche Meiningen : Courasche Göttingen) und die ich jetzt verlängern möchte:

(CG : CM) : CgB = (SG : SM) : x = Simpl. BECF : Simpl. ADJ

die x, deren existenz vor der hand fraglich bleibt, aufgelöst werden würde.

Ich kehre jetzt zu meiner sprachlichen constatierung bezüglich der worfolge im nebensatz, in dem eine vollendete zeitform eines passiven zeitworts vorkommt, zurück, um neben die beispiele aus den Simplicissimus-redactionen die betreffenden stellen aus den ausgaben der Courasche zu setzen.

CG. CM.:	CgB.:
20: daß ich . . . *angeführt worden bin*	15: daß ich . . . *bin angeführt worden*
69: als wann ich . . . . *genommen worden wäre*	45: als wann ich . . . . *were genommen worden*
71: wann mirs nicht . . . . *befohlen und auferlegt worden wäre*	46: wann mirs nicht . . . . *were befohlen und aufferlegt worden*
120: daß ich . . . . *gebracht worden wäre*	74: daß ich . . . . *were gebracht worden*

Viermal wird also in der Courasche die wortfolge, wo das finite verb den beiden participien folgt, geändert, indem das conjugierte zeitwort vor die beiden participien gesetzt wird. Dies ist vollständig in übereinstimmung mit dem, was wir für die Simplicissimusfamilien constatierten; auch die anzahl der stellen, die auf den ersten blick etwas gering scheinen könnte, steht im richtigen verhältnis: die Courasche hat ungefähr den sechsten teil des umfangs des Simplicissimus; dafür kommen auf 4 beispiele der Courasche 22 des Simplicissimus.

II.

Andere erscheinungen lassen sich jetzt in gedrängterer form behandeln. Ich nehme zunächst noch einige überarbeitungen auf demselben gebiet, dem der wortfolge im nebensatz, der durch eine conjunction, ein relatives oder indefinites pronomen eingeleitet wird. Gelegentlich hob ich bereits hervor, daß der typus *Ich weiß, daß er ist geschlagen worden,* wo also das verbum finitum vor zwei nominalformen steht, sich erhalten hat, wenn z. b. *haben* bei zwei voneinander abhängigen infinitiven steht: *Ich weiß, daß er hat kommen wollen.* Auch hier herrscht im 17. jh. schwankung. Während sich aber in unserer ersten gruppe von beispielen die volksmäßige construction erhalten hat, werden wir für 'haben mit zwei infinitiven' constatieren können, daß sich hier die normalisierten constructionen behaupteten.

Wortfolge im nebensatz: vollendete zeitform eines activ gebrauchten zeitworts (infinitiv + 'ersatzinfinitiv' + *haben* als verbum finitum):

	BECF:	ADJ:
560[19]:	weil ich .... *verdauen hätte können*	weil ich .... *hätte verdauen können*
561[19]:	als ob ich .... *verzweiffeln hätte wollen*	als ob ich .... *hätte verzweiffeln wollen*
	CG. CM.:	CgB.:
103:	was man .... *ersinnen hätte mögen*	was man .... *hätte ersinnen mögen*

Die beispiele berechtigen zu der constatierung, daß im 17. jh. für das geschulte sprachgefühl sich die 'schablone' bereits festgesetzt hatte; vgl. Wunderlich, Deutscher satzbau, 2. aufl., 1, 407: 'Hemmungen hat die endstellung des verbums, wie sie im grunde rhythmischen gründen entspringt, auch vor allem wieder vom rhythmischen gefühl her erfahren, und es ist lehrreich, rhythmus und schablone im widerstreit zu sehen, wobei hervorzuheben ist, daß in unserer heutigen prosa mehr die schablone durchgedrungen ist'. Das volkstümliche sprachgefühl suchte *hätte* zwischen den infinitiven zu verstecken: *verdauen hätte können, verzweiffeln hätte wollen, ersinnen hätte mögen*; gelegentlich steckt Grimmelshausen es sogar in einen infinitiv hinein: BECF hat s. 446, 11 (Keller)

dafern wir ihn .... herauß hätten sehen reuten, wo in sehr unregelmäßiger weise *heraußreuten* sowohl *hätten* wie *sehen* umschließt; in ADJ wird die construction der schablone gemäß normalisiert: *dafern wir ihn .... hätten sehen heraußreuten,* wobei allerdings die wortfolge der beiden voneinander abhängigen infinitive noch unmodern ist.

Auch für 'werden' mit zwei voneinander abhängigen infinitiven habe ich fürs neuhochdeutsche den typus *Ich weiß, daß er ist geschlagen worden* aufgestellt: *Ich weiß, daß er nicht wird kommen können.* Für die hilfsverben des modus herrscht unter denselben umständen schwankung: *Ich weiß, daß er ihn will kommen lassen* neben *Ich weiß, daß er ihn kommen lassen will.* Letztere construction scheint mir geläufiger zu sein; ich teile also nicht völlig die ansicht, die Sütterlin mit bezug auf diese frage in seiner Deutschen sprache der gegenwart, 2. aufl., s. 291 entwickelt: 'Wenn von der abgewandelten verbalform, entweder noch zwei infinitive oder ein particip und ein infinitiv abhängen, tritt die verbalform, um nicht zu sehr nachzuschleppen, vor diese glieder und zwar so ziemlich ausnahmslos, wenn diese verbalform nur ein formwort ist wie *hat, soll, mag, muß, wird*: wenn er *hätte* kommen wollen; sobald er *wird* ausgehen können; da er nicht *hat* zurückgesetzt werden wollen; welches denn manchem der nachwelt *mag* zugute gekommen sein (Goethe, Dichtung und wahrheit); ihm wurde deutlich, daß er fortan von seinesgleichen *werde* gemieden werden (K. F. Meyer). — Die formen von *sein* folgen dieser regel nicht, wenigstens nicht in der schriftsprache: nachdem er spazieren gefahren (worden) war. — Die vollverba werden dann wenigstens sehr häufig vorgesetzt: die schwierigkeiten, die er *hofft* leicht überwinden zu können; da mein bruder *glaubte* abreisen zu müssen. In die controverse, wieviel wissenschaft und wieviel philosophie es *geraten sei,* dem hirn der heranwachsenden jugend einzuverleiben, braucht man hier nicht einzugehen (Grenzboten)'. Die unterscheidung zwischen 'formwörtern' und 'vollverben' ist in diesem zusammenhang entschieden zweckdienlich; für die vollverben ist die frage so compliciert, daß man sich mit Sütterlins allgemeiner andeutung zufrieden geben kann. Für die formwörter scheint mir die bemerkung zu stark simplifiziert worden

zu sein. Richtig ist die abtrennung von *sein*; daneben wäre es aber erwünscht gewesen, *haben* und vielleicht auch *werden* von *sollen, mögen* und *müssen* (woneben man doch auch noch *können, wollen* und *dürfen* zu stellen hat) zu trennen; und schließlich scheint es mir nicht gleichgültig, ob neben dem formwort zwei infinitive oder ein infinitiv und ein particip stehen. So läßt sich doch die endstellung des finiten verbs in einem satz von dem typus *daß er es getan haben wird* leichter denken als in einem satz *daß er nicht kommen können wird.* Bei *haben* mit zwei infinitiven scheint mir jetzt abweichung von der endstellung entschieden geboten, bei *werden* vorzuziehen, bei den hilfsverben des modus erlaubt. Steht neben dem formwort ein infinitiv und ein particip, so scheint mir überhaupt schwankung im gebrauch vorzuliegen; das beispiel aus dem anfang von Dichtung und Wahrheit zeigt eine ausgesprochene stilnuance, das vorangestellte *mag* atmet echt Goethesche behaglichkeit; für den satz aus Konrad Ferdinand Meyer mag auch ein wohllautselement mitgewirkt haben; übrigens verhalten sich nord und süd mit bezug auf diese frage nicht gleich.

Im anschluß an obige auseinandersetzung gebe ich für Grimmelshausen zuerst beispiele, wo ein formwort neben zwei infinitiven steht.

Wortfolge im nebensatz: formwort mit zwei infinitiven:

	BECF:	ADJ:
a) 396[7]:	daß ich .... *zukommen lassen werde*	daß ich .... *werde zukommen lassen*
b) 710[3]:	daß sie sich .... *bethören lassen würde*	daß sie sich .... *würde bethören lassen*
c) 769[10]:	als wenn er .... *zukommen lassen würde*	als wan er .... *würde zukommen lassen*
d) 778[19]:	weil er .... *bekannt machen lassen wird*	weil er .... *wird bekant machen lassen*
e) 648[17]:	daß ich .... *entrinnen würde können*	daß ich .... *würde entrinnen können*
f) 941[15]:	daß ich ... *erharren würde können*	daß ich ... *würde erharren können*
g) 771[3]:	welchen ich .... *drucken lassen wolte*	welchen ich .... *wolte drucken lassen*
h) 797[10]:	daß ich mich .... *umbtauffen lassen solte*	daß ich mich .... *solte umtauffen lassen*

Mit bezug auf die beispiele dieser gruppe läßt sich constatieren, daß die sprachliche überarbeitung ausnahmslos consequent in der anwendung der regel ist, daß in einem nebensatz mit abhängiger wortfolge, wo neben zwei voneinander abhängigen infinitiven ein formwort wie *werden, wollen, sollen* steht, die finite form dieses formwortes vor die beiden infinitive tritt. Für *haben* constatierten wir bereits dasselbe. Die nichtüberarbeitete form ist weniger consequent, gewöhnlich setzt Grimmelshausen unter den eben beschriebenen umständen das verbum finitum ans ende des satzes; in den beispielen e und f stellt er es zwischen die beiden infinitive. Zu obigen beispielen stimmt noch eins, wo neben *werden* ein infinitiv und ein supinum steht: BECF (Keller s. 760[31]) hat *deren du dich .... zu erfreuen haben wirst*; die überarbeitung gibt *deren du dich .... wirst zu erfreuen haben.*

Für den typus *werden* oder *wollen* oder *sollen* mit infinitiv und particip, wo das jetzige sprachgefühl mir weniger ausgesprochen zu sein scheint, läßt sich fürs 17. jh. dasselbe verhältnis zwischen ungekünstelter und überarbeiteter sprache constatieren wie für den typus: formwort mit zwei infinitiven.

Wortfolge im nebensatz: formwort mit infinitiv und particip:

	BECF:	ADJ:
a) 124[26]:	das er .... *verdauscht haben würde*	das er .... *würde verdauschet haben*
b) 326[16]:	wie ers .... *verdient haben wird*	wie ers .... *wird verdient haben*
c) 635[29]:	weil du .... *ermordt haben würdest*	weil du .... *würdest ermordet haben*
d) 992[15]:	wann er .... *gessen haben würde*	wan er .... *würde gessen haben*
e) 983[25]:	wie lange wir .... *befreyet bleiben würden*	wie lange wir .... *würden befreyt seyn*
f) 920[18]:	mit welchem ich mich .... *gewehret haben wolte*	mit welchem ich mich .... *wolte gewehret haben*
g) 777[31]:	welches ich .... *gethan haben wolte*	welches ich .... *wolte gethan haben*
h) 390[19]:	wofern er .... *tractirt seyn will*	wofern er .... *wil tractirt seyn*
i) 839[17]:	wann er .... *vorgezogen werden will*	wan er .... *will vorgezogen werden*

	BECF:	ADJ:
k) 590[15]:	daß er .... *begraben werden solte*	daß er .... *solte begraben werden*
l) 161[3]:	wann ich .... *auffgehebt werde haben*	wan ich .... *werde auffgehoben haben*

	CG. CM.:	CgB.:
m) 164:	daß ich .... *genommen haben wolte*	102 daß ich .... *wolte genommen haben*
n) 84:	daß ihm .... *verehrt worden seyn solte*	53: daß ihm .... *solte verehrt seyn worden*

Die überarbeitete sprache ist wieder absolut consequent: sie stellt das formwort vor die beiden nominalformen. Die naive construction setzt auch hier das hilfsverb ans ende. Eine interessante abweichung bietet das drittletzte beispiel: Grimmelshausen verrät hier wieder eine gewisse unfestigkeit in der anordnung der drei verbalformen: den beispielen e und f aus der vorigen zusammenstellung *entrinnen würde können* und *erharren würde können,* wo das formwort zwischen die nominalformen gestellt wird, entspricht hier die abweichende construction l: *wann ich ... auffgehebt werde haben.* Wer noch zweifeln sollte, ob meine annahme, daß ADJ die überarbeitete sprache repräsentiere, berechtigt ist, möge dieses beispiel mit seiner originellen unregelmäßigen wortfolge und seiner ungrammatischen volkstümlichen verbalform *auffgehebt* auf sich einwirken lassen; will man auch dann noch überarbeitung im volkstümlichen sinn annehmen, so müßte man dem überarbeiter ein täuschungsvermögen wie das eines genialen antiquitätenfälschers zuschreiben.

Eine zusammenfassung der vorhergehenden beispiele, die sich alle auf die 'stellung des finiten verbs im nebensatz mit abhängiger wortfolge, wenn bei dem finiten verb zwei nominalformen stehen', beziehen, zeigt uns, daß die tendenzen, die wir — weniger consequent und sicher nicht durchdacht — in der ursprünglichen fassung einerseits, die wir — als resultat theoretischer schulung und mit der planmäßigkeit des zunftmannes — in der überarbeiteten fassung andererseits haben constatieren können, dem jetzigen sprachgefühl gegenüber extreme bedeuten. Die naive sprache Grimmelshausens bevorzugt, unbekümmert um das vorhandensein von nominal-

formen, die endstellung des finiten verbs; wenn er gelegentlich ein hilfsverb an andere stelle setzt (so gern *haben* und *werden* zwischen die beiden nominalformen), so ist das die folge einer nachlässigkeit mit bezug auf die wortstellung im nebensatz, die sich ebensowohl bei ihm findet, wenn nicht zwei nominalformen vorhanden sind.[1]) Die überarbeitung vertritt mit bezug auf den einfluß der zwei nominalformen auf die wortstellung im nebensatz das andere extrem: in dem princip, das verbum finitum ans ende des nebensatzes zu stellen, ist sie consequenter als die ursprüngliche fassung,[2]) daneben kennt sie aber e i n e n b e s t i m m t e n fall, wo das verbum finitum n i c h t a m e n d e d e s s a t z e s s t e h e n darf, nämlich wenn bei dem conjugierten hilfsverb zwei nominalformen stehen.

Diesen zwei extremen gegenüber zeigt sich der jetzige

---

[1]) Ich verzeichne dafür folgende beispiele aus dem Simplicissimus (Keller), wo Grimmelshausen das verbum finitum vor ein particip oder vor einen infinitiv stellt:

365[6] : wann der jenige .... *hätte* gewust
619[18]: wenn ich *hätte* gewust
150[9] : als wenn ihn der Hagel *hätte* nider geschlagen
486[24]: daß ich mich .... *hätte* auffgehalten
644[3] : biß ich die Katz *hätte* abgeschafft
816[5] : welche dir .... *hat* gedienet
438[30]: darzu ein paar Ohrfeigen genug *wären* gewest
744[8] : daß er .... *sey* kommen
865[23]: daß ich ein armer Schuler *bin* gewesen
875[8] : da ich doch .... *bin* bey dir gewesen
867[12]: wann du .... *wärest* zu Hülff kommen
817[7] : je tieffer er *wird* gestürtzt

399[12]: also daß .... *wird* umbschleppen
703[11]: wenn er die Augen *würde* zu thun
375[5] : die mich .... *solten* suchen
548[30]: daß man mir an Leib *wolte* kommen
565[1] : weil mich niemand mehr .... *wolte* leiden
384[24]: daß sie .... *müsten* .... lecken
384[30]: daß er .... *muste* .... küssen
810[17]: daß ich .... *müste* Rechenschafft geben
817[8] : je härtere Pein er *muß* leiden
580[30]: daß ich hinauß *dörffte* gehen
345[15]: wann ich nicht herumb *konte* schwermen
825[20]: die .... *können* verschlucken

[2]) Daß die überarbeitung das princip, das verbum finitum vorzugs-

zustand als besonders compliciert: der sprachgebrauch hat sich in vermittelndem sinne entwickelt. Er hat sich für den einfluß der zwei nominalformen entschieden, aber nicht consequent, nicht wenn das hilfsverb eine form des zeitworts *sein* ist (diese ausnahme beachtet die überarbeitung nicht); er verwirft auch sonst die endstellung nicht völlig,

---

weise ans ende des satzes zu stellen, genauer befolgt als die ursprüngliche fassung, mögen ein paar überarbeitungen zeigen:

	BECF:	ADJ:
724[19]:	welches lauter Praeludia *waren* meines abermaligen gäntzlichen Verderbens	welches lauter Praeludia meines abermaligen gäntzlichen Verderbens *waren*
797[12]:	daß die Kleider auß des Zaaren Kleider Kasten *waren* und ihm nur angeliehen	daß die Kleider auß deß Zaars Kleider-Kasten, und ihm nur angeliehen *waren*

Eine ähnliche tendenz verrät auch folgende überarbeitung in der Courasche: CG. und CM. haben auf s. 253: 'niemand, zu dem ich mich *hätte* gesellen mögen oder der sich meiner angenommen'; CgB. macht daraus (s. 155): 'niemand, zu dem ich mich gesellen mögen oder der sich meiner angenommen *hätte*'. — Übrigens sind die fälle, wo die überarbeitung die ausgesprochene tendenz zeigt, das verbum finitum ans ende des satzes zu stellen, verhältnismäßig selten; im allgemeinen bleibt hier die sprache unverändert; das princip, in den constructionen mit den zwei nominalformen ordnung zu schaffen, galt bei der überarbeitung als wichtiger. — Der vollständigkeit wegen muß ich noch einen fall nennen, wo sich gleichfalls bedenken gegen die endstellung im nebensatz nachweisen lassen. In den vollendeten zeitformen des copulativen zeitworts *werden* stellt die bearbeitung das verbum finitum zwischen das prädicatsnomen und das participium *worden*:

	BECF:	ADJ:
193[8]:	daß die Gäst .... *unsinnig worden wären*	daß die Gäste .... *unsinnig wären worden*
206[22]:	als ob sie .... *närrisch worden wären*	als ob sie .... *närrisch wären worden*
328[9]:	welche .... *schwerer worden waren*	welche .... *schwerer waren worden*
	Ähnlich:	
697[22]:	als wann ich .... *anders Sinns worden wäre*	als wan ich .... *andern Sinns wäre worden*
241[15]:	als wann du .... *zu einem Kalb worden wärest*	als wan du .... *zu einem Kalb wärest worden*

Es scheint aus diesen beispielen im zusammenhang mit den auf s. 273 und 278 genannten hervorzugehen, daß besonders beim zeitwort *sein* starke aversion gegen die endstellung vorhanden war; so wird auch *wann sie*

sondern berücksichtigt dabei die frage, um welches hilfsverb es sich handelt: bei *haben* ist der sprachgebrauch strenger als bei *werden*, bei *werden* entscheidet das sprachgefühl vielleicht wieder etwas anders als bei *sollen, wollen, müssen, können, mögen* und *dürfen*. Und schließlich wird auch das sprachgefühl nicht völlig gleichgültig dagegen sein, ob bei dem verbum finitum zwei infinitive oder ein infinitiv und ein particip stehen; so sagt man lieber *daß er mich kennen gelernt hat* oder — mit anderer stilnuance — *daß er mich hat kennen lernen* als *daß er mich hat kennen gelernt* oder *daß er mich kennen lernen hat*. Gerade wo es sich um ein noch immer schwankendes gebiet der grammatik handelt, ist es ein glücklicher umstand, daß wir hier fürs 17. jh. diese erscheinung als gegenstand des kampfes zwischen zwei entgegengesetzten tendenzen beobachten können, daß wir gleichsam den sprachlichen zeugungsproceß mit erleben.

Weniger bedeutend für unsere einsicht in die sprachentwicklung, für die planmäßigkeit der überarbeitung aber gleich beweiskräftig, sind die constructionsveränderungen mit bezug auf die concessiven satzverbindungen. Grimmelshausen gebraucht dafür: *ob zwar, ob schon, ob gleich, ob wol, wann* oder *wenn gleich, wann* oder *wenn schon*; in der überarbeitung werden dieselben conjunctionen beibehalten, nur wechselt die überarbeitete sprache nicht zwischen *wann schon* und *wenn schon, wann gleich* und *wenn gleich*; die formen mit *wenn* werden getilgt; bei so unauffälligen veränderungen ist es aber nicht immer möglich den einfluß des druckers von dem des verfassers zu trennen. Der durchgehende unterschied zwischen

---

.... *gecrönt gewesen wäre* (BECF; Keller s. 838[19]) verändert in *wan sie .... wäre gekrönet gewesen*; auffällig ist auch die veränderung *weil du .... entgegen bist geeylet* (Keller s. 124[32]) in *weil du .... bist entgegen geeilet*. Doch ist hier das zur verfügung stehende material zu gering, um daraus sichere schlußfolgerungen ziehen zu können. Auf die auffällige übereinstimmung dieser beispiele mit den abnormalen constructionen u, v und w auf s. 273 möchte ich aber hinweisen, um dadurch die ausnahmen vom standpunkt der bearbeitung begreiflicher zu machen: es handelt sich um die manchmal schwer zu ziehende grenze zwischen adjectiv und particip, *werden* als copula und *werden* als hilfsverb des passivs. — Die aversion gegen die endstellung speciell beim hilfsverb *sein* hat im sprachgefühl keine weiterentwicklung gefunden.

der nicht umgearbeiteten sprache und der der überarbeitung ist dieser, daß die ursprüngliche fassung regelmäßig die teile dieser concessiven conjunctionen trennt, während bei der correctur die teile zusammengefügt werden. So findet man in BECF regelmäßig *ob ich zwar, ob nun zwar, ob es ihm nun zwar, ob sie schon, ob sie es gleich, ob wir wol, wann ihm gleich, wann ich mich dessen schon* u.s.w. In ADJ findet man dafür *obzwar ich, obzwar nun, obzwar nun es ihm, obschon sie, obgleich sie, obwol wir, wanngleich ihm, wannschon ich mich dessen* u. s. w. Zuweilen klingt die volkstümliche stellung der getrennten conjunctionen besser als die systematische überarbeitung; so wenn z. b. BECF (Keller s. 110[1]) *ob man euch Soldaten von Fortun schon offt gerne helffen wolte* verändert wird in *obschon euch Soldaten von Fortun man offt gern helffen wolte.* Die sprache in BECF ist eben die natürliche, ungekünstelte; die überarbeitung richtet sich nach einem formellen princip. Wie wichtig aber diese correctur genommen wurde, zeigt sich aus der anzahl der überarbeiteten stellen; für *obzwar* zählte ich im Simplicissimus 46 constructionsveränderungen, für *obschon* 9, für *obgleich* 10, für *obwol* 4, für *wanngleich* 22 und für *wannschon* 20; dazu treten noch bei der überarbeitung der Courasche für *obzwar* eine veränderung, für *obgleich* 11 und für *wanngleich* 5.

Ein ähnliches bestreben, durch zusammenrücken zweier wörter die bildung eines neuen wortes zu fördern, zeigen die überarbeitungen mit bezug auf das wort *anstatt.* In BECF und CG. CM. finden wir regelmäßig *an deren statt, an meiner statt,* auch *an Gottes statt, an seines Herrn statt*; in der überarbeitung liest man dafür *anstatt deren, anstatt meiner, anstatt Gottes, anstatt seines Herrn.* Obgleich die beispiele hier, wie es in der natur der sache liegt, nicht überzahlreich sind, so genügt die anzahl vollständig, eine entschiedene tendenz der veränderung zu beweisen. Im Simplicissimus fand ich zehn diesbezügliche veränderungen; auch in der sprachlichen überarbeitung der Courasche wurde s. 96 *an meiner Stadt* verändert in *anstat meiner.*

Die meisten veränderungen weisen in die richtung, in der sich die sprache weiterentwickelt hat. Dies gilt auch für mehrere veränderungen auf dem gebiet der formenlehre.

Die declination der substantive wird modernisiert. In BECF und CG. CM. declinieren die schwachen feminina in der einzahl noch durchweg schwach: *an der Seiten, auß dieser Ursachen, gleich einer Hexen, zu meiner Kostfrauen, in der Küchen, Stuben, Kirchen, Hütten, Gassen, Höllen* u. s. w.; in der überarbeiteten sprache stehen sie flexionslos. Die neutra werden in der älteren fassung durchweg nicht pluralisiert: *die Ort, die Regiment, die Kleid, die Schelmenstück, die Pferdt;* die überarbeitete sprache hat *die Orter* (so CgB. s. 28; also 'er ohne umlaut', wie öfters bei Luther: Jes. 11,12; Mos. 1,9 u. ö.), *die Regimenter, die Kleider, die Schelmenstücke, die Pferde.*[1]) Auffällig ist in diesem zusammenhang folgende veränderung: *Alle Ding hat seinen Anfang* (Keller s. 437[20]) wird *Alle Dinge haben ihren Anfang.* Selbst 'ohr' findet sich im plural ohne endung (vgl. Wilmanns' Deutsche grammatik 3, 390): *es möchte mir etwan einer ohngefähr die Nase oder die Ohr erwischen* (Keller s. 645[12]); die überarbeitung setzt dafür die einzahl ein: *es mögte mir etwan einer ungefähr die Nase, oder ein Ohr erwischen.* Auch bei männlichen wörtern unterbleibt zuweilen die pluralisierung: *die Schuh, die Stein*; die überarbeitung hat *die Schuhe, die Steine.*

Mit bezug auf das zeitwort, wo Kern in seiner abhandlung 'Das starke verb bei Grimmelshausen' (Journal of Germanic Philology, Vol. II, p. 33 ff.) die verschiedenen fassungen, soweit sie ihm bekannt waren, berücksichtigt hat, kann ich mich kurz fassen. Praeterita wie *ich hielte, ich liesse, ich riethe, ich wuchse, mich verdrosse* verlieren regelmäßig das — dialektische — *e*; die das oberdeutsche kennzeichnenden formen *ich sihe, ich nimm* werden geändert in *ich sehe, ich nehme*; oberdeutsche imperative *esse, befehle* werden geändert in *iß, befihl*; *er kieffe* wird *er kauffte, er befohle* wird *er befahl, gewest* wird regelmäßig *gewesen*; auffällig ist es daß *ich wurde* consequent in *ich ward* verändert wird, die überarbeitung stellt sich also auf den standpunkt, auf dem noch Gottsched (Sprachkunst, s. 306) stand.

Viele correcturen beziehen sich auf das geschlecht der substantive; die nicht überarbeitete sprache in BECF und

---

[1]) Vgl. Beitr. 31, 310 ff.

CG. CM. hat *der Last, der Lust, der Wollust, der Lufft, der Gewalt, der Banck, der Butter, der Leinwat,* wofür ADJ und CgB. corrigieren *die Last, die Lust, die Wollust, die Lufft, die Gewalt, die Banck, die Butter, die Leinwat.* Es handelt sich hier nicht um vereinzelte, sondern um regelmäßig durchgeführte veränderungen, so notierte ich die geschlechtsveränderung bei *Lust* resp. *Wollust* 17 mal. Noch häufiger ist die veränderung bei dem wort *See,* das in Simplicissimus' Reise nach dem Mummelsee eine so große rolle spielt. In BECF wird das wort regelmäßig männlich gebraucht, ADJ setzt dafür *die See* ein; das aus dem niederdeutschen eindringende geschlecht collidiert mit dem ursprünglichen, das sich im oberdeutschen bekanntlich länger erhalten hat; das wort findet sich übrigens bei Grimmelshausen nur in der bedeutung 'größeres binnenwasser', wofür sich das männliche geschlecht schließlich durchgesetzt hat; für die bedeutung des 'offenen meeres' gebraucht Grimmelshausen immer *Meer.* Interessant ist es, wie sich bei dem wort *See* an einigen stellen die art der veränderung beobachten läßt. In der nicht überarbeiteten sprache heißt es (Simpl., buch 5, cap. 10, Keller s. 730): *Noch ein anderer behauptete bey grosser Warheit, es seye ein Schütz auff der Spur deß Wilds bey dem See vorüber gangen, der hätte auff demselben ein Wassermänlein sitzen sehen;* in der überarbeiteten sprache wird es: *es sey ein Schütze auff der Spur deß Wildes bey der See vorüber gangen, der hätte auff demselben ein Wassermännlein sitzen sehen.* Der artikel vor dem substantiv *See* ist dem verbesserungsprincip gemäß verändert worden, das wort *demselben* wurde aber bei der correctur übersehen. — Einige seiten weiter (Keller s. 741[3]) heißt es: *biß ich deren über 30 in See brachte,* die überarbeitete sprache hat *in die See brachte*; die (nur fürs masculinum mögliche) contraction der präposition *in* mit der accusativform *den,* die fürs frühnhd. so charakteristisch ist, muß der vollständigen form mit weiblichem artikel weichen. — Für die mehrzahl finden wir in der nicht überarbeiteten sprache begreiflicherweise noch immer die starke form *die See*: *diese See sind dreyerley Ursachen willen erschaffen; Denn erstlich werden durch sie alle Meer, wie die Nahmen haben, und sonderlich der grosse Oceanus, gleichsam wie mit Nägeln an die Erde gehefftet; Zweytens*

werden von uns durch diese See u.s.w. (Keller s.745[15]). In der überarbeiteten sprache heißt es: *diese Seen sind dreyerley Ursachen willen erschaffen: Dan erstlich werden durch sie alle Meere, wie die Namen haben, und sonderlich der grosse Oceanus, gleichsam wie mit Nägeln an die Erde geheffftet; Zweytens werden von uns durch diese See* u. s. w. Zweimal wird für diese alte mehrzahl *die See* die dem neuen geschlecht entsprechende mehrzahlform *die Seen* eingesetzt, einmal ist die veränderung — offenbar aus versehen — unterlassen worden. — Weitere änderungen mit bezug auf das genus der substantive sind *die Witz* in BECF, in regelmäßiger weiterentwicklung des mhd. *diu witze* neben *der Witz* in ADJ. *Der Tauff* und *der Spalt* werden *die Tauffe* und *die Spalte*, das unbegründete *die Sermon* wird *der Sermon*, gleichfalls wird *der Sentenz* zu *die Sentenz*, *der Calesch* wird *die Calesche*, *das Proviant* wird *der Proviant*, *das Gesang* wird *der Gesang*, *das Eck* wird *die Ecke*, *das Heimat* wird *die Heimat*.

Bemerkenswerte veränderungen finden sich weiter mit bezug auf den gebrauch von fremdwörtern;[1]) bald wird das fremdwort durch ein deutsches wort ersetzt, zuweilen (namentlich in CgB.) wird die verdeutschung als erklärung hinzugefügt; ich lasse die verdeutschungen aus den überarbeiteten ausgaben des Simplicissimus und der Courasche in alphabetischer anordnung folgen:

BECF. CG. CM.	ADJ. CgB.
accomodiren	*bequemen*
aestimiren	*aestimiren* (*halten*)
alieniren	*alieniren* (*umsetzen*)
brave	*wacker* (fünfmal), *hurtig* (einmal), *prächtig* (einmal), *recht* (einmal), *wol* (einmal)
concipiren	*überlegen*
consentiren	*willigen*
Desperation	*Desperation* (*Unmuth und Verzweiffelung*)
Difficulteten	*Difficultäten* (*Schwürigkeiten*)
instruiren	*unterrichten*

[1]) Über die häufigkeit der anwendung von fremdwörtern gibt Klara Hechtenbergs 'Fremdwort bei Grimmelshausen' (diss. Heidelberg 1901) aufschluß; obenstehende verdeutschungsliste bildet zu ihren untersuchungen eine ergänzung.

BECF. CG. CM.	ADJ. CgB.
Libertet	*Libertet* (*Freyheit*)
Lupas	*Lupas* (*geile und unkeusche Wölfinnen*)
praesentiren	*praesentiren* (*übergeben*)
revangiren	*revangiren* (*rächen*)
Servitut	*Servitut* (*Dienstbarkeit*)
spatzieren	*lustwandeln*
Strategema	*Stratagema* (*Kriegslist*)
in Summa	*kurtzab* (sechsmal), *kurtz* (zweimal)

Offenbar wurde bei der überarbeitung auch das gute deutsche wort *lauter* für ein fremdwort angesehen, da es zweimal 'verdeutscht' wird: *lauter Greuel* (Keller s. 140[14]) wird in der überarbeitung *eitel Greuel,* statt *lauter einfältige Tropffen* (Keller s. 291[22]) heißt es in der überarbeitung *bloß einfältige Tropffen.* Humoristisch wirkt es, wenn das wort *wacker,* das so oft als verdeutschung für *brave* gebraucht wird, in der überarbeiteten sprache der Courasche durch eine parenthese erläutert wird: *wiederum einen wackeren* (*reichen*) *Mann zubekommen* heißt es CgB. s. 56 am schluß des 9. capitels. Übrigens beschränken sich die erklärenden hinzufügungen in der überarbeiteten fassung der Courasche keineswegs auf fremdwörter. *Und nun schaue, du guter Simplex!,* heißt es am schluß des 3. capitels (Keller 3, 185) in der originalfassung, *du dörfftest dir hiebevor im Sauerbrunnen vielleicht eingebildet haben, du seyest der Erste gewesen, der den süssen Milchraum abgehoben?*; die überarbeitete fassung (CgB. s. 25) hat dafür *den süssen Milchraam* (*meiner Jungferschafft*).

Als letzte charakteristika will ich noch hervorheben, daß die nicht überarbeitete gestalt regelmäßig das wort *Wittib* gebraucht, wofür die ADJ-CgB.-fassung immer *Witwe* einsetzt; entsprechende einzelveränderungen sind *lernte mich* in *lehrete mich* und *erzehlen thät* in *erzehlete.*

III.

Es wäre wertvoll zu wissen, unter welchen umständen diese einschneidenden, für die sprachverhältnisse des 17. jh.'s so belehrenden veränderungen zustande gekommen sind. Daß eine sprachtheorethische tendenz vorliegt, ist klar: fremdwörter werden verdeutscht, dialektische eigentümlichkeiten werden beseitigt, die flexionsformen werden modernisiert, die wortfolge

wird normalisiert. Hat der dichter plötzlich eine so tiefgreifende sprachliche beeinflussung erfahren? Verdankt er diese belehrung einer person oder einem buch? Oder hat ein zünftiger im auftrag diese überarbeitung unternommen? War es dann der dichter, der diesen auftrag gab oder ging der anstoß vom verleger aus? Wir wissen es nicht und die hoffnung ist gering, daß wir diese fragen je mit gewißheit werden beantworten können.

Grimmelshausen selbst hatte für sprachliche fragen ein großes interesse. Das sprechendste zeugnis dafür ist 'Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerey und Gepräng in seinem Teutschen Michel' (1673). In dem 4. capitel dieser schrift nimmt der verfasser stellung zu zeitgenössischen sprachverbesserungsbestrebungen.[1] 'Betrachtet doch', sagt er da-

[1]) Diese stellungnahme hat einen ausgesprochen polemischen charakter, es ist aber nicht leicht festzustellen, inwieweit sich die polemik gegen bestimmte personen richtet. Es liegt nahe, an Philipp von Zesen zu denken, der durch seine 'Assenat' (1670) eine literarische concurrenz mit dem verfasser des 'Keuschen Joseph' (1667) eröffnet hatte (vgl. 'Vogelnest I', cap. 15), dessen grillen mit bezug auf rechtschreibung und verdeutschung zum widerspruch reizen mußten, und auf den die verdeutschung 'Tagleuchter' geradezu hinzuweisen scheint. Letzteres wort findet sich aber auch in dem parodistischen brief in Weises 'Ertznarren', in dem capitel, das Grimmelshausen in diesem zusammenhang citiert (vgl. Neudrucke 12—14, s. 65; auch Einleitung s. 4). Daneben möchte ich auf eine andere, bis jetzt unbeachtet gebliebene beziehung hinweisen. Johann Matthias Schneuber, professor der poesie in Straßburg, schrieb in dem vorwort des 'Anderen Theyls' seiner 'Teutschen Gedichte' (s. 8 in dem exemplar der kgl. bibliothek in Berlin und in dem damit übereinstimmenden exemplar der universitätsbibliothek in Göttingen): 'desswegen ich mich beflissen, hinfüro nicht mehr vnd, frewd, fewr u. d. g. l. sondern, und, freüd, feür, zu schreiben. So ist mir auch das c für das k gleich verdächtig worden, also dass ich keyn bedänken getragen, mich desselben in den wörtern, wo es bissher an statt dess k gebraucht worden, zu müssigen. Das f hat mir umm desswillen für das ph beliebt, weil ich keyn teutsch wort habe auss sinnen können, welches sich mit einem ph anhebete'. Ähnliche tendenzen wurden von einem anderen mitglied der 'Aufrichtigen Tannengesellschaft', Esaias Rumpler von Löwenhalt, vertreten (Schneuber 2, 8). Da Rumpler und Schneuber, soviel wir wissen, die bedeutendsten mitglieder der Straßburger 'Tannengesellschaft' waren, dürfen wir auch diese tendenzen in engen zusammenhang mit dieser sprachgesellschaft bringen (vgl. Voigt, 'Die Dichter der Aufrichtigen Tannengesellschaft zu Straßburg', Progr. Groß-Lichterfelde, 1899) und annehmen, daß dieselben auch noch in den nächsten

selbst (Keller 2, 1070), 'ich bitt euch umb GOttes Willen, betrachtet doch selbst, was ein rechtschaffener, ehrlicher alter Teutscher gedencken und sagen möchte, wann er sihet, daß

---

jahrzehnten nach dem erscheinen der vorhin citierten Schneuberschen gedichtsammlung (bd. 1, 1644, bd. 2, 1656) gegolten haben. Da nun zwischen Grimmelshausen und der Tannengesellschaft, wie ich nachweisen werde, eine beziehung von persönlicher art, die ebensowohl auf antipathie wie auf sympathie schließen lassen kann, bestand, liegt es nahe, bei den 'Lieben Herrn Landsleuthen', die Grimmelshausen so wiederholt anredet, an die benachbarten Straßburger zu denken. Als Angehöriger der 'Tannengesellschaft' wird nämlich auch der arzt Johann Küefer genannt (H. Schultz, 'Die bestrebungen der sprachgesellschaften des 17. jh.'s', Göttingen 1888, s. 82 ff.); auf alle fälle bestand zwischen Rumpler und Schneuber einerseits und den beiden Küefern, vater und sohn, andererseits eine intime literarische beziehung. In dem 'Ersten Gebüsch seiner Reim-getichte' (Straßburg 1647; exemplar in der universitäts-bibliothek Göttingen) bringt Rumpler zwei lobgedichte auf 'Johann Küfer, den jüngeren, fürtrefflichen artzt', eins 'nach einer kranckheit' (s. 222), eins 'nach anleitung seines namens' (s. 223); Balthasar Venator nennt in derselben gedichtsammlung in einem huldigungsgedicht auf 'Herrn Rompler' den dichter mit 'Herrn Kieffer' zusammen: „Lorbörbäum', Darab Herr Rumpler hätt' offt eine newe Cron: Doch dass Herr Kieffer auch bekäm' ein theil darvon" (s. 231); und Johannes Küefer 'etlicher Fürsten und Herren Leibmedicus', rafft sich auch selbst zu einem, allerdings äußerst mittelmäßigen, huldigungsgedicht (p. 233) auf, in dem er sich des dichters 'träuesten freund' nennt. Schneubers gedichte zeigen dieselben freundschaftlich-literarischen beziehungen zwischen dem dichter und dem arzt: Johann Küefer singt den autor an (1, 21); der autor hinwiederum veröffentlicht ein ehrengedicht auf Küefer, offenbar den jüngeren, gelegentlich seiner doctorpromotion, die am 9. april 1640 stattfand und verherrlicht das bildnis 'Dn. Johannis Küfferi, variorum Principum & Magnatum Medici felicissimi', offenbar des älteren (1, 429), von welchem bildnis er sagt, daß die platte genüge, das antlitz des doctors zu umfassen, nicht aber seinen ruhm: 'si quaeras, quae forte tabella Auribus exhibeat famam? non sufficit arcta: Urbibus insculpta est, Aulisque, et tendit ad astra'. Als dieser berühmte Straßburger arzt 1648 starb, hinterließ er seinem sohn, dem jungen doctor der medicin, ein großes vermögen; der sohn, der auch als arzt sich einen bedeutenden namen erwarb, legte einen großen teil dieses vermögens in grundbesitz an und kaufte 1661 die trümmer der nördlich von Oberkirch gelegenen Ullenburg; er ließ die burg wieder neu aufbauen (vgl. Bechtold, Johann Jacob Christoph von Grimmelshausen und seine zeit, Heidelberg 1914) und engagierte den bisher Schauenburgischen beamten Johann Jacob Christoph von Grimmelshausen als schaffner. So liegt zwischen der Straßburger Tannengesellschaft und dem Simplicissimusdichter eine über Johann Küefer laufende beziehung, die für die literarischen verhältnisse des 17. jh.'s berücksichtigung verdient.

ihr Fader für Vatter, släckt vor schlecht, entslagen vor entschlagen, Kwäll vor Quell, fon für von, sleichen vor schleichen, fer vor ver, fil vor viel, ädel vor edel, fäst vor fest, Kwaal vor Quahl und so fortan schreibet? .... Liebe Landsleuthe, gebt doch Gott und eurem Vatterland die Ehr und gestehet, wann ihr das C und Y neben dem V und Q als unteutsche Buchstaben aus dem ABC gemustert haben werdet, daß ihr alsdann das Wort Teutsch nicht mehr recht, wie es gesprochen wird, schreiben werdet können! .... Nun wolan, von Hertzen geliebte Herren Landsleuthe, ich ehre euch billich von wegen euers Eyfers und deß Fleisses, den ihr erzeigt, unsere teutsche Heldensprach durch euere wolgeschliffene Hirn, gleichwie das Gold durchs Feur, von aller Unreinigkeit und frembden Ankleibungen zu säubern. — Aber ich bitte euch darneben, ihr wollet doch in Abschaffung etlicher Buchstaben auch nur ein wenig achtung geben, wie schändlich es stehet, wann ihr Kaspar vor Caspar, Zizero vor Cicero, Joseff vor Joseph, Jakoff vor Jacob, Sofokles vor Sophocles und dergleichen ausländische Namen gantz falsch, ja sogar Kristus vor Christus schreibet .... auch seinen allerheiligsten Namen mit Verzwack- und Verwechselung einiger Buchstaben anzufechten und zu verunehren, wie ihr thut, wann ihr nemlich das C mit dem K vertauscht und das H gar hinwerfft! — Philo (den ihr Filo schreiben wollet) hat' u. s. w. In dem 5. capitel bespricht er die frage der sprachreinigung: 'IHr Herrn Landsleuthe' (Keller 2, 1077), 'die ihr euch vor teutsche Sprachpolierer ausgebt und alles miteinander pur teutsch haben wollet, ich muß euch noch etwas verweisen, das beynahe einer unnützen Thorheit gleich sihet, und ist dieses, daß ihr alle Sachen, die von den Frembden zu uns gelangen, mit neuen teutschen zuvor unerhörten Namen nennen wollet. Wenn ihr ein Fenster darumb, daß es lateinisch klingt, nicht mehr Fenster, sondern einen Tagleuchter benahmet, warumb nennet ihr dann nicht auch die Pforten und Thüren anders, deren Namen ebenmäßig von den Lateinern und Griechen herstammen? .... worbey ichs dann bewenden lasse und euch freundlich bitte, ihr wollet euch ohnschwer belieben lassen, das eilffte Capitelgen in dem lustigen Tractätel von den dreyen grösten Ertz-Narren in der gantzen Welt auffzuschlagen' u. s. w. Die warnung vor un-

nötigen verdeutschungen soll aber kein freibrief sein, möglichst viel fremdwörter anzubringen; im 6. capitel warnt der verfasser vor einer 'dritten Gattung Sprach-Helden', indem er sagt (Keller 2, 1084): 'Diese nun seynds, die hieher gehören, welche, damit jeder Bänne wisse, was sie vor gelehrte, erfahrne und vieler Sprachen kündige Leuth seyen oder daß sie wenigst jedermann darvor halten, ehren und ansehen soll, beydes ihre Reden und Schrifften, wann es gleich gantz ohnnötig, dermassen mit frembden Wörtern anfüllen, verbremen und ausstaffiren, daß Calepinus selbst nicht genungsamb wäre, den jenigen, die mit ihnen conversiren oder correspondiren müssen, vor einen Dolmetschen zu dienen. Ich bin auch so freygebig, dieselbe von meinen Tractamenten nicht auszuschliessen, die ihre eigne angeborne teutsche Tauff- und Zunamen verlateinisiren oder gantz Griechisch dargeben' u. s. w.

Man kann nicht sagen, daß in dieser abgrenzung von Grimmelshausens stellung in sprachlichen angelegenheiten irgendwie anhaltspunkte dafür zu finden sind, daß die sprachliche überarbeitung des Simplicissimus und der Courasche in den jahren 1669/70 den anschauungen entspricht, die hier entwickelt werden: er berührt hier orthographische fragen, die bei der sprachlichen überarbeitung der beiden werke kaum in betracht kommen — in den überarbeiteten ausgaben herrscht ungefähr dieselbe willkür des druckers wie in den ursprünglichen fassungen —, die specifisch grammatischen fragen, welche die überarbeitung zu einem sprachlich interessanten phänomen machen, werden hier nicht behandelt; und schließlich, seine stellung in bezug auf fremdwort und verdeutschung ist so normal und nach beiden seiten hin so frei von übertreibung, daß auch darin kein hinweis zu finden ist, daß die verdeutschungen der überarbeitung einer lebhaft gefühlten überzeugung entstammen. Die fortsetzung der sprachlichen bemerkungen des 'Teutschen Michel' hängt mit den tendenzen der überarbeitung in beiden werken noch weniger zusammen; in der anekdotenreichen abhandlung über verschiedenes deutsch und über das beste deutsch zeigt sich eine durchaus gesunde sprachbetrachtung, die dem localcolorit der verschiedenen dialekte ebenso gerecht wird, wie die sociale anschauung des Simplicissimus-dichters den verschiedensten ständen und völkern

ein verständnisvolles interesse entgegenbringt. Der schluß der schrift, wo Grimmelshausen seine etwas barocke ansicht mit bezug auf das tonlose *e* entfaltet, die dann im 'Galgenmännlein' ihre anwendung findet, steht mit den principien der sprachlichen überarbeitung des Simplicissimus und der Courasche in keinem zusammenhang.

Der 'Teutsche Michel' ist die einzige schrift Grimmelshausens, die sich mit der sprache als hauptgegenstand beschäftigt; aber auch in seinen anderen werken zeigt sich manchmal ein lebhaftes interesse für sprachliche eigentümlichkeiten und ein außergewöhnliches beobachtungstalent für sprachliche erscheinungen. Für das dialektstudium des 17. jh.'s enthalten die simplicianischen schriften noch manche wertvolle angabe. Bezeichnend und belehrend sind seine zahlreichen und manchmal tatsächlich geistreichen wortspiele; das glänzendste beispiel für seine begabung in dieser richtung ist wohl das bekannte gespräch zwischen dem Einsiedler und dem jungen Simplicissimus im 8. capitel des ersten buches. Mitunter wird für den schriftsteller ein wortspiel sogar keimzelle einer ganzen episode; so die verwechslung zwischen 'Gerst' und 'Kärst' im 3. capitel des 'Springinsfeld', die dem verfasser veranlassung gibt, eine ähnliche 'lächerliche Histori' aus der zeit, wo er noch 'Page beym Gouverneur in Hanau' war, ein durch den gleichklang 'die Gret' und das 'Secret' hervorgerufenes mißverständnis, zu erzählen. Das talent Grimmelshausens für sprachliche beobachtung zeigt sich ferner in der fertigkeit, womit er personen in ihrer eigentümlichen sprache charakterisiert; nicht ohne nationalstolz hebt er seine Schwarzwaldsprache, die er 'schwäbisch' nennt, dem österreichischen dialekt gegenüber hervor (Michel, cap. 8); mit gelungenem humor charakterisiert er seinen 'Knan' und die 'Meüder' in ihrem Spessarter bauerndialekt, sowohl in der ländlichen abgeschiedenheit des anfangs des Simplicissimus wie beim wiedersehen im fünften buch; in der episode des mohren (8. capitel des dritten buches) verändert er den ausruf, den er in seiner quelle[1]) vorfand: 'O sancte Diabole, miserere mei, O heiliger Teuffel, erbarme dich meiner!' in die, westfälisches localcolorit typierenden

[1]) Vgl. Euphorion 19, 511.

worte: 'Min leve Heer, ick bitte ju doer Gott, schinckt mi min Levend!'

Wie reichhaltig auch das ergebnis sein würde, wenn man eine untersuchung über die sprachliche beobachtung und wiedergabe in den Grimmelshausenschen schriften anstellte, mit bezug auf die principien, welche die überarbeitung des Simplicissimus und der Courasche in den ausgaben ADJ und CgB. beherrschen, finden wir nirgends wichtige anhaltspunkte. Es wird dadurch zweifelhaft, ob diese sprachliche überarbeitung zu dem autor in inniger beziehung steht. Da äußere angaben uns hier völlig im stich lassen, habe ich versucht, durch die mittel der inneren kritik zu einem resultat zu gelangen. Ist anzunehmen, daß Grimmelshausen zu der oft erwähnten sprachlichen überarbeitung wohl in inniger beziehung steht, daß sie spontan von ihm vorgenommen worden ist, oder aber daß er mit voller überzeugung fremdem einfluß nachgegeben hat, so darf man erwarten, daß die werke, die vor der überarbeitung des Simplicissimus und der Courasche veröffentlicht werden, sich sprachlich näher mit der BECF-CG. CM.-sprache berühren, während die werke, deren entstehung und veröffentlichung nach der überarbeitung anzusetzen ist, einen einfluß wie er sich in der sprachlichen überarbeitung zeigt, in stärkerem oder schwächerem grade aufweisen. Ich habe zu dem zweck aus verschiedenen werken ein gleich großes fragment — etwa 85 seiten nach dem druck von Kögels Simplicissimus-ausgabe — sprachlich untersucht. Ich wählte dafür außer vier fragmenten resp. aus BECF, aus ADJ, aus CG. CM. und CgB., zwei fragmente resp. aus dem 'Satyrischen Pilgram' und dem 'Keuschen Joseph', weiter zwei fragmente resp. aus dem 'Zweyten Theil' des 'Wunderbarlichen Vogelnests' und aus 'Proximus und Lympida' und schließlich den 'Teutschen Michel' mit dem 'Galgenmännlein', die zusammen ungefähr den entsprechenden umfang haben. Der 'Satyrische Pilgram' ist ohne zweifel eine sehr früh anzusetzende schrift; der älteste bekannte druck ist die von Kögel (Neudrucke 19—25, Einl. s. 6) zuerst nachgewiesene ausgabe aus dem jahre 1667 (Leipziger stadtbibliothek); doch muß eine ältere ausgabe existiert haben, denn auf dem titelblatt des Leipziger exemplars heißt es 'von Neuem zusammen getragen durch Samuel Greifnson, vom Hirschfeld'. Ich glaube

sogar, daß der 'Pilgram' bedeutend eher anzusetzen ist, daß die composition des Pilgrams mit zu Grimmelshausens ersten schriftstellerischen übungen gehört und daß die figur eines 'Satyrischen Pilgrams' für Grimmelshausens erste schriftstellerzeit (um das jahr 1660 herum) eine ähnliche bedeutung hat wie die concentrisch wirkende literarische figur des gleichfalls 'satyrice gesinten' Simplicissimus für den späteren Grimmelshausen.[1]) — Auch von dem 'Keuschen Joseph' scheint die erstausgabe verloren gegangen zu sein; Georgis Bücher-Lexikon (Leipzig 1753, 1, 172) verzeichnet: 'Greifnsohn, Keuscher Joseph, Leipzig, Frommann, 1667, 12°, 12 Bogen, Preis 2 Gr.'; auf alle fälle geht das erscheinen des 'Keuschen Joseph' der entstehung der ersten fassung des Simplicissimus vorher, denn er wird nicht bloß in dem 'Rheinnec den 22. Aprilis Anno 1668' datierten 'Beschluß' der ersten Simplicissimusfassung als bereits 'gemacht' erwähnt, sondern im 19. capitel des dritten buches erzählt der held des werkes, daß er den westfälischen pfarrer einmal besucht habe, als er 'eben in meinem Joseph lase'. — Der 'Teutsche Michel' und das 'Galgenmännlein' sind beide durch ein chronogramm und durch die gegenseitige beziehung (Michel, cap. 12, Galgenmännlein, cap. 1) für das jahr 1673 festzulegen; 'Proximus und Lympida' ist auf grund der 'Renichen, den 21. Julii Anno 1672' datierten widmung für das Jahr 1672 fixiert; das 'Wunderbarliche Vogelnest' ist dem zusammenhang und zweifellos auch der entstehung nach die letzte der simplicianischen schriften; der Erste Theil erschien laut dem titelblatt 1672, der Zweite Theil 1673; viel eher kann auch die schrift nicht enstanden sein, wie die sich auf das jahr 1672 beziehende schilderung der politischen lage Hollands ergibt. — 'Pilgram' und 'Joseph' können also ohne bedenken als

[1]) Ohne die argumente für diese ansicht an dieser stelle zu erschöpfen, will ich hier bloß hervorheben, daß bereits im jahre 1660 Grimmelshausen auf dem titelblatt seiner mondreise seinen helden als 'Pilgram' bezeichnet: 'Kurtze und Kurtzweilige Beschreibung Der zuvor unerhörten Reise, Welche Herr Bilgram von Hohen Wandern ohnlängsten in die Neue Ober-Welt des Monds gethan. Gedruckt im Jahr 1660' (königliche bibliothek in Berlin Yu 5201). Daß er hier seinen helden als einen 'Höhenwanderer' bezeichnet, ist mit dem ziel der reise vollständig in übereinstimmung; daß er ihn aber 'Bilgram' nennt, ist eine andeutung dafür, daß in den sechziger jahren die pilgram-figur für Grimmelshausen typierende bedeutung hatte.

repräsentanten der sprache vor der überarbeitung 1669/70, 'Michel' und 'Galgenmännlein', 'Proximus und Lympida' und 'Vogelnest II' als repräsentanten der sprache nach der überarbeitung betrachtet werden.

Ich richtete meine untersuchung auf diejenigen sprachlichen erscheinungen, die von der überarbeitung betroffen worden sind und schaltete soviel wie möglich alles aus, was unter dem einfluß der druckerwillkür steht; daraus geht hervor, daß besonders die verschiedenen constructionen ins auge gefaßt werden mußten. Ich achtete auf die stellung des finiten verbs im nebensatz und stellte constructionen, wo das verbum finitum vor zwei nominalformen gesetzt wird (*wäre erfunden worden, hatte drucken lassen, wolte drucken lassen, solte versprochen haben*) den nicht normalisierten (*erfunden worden wäre, drucken hatte lassen, drucken lassen wolte, versprochen haben solte*) gegenüber; ich verzeichnete die für die umarbeitung wichtigen constructionen *die unsinnig waren worden* den gewöhnlicher anmutenden *die unsinnig worden waren* gegenüber; ich zählte die ungetrennten *obzwar-, obgleich-, obschon*-constructionen gegenüber den getrennten; ich beachtete constructionen wie *anstat seiner* neben *an seiner stat.*

Wie sich ohne weiteres erwarten läßt, war für die beiden älteren schriften, den 'Teutschen Michel' und den 'Keuschen Joseph' das resultat, daß die sprache mehr mit der nicht überarbeiteten BECF-CG. CM.-sprache als mit der sprache der überarbeiteten fassungen übereinstimmte; wie in BECF-CG. CM. zeigt sich auch im 'Pilgram' und im 'Joseph' eine starke vorliebe für die getrennten *obzwar*-constructionen, die in den untersuchten fragmenten ADJ und CgB. ausnahmslos getilgt wurden; die bei der überarbeitung stark bevorzugte construction *wäre erfunden worden* fand sich im 'Joseph' nicht, im 'Pilgram' zweimal; die construction *unsinnig waren worden* fand sich in beiden schriften nicht.

Aber auch die sprache der werke, die nach der überarbeitung des Simplicissimus und der Courasche entstanden sind, zeigt mehr übereinstimmung mit der BECF-CG. CM.-sprache als mit der überarbeiteten ADJ-CgB.-sprache. Am beweiskräftigsten sind auch hier wieder die *obzwar*-constructionen; das verhältnis der getrennten constructionen zu den

ungetrennten stimmt hier völlig mit dem in den zwei vorhergehenden schriften und mit dem in den nicht überarbeiteten Simplicissimus- und Courasche-fassungen überein: eine starke bevorzugung der getrennten constructionen (23 : 3, 21 : 3, 16 : 8), die um so beweiskräftiger ist, als diese bevorzugte construction in den umgearbeiteten Simplicissimus- und Courasche-fassungen restlos getilgt wurde: in dem untersuchten fragment der Courasche wurden alle zehn constructionen umgeändert; im Simplicissimus wurde das ursprüngliche verhältnis 5 : 5 zu 0 : 10. Die bei der überarbeitung bevorzugte construction *wäre erfunden worden* findet sich im 'Vogelnest' und in 'Proximus und Lympida' ebensowenig wie im Simplicissimus BECF (dagegen fünfmal in dem entsprechenden fragment der überarbeitung); im 'Galgenmännlein' findet sie sich einmal; im 'Michel' an zwei stellen, die aber zusammenhängen und sich vermutlich aus euphonischen gründen gegenseitig beeinflußt haben (Keller 2, 1074[27 u. 29]). Die construction *unsinnig waren worden* findet sich in keinem der untersuchten fragmente.

Ich lasse die zusammenfassenden zahlen meiner untersuchung in einer kleinen übersicht (s. nebenstehende seite) folgen; um nicht zu ausführlich zu werden sehe ich von einer detaillierten angabe der verschiedenen stellen ab.

Nicht alle teile dieser untersuchung haben ein gleich augenfälliges ergebnis geliefert, aber das gesamtresultat berechtigt mit gewißheit zu der constatierung: die untersuchten fragmente des 'Zweyten Theils' des 'Vogelnests', von 'Proximus und Lympida', vom 'Teutschen Michel' und vom 'Galgenmännlein' zeigen keine constatierbare einwirkung der principien, die bei der sprachlichen überarbeitung von ADJ und CgB. maßgebend gewesen sind.

Um dieses resultat eventuell bestätigt zu finden, habe ich die fragmente im 'Vogelnest' und in 'Proximus und Lympida' noch daraufhin durchgesehen, ob die bei der überarbeitung größtenteils ausgemerzten flexionsformen sich in diesen späteren werken in nennenswerter anzahl finden. Die endungslose mehrzahl der sächlichen substantive und die schwache flexion der feminina in der einzahl fand ich hier ebenso oft wie in den nicht überarbeiteten Simplicissimus-redactionen: für 'Proximus' und für 'Vogelnest' resp. 25- und 14 mal, 24- und 47 mal. Ich

Untersuchte texte:	*obzwar* u. s. w. getrennt	*anstatt* getrennt	*erfunden worden wäre*	*drucken hatte lassen*	*drucken lassen wolle*	*verschprochen haben solte*	*die unsinnig worden waren*	*obzwar* u. s. w. ungetrennt	*anstatt* ungetrennt	*wäre erfunden worden*	*hatte drucken lassen*	*wolte drucken lassen*	*solte verschprochen haben*	*die unsinnig waren worden*
Satyrischer Pilgram (bd. I, cap. 1 — bd. II, cap. 5)	18	0	2	1	6	24	0	5	7	2	4	5	3	0
Keuscher Joseph (cap. 1 — cap. 14)	9	1	8	2	11	24	2	0	0	0	15	5	6	0
Simplicissimus BECF (Keller 1, 670 — 810) .	5	1	5	1	12	8	3	5	4	0	19	4	1	1
Simplicissimus ADJ (Kögel s. 372 — 457) . .	0	0	0	1	6	7	2	10	5	5	19	10	2	2
Courasche CG. CM. (s. 64 — 254)	10	1	10	2	6	25	2	0	6	1	25	6	2	0
Courasche CgB. (s. 42 — 156)	0	0	7	1	6	23	2	10	7	4	26	6	4	0
Michel + Galgenmännlein (ganz)	23	2	4	0	6	22	1	3	1	3	3	4	4	0
Proximus u. Lympida (ausgabe 1672, I, 1 — VI, 2)	21	3	5	2	12	41	1	3	6	0	9	8	1	0
Vogelnest II (Keller 4, 550 — 656)	16	0	4	2	12	35	1	8	10	0	23	6	0	0

fand hier dieselben geschlechter, die in ADJ und CgB. corrigiert sind: *der Gewalt* (in dem 'Proximus'-fragment 7 mal, im 'Vogelnest' 3 mal), *der Lust* resp. *der Wollust* (zusammen 6 mal), *der Tauff, der Last* u. a. Das participium perfecti von *sein* heißt hier wieder durchweg wie in BECF und CG. CM. *gewest* und das starke präteritum *er ließe* u. s. w. hat ebenso oft das dialektische *e* wie in der nicht überarbeiteten sprache (in dem 'Proximus'-fragment 94 mal, in dem 'Vogelnest'-fragment 74 mal). Überhaupt kann man sagen, daß die sprache im 'Vogelnest' und in 'Proximus und Lympida', auch die im 'Michel' und im 'Galgenmännlein' sich an die der erstlingswerke und der nicht überarbeiteten Simplicissimus- und Courasche-fassungen anschließt, als ob von einer sprachlichen überarbeitung, wie sie ADJ und CgB. aufweisen, niemals die rede gewesen wäre.

Trotz des interesses, das Grimmelshausen sprachlichen fragen entgegenbringt, scheint er also die sprachliche überarbeitung seines Simplicissimus, wie die ADJ-familie sie aufweist, und seiner Courasche, wie sie in dem exemplar CgB. bewahrt geblieben ist, einem andern überlassen zu haben. Gewisse mechanische veränderungen bestärken mich in dieser ansicht; so, wenn *Ob es ihm nun zwar beschwerlich gefallen* (Keller 1, 69) verändert wird in *Obzwar nun es ihm beschwerlich gefallen*; ganz ähnlich: *Obzwar nun ich mich auß allen Kräfften spreitzte* (Kögel s. 320) und *Obzwar nun ich mich zweymal betrügen (lassen)* (Kögel s. 444). Auf mechanische überarbeitung weist es auch hin, wenn eine flotte construction *ob man euch Soldaten von Fortun schon offt gerne helffen wolte* (vgl. s. 287) in veränderter fassung lautet: *obschon euch Soldaten von Fortun man offt gern helffen wolte.* Eine völlig verständnislose überarbeitung bietet Kögel s. 335, wo der richtige satz: *Was hastu mehr, antwortet jener, wenn ich gleich sterbe* (Keller 1, 605) durch mißverstehen von 'gleich' verstümmelt wird zu *Was hast du mehr, antwortete jener, wan-gleich ich sterbe.* Der autor selbst wäre hier wohl kaum zu solcher verschlimmbesserung gekommen.

Wer die tief eingreifenden sprachlichen veränderungen in ADJ und CgB. angebracht hat, werden wir wohl niemals erfahren. Wo der verfasser dieser überarbeitung wahrschein-

lich ziemlich neutral gegenüberstand, läßt sich vermuten, daß der anstoß dazu von dem verleger ausgegangen ist. Daß es sich in der Simplicissimusausgabe A um einen 'unberechtigten Nachdruck' handelt, glaubt heutzutage wohl keiner mehr; der zusammenhang zwischen D und A und Grimmelshausens unabweisbarer anteil an der ausgabe D stellen die rechtmäßigkeit der ausgabe A außer frage; aller wahrscheinlichkeit nach (vgl. Probleme 1, 70 ff.) war es also Wolff Eberhard Felßecker in Nürnberg, der die sprachliche überarbeitung veranlaßte. Der corrector muß in sprachlichen sachen kein fremdling gewesen sein; seine handhabung gewisser regeln für die stellung des finiten verbs im nebensatz weist auf detailliertere sprachtheoretische kenntnisse hin, als die uns aus dem 17. jh. überlieferten grammatiken, soweit sie mir bekannt sind, sie zu geben vermochten. Seine heimat haben wir vielleicht in dem damals sprachgewaltigen Nürnberg, dem wohnort Felßeckers, zu suchen. Diese und weitere vermutungen gehören aber vorläufig noch ins gebiet der phantasie.

Wenn wir auch näheres über den vermutlichen urheber der überarbeitung des Simplicissimus und der Courasche nicht wissen, so bleibt doch die sprachliche überarbeitung für unsere einsicht in die sprachentwicklung während des 17. jh.'s von bedeutung; sie gibt uns aufschluß über fragen auf dem gebiet der flexion, der construction und des stils, wo sogar reichhaltige werke wie Schottels 'Ausführliche Arbeit Von der Teutschen Haubt Sprache' uns im stich lassen.

AMSTERDAM. J. H. SCHOLTE.

DIE MITTELNIEDERDEUTSCHE ZERDEHNUNG.

Beitr. 40, 112 ff. hat Th. Frings meine theorie der mnd. zerdehnung (vgl. Beitr. 39, 116 ff. sowie Mnd. grm.[1]) § 39 ff.) zurückgewiesen. Der ungewöhnlich überlegene ton, in dem er die ihm offenbar ferner liegenden mnd. fragen behandelt, veranlaßt mich, das wort hierzu noch einmal zu ergreifen. Kann ich auch neue gesichtspunkte nicht geben, da ich glaube, alles notwendige schon an den angeführten orten niedergelegt zu haben, so kann ich vielleicht durch einige weitere belege die neue hypothese sicherer begründen.

Das ziel meiner ausführungen Beitr. 39, 116 ff. war festzustellen, daß die e h e m a l s u n g e d e c k t e n k ü r z e n i n m n d. z e i t a l s d i p h t h o n g e zu fassen sind. Diese scheinen im ostfälischen[2]) noch innerhalb der mnd. periode monophthongiert zu sein, im nordnds. zu ausgang der mnd. zeit (Mnd. grm. § 39, 2), während in anderen dialekten die monophthongierung gegenwärtig erst im vorschreiten, in wieder anderen noch diphthong voll erhalten ist. Ich war zu dieser anschauung gekommen durch längere beobachtung wiederholt begegnender mnd. schreibformen, die sich mit dem geltenden gesetz der 'tondehnung' nicht in einklang bringen ließen. Schließlich veranlaßte mich die frappierende übereinstimmung mit modernen dialektverhältnissen zu der frage, ob nicht diese schreibungen auch diphthongische natur der laute spiegelten, die sich mir dann weiter durch grammatische beobachtungen bestätigte. Meine betrachtungsweise ging historisch vom überlieferten stoff aus. Die heutigen mundarten waren mir stütze, controlle

[1]) Diese abkürzung benutze ich hier und im folgenden für Lasch, Mittelniederdeutsche grammatik, Halle 1914.

[2]) Ich bediene mich der Mnd. grm. § 11—17 dargelegten dialekteinteilung.

und erläuterung, bestätigung und ergänzung des naturgemäß beschränkten mittelalterlichen materials, nicht ausgangspunkte.[1]) F. verschiebt die fragestellung, wenn er unter verkennung meines standpunktes (Beitr. 40, 114) meint, meine 'diphthongierungshypothese' sei 'der tendenz entsprungen, die klaffenden gegensätze der heutigen nd. mdaa. zu überbrücken'. Bei den vorarbeiten zur Mnd. grm. mußte mir zunächst an der feststellung der sachlage in mnd. zeit gelegen sein. Daher stellte ich die historischen tatsachen in den vordergrund meines ersten aufsatzes und will auch hier mit denselben beginnen. Es ist kaum nötig, hier noch einmal daran zu erinnern (Beitr. 39, 119), daß die darstellung von diphthongen (außer altem *ey, ouw*) in der mnd. schriftsprache nicht üblich ist, daß diese sich meist nur in entgleisungen zeigen können, und daß solche abweichungen von der üblichen orthographie meist in der frühzeit oder nach der blütezeit begegnen.

Ehe ich dazu übergehe, zu den Beitr. 39, 120 ff. und Mnd. grm. § 39 angeführten belegen hier einige weitere hinzuzufügen, sei die beachtenswerte tatsache verzeichnet, daß im französischen sprachgebiet die schreibung *Lubiecque* u. ähnl. für 'Lübeck' vorkommt. Wenn hier neben der schriftsprachlichen form mit *e* auch *ie* geschrieben wird, so darf man schließen, daß der so wiedergegebene laut frz. *ie* (< vlat. *ę*) so ähnlich war, daß dies *ie* dafür eintreten konnte, d. h. also diphthongisch, z. b.:

1364 ca. (Lübisches urkundenb. 3, nr. 506): *mes dis signeurs de Lubiecke, Lubiecque* und noch einmal *mes signeurs de Lubiecque* in einem briefe der Jehane Sallenbien in Tournay *a mes tres chiers et ames freres Nycollas Sallenbien, Luck et Pietre . . . a Lubecke.* — 1298 (Hans. urkundenb. 1, nr. 1279): *communitas ville de Lubieke; predicte ville de Lubieke; qui pro*

[1]) Demgemäß hatte ich, in der reihenfolge meines eigenen gedankenganges vorschreitend, nach einer allgemeinen einleitung die ableitung meiner regel Beitr. 39, 119 ff. mit der darstellung der historischen belege begonnen und an diese als zweites glied die mundartlichen beispiele angeschlossen. Vgl. die angabe des plans (Beitr. 39, 118): 'Die belege . . . sind erstens direct aus den mnd. denkmälern geschöpft, zweitens indirect aus neueren sprachlichen erscheinungen erschlossen'. Ich bedauere, daß dies verhältnis nicht so klar herausgekommen zu sein scheint, wie ich glaubte. Mir war es wohl zu selbstverständlich geworden, im mnd. den mittelpunkt zu sehen.

tempore, fuerit dominus de Lubieke, daneben einmal schriftsprachlich *civitatem de Lubeke.* Aussteller: graf von Flandern und Hennegau, markgraf von Namur, aus dessen kanzlei lateinische, flämische und zahlreiche französische urkunden bekannt sind.

Auf s. 119 der genannten abhandlung wendet sich F. gegen meine spärlichen, unkritisch zusammengestellten belege, namentlich gegen eine Beitr. 39, 122 angeführte seeversicherung von 1531, die zerdehntes *e* durch die bezeichnung *eͤ* von den übrigen *e* scheidet. Die folgenden nordniedersächsisch-ostelbischen belege werden zeigen können, daß der gebrauch dieser *eͤ* in der überlieferung des östlichen nordniedersächsisch nicht vereinzelt steht:

Die Hans. urkundenb. 4, nr. 1017 und 1018 gedruckten urkunden (1. Herzog von Pommern-Wolgast verleiht kaufleuten aus Krakau, Polen, Ungarn, Lithauen, Ruthenien ein verkehrsprivileg, Wolgast, 29. mai 1390; 2. Stralsund gewährt den gleichen kaufleuten handelsfreiheiten, 4. juni 1390) scheiden völlig consequent zwischen zerdehntem *e* (< *e, i*), *o* (< *o, u*) und *eͤ, oͦ*. Da beide urkunden in ihrem orthographischen charakter übereinstimmen, ziehe ich die beispiele aus beiden, die sich z. t. mehrmals wiederholen, zusammen. Hier findet sich *teͤr, teͤres* teer (aber *teer* ballen), *smeͤr, neͤmendes* (zu 'nehmen'), *zeͤker seͤkercheyt, meͤles, sneͤden deͤlen* (geschnittene bretter), *heͤzen, darmeͤde meͤdeborghern, vorspeͤlen, bezeͤghelt, veͤler, beleͤghen, steͤde* (städte, stätte), *scheͤpe, scheͤpen, ghewende* (zu 'geben'), *weͤme, ceͤghen ceͤghenhâr* (s. unten), *heͤket, peͤkes, zweͤvels; waghenschoͦtes, beroͦlen, loͦven ghcloͦvet* (geloben), *boͦtere, hoͦzen*; da *oͦ* in anderen texten auch umlaut bezeichnen kann (Mnd. grm. § 48, 4), so sei, um mißverständnissen vorzubeugen, erwähnt, daß die vorliegenden urkunden umgelautetes *o*, soweit überhaupt, mit *o* bezeichnen (*soken, nakomelinghe, scolen, ghenomet, loven* glauben, *oel* öl, *anrorede* u. s. w.). Verwechslung, die sich aus dem doppelten gebrauch des *oͦ* wie auch dem gebrauch des *o* bei zerdehntem umlaut (*scolen*) erklärt, kommt z. b. in *ghenomen* vor. Charakteristisch und wertvoll für die ausdeutung des *eͤ, oͦ* ist, daß *eͤ* sich außer für zerdehnten vocal nur noch einige male vor *r* findet,[1]) wo m. e. (Mnd. grm. § 63) ein kurzer übergangslaut neben dem vocal anzunehmen ist: *eͤrsten* (und *eersten*), *meͤringhe*, s. auch *ceͤghenhâr; oͦ* in *croͦnen*, dessen besondere *o*-färbung bekannt ist (Mnd. grm.

---

[1]) In der zweiten urkunden steht *eͤ* in *deͤde, steͤde vnde vast* für umgelautetes *â*, für das die schreibung *e* (Mnd. grm. § 55. 422, anm. 1) jung ist. An zusammenfall mit *ē* in *â* ist hier so wenig zu denken wie in *ghenomen* an *ö*. Das zeigt die entwicklung, z. b. in Rostock ist gedehntes *ē* heute zu *æ̀* geworden, aber umgelautetes *â* > *ę* (*ęi*), emsländisch *æ* : *ei̯*. Es handelt sich wohl hier wie ein paar mal sonst um versuche, den umlaut von *â*, der ja auch mit *ê* nicht übereinstimmte, auf irgendeine weise zu bezeichnen. S. noch s. 313, anm. 3.

§ 158 b). Dagegen *ghebede* gebiet, *breff vorbrevet, eken* aus eichenholz, *drevaldichkeyt, beyde, weyten, een, zeen; noetloes, oeck, loon, kooplude koopmans koopslaghende* u.s.w.

Die auch in diesem text bestätigte beobachtung, daß die orthographische darstellung des — ursprünglich langen oder kurzen — vocals vor *r* gern mit zerdehntem vocal zusammengeht, habe ich Mnd. grm. § 63 behandelt und kann hier auf diese stelle verweisen. Die dort gegebenen beispiele zeigen, daß Frings (Beitr. 40, 118) die art und ausdehnung der fälle verkennt, wenn er den Beitr. 39, 129 gegebenen ansatz: kurzer vocal + übergangslaut + *r*-verbindung dahin corrigiert, daß die 'verbindung kurzvocal + *r*-verbindung' 'auf dehnung durch accent bez. *r* + secundärer diphthongierung' beruht.

Ferner weise ich noch einmal auf die häufige darstellung der zerdehnung in der schreibung der pronominalformen *eͤme* u. s.w. (Beitr. 39, 120 ff., Mnd. grm. § 39. 175. 404, anm. 3) und füge einige weitere beispiele hierfür bei:

Lüneburg 1346 (Sudendorf[1] 2, nr. 154): *e̊ne, e̊n; e̊re, e̊ren, e̊reme* (die urkunde schreibt *e* für *ê*), vgl. ebenda *e̊der* oder; ebenso Bleckede 1340 (Sudendorf 1, nr. 689). — *eͤme, eͤn* Lüneburg 1370 (ibid. 4, nr. 42). — *èreme, ĕrer, ĕre.* Herzog von S.-Lüneburg 1371 (4, nr. 179). — *oͤn; eͤre, eͤreme, eͤres, eͤrer,* alle wiederholt vorkommend: Bremen 1376 (Hans. ub. 4, nr. 527).

Ich habe a. a. o. diese fälle (vgl. noch s. 315) zusammengestellt mit dem heutigen nordnds. *jüm,* dem alten elbostfäl. *iöme.* Neben diesen formen, von denen die eine in gleichzeitiger überlieferung unzweideutig diphthong zeigt, die andere in ihrer entwicklung auf diphthong zurückweist, scheint doch Fs.' erklärung (s. 120), das diakritische zeichen weise auf dehnung, möglicherweise auch auf eine qualitative variation des wurzelvocals nicht ausreichend, zumal solche andeutung einer 'qualitativen variation' in texten, die nicht einmal umlaut bezeichnen, höchst unwahrscheinlich ist. Verdunkelung wird in anderer weise, durch *o* (*soven* u. s.w.), gegeben. F. erklärt allerdings Beitr. 40, 120 das *i* (!) in *iöme* aus anlehnung an die 2. pers. plur. *gy, ju,* anscheinend weil er meine bemerkung Beitr. 39, 122 mißversteht, wo ich kurz die jüngere nordalbingische entwicklung 3. pers. dat. plur. *iöme* > *jüm,*

[1]) Ub. z. geschichte der herzöge von Braunschweig und Lüneburg und ihrer lande. Hannover 1859 ff.

(*jü*) *i̯ö* (< *iö*) < *ę*[1]) durch anlehnung an die 2. pers. plur. herleite, nicht aber *öme* > *jöme*! Die entstehung von *iöme* ist auf dem von F. vorgeschlagenen wege unmöglich. Wie will er dat. sing. m. n. *iöme,* f. *iöre,* acc. sing. m. *iön,* possess. *iör* erklären, da doch *gy, ju* nur auf dat. plur. (eben die form, die heute in *jüm, jem* u.s.w. *j* aufweist) wirken kann? Wäre *i* in *iöre* u.s.w. spirant, wie bei analogischer bildung nach *ju* zu erwarten, so hätte sich ostfäl. nicht mehr *öre* entwickeln können, *j* wäre geblieben wie in *gy, gik.* Das alte elbostfäl. *i*(*ö*)- kann daher nicht dem *j* (*g*) der 2. pers. entsprechen, kann nur durch diphthongierung entstanden sein und ist deshalb von den oben genannten und weiter unten (s. 314 f.) zu nennenden formen nicht zu trennen. *j* in *jüm* ist eine jüngere stufe.

Von vereinzelten beispielen aus der älteren zeit erwähne ich noch z. b. *ghesᵉten* (ebenda *lᵉen*; vgl. Mnd. grm. § 118), 1345 Sudendorf 2, nr. 104 (herzog von Braunschweig-Lüneburg); *bi Sineme lᵉeuende*[2]) (ders., ebenda nr. 507); *ghelᵉghen* 1371 (ebenda 4, nr. 72).

Auf die Beitr. 39, 125, Mnd. grm. § 175 beobachtete neigung zerdehnter vocale in bestimmter stellung zur verdumpfung weist der gebrauch in der bei Borchling, Zweiter reisebericht s. 32 f. gegebenen kurzen probe aus einer handschrift, die den kreisen des Wilhelm Prawest und Augustin Getelen nahesteht, erste hälfte des 16. jh.'s, wo *oe* für zerdehntes *e* steht: *Roede unde Wedder roede, Vorroede, benoeven, boeden* gebeten, *moede* mit, *voele* viel; aber *nômet, besôken; eer.*

Anhangsweise seien einige nd. briefe dänischer herkunft erwähnt (Hans. ub. 4, nr. 323. 324. 325), wo neben dem *ø* für umlaut jeder art das zeichen *ŏ* nur für umgelautete oder nicht umgelautete zerdehnung gesetzt scheint, z. b. *upbŏren, darvŏre* (und *vore*), *kŏnyng* (und *kønyng*), *Vŏghet, vŏghedyen, vnghebrŏken* (nr. 323 und 324), *ghesprŏken* (nr. 325), aber *dorden, høren, Bornsson, borghere, Groningen, søsteyn, vorsten* u. s. w.[3]) Das weist doch jedenfalls auf eine besonderheit der aussprache, abweichend vom gewöhnlichen *o* und *ö*.

Mit der vorgenannten handschrift aus dem 16. jh. haben wir schon die druckperiode erreicht und ich wende mich nun noch einmal der Beitr. 40, 120 beanstandeten seeversicherung von 1531 zu (Hans. geschbl. 1886, s. 169 ff.), die die gleichen *ᵉe*

---

[1]) Ich hatte mich mit der kurzen angabe begnügt, *i̯- < ę-*. F. übersieht *i̯*, liest und druckt s. 120 *i* (!) und läßt *iöme* neben *gy* entstehen!

[2]) Gerade das wort *lᵉeven* findet sich auch in späteren texten außerordentlich oft mit *ᵉe*.

[3]) Fehlerhaft: *thobehŏrynge* (und *thobehørynge*).

für $\bar{e}$ zeigt, wie sie oben in einigen anderen texten, namentlich in den beiden pommerschen urkunden von 1390, hervortraten. Frings hat nicht bemerkt, daß es sich hier um einem druck handelt[1]) und kommt zu dem schluß, 'die in Antwerpen geschriebene versicherung steht also zumindest unter mndl. schreibeinfluß.' Er hat weiter nicht beachtet, daß neben dieser urkunde ein Lübecker und ein Rostocker druck angeführt sind,[2]) in denen der gleiche gebrauch herrscht, was doch eigentlich die große sicherheit, mit der er seine schlüsse vorträgt, von vornherein ein bißchen hätte erschüttern müssen. Wer mehr flämische und ostelbische texte der zeit kennt, sieht beim ersten blick in die urkunde, daß Fs'. annahme haltlos ist. Der gesamte sprachcharakter weist nach dem osten.[3]) In den mir bekannten flämischen drucken des 16. jh.'s habe ich die geschilderte verteilung nicht gefunden,[4]) dagegen reiht die genannte seeversicherung sich zwanglos in die buchdruckergeschichte Ostelbiens ein. Hofmeister, der sie in den Hans. geschbl. veröffentlicht hat, bemerkt s. 171: 'Sie ist auf einen großen bogen in plakatform gedruckt und, wie ich glauben möchte, in Lübeck'. In diesen kreis gehört sie den sprachformen und typographischen gebräuchen nach. Volle gewißheit kann natürlich nur eine vergleichung der typen bringen, aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich den druck dem tätigen Rostocker drucker Ludwig Dietz zuschreibe. Seine beziehungen zu Lübeck gerade in dieser periode, der die versicherung entstammt, sind so bekannt, daß es genügt, wenn ich

---

[1]) Vgl. die ausdrückliche angabe Beitr. 39, 123: 'Ich will auf weitere drucke nicht eingehen. Schon diese (Seeversicherung und Burenbedregerie) beweisen genug.' Auch hat F., obwohl er der polemik gegen diesen text eine volle seite widmet, sich nicht einmal die mühe genommen, den leicht zu erreichenden abdruck nachzuschlagen. Sonst hätte es ihm wohl nicht entgehen können, daß ein druck vorliegt.

[2]) Der Mnd. grm. § 39 angeführte Hamburger druck war ihm wohl nicht bekannt.

[3]) Hiergegen spricht auch die bezeichnung *Oestland* nicht, da diese von 'Osterlingen' selbst im verkehr mit den Niederländern öfter gebraucht wird. Die möglichkeit mndl. schreibeinflusses construiert F. nach den angaben bei Jostes; er übersieht, daß es sich bei J. meist um westfälische schreiben, hier aber um einen ganz ausgesprochen nordnds. text des 16. jh.'s handelt.

[4]) An sich wäre das übrigens nicht unmöglich, s. s. 319 ff.

hier nur kurz noch einmal daran erinnere, daß Dietz, der 1524 ein schreiben betreffend seine eventuelle niederlassung in Lübeck an den dortigen rat richtete,[1]) zwar schließlich seinen wohnsitz in Rostock behielt, aber anscheinend eine filiale in Lübeck errichtete. Die 1533 erschienene nd. bibel, mit deren druck man nach dem zeugnis Bugenhagens 1531 und 1532 *mit grotem vlyte vnnde bekostinge* in Lübeck beschäftigt war, wie der nd. psalter im gleichen jahre sind *in der Keyserliken Stadt Lübeck by Ladowich Dietz gedrücket.* Zwischen 1526 und 1533 erschienen, nach Lischs angaben, bei ihm eine anzahl plakate und flugschriften, von denen einige in Rostock datiert, andere undatiert sind. Die anwendung des buchstabens ẹ̄ stimmt gerade in den drucken dieser zeit ganz mit der in der seeversicherung zusammen.[2]) Da es mir nicht möglich ist, eine übersicht über das gesamte material in den Dietzschen originaldrucken zu beschaffen, muß ich mich auf neudrucke beschränken und gebe das bild, wie es sich mir nach den proben darstellt, die C. M. Wiechmann (Mecklenburgs altniedersächsische literatur bd. 1. 2; bd. 3 hsg. von Hofmeister, Schwerin 1864, 1870, 1885) und Lisch (a.a.o.; dazu ergänzungen von anderer seite, Jb. d. ver. f. meckl. gesch. 5) bieten. Schon Beitr. 39, 123 habe ich darauf hingewiesen, daß der gebrauch specieller typen von allerlei zufällen abhängen kann. Vielfach sind die drucker in nd. städten hd. abkunft (Lucas Brandis, der erste Lübecker drucker, stammte aus Delitzsch, L. Dietz selbst aus Speyer) oder in hd. officinen (Stephan Arndes in Mainz) vorgebildet und an den gebrauch von zeichen für speciell nd. laute nicht gewöhnt.[3]) In den buchdruck mit seinen hd. traditionen dringt ẹ̄ für ē erst allmählich ein. Die ältesten drucke brauchen es nicht, auch Dietz zunächst nicht, soweit die angeführten quellen dies erkennen lassen. Seit mitte der zwanziger jahre des 16. jh.'s aber zunächst schwach und nicht fehlerlos einsetzend, ist der

---

[1]) Gedruckt bei Lisch, Geschichte der buchdruckerkunst in Mecklenburg bis zum jahre 1540 (Jb. des vereins für meckl. geschichte 4).

[2]) Das zeichen selbst kommt übrigens auch bei hd. druckern vor, doch natürlich in anderem gebrauch, s. z. b. Beitr. 39, 133, anm. 2.

[3]) Mit einer entsprechenden regelung rechnet H. Brandes, Dat Narrenschyp von Hans van Ghetelen, Halle 1914, s. XXX. — Auch der verschiedene einfluß der schriftsteller ist in betracht zu ziehen.

gebrauch von eͤ für ē in den dreißiger jahren ausgesprochen, anscheinend namentlich seit seiner verbindung mit dem syndicus Joh. Oldendorp,[1] dessen abhandlung *Wat byllick vn̄ recht ys* Dietz 1529 druckt.

Aus den proben, die Wiechmann 1, 92 ff. und Mohnike, Jb. d. vereins f. meckl. gesch. 5, 169 ff., von Crützeberchs *Eyne korte berychtynge vnd vnderwysinge wedder de so Gades wort hören ock beleuen vn̄ dat Crütze nicht wyllen dreghen* . . . (1526) abdrucken, erwähne ich: *Welckeͤr eͤr eͤre eͤn* (und *ēnen*), *freͤde freͤdesam, smeͤde, geschreͤuen, leͤuen* neben *bescheet, gemeynen, weyth;* vor *r*: *leͤrden, eͤr.* Falsch: *fleͤske.* — In dem von Oldendorp verfaßten, der *Appellatie deß erßamen Rades und gantzen borgerschop der Stadt Rostock In Religions saken* 1531 beigegebenen plakat (Wiechmann 1, 159 f.) finde ich *Meͤkelnborch, geschreͤuen, freͤde, Steͤden, ynthoneͤmen; begeͤrt,* dagegen *breff, denste* trotz der nd. neigung, den langen vocal in offener silbe zu bezeichnen, *eheden, geschege.*[2]) Entsprechend *Warhafftige entschuldinge Doct. Joh. Oldendorp, Syndici tho Rostock, Wedder de mortgirigen vprorschen schandtdichter vnd falschen klegere* 1533 (Wiechmann 1, 160): *geweͤsen, affweͤsen, ersteͤken, freͤdes, beweͤgen, Meͤkelenborch, angegeͤuen, geschreͤuen, yeͤgen, intoneͤmende* (vor *r*: *vngeferlich, eͤre*); aber *breuen, Deff, meninge, sen, gefeilet, gemeynen.* — Es erübrigt sich weitere ausführliche belege zu geben; denn schon hieraus ergibt sich, in welchen zusammenhang die seeversicherung von 1531 zu stellen ist.

Die anwendung des eͤ läßt sich bei Dietz noch weiter beobachten, wird jedoch später weniger häufig und phonetisch weniger genau. Aus einem druck von 1551 (Wiechmann 2, 7 ff.) habe ich doch noch notiert: *veͤl, Speͤlen, leͤuen(t), beueͤl* neben einfachem *e*, doch kein eͤ für *ê*. Vgl. den schluß: *Na deme richte dyn leͤuen, leue sôn, entholdt dy tom lesten van speͤlen vnd beueͤl dyn dondt vn̄ leuent Godt.* — Nicht überall ist, wie erwähnt, die scheidung glatt durchgeführt.[3]) Das erklärt sich aus den eingangs angegebenen verhältnissen, später auch aus der fortschreitenden monophthongierung, die die verwechslung begünstigte.[4])

---

[1]) O., ein neffe von Albertus Krantz, geboren in Hamburg 1480, war seit 1526 syndikus in Rostock. Vgl. Wiechmann 1, 126.

[2]) Zu dem ein paarmal begegnenden eͤ für umgelautetes *â* vgl. s. 306, anm.

[3]) Z. b. hat die jüngere glosse zu Reinke de Vos (1539) eine anzahl eͤ wie für *ē*, so neben *ee* für *ê*. Immerhin scheint mir noch das verhältnis durchzuscheinen: eͤ = *ê* mit *ee* wechselnd in geschlossener silbe oder vor *r*; eͤ = *ē* mit *ee* nicht wechselnd in offener silbe; doch nicht ohne ausnahmen.

[4]) Hier noch einige kurze angaben über andere Rostocker drucker: Auch die Michaelisbrüder besitzen das zeichen eͤ und verwenden es in ihrem nd. druck von Emsers bibel. Wenn volle consequenz in der anwendung fehlt (eͤ findet sich z. b. auch einige male für das unbetonte *e* der endung), so ist zu erinnern, daß der damalige drucker, Johann van Holt, wie die

Neben Dietz ist 1531 Johann Ballhorn in Lübeck tätig, der jedoch wohl für die versicherung weniger in betracht kommt. Beitr. 39, 122 führte ich zwar ein späteres beispiel an, das die verwendung des zeichens eͤ im gleichen sinne in seiner werkstatt zeigt. Doch scheint er es 1531 noch nicht anzuwenden. In Bugenhagens kirchenordnung für Lübeck (*Der Keyserliken Stadt Lůbeck Christlike Ordeninge ... Dorch Jo. Bugen. Pom. beschreuen* 1531) wie in Bugenhagens *Van mennigerleie Christliken saken trȏstlike lere genamen uth der Lůbeker Hamborger vnde der Brunswiker Ordeninge* 1531 finde ich eͤ nicht, und soweit der durch Carstens 1843 besorgte neudruck der *Ordeninge der Lubischen butenn der Stadt yn erem Gebeede* 1531 einen schluß erlaubt, kommt es auch hier nicht vor.

Wenn eͤ den geschriebenen denkmälern der zeit fehlt, so ist daran zu erinnern, daß auch umlaut wohl in den drucken des 16. jh.'s mehr oder weniger consequent dargestellt wird, dagegen nicht in schriftstücken, die die alte form der schriftsprache festhalten.

Ich habe diese verhältnisse hier etwas ausführlicher dargelegt, weil ich erstens zeigen wollte, daß die Beitr. 39, 122 als beispiel für den östlichen gebrauch gegebene seeversicherung nicht einfach mit ungestützten vermutungen auszuschalten ist, wie F. möchte, sondern daß sie sich glatt in die ostelbische reihe einfügt, während in Flandern, soweit mir bekannt, ein anderer brauch in übung ist, zweitens, daß hier im osten, wo die *e*-färbung für *ē, ī* herrschte (heute nordnds. *æ̂* (*ę̂*) *ê*, brandenburgisch *ę̄*^{e} *ę̄*^{a} z. t. > *ę̄*, zerbstisch *ęa ę ê*, Putzig *ai* [*æi ęi ę*^{i}] < *ę*^{e} [Zs. f. d. maa. 1913, s. 30]), zur kennzeichnung des lautes im 14. wie im 16. jh., obwohl sicher die schriftliche tradition

meisten brüder, wohl aus dem westen stammte, Lisch vermutet aus dem brüderhause in Brüssel. — Stephan Möllemann verwendet eͤ vornehmlich in frühen drucken. Doch s. noch den Beitr. 39, 123 charakterisierten druck der 2. auflage von Chyträus' Nomenclator 1585, der aus M.'s officin stammt. Gryses *Spegel des Antichristlichen Pawestdoms* . . . und seine *Historia von der Lere Levende und Dode Joachimi Slůters*, beide bei Möllemann 1593, verwenden keine eͤ mehr. — Doch kommt gelegentlich noch später eͤ vor, so *geͤuen, beͤtern, veͤle* in den plattdeutschen (Hofmeister s. 17: 'in einer etwas wunderlichen mundart') scenen in 'Der geoffenbarte Christus' bei Chr. Reusner, Rostock 1605.

unterbrochen war, unabhängig das gleiche *ẻ* benutzt wird, während das in westfälischen texten gebrauchte *ie* (vgl. heute Ostbevern *ie ie ᶦę*, Assinghausen *ie î ᶦę*, Soest *iə, ęa*, Ravensberg *ie ia*, Waldeck *ā̈* neben *ie* < *ē̈, ę*; *ī̂* < *ī*) dem osten fremd ist.

Für das westfälische gebiet s. neben den beispielen Beitr. 39, 120, Mnd. grm. § 39 noch folgende fälle:

dar se ryeden ofthe weren; byede unde mane brieve; alle disse vorgeschreuennen ryede di loeve wi ... 1326. Seibertz, Ub. z. landes- und rechtsgesch. Westf. 2, 217. (Erwähnt sei, daß entsprechend der Mnd. grm. § 39, anm. 1 gegebenen regel auch *ee* vorkommt: *steede, weesen gheweesen, verbreeke, gheeve, neeme, deeme, weeme.*[1]) — *dusse brẻf is gegẻuen*, 1362 bischof von Paderborn (Sudendorf 3, nr. 161). — *twisschen den vårscrievenen steden*, 1366 Lippstadt (Hans. ub. 4, nr. 197). — *unde sin ghuyt mit ghewalt efte stillike niemet* (Seibertz 2, 391, Soester schra [vgl. Beitr. 39, 120]), *wat de rat daraf niemet* s. 394, *dey sal hey to echte nyemen* s. 400;[2]) dagegen *ê* in offener silbe: *e* oder *ey*: *Vreysen, leyden, heytet, gheleyde, scheyten, deynen, vorbeyden.* Zu *weesen* s. oben. Erwähnt sei auch der wechsel in der schreibung *ienigherhande* s. 399: *ynigherhande* s. 400 unter hinweis auf die ausführungen Beitr. 39, 119, Mnd. grm. § 23. 133. Da hier nachweisbar *y* für diphthong *ie* steht, so ist man wohl berechtigt, auch *i, y* in offener silbe als diphthonge zu lesen, wenn dieser lautwert (auf anderem wege) für den vocal an dieser stelle gefunden ist. — *geschrieve* Corbach, zusatz zur ratswahlordnung (Waldeck. wb. s. 306). — *up dem hielwege* bei Soest, 1517 (Chroniken der deutschen städte 24, 106).

Man beachte auch unterschiede wie *gheloeuet loeuede gheloeuede* : *oyc vorghenoymeden noyt sloyt* 1325 (Seibertz 2, 208 ff.).

Sobald die schriftsprache im 17. jh. der volkssprache mehr weicht, treten entsprechende formen stärker hervor. So heißt es in einem märkischen hochzeitsgedicht (Frommanns zeitschr. 7, 120) *gieven, leeven, oaffer, erloagen, maaken* u. s. w. S. noch Nd. jb. 11. 94.

Schon die orthographische scheidung zwischen west und ost[3]), die in voller übereinstimmung mit der mundartlichen entwicklung steht, beweist, daß man es bei den

---

[1]) Zu diesem *ee, ey* neben *ie* namentlich da, wo *ë* zugrunde liegt, vgl. die entwicklung in Soest *ī, ę̄* > *iə*; *ē̈* > *ęa*. — Die schreibung *ei* findet sich weithin. Damköhler kennt sie Germ. 35, 161 in harzischen urkunden.

[2]) Auf schreibungen aus den jüngeren teilen der schra, wie *tweuntsieventich* gehe ich nicht ein, weil im 16. jh. *ie* = hd. *i* nicht eindeutig ist.

[3]) Wenn im osten in mnd. zeit *â̈* gesprochen wäre, wie F. anscheinend annimmt, warum findet sich bei ungelenken schreibern nie eine ausweichung

westlichen *ie* nicht einfach, wie Frings s. 118 will (im anschluß an Dornfeld, s. aber unten s. 321), mit 'schwankender qualität der alten kürzen' zu tun hat. Daß es auch vom graphischen standpunkt aus keine schwierigkeit macht, den wechsel *ie* : *i* : *e* in der von mir angedeuteten weise zu lesen, war soeben schon angegeben im anschluß von bildungen wie *ynigherhande,* wo *y* = *ie* oder *i̯e* steht. Ebenso setzen die wechselnden formen *tegen, tigen* neben *tiegen,* ein wort, dessen entwicklung überall an die zerdehnung angeschlossen ist (vgl. Beitr. 39, 128), *i̯e, ie* voraus. Ich meine, wenn man über alle angeführten tatsachen fortliest, so muß man überhaupt jeden versuch verwerfen, für eine ältere periode über die schreibform hinausgehen zu wollen, und muß unterschiedslos in allen abweichungen von der schriftsprache bedeutungslose schreibfehler sehen, ob sie sich auch gleichartig wiederholen und mit der heutigen sprache übereinstimmen. — Freilich bleibt mir unverständlich, was sich F. unter mnd. schriftsprache vorstellt bei der scheidung in 'schriftsprachliche vocale' und 'vorläufer unserer heutigen gebilde' (s. 118), sowie bei entsprechenden ausführungen s. 119. Es handelt sich doch in dieser ganzen erörterung für uns darum, über das allgemein schriftsprachliche *e, o* fort die s p r e c h f o r m zu finden und das mittel hierzu ist beobachtung der abweichungen vom allgemeinen gebrauch, die eben durch die gesprochene form bedingt sind. Denkt sich F. etwa in der mnd. zeit eine g e s p r o c h e n e voll entwickelte schriftsprache wie die gegenwärtige nhd. schriftsprache?

Im o s t f ä l i s c h e n muß die monophthongierung am frühesten eingesetzt haben. Für die tatsache, daß auch hier einst mit diphthongen zu rechnen war, hatte ich die elbostfälischen pronominalformen angeführt und neben den heutigen doppelentwicklungen (Beitr. 39, 128 und anm. 3) dialektische reste bewahrter diphthonge im Harzgebiet im anschluß an Germ. 35, 133; der übergang *tiegen* > *têgen* war eben erwähnt. Doch ist es mir jetzt möglich auch einige einschlägige schreibungen aus der mnd. periode beizubringen:

---

nach dem *a* hin? Nicht einmal die sonst belegten pronominalformen *ame dame* sind im ostelb. gebräuchlich. Es handelt sich eben um *ȩ̂ä, êä* (geschr. *e* oder *ệ*).

Beispiele für pronominale diphthongformen[1]) kommen neben den mehrfach erwähnten besonders schlagenden elbostfälischen formen im gesamten gebiet vor. Ist doch auch m. e. die besonders im ostfälischen heimische form *öme* erst aus derartigen grundformen zu erklären: *eͦn* 'ihnen' (herzog von Braunschweig an bischof von Hildesheim 1332; Sudendorf 1, nr. 530). — *eͦre eͦrer eͦren* neben *oͤreme ĕre ĕreme ĕme ĕne* (Hannover 1370. 1371; Hans. ub. 4, nr. 359. 369; Sudendorf 4, nr. 89. 102. 126. 131. 132. 134 u. s. w.). — *eͦre* neben *oͤn ôn* (1370, bischof von Hildesheim, Sudendorf 4, nr. 49). — *eͤre* (Calbe 1373, ibid. nr. 327) u. s. w. — Ein bischöflich Hildesheimischer schreiber, dessen tätigkeit ich (freilich nur nach drucken, Sudendorf 1, nr. 383—440) von 1323—1328 beobachtet habe, schreibt *eͥ* für *ē* (und *ê* vor *r*!), auch *oͮ* für *ō* (und *ô*, s. unten): *steͥde* 'städte' *to den steͥden, beseͥten, heͥved* 'hat', *bedeͥghedinghen, weͥten, leͥdich, vorleͥghen* 'verliehen', *geleͥghen, bescheͥden, meͥde, beͥde, ec leͥue leͥuet ec, weͥder weͥderkop, neͥmen, unvorreͥdet reͥde* 'rede', *weͥkenen* 'wochen', *eͥder, deͥme; enbeͥren, erweͥren; eͥme eͥre eͥren* (vgl. *steͥrve steͥrvet, eͥr, veͥr, veͥrden, weͥre*). — *oͮpenbare, oͮpene, geroͮdet, geloͮuit, nakoͮmelinghe, scoͮlen, voͮre.* (Umgelautetes *ô*: *broͥderen, vorbenoͮmden.*) Aber: *goddes, getekenit, dre, bref breve, del ersamen, he, twey, neyste, teyn, deyt.* Verstöße wie *leͥue* nr. 409, *ghenoͮten* nr. 383, *veͥftich* nr. 440 sind selten.

Der gebrauch erinnert an den ostelbischen. Das resultat war hier *ë* und *ê*.

Noch manche einzelheit wäre anzugeben, fälle wie *soͧne, soͧnes, voͧre* (vgl. *toͧ doͧt doͧmprouest* ebenda [Mnd. grm. § 163. 160, anm.]), 1307 graf von Mansfeld. Doch ist es oft schwer, den wert des übergeschriebenen zeichens nach drucken zu bemessen, wenn man den brauch des schreibers nicht kennt (Mnd. grm. § 21). Die bezeichnung des *ē* durch *ei* in harzischen urkunden, auf die Damköhler, Germ. 35, 161 aufmerksam macht, war oben s. 313, anm. 1 erwähnt.

Zusammenfassend ist folgendes ergebnis aus dem obigen festzustellen:

1. Die verteilung der färbung, die sich heute findet (sei es jetzt diphthong oder ein hieraus hervorgegangener monophthong), ist alt, wie das genau innegehaltene verhältnis *eͤ* : *ie* zeigt.[2]) 2. Diphthong ist außer durch die heimische schreibung auch in der französischen form *Lubiecque* bezeugt, und zwar erweist gerade dies beispiel den diphthong in einem dialekt,

---

[1]) Vgl. s. 307 f.

[2]) Man wird hiernach auch verstehen, warum ich gewicht darauf legte, daß die *i* für die zerdehnung stärker im W. zu finden sind. F. beanstandet diese angaben s. 119.

ostelbisch, der jetzt monophthong zeigt. 3. Die gleichen schreibungen wie in den heute noch diphthongischen gebieten ließen sich auch aus den heute monophthongischen beibringen. Das französische beispiel beweist direkt für diese. Da in einem teil der diphthongbezirke das vordringen monophthongischer aussprache gerade gegenwärtig zu beobachten ist, so steht dem sich aus 1. 2. 3. ergebenden schluß, daß auch die monophthonge in den monophthongischen dialekten aus diphthongen entstanden sein können, nichts im wege. 4. Die isolierten pronominalformen *iöme* u.s.w. zeigen öfter dies *iö-*, gegen die schriftsprache, das neben *gy, ju* in der 3. pers. pl. > *jüm* geworden ist. Diesen übergang konnten dat. sg. m. n. *iöme,* f. *iöre,* acc. m. *iön,* poss. *iör* nicht mitmachen, diese wurden > *öme* (im norden *eme* < *éöme*), aber die erwähnten schreibformen *iöme* u.s.w. in der älteren periode erweisen ihr vorhandensein und bestätigen damit, daß der monophthongischen eine diphthongische form voraus lag. 5. Die angezogenen schreibungen sind alle nur abweichungen von der schriftsprache, und es ist nicht wahrscheinlich, daß alle diese unabhängigen ausweichungen immer in der gleichen richtung zufällige fehler sein sollten. Man wird sie, wie z. b. vereinzelte *-ng-* für *-nd-* oder westfäl. *-igg-* für gewöhnliches *-ij-*, im mnd. nur als wertvolle mittel zur feststellung der gesprochenen sprache gegenüber der schriftsprache betrachten.

Erörterungen über die natur von lauten aus lange vergangenen perioden, namentlich wenn eine immerhin recht ausgebildete schriftsprache die phonetische aufzeichnung verdeckt (Mnd. grm. § 7—10), sind immer schwierig und werden leicht etwas hypothetisches behalten; das aber scheint mir doch aus den angeführten punkten unzweifelhaft hervorzugehen, daß in mnd. zeit diphthonge vorlagen, wenn auch damit über ihre entstehung zunächst noch nichts ausgesagt ist (s. dazu s. 324 ff.).[1]

[1]) Da Frings' angaben über mnd. verhältnisse auf Jostes' aufsatz 'Schriftsprache und volksdialekte', Nd. jb. 11, 85, gegründet sind und F. Jostes' autorität in mnd. fragen sonst voll anerkennt, so hätte die tatsache, daß J. s. 91 gegen 'das gesetz der tonlänge' polemisiert (Beitr. 39, 117), F. doch vielleicht stutzig machen müssen. Diesen teil von Jostes' aufsatz aber berührt F. nicht.

Neben diesen direkten belegen habe ich in der Mnd. grm. mehrere fälle angeführt, in denen eine sonderentwicklung durch die zerdehnung zu constatieren war, wie § 126. 127 die verschiedene entwicklung von *-ege-* (*egiða* > sonst. *īəʒə*, ostfäl. *eyde*; vgl. s. 326, anm. 1), § 109. 175 die frühe labialisierung der wörter mit zerdehnter hauptsilbe (vgl. nachweise aus heutigen mundarten bei Jellinghaus, Zur einteilung der nd. mundarten, s. 13. 14).

Indem ich zum zweiten teil übergehe, bedauere ich, hier nicht ebenso einfach darstellend vorgehen zu können wie im ersten, dem historischen. Davon abgesehen, daß F. durch verkennung meines stand- und ausgangspunktes die fragestellung, das ziel, verschob, daß er die historischen tatsachen überging oder mit dem sehr einfachen argument der ungläubigkeit fortschob (oder durch constructionen wie im falle der seeversicherung), hat er auch die verständigung dadurch erschwert, daß er die einwendungen wie die positiven erwägungen nicht auf die heimischen, sondern auf die niederrheinischen verhältnisse gründete und damit die erklärung der modernen ndrhein. entwicklungen durchgehend den nd. (sächs. und colonialmundarten) gleichgestellt hat, obwohl diese diphthongierungen anscheinend jung sind und hier völlig andere accentverhältnisse herrschen. Hieran bin ich vielleicht insofern schuld, als ich in einer anmerkung (Beitr. 39, 125, anm. 3) limb. *ĕ̇*: heranzog, das neben der gewöhnlichen entsprechung *ê* da entstanden war, wo es sich 'um durch *d*-schwund ermöglichte verschmelzung zweier silben' (IF. 26, 261) (*-êde-* > *ĕ̇*:) handelt, und Beitr. 39, 133, anm. 1 (freilich ebenfalls nur in einer anmerkung, ohne weiter schlüsse daran zu knüpfen) auf einige in Leiheners system (Cronenberger wb. s. XXXVIII) 'eine sonderbare stellung' einnehmende wortformen wies im anschluß an die kurze fragende andeutung über mittelalterliche ndrhein. verhältnisse, durch die ich nichts bezweckte, als die untersuchung derselben anzuregen. Ich hätte vorsichtiger derartige hinweise vermieden, bis die alten zustände für diese gebiete geklärt sind; denn daß dieselben trotz Fs.' gegenteiliger behauptung der erforschung noch harren, werde ich unten zeigen.

Wenn ich gegenüber der angabe, daß F. meine fragestellung verschoben hat, nun meinerseits seinem fränkischen

standpunkt wenig platz einräume, so beschränke ich mich, weil es mir für die im mittelpunkt stehende frage nach dem mittelalterlichen und vollends nach dem mnd. bestand zwecklos erscheint, die local begrenzten, unter sich stark variierenden modernen ndrhein. formen losgelöst von ihrer mittelalterlichen vorgeschichte zu betrachten. Dies ist nun wohl der punkt, der Fs.' und meine methodische anschauungsweise principiell trennt. F. meint, mit der darstellung des dialektbestandes der gegenwart auch das letzte wort über die entwicklung der früheren perioden sprechen zu können. Lange ist der wert der mundarten für die sprachgeschichte unterschätzt worden, aber es scheint ebenso falsch, wenn nun der dialektforscher den wert der überlieferung ganz außer acht läßt und nur nach dem, was der dialekt gegenwärtig bietet, das alte construiert und sogar auf eine ganz andere sprachgemeinschaft überträgt. M. e. wäre zu untersuchen gewesen, welcher art die ehemals offenen kürzen im mittelalter waren. Die unechten diphthonge[1]) in Dülken scheinen allerdings als unmittelbare vorstufe längen vorauszusetzen. Das ripuarische zeigt an dieser stelle kurze vocale. Es ist die frage, wie alt die längen sind,[2]) was in der entwicklung ihnen vorausging. Für wie alt darf man die heutigen accentverhältnisse halten?

Ich hatte Beitr. 39, 131. 132 auf die fränkischen dialekte

---

[1]) An der ostgrenze des gebietes, d. i. also an der grenze gegen das nd., entsprechen meist längen: Mülheim: *e i o u* > bez. *ê ī ô ū*), Ransdorf, Cronenberg, Remscheid: *e o* > *ē ō*; *i u* > *ı·ə. ū·ə.* (ebenso *ī·ə., ū·ə.* für wgerm. *ê*², *eo* [mhd. *ie* bez. wgerm. *ó* [mhd. *uo*] *au* (vgl. noch DDG. V, 223). Wermelskirchen: *e i o u* > bez. *ei* ī *ou* (ɔ ɔ) ū.

[2]) Frings, DDG. V, 235: 'Die großen schwankungen zwischen schärfung und nichtschärfung sind wohl darin begründet, daß der dehnungsproceß verhältnismäßig jung ist'. Über die rip. kurzvocale vgl. s. 319 ff. Aus den zusammenstellungen Beitr. 40, 122 ff. ergibt sich nur, daß den jungen diphthongentwicklungen längen (verschiedenen grades) vorausliegen, nicht aber die vorgeschichte dieser längen. — Die großen schwankungen in der durchführung oder dem fehlen der schärfung DDG. V, § 23. 36. 314, IIb. 324 lassen doch die frage aufkommen, ob wohl alles so restlos geklärt ist, wie man nach dem sicheren ton der ausführung erwarten müßte. Die obige erklärung reicht nicht aus. Was lag vor der 'verhältnismäßig jungen' dehnung, da man doch darüber einig ist, daß wenigstens im südostndfrk. eine veränderung der ehemals ungedeckten kürzen schon im 12. jh. beobachtet wird.

hingewiesen, aber auf ein urteil verzichtet,[1]) weil mir das genügende material für eine historische untersuchung (vgl. s. 321. 323) nicht zur verfügung stand noch steht, und weil dieselbe besser von einem sprachforscher geführt wird, der nicht als außenstehender die eigenheiten des gebietes nur nach den darstellungen anderer kennt. Leider hat F. es für ausreichend erachtet, statt eine solche darstellung der historischen vorgänge im mittel- und ndfrk. zu geben, meine andeutungen mit den bloßen hinweisen auf die arbeiten von Franck (für das mndl.: Mndl. grm. § 13; für das mrip.: Westdeutsche zeitschrift 21 im anschluß an die veröffentlichung von 'Sente Lüthilt'), Dornfeld (Untersuchungen zu Gottfrid Hagens Reimchronik, Breslau 1912) und Wilhelm Müller (Untersuchungen zum vocalismus der stadt- und landkölnischen mundart, diss. Bonn 1912) glatt zurückzuweisen. Die wahl dieser gewährsmänner scheint mir allerdings für Frings' standpunkt nicht ganz glücklich; denn gerade die angaben Francks und Dornfelds veranlaßten mich zu der beanstandeten anregung. Alle drei, Müller, Dornfeld, Franck zu 'Sente Lüthilt', machen die verschiedensten versuche, sich für die gegebenen mittelripuarischen verhältnisse bei den heute vorhandenen kurzvocalen an dieser stelle gegenüber den älteren schreibungen mit der vulgatansicht der tondehnung auseinanderzusetzen, versuche, die diese gelehrten selbst wohl noch nicht befriedigen, wie sich daraus entnehmen läßt, daß Franck drei möglichkeiten der erklärung aufstellt (s. s. 320, anm. 2), Müller a. a. o. § 90, s. auch § 91, mindestens zwei möglichkeiten findet. Franck macht darauf aufmerksam (s. 294 f.), daß sein text, 'Sente Lüthilt', lange und 'gedehnte' vocale nicht reimt. Obwohl das schwerlich zufall sein könne, brauche hier kein quantitätsunterschied vorzuliegen, auch ein qualitativer unterschied könne stattfinden. Franck versucht natürlich, sich mit der geltenden tondehnungshypothese abzufinden, und gewiß ist seine auslegung möglich. Doch beobachtet er noch andere unterschiede

[1]) 'Ich bin leider nicht in der lage, diese beobachtungen auf das benachbarte ndl. ... auszudehnen und muß mich hier auf einige wenige zufällige bemerkungen beschränken', Beitr. 39, 131. 'Vielleicht wäre die nd. erklärung auch hier (im mrip.) anzuwenden', Beitr. 39, 132. — Es wäre daher kein solcher aufwand von heftigkeit der polemik nötig gewesen.

zwischen länge und 'dehnung': s. 294 weist er darauf hin, daß in seinem text der nachgesetzte vocal, der in offener silbe den längen fehlt, bei ehemals ungedeckten kürzen ganz gewöhnlich sei, und s. 297 findet er, daß *ei*, ein häufiges zeichen auch für 'tonlängen' doch nicht für alte längen, sicher nicht in allen fällen *e*, sondern z. t. auch diphthong darstelle. Wie kann man nun davon sprechen (Beitr. 40, 119 f.), daß Franck, Dornfeld, Müller die verhältnisse so festgestellt haben, daß ein anderer nicht hätte 'wagen' dürfen (Beitr. 40, 120), dieselben noch einmal zu berühren, wenn Franck[1]) selbst an der auch von F. gemeinten stelle (Sente Lüthilt, Westdeutsche zeitschrift 21, 299 f.) am schlusse seiner ausführungen über die natur und historische entwicklung der in offener silbe stehenden kürzen[2]) bemerkt, nachdem er aus drei erklärungsmöglichkeiten der schreibung *ei* nur für 'tlg.' *e*, nicht aber für lg. *ê* (s. oben) die ihm wahrscheinlichste herausgewählt hat: 'Ich möchte selbst noch einmal das problematische der letzten erörterungen betonen. Aber wenn man von meiner auffassung des *ei* absehen und einen wirklichen diphthongen oder *e*-laut mit nachklingendem *i*-artigen element dahinter suchen wollte, würde man auf noch größere schwierigkeiten stoßen. Jedenfalls wird man wohl zugeben, daß die erörterungen nicht müßig sind. Es bedarf jedoch noch vieler sammelnder und sondernder beobachtung aus älteren texten und aus den mundarten, wenn wir endlich einmal die entwicklung der sprache in diesem und vielen anderen punkten klar überschauen wollen'.

Diese wie die bei Dornfeld[3]) gegebenen tatsachen waren

[1]) Über Müller s. s. 319.

[2]) Heute findet sich nicht das bei tondehnung und entsprechend der mittelalterlichen schreibung zu erwartende *ē ō ö*, sondern gewöhnlich *ĭ ŭ ü̆* mit verstärkung des consonanten. Entweder unterblieb die verwandlung zu *ē* vor gewissen consonanten und der kurzvocal verbreitete sich von diesen wörtern aus, oder die mittelalterlichen *ē ō* sind nur schriftsprachlich, oder, was Franck am wahrscheinlichsten ist, im 14. jh. bestehendes *e o* erleidet später rückbildung mit verschärfung des consonanten: *sę̄ren* > *sieᵉvren*. Die sperrung im folgenden citat rührt von mir her.

[3]) Ich stelle hier einige derselben unter Dornfelds paragraphenzählung zusammen. Zu beachten ist, daß diese angaben natürlich von der voraussetzung ausgehen, daß die einzige mögliche änderung dehnung mit um-

es, wie erwähnt, die mich veranlaßten zu fragen, ob die nd. regel der zerdehnung vielleicht auch hier im mittelalter wirksam gewesen sein könnte. Das gequälte der erklärung, die versuche, ein compromiß zwischen der älteren überlieferung und den heutigen verhältnissen auf grund der tondehnungstheorie herzustellen, schienen mir (Beitr. 39, 132) gerade in Dornfelds ausführungen hervorzutreten. Daher warf ich (und werfe ich) die frage auf, ob eine planmäßige durchforschung des mrip. vielleicht zu anderen als den jetzt geltenden resultaten kommen könnte, beispielsweise etwa (mit allem vorbehalt) *ẹe* < *e*, *ie* < *i*, wie im westfäl., das die schriftsprache wie dort durch *e*, *i* gibt, mit mancherlei ausweichungen *ee*, *ei* : *ie*.

---

färbung war. § 28: In offener silbe kann das 'graphische *i*' zu 'gelängtem *ē* (aus mhd. *ĕ*) treten, z. b. *steide, beide, weigen, neimen,* nicht aber zu altem langen *e*'. Die meisten rip. urkunden und denkmäler stimmen hiermit überein, setzen sogar häufig *ei* consequenter als Dornfelds handschriften. Vgl. noch Müller a. a. o. § 90. § 30: Für *e* < *i* in offener silbe steht gern *ie*. Beispiele § 24: *diesem, ieme* (später wird *ie* noch häufiger: *siege, vriede*). § 35a: Das kölnische und ein teil des angrenzenden rip. hat heute *i, u* gleich mhd. *i, u*; *e, o* gleich mhd. *e, o*: *vil, ligə(n), špilə(n), mül(ə),* aber *gevə(n), nemə(n), gəštolə(n), gəbodə(n).* Diese qualitativen differenzierungen lassen sich im mrip. nicht erkennen. § 35b: Mrip. *e* in offener silbe wird *e* oder *ei* geschrieben; in älteren texten wechseln *i* und *e* für ungedecktes *i*. Im 14. bis 16. jh. *i* in geschlossener, *e* in offener silbe. § 35d: Die entwicklung war also in offener und geschlossener silbe verschieden, die ergebnisse 'so deutlich unterschieden, daß die schreiber sich der unterschiede klar bewußt waren', andererseits auch wieder so ähnlich, daß die schreiber auch *i, u* setzen konnten. § 57: Im heutigen rip. erscheint 'nur ein kleiner teil der ungedeckten vocale gelängt, während im mrip. alle vocale in offener silbe gelängt scheinen'. § 58: Vom ndfrk. kann die dem heutigen bestand widersprechende schreibweise nicht übernommen sein, 'denn die ndfrk. schreiber schreiben auch in geschlossener silbe meist *e, o* für *i, u*.' § 59: D. kann die mrip. verhältnisse mit den heutigen durch 'kein anderes mittel' in einklang bringen als durch die annahme, die 'dehnung' führte mrip. wohl 'nur zu einer quantität, die zwischen alter länge und kürze in geschlossener silbe mitten inne stand. Diese halben längen wurden aber später ... samt und sonders wieder zur kürze. Nur bei *a* ... hatte sich volle länge entwickelt, die nun nicht wieder verkürzt werden konnte'. — D. nimmt also an: kz. vocal > halblg. > kz. vocal außer *a*. — Ich habe die besondere stellung des *a* vom standpunkt der zerdehnungstheorie Beitr. 39, 127 (von nd. dialekten ausgehend) behandelt. F.'s einwände hiergegen sind durch seinen principiell verschiedenen ausgangspunkt bedingt.

Daß solche *ei̯, ie* nicht unbestimmte vocalqualität darstellen, habe ich für den nd. gebrauch s. 15 gezeigt. Wie im ostfäl. könnte auch hier im laufe der mittleren sprachperiode monophthongierung, teils langvocal, teils (aus kurzdiphthong) kurzvocal eingetreten sein. Dies sind zunächst noch bloße annahmen, die der bestätigenden forschung noch harren. Ich verkenne nicht, daß die untersuchung gerade in dem in frage stehenden niederrheinischen gebiet schwierig sein mag, wo sich die (von der zerdehnung ganz zu trennende) circumflektierung[1]) mit ihren großen localen verschiedenheiten zwischen die älteren vorgänge und die modernen verhältnisse gestellt hat. F., der die jüngeren erscheinungen in seiner heimat sorgfältig untersucht hat, hat in seiner glatten zurückweisung jeder möglichkeit eines zweifels an der 'tondehnung' im mittelalter keinen productiven beitrag zur frage nach dem mrip. vocalismus gegeben, ist Francks aufforderung zur beobachtung älterer texte nicht nachgekommen, so wenig für das mfrk., wie für das ndfrk.; denn wenn alles, was er über das mndl. sagt, sich darauf beschränkt, mir Franck (Mndl. grm. § 13) entgegenzuhalten, den ich Beitr. 39, 116 einleitend als vertreter der älteren ansicht genannt hatte, so heißt das nur, die neue hypothese ist unannehmbar, weil — in der Mndl. grm. von 1910 eine andere vorgetragen ist. Bei aufstellung einer neuen theorie kann ich es nicht als zwingenden gegenbeweis nehmen, wenn ein noch so anerkannter gelehrter zur zeit, als nur eine ansicht in frage kam, diese in sein buch aufnahm. Wenn die bisher allein geltende ansicht im nd. erschüttert wurde, so mußte die entsprechende frage auch für die nachbardialekte aufgeworfen werden. Auch für das mndl.[2]) wird man fordern müssen, daß zunächst die mittelalterlichen texte, namentlich weniger sorgfältige handschriften zu untersuchen und die so gewonnenen resultate mit den dialektentwicklungen zu vergleichen sind. Nur so wird sich feststellen lassen, welcher art die unterschiede zwischen den alten längen und den ehemals ungedeckten kürzen im mittelalter waren. Ich habe

[1]) Sie ist an alter, umfang, bedingungen und wirkung durchaus verschieden.

[2]) Daß hier noch manches pioblematisch ist, sieht F. Beitr. 40, 121.

schon darauf hingewiesen, daß ich selbst aus äußeren gründen nichts entscheidendes hierzu geben kann. Es ist möglich, daß eine untersuchung, wie ich sie mit Franck wünsche, zu anderen ergebnissen im mndl. und mrip. kommt als im mnd.[1]) Aber überflüssig ist sie nach Frings' erörterungen noch nicht.

Fassen wir auch hier zusammen. F. will die sächsischen diphthonge auf ähnliche gesetze bringen, wie die ndrhein. Die modernen ndrhein. verhältnisse lassen sich nicht mit den nachweisbar alten sächsischen vergleichen. Über die älteren ndrhein. können wir zunächst kein urteil geben, weil diese noch der erforschung harren. Die ehemals ungedeckten kürzen in Frings' gebiet, die sich (auf welchem wege?) über längen zu diphthongen, geschärften und ungeschärften, entwickelt haben (denen in nächstbenachbarten fränkischen teilen längen und kürzen gegenüberstehen), sind nach den zusammenstellungen Beitr. 40, 124 in ihren resultaten z. t. mit alten längen und diphthongen zusammengefallen im gegensatz zu den nd. zerdehnungen, die solchen zusammenfall (außer *â* mit *ā ō* in einem teil der dialekte) nicht kennen.

F. hat einen schwerpunkt meiner darlegungen in den phonetischen bemerkungen s. 124. 128 f. gesehen; denn gegen diese wendet sich ein hauptteil seiner kritik. Zunächst weise ich die belehrung darüber zurück, daß die mnd. zerdehnung 'keine folge rhythmischen ausgleichs' (Beitr. 40, 113) ist. Wer sich die mühe gemacht hat, meinen aufsatz zu lesen, nicht nur zu durchfliegen, wird gefunden haben, daß die annahme der vocalveränderung durch rhythmischen ausgleich, die ich Beitr. 39, 116 in der historischen darstellung der älteren ansichten mit voller quellenangabe anführe, nicht mir, sondern Nerger angehört, dem vertreter der tondehnungstheorie.

Die von F. mit soviel heftigkeit verfochtene ansicht, die grundlage seines aufsatzes, daß der zweigipfligen aussprache eine periode der dehnung vorausging, habe ich Beitr. 39, 127. 128 und anm. 3. 129 erwogen, mich aber s. 124. 128 für eine

---

[1]) Gesetzt selbst, daß das ergebnis im mndl. oder im mrip. ein anderes wäre als im mnd., so würde damit eben die Beitr. 39, 131 ff. aufgeworfene frage verneint werden, ohne die sächsischen feststellungen im mindesten zu berühren.

andere möglichkeit ausgesprochen und diese dort begründet.[1]) Aber setzen wir selbst einmal mit Frings den fall, daß die von mir verworfene vorstufe der dehnung ('die zwischen *a* und *ā*, *e* und *ē* liegenden dehn- oder längestufen', Beitr. 40,113) vorhanden gewesen wäre, so könnte sie bei dem hohen alter der zerdehnung, die nach Beitr. 39, 124. 129, Mnd. grm. § 40 schon vor der mnd. periode einsetzte, spätestens zu ausgang der alts. zeit gesucht werden, und das würde an der tatsache nichts ändern, daß in mnd. zeit auf dem ganzen gebiete (soweit nicht später schon jüngere monophthongierung einsetzt) diphthonge gesprochen wurden. Solche beispiele wie das französische *Lubiecque*, das ostfäl. *iöme* (13. jh.!) neben nordnds. *jüm* (beide im heutigen monophthonggebiet) sprechen im bunde mit den mittelalterlichen einschlägigen schreibungen aus dem ganzen bereich, mit den heute erhaltenen diphthongen bei deutlicher neigung zu monophthongierung u. a. m. klar dafür, daß die in einem teil des gebietes vorhandenen monophthonge nicht direct aus alten kürzen unter umfärbung gedehnt sind,[2]) während die mit den zerdehnungen gleichgehende entwicklung von *tiegen* bezeugt, daß auch in älterer zeit die entstehung der monophthonge aus diphthongen möglich ist. F. hat denn auch keinen stichhaltigen gegenbeweis gebracht. Alle seine einwände laufen darauf hinaus, daß er, beeinflußt durch die jungen und besonderen accentwirkungen seiner heimat, jede angabe über neuere nd. formen nicht mit tatsachen, sondern mit dem ganz willkürlichen einwurf unerforschter accent-

[1]) Zu den dort erwähnten westfälischen kurzdiphthongen s. allerdings jetzt noch s. 326, anm. 1.

[2]) S. 118 erklärt F. — von der tondehnungshypothese ausgehend — die tatsache, daß ō nirgends mit ô zusammengefallen ist, in der üblichen weise durch offene qualität des ō, geschlossene des ô. Aber wenn — immer tondehnung angenommen — ō < *o* offen angesetzt wird, so ist doch ō < *u* entschieden geschlossen. Es fiel zunächst (Mnd. grm. § 155) und vielfach überhaupt nicht mit ō < *o* zusammen (vgl. die verschiedene schreibung *o* < *o*, geschr. *a*, ō < *u*, geschr. *o*). Doch ist weder der geschlossene noch der offene ō-laut mit einem der drei alten langen ô (Mnd. grm. § 158 ff.) zusammengefallen. Man beachte dabei, daß die ev. 'tondehnung' sehr alt sein müßte entsprechend der für die zerdehnung angegebenen chronologie, d. h. eingetreten, lange ehe etwa von einer entwicklung der alten längen im sinne der modernen diphthongierung zu sprechen ist.

wirkungen bestreitet. Wohl kennen auch nd. dialekte, z. b. das Mecklenburgische (Grimme, Plattd. mdaa. s. 25), das Mittelpommersche (Pfaff, Die vocale des mp. dialekts, s. 6. 9), Dithmarschen (Kohbrok, Der lautstand des *zym*-gebiets in D., s. 23),[1] Bleckede (Zs. fdph. 43, 160. 168), das Emsländische (Schönhoff, Emsländische grammatik § 30), Assinghausen bei ausfall eines intervocalischen dentals (Grimme, a. a. o. § 27), circumflektierende betonung, aber diese läßt sich, was hier zu weit führen würde, überall als secundär und jung erweisen,[2]) als sehr beträchtlich jünger als die (s. s. 324) alte zerdehnung. Kohbrok weist a. a. o. s. 23 f. auf die verschiedenheit der accentverhältnisse seines gebietes von den ndrhein. hin.[3]) Auch in der F. bekannten darstellung einer nd. mundart, bei Holthausen, Die Soester mundart, findet sich s. 2, § 5 die ausdrückliche angabe: 'Im gegensatz hierzu spielt der musikalische accent in unserer mundart nur eine geringe rolle, denn sie erscheint mit den bergischen und rheinländischen dialekten verglichen ziemlich monoton'. Daß es möglich ist, daß auch auf andere weise diphthonge entstehen (und zu anderer zeit in anderen gebieten entstanden sind), ist an sich kein grund die ältere diphthongierung im nd. zu bezweifeln, wenn sie auf anderem wege als vorhanden nachgewiesen war. Mit diphthongierung im nd. rechnet auch F., ohne genauer anzugeben, wann dieselbe eintrat. Da er aber (Beitr. 40, 120) in formen wie *wehen* (Beitr. 39, 122: 14. jh.) anfänge der diphthongierung zugeben will, so muß er diese damit doch auch in die mnd. zeit rücken. Daß die anfänge noch vor dieselbe zu setzen sind, war oben ausgeführt, und dem hohen alter entspricht die verbreitung über das ganze gebiet, das alte sächsische wie das colonialland. Denn an den angeführten zügen sind, obwohl sie der schriftsprache zuwiderlaufen, colonial- und mutterland beteiligt. Frings' ansicht (Beitr. 40, 114), daß im westfälischen und brandenburgischen 'örtlich zersetzte formen' verglichen seien, ist, auch abgesehen davon, daß selbst heute die kette noch nicht ganz unterbrochen ist, zu

[1]) Dagegen für die mundart von Burg s. Zs. fdma. 1914 s. 71 f.

[2]) Vgl. auch Nd. corr. 16, 95 f.

[3]) Auch aus den ausführungen DDG. V. 231 geht die verschiedenheit der circumflektierten überlängen von Frings' 'schärfung' hervor.

beanstanden.[1]) Ich nahm an, die tatsache, daß die länder östlich der Elbe von westen her (Westfalen, Niederrhein) besiedelt sind, sei jedem, der über nd. spracherscheinungen schreibt, vertraut. Bei dem hohen alter der zerdehnung fallen, wie bemerkt, ihre anfänge vor die abwanderung, können nicht einzeldialektisch sein. Daher ist auch eine frage nach dem grunde der westfälischen diphthongierung allein (Beitr. 40, 116) unrichtig. Dagegen fällt die weiterentwicklung in die trennungszeit. F. meint nun, daß in mnd. zeit[2]) dehnung, monophthong, anzunehmen sei, hält mithin an Nergers tondehnung fest. Welches sind seine bedenken gegen das vorhandensein von diphthongen von einem niederdeutschen[3]) standpunkt aus?

[1]) Der gruppierung in kurz- und langdiphthonggebiete von W. nach O., wie sie F. Beitr. 40, 115 aufstellen will, kann für die entstehungsgeschichte der zerdehnung selbst kein wert zukommen, da die erscheinung in ihren anfängen älter ist als die heutige gruppierung. Fs.' theorie würde auch sonst scheitern, z. b. an beobachtungen wie denen von Arens (Der vocalismus der mundarten im kreise Olpe, § 33), der in seinem local begrenzten gebiete für die 'tlg.' diphthonge 'die vorliebe der Elsper mda. für kurze (kurzdiphthonge), die ausgesprochene neigung der übrigen dialekte für lange, gedehnte diphthonge (langdiphthonge)' feststellt. — F. hebt s. 116 die Soestischen langdiphthonge neben spiranten hervor. Sein vergleich mit rip. mdaa., dehnung mit secundärer diphthongierung, kann nicht richtig sein, wenn die Mnd. grm. § 126 gegebene regel stimmt. Holthausen gibt als erstes beispiel in dem einschlägigen § 100 *īəʒə* 'egge'. Die zerdehnung wird also alt sein. Die mda. von Elspe (Arens § 33) bestätigt den aus dem mnd. gewonnenen schluß auch vom neund. standpunkt aus: kurzdiphthong vor *ʒ* > langdiphthong. Damit fallen Fs.' ausführungen Beitr. 40, 117, wo er dies nach den ndrhein. verhältnissen für unmöglich hielt. — Bemerkt sei übrigens, daß an sich in den westfäl. kurzdiphthongen nicht immer altes bewahrt sein muß. Diese könnten auch zunächst unter gewissen umständen gelängt und wieder secundär gekürzt sein, wie Arens § 33 für Elspe feststellt, daß bei gewissen langdiphthongen 'in der sprache der jüngeren generation vielfach wieder verkürzung' eintritt. Doch sprechen die waldeckischen *ȋ* < kurzdiphthong *ȋe* (*ȋ* = geschl. kürze, während die alten *i* offen sind) dafür, daß der kurzdiphthong schon älter ist. Mit den ndrhein. 'schärfungen', wie F. anscheinend will, sind die westfäl. kurzdiphthonge nicht zusammenzustellen, wie schon die angaben über den accent, Holthausen § 5 (s. oben), zeigen.

[2]) Den s. 325 gegebenen chronologischen schluß zieht F. nicht selbst.

[3]) Ausschlaggebend für F. ist tatsächlich jedenfalls, daß die modernen diphthonge in seinem eigenen ndrhein. gebiet als letzte vorstufe längen vorauszusetzen scheinen.

Wir haben schon oben den zeitpunkt für die diphthongierung nach seinem eigenen zugeständnis in frühe zeit hinaufgerückt. Wir haben andere seiner einwände schon vorher zurückgewiesen, so die nichtachtung der überlieferung, die ausdeutung der übereinstimmung von (kz. oder lg.) vocal vor *r* mit der bezeichnung der zerdehnung, die erklärung des *ie* durch 'schwankende qualität der alten kürze', die mißverstandene auffassung von *iöme*. Daß aus diphthongen monophthonge (*tiegen* > ostfäl. *têgen*, s. oben) entwickelt sein können, gibt F. s. 115 zu. Die neigung der niederdeutschen unechten diphthonge zur monophthongierung ist aber auch sonst gezeigt, sowohl der auf zerdehnung beruhenden[1]) wie auch (und hierauf ist deswegen wert zu legen, weil in diesem falle die tatsache, daß der diphthong im mnd. vorhanden war, noch nie bezweifelt ist) der im brandenburgischen aus wgerm. *ê, ô* entwickelten diphthonge, die gleichzeitig mit der monophthongierung der zerdehnungen vor sich geht. Wenn im Neumärkischen heute zerdehntes *o a* monophthongisch als *ǭ* erscheinen, so erweist E. Seelmann, Nd. jb. 34, 32[2]) unwiderleglich, daß diese *ǭ* aus *ǭ*^{a} hervorgegangen sein müssen. Ich will in diesem zusammenhang zu der Beitr. 39, 117 kurz angeführten sauerländischen

---

[1]) Vgl. Nd. jb. 21, 68. 22, 16; Jellinghaus, Zur einteilung der nd. mundarten s. 69 (Walchow bei Fehrbellin: Mnd. *ē* ist *ä* und auch *eä*), Nd. jb. 34, 9 § 20 (*ë* > *ę*^{e} 'für welches auch in schneller rede *ę̄* mit und ohne doppelgipfligen accent gesprochen wird'), Nd. jb. 33, 12 § 22 *ō* > *ǭă*: 'Öfters ist auch beinahe reines langes *ā* zu hören': *bāde* 'bote' u. s. w. — Ich möchte bei dieser gelegenheit noch einmal auf das Beitr. 39, 125 gegebene *-lēve* (< *-lêve*) in ortsnamen zurückkommen, das befremdet zu haben scheint, und darauf hinweisen, daß die angegebene entwicklung, die *e* < *ê* zu verlangen scheint, im einklang steht mit der stets im zweiten gliede von ortsnamen beobachteten verkürzung. F. beanstandet, daß hier nur ein beispiel vorliege. Er scheint nicht beachtet zu haben, daß daneben ein zweites steht, daß ferner auf die entsprechenden verhältnisse im Brandenburgischen hingewiesen ist. Man vergleiche die ausführliche darstellung Nd. jb. 34, 21. Circumflectierung bei schwund eines lautes war oben belegt.

[2]) Für Prenden wird Nd. jb. 34, 13 § 33 angegeben, für *ûo, ûe* könne doppelgipfliges *û* eintreten. Entsprechend in der mundart von Besten (Nd. jb. 33, 14 § 33): 'Vereinzelt kommt (für *ūə* < germ. *ô*) auch reines germ. *ū* ohne vocalnachschlag vor', und s. 13 § 30: 'Germ. *ê*^{2} ergibt *ī*, meist *ī* mit nachschlagendem *ə*'. Vgl. auch die ausführungen Nd. jb. 34, 32 über *î û* (germ. *ê ô*) im Neumärkischen.

form *sîkr̥* (dagegen *i^ettn̥* < *ẹeten* < *etan*) die näheren verhältnisse der entwicklung *î* < *i^e* < *ī* anführen, weil sie zugleich von neuem erweisen, daß die monophthonge das jüngere sind. Im dialekt von Assinghausen notiert Grimme[1]) neben § 46 *sīkr̥* 'sicher', *sīf* 'sieb', *^{ch}īwe* 'gebe' 'in altoffener und junggeschlossener silbe' § 45 *pię̄k* 'pech'; *i* > *ię* 'in altgeschlossener silbe' 'bei einfachem silbenschluß' (die entsprechenden wörter in Heide, ibid.: *pik, sēkr, sēp, gēf*). *pię̄k* dürfte analogisch nach den flektierten zweisilbigen formen für *pik* eingetreten sein. Im einsilbigen wort ist *ię* erhalten, hat sich nicht wie die diphthonge in offener silbe zu *î* weiter entwickelt, aber die form zeugt mit ihrem *ię* für die einstigen diphthongischen zweisilbigen bildungen, der sie ihre entstehung dankt. Wir treffen hier also in den drei benachbarten gebieten, im Waldeckischen geschlossenen kurzvocal *ȋ* < *ī* in offener silbe[2]) (nicht zu verwechseln mit dem alten *ĭ*, das offen ist) neben *i^e* < *ē*, im Sauerländischen *ię* und *î* in der oben geschilderten verteilung, im Soestischen *iə*. Hier haben wir in drei nicht etwa 'örtlich zerstreuten' landschaften alle übergangsformen nebeneinander: *ìı* > *ie* > 1. *ię*, 2. *ȋ* (geschl. kürze), 3. *îe* > *î*. — Wie das Sauerländische, wo der diphthong sich nur unter bestimmten verhältnissen erhalten hat, den weg zeigt, den die monophthongierung nahm, so ließ sich von der anderen seite ja ebenfalls nachweisen, daß die neigung zur vorschreitenden monophthongierung der unechten diphthonge überall in der sprache deutlich ist. In diesen zusammenhang gehört auch harzisch *î* neben *îe* (*î* < *îe*) in fällen wie *bîke, eschriem* Wolfshagen, *gieben, biek, schrieben* Echte u.s.w. Beitr. 39, 124 im anschluß an Damköhler, Germ. 35, 133. 134. Gegen diese auf-

[1]) Plattdeutsche mundarten. Mir steht im augenblick nur die genannte angabe zur verfügung. Ich muß mich daher, namentlich auch für die richtigkeit der verallgemeinerung, auf Grimmes angaben verlassen. Gestützt werden diese dadurch, daß für *o* ähnliche verhältnisse zu bestehen scheinen: *huąf* 'hof' wie *kuąlle* 'kohle', aber *holt, klokke* (§ 47. 48), d. h. übertragung aus den flectierten formen auf den nominativ. Vgl. in Olpe (Arens a. a. o. s. 47) *šīəp* 'schiff', *šmīət* 'schmied'; ebenso Mnd. grm. § 107, anm. 1.

[2]) Bei dieser gelegenheit berichtige ich das zeichen ˆ das Beitr. 39 für ⁀ (Collitz' zeichen für geschlossene kürze) gedruckt ist: s. 117 *wȋ^{e}*, 124 *wȋten*, 126 *sȗn, sȗəne, sȗn(e)*.

fassung, die durch die oben genannte sachlage gestützt wird, wendet sich F., und er scheint s. 115 den umgekehrten weg vorzuziehen, aber doch wohl wieder von fränkischen voraussetzungen aus.[1]) Ich habe hier nur Damköhlers angaben zur verfügung, aber wo die westlichen nachbardialekte die zwischenstufe *ie* und den übergang zu *î* belegen, wo die neigung der vocale dieser gruppe zur monophthongierung überall hervortritt, ist der weg *e* > *ẹe* > *ie* > *îe* > *î*^{e} > *î* und *i* > *ie* > *îe* u. s. w. absolut wahrscheinlicher als *î* > *îe,* dessen entstehung nach dem vocalismus eines anderen sprachgebietes angesetzt wird.

Wenn nun in dem mitten inne gelegenen ostfäl. gebiet, dem auch diese reste angehören, heute im allgemeinen monophthonge stehen, während die frühe überlieferung des mittelalters diphthonge zu fordern scheint,[2]) so ist der schluß naheliegend, daß die monophthongierung, die die östlichen nachbardialekte gegenwärtig, die nordnds. mundarten gegen ausgang der mnd. periode trifft, hier früher eingesetzt hat.

Ich will hier abbrechen, da ich mich doch im ganzen immer nur auf schon gesagtes berufen kann. Ich bin nicht auf alle einzelheiten von Fs.' beweisführung eingegangen, weil der hauptunterschied nicht in diesen, sondern im princip, in der methode liegt. Mag die eine oder die andere einzelheit auf dieser oder jener seite zu beanstanden sein, die hauptfrage scheint mir: Ist es möglich, an den mittelalterlichen schreibungen glatt vorbeizugehen? Ist es möglich, die ndrhein.

---

[1]) In Wermelskirchen (Hasenclever, Der dialekt der gemeinde W., diss. Marburg 1904. § 33) wird ursprüngliches *i* in offener silbe zu ī, 'das die leiseste neigung zeigt, zweigipflige betonung anzunehmen'.

[2]) Jeder der gelegenheit hat, mitglieder einer sprachgemeinschaft, die gewisse vocale zweigipflig spricht, zu hören und darüber zu befragen, weiß, wie selten auch der gebildete, oder vielleicht gerade dieser, der am schriftbild hängt, sich dieser aussprache bewußt ist. Zieht man dies in betracht, so wundert man sich, wie viele fälle der bezeichnung des zerdehnten lautes neben der alles überwuchernden kraft der schriftsprache doch noch vorkommen. Vgl. auch neben Beitr. 39, 130, anm. 3 Nd. jb. 11, 92, anm. 1. — Collitz, Wald. wb. s. 19* wirft sogar den neueren dialektschriftstellern, die direct mundart schreiben wollen, wie dem herausgeber von Papollere, vor, er setze neben *Vüugelken, Küüke* : *Vügelken Kükkendeure.*

formen der gegenwart allein zur aufklärung der älteren verhältnisse und zwar nicht nur der ndrhein., sondern sogar auch der sächsischen zu benutzen?

Es scheint das los der mnd. lautgesetze zu sein, daß man sich gegen ihre anerkennung lange verschließt; dieselbe ungläubigkeit, die die umlauterscheinungen so lange getroffen hat, scheint sich auch auf die mnd. zerdehnung zu erstrecken.

BRYN MAWR. AGATHE LASCH.

AORISTISCHE ADVERBIA IM MITTEL-NIEDERLÄNDISCHEN.[1])

Für die kennzeichnung des aoristischen präteritums stehen dem mnl. epischen dichter vier hilfsmittel zur verfügung:

I. die präfixe *ge-* und *ver-*,
II. das aoristische praesens historicum,
III. das aoristische perfectum narrativum,
IV. aoristische adverbia.

I. Die präfixe.

Selbstverständlich geht es mit der bedeutung der präfixe für die unterscheidung der actionsarten auch im mnl. des 13. jh.'s zu ende. Die aoristischen präfigierten imperfecta findet man nur noch in ziemlich formelhaften ausdrücken, fast ausnahmslos nur für die umschreibung der handlungen 'er sah', 'er hörte', 'er ergriff'. Der größte teil dieser formen zeigt sich überdies nur in typischer nebensatzform *alse hi ghesach, alse hi versach, alse hi verhoorde.* Auch wird in den hauptsätzen die stilistische wirkung nur erreicht, indem neben dem präfix eine auffallende wortstellung (spitzenstellung des objects) oder ein aoristisches adverb[2]) die wichtige momentane handlung hervorhebt und näher bestimmt:

Alex. III, 78 Dat versach daer Philotas.
Alex. VIII, 228 Dit verhoorde in corten tiden Alexander.

II. Das aoristische praesens historicum.

Die fähigkeit des mnl. praes. hist., sowohl aoristische wie imperfectische handlungen zu umschreiben, steht in auffallendem gegensatz zum mhd. epischen präsens, dessen function

[1]) Die ausführliche begründung der hier folgenden behauptungen findet man in meiner abhandlung 'De Vormen van het Aoristisch Praeteritum in de Middelnederlandsche Epische Poëzie' (W. L. & J. Brusse, Rotterdam 1914).

[2]) Vgl. unten s. 334.

sich auf 'recapitulierende schilderung' beschränkt.[1]) Zum beweise der vielseitigen entwicklung des mnl. praes. hist. werden hier einige beispiele citiert.

1. das recapitulierende praes. hist.:

Alex. IV, 1551 *Nu* als die sorgen *syn* alre meest
Ende beide de heren *syn* ghevreest
Leghet hi ende *slaept* al sachte

2. das aoristische praes. hist. in typischer nebensatzform:

Troje 630 Ende *alsen* Medea *versiet*
Luyct soe die oghen.

Parth. 4404 *Alsi* dat saghen, si *pongieren*

Ferguut 2668 *Alsi* dit die meester here *siet*
Trac hi enen brant uten viere

3. das aoristische praes. hist. in hauptsätzen:

Troje 918 Die figure nam bi daerna[2])
Die hem gaf Medea
Op sinen helm hyse *leghet*[2])

Ferguut 209 Doe quam Pertchevael toegeslegen
Ende *vint* den hert ant lant gedreven

Wal. 8550 Hi keerde syn ors ende *siet*
Na Waleweine.

In diesen nebensätzen und hauptsätzen sub 2. und 3. ist das praes. hist. aoristisch durch den formellen gegensatz zum imperfectum. Mit der nebensatzconstruction wäre zu vergleichen gotisch: Marc. V 22 *καὶ ἰδὼν αὐτὸν πίπτει πρὸς τοὺς πόδας αὐτοῦ* = Jah saiƕands ina *gadraus* du fotum Jesuis.

4. das praet. hist. in gruppen:

a) nur aoristische handlungen:

Parth. 4770 Die soudaen was voren uutgetrect
Met M ridders wel dors verdect
Daer die van buten jeghen quamen
In enen groenen mersch te samen.
Die *hurt* ute ende *doet* hem te voren

[1]) Vgl. Behaghel, Gebrauch der zeitformen u.s.w. s. 200; Wilmanns, D. gr. III, § 96; H. Herchenbach, Das praesens historicum im mhd., Palaestra CIV.

[2]) Auch hier spitzenstellung des objects (oder adv. best.).

Scilt aen hals`ende spere ghereclit
Parthonopeus *versietene* echt
Die eenradighe entie coene
Ende *hurt* ute joeste te doene
Jeghen hem.

b) aoristische + recapitulierende präsentia:

Fergunt 2069 So *dwinct* hem der minnen cracht (rec.)
Hine *weet* welc es, so dach so nacht (rec.)
Ofte avont of ter dagherake
Syn wert *versietene* tongemake (aor.)
Ende *vraget* vollic den jonchere (aor.)
Waeromme dat hi droevet so sere.

In diesen gruppen wird die aoristische natur der handlungen nicht durch den gegensatz zum imperfectum, sondern durch die art der handlung selbst bedingt. Auch ist dieses zusammentreffen von aoristischen und recapitulierenden präsentien in unbeschränktem maße[1]) ein beweis dafür, daß der syntaktische unterschied der beiden arten des praes. hist. nicht, wie Herchenbach annimmt, auf einen unterschied in der vergegenwärtigung beruhen kann.

III. Das aoristische perfectum.

Das mnl. epos zeigt einen umfangreichen gebrauch des erzählenden perfects. Dies ist um so auffallender, als das neuniederländische perfect keine absolute vergangenheitshandlung umschreiben kann: es wird in der volkstümlichen erzählung nur gebraucht für handlungen, welche in irgendeiner beziehung zur gegenwart des erzählers stehen. Dagegen ist der auffallende gebrauch des mnl. perfectum narrativum fast ebenso weit vorgeschritten wie der des süddeutschen perfects. Das frühzeitige entstehen dieser nachher verschwundenen gebrauchsart muß also aus specifisch epischen stileigentümlichkeiten erklärt werden.[2]) Das aoristische perfect muß aus

[1]) Vgl. 'De vormen van het aor. praet. u.s.w.', s. 55—77.

[2]) Dies macht die mnl. erscheinung interessant für die erklärung des süddeutschen perfects. Phonetische übergänge wie das schwinden der endsilbenvocale im schwachen präteritum sind nl. im niederl. nie aufgetreten. Mit recht sagt denn auch Behaghel s. 210: 'Es ist bedauerlich daß wir über das auftreten der perfectumschreibung auf nd. gebiet nichts genaueres wissen'.

dem perfectischen perfect (welches das ergebnis einer vergangenheitshandlung für die gegenwart des redenden angibt) entstanden sein. Der gebrauch des perfectischen perfects aber ist in der epischen erzählung nur möglich, wenn der dichter sich in die zeit der erzählung versetzt. Ohne diese epische vergegenwärtigung wäre also die entwicklung des mnl. aoristischen perfects nicht möglich gewesen.[1])

Beispiele[2]) des mnl. aoristischen perfects:

Troje 4679 Menoen hadde nu ende echt
In orloghe wel ghedaen.
Myn her Hector *heeft*ene *bestaen*
Ende *heeft* hem enen slach *ghegheven,*
Dat hi door den noet dors *heeft begheven*
Ende den helm metten vintailien
Heeft af *doen* vlieghen sonder failien.

Ferg. 5025 Si saten up ende voeren derwaert
Dus hebsi bestaen de vaert
Te Cantorbie *syn* si *comen*
Daer *heb*si den coninc *vernomen*

IV. Die aoristischen adverbia.

Der gebrauch der mnl. präsentia und perfecta, welcher zu der einfachen entwicklung der mhd. erzählenden tempora in starkem gegensatz steht, ist ohne zweifel wichtig für die beleuchtung verschiedener probleme der deutschen syntax und für eine eingehende vergleichung der niederländischen und deutschen syntaktischen verhältnisse überhaupt. Eine im rahmen der gemeingermanischen syntax interessante erscheinung bietet die aoristische wirkung gewisser adverbia.

Berechtigter anlaß zu der annahme, daß im germanischen die adverbia dazu dienen können einen satz als aoristisch zu kennzeichnen, ergibt sich aus der erklärung, welche Herbig[3]) von der 'perfectivierenden wirkung' der präfixe im idg. gegeben hat: 'Als ortsadverbia gaben sie (die präfixe) dem status motivus einer verbalhandlung eine bestimmte richtung oder ein bestimmtes ziel. Im letzten fall wirkten sie perfectivierend, denn das erreichte ziel setzt der verbalhandlung ein ende'.

[1]) Vgl. 'De vormen van het aor. praet.' s. 22—34.
[2]) Vgl. 'De vormen van het aor. praet.' s. 55—75.
[3]) Idg. forsch. 6, 222.

Der schluß ist demnach berechtigt, daß in jüngeren germ. dialekten nach dem absterben der aoristischen function der präfixe neue gruppen von adverbia 'dem status motivus ein bestimmtes ziel geben' konnten. Im mnl. kann man zwei wichtige gruppen unterscheiden:

1. Locale und temporale adverbia:

doe, daer, nu, hier; und weiter: *ter stede, ter wile, ter stont, mettien* u. s. w.

2. Adverbia, welche ursprünglich zum ausdruck des schnelligkeitsgrades dienen:

schiere, saen, thant, ter vaert, stappans, haestelike, vollike u.s.w.

Die aoristische function all dieser adverbia wird durch folgende umstände wahrscheinlich:

1. Aoristische präsentia und perfecta werden häufig von diesen adverbia begleitet:

Alex. III, 599 Dat *verhoort tehant* Macedo
Hi was der orloghen wel vro.

Parth. 4228 *Mettien sit* up die edelman
Ende ryt wech sinen hoghen telt.

Alex. III, 125 Die voer hi troosten ende *mettien*
Heeft hi Ysamnese versien.

Vergi 597 Die hertoghe orlof *ghenomen hevet*
Ende *es* van hem *ghesceiden daer*

Ferguut 4414 Hi ghinc hem meyen in dat gras
Alse daventure sonde gescien
Lunette *heeft* hi *saen versien*
Die utermaten serich quam
In sinen arme hise nam.

2. Viele präfigierte imperfecta werden von adverbia begleitet:

Alex. III, 78 Dat *versach daer* Philotas

Wal. 2472 Dat *versach doe* een seriant

Limb. III, 360 Ende myn her Heinryc *gegreep doe* syn ors.

3. Interessante parallelen bietet eine vergleichung des altfrz. Fergus mit der mnl. übersetzung. So stark wie im altfrz. hat sich im mnl. der gebrauch der erzählenden perfecta und präsentia nicht entwickelt. So kommt es, daß vielen dieser tempora im altfrz. im mnl. Ferguut aoristische adverbia entsprechen:

Fergus 2 : 29.	Ferguut 51:
Atant *salent* cil escuier	Die knapen sprongen op *ter vaert*
Por los harnois apariller	Elc sadelde syns heren paert
Metent seles sor ces destriers	Ende torsten hare somers *sciere*
Torsent chofres sorces soumiers	Ende worper op hare fortsiere
Si enselent ces palefrois	Dat harnash, was ghereet *snellyc*
Tost fu aprestes li harnois	Die coninc spranc op *hastelyc.*
Monte li rois, con est la soume	

Fergus 4 : 18.	Ferguut 114:
Li rois *a fait* son sairement	*Doe* swoer die coninc enen eet
Que la chace ne laissera	Dat hine sal laten die jacht

Fergus 5 : 1.	Ferguut 134:
En un ramier *s'est enbuissies.*	Hi liep neder *doe altehant*
	In enen broec.

4. Schon in der ags. und alts. epischen poesie, wo ja die aoristische function der *ga*-präterita verblaßt war, zeigen sich die anfänge dieser adverbialen bestimmungen. Von den 67 umschreibungen der aoristischen handlungen: 'er kam', 'er sah', 'er sprach', 'er ergriff' in den ersten 1887 versen des Beowulfliedes werden 41 vom adverb *þā* bestimmt. Von diesen 41 hat in 21 fällen das imperfect spitzenstellung, welche bekanntlich eintritt 'wenn auf dem verbum finitum der hauptnachdruck ruht'.[1])

Folgende satzformen sind im Beowulf typisch: *cōm þa, gefeng þā, grāp þā, geseah þā, angcat þā, gespracc þa, bugon þā tō benee* u.s.w.

Daß auch im Heliand die adverbia die momentane handlung kennzeichnen, ergibt sich aus Behaghels Syntax, z. b. § 419: 'Das verbum des satzes, in dem *sān* steht, (ist) regelmäßig ein perfectives verbum'. Besser könnte man sagen: 'Die durch *sān* bestimmte vergangenheitshandlung ist ausnahmslos aoristischer natur'.

Aus all diesem geht hervor, daß in einem satze die bedeutung eines zeitwortes in bezug auf die actionsart des satzganzen durch die anwesenheit eines aoristischen adverbs sich ändern kann:

[1]) Sievers Altgerm. metrik § 24, 3.

Ferg. 2233 Enen stoc hilt hi in syn hant
Hi kende Ferguut *tehant*
Ende riep.

Ferg. 3776 Ic wane hyt hadde in ene mute
Doen crupen, hadt geweest syn wille
Het *kendene saen*, het stont al stille.

Mit adverb bedeutet 'kennen' in diesen fällen: 'er *erkannte* sofort'. Ohne adverb würde es bedeuten: 'ihm *war* wohl *bekannt*'. Z. b.:

Ferg. 213 Ende blies drie werf, ende dede verstaen
Dat hi den hert hadde gevaen.
Die conine *kende* sinen horen
Hi riep ende noepede dors met sporen.

Andere zeitwörter:

Wal. 11038 Si daden met Walenweine varen
Rudders ende serjante mede
Ende somers, dur sine werdichede.
Drie milen gheleden sine verre
Doe was myn her Walewein *erre.*

Mit adverb bedeutet es: 'da wurde er böse . Ohne adverb würde es bedeuten: 'er war böse'.

Alex. VII, 328 Hi sach comen sine viande
Blikende ende ghewapent wel
Ende meneghen voetganger fel
Stappans was hi *in vare*

Mit adverb: 'da wurde ihm bange'. Ohne adverb: 'er hatte angst'.

Alex. V, 842 Des was sine blyscap groot
Mettien haddi int ghedochte
Datti woude . . .

Ohne adverb: 'er hatte die absicht'. Mit adverb: 'da *kam* ihm der gedanke'.

Zum beweise der bedeutung der aoristischen adverbia für den stil der mnl. epischen poesie citiere ich einige beispiele:

1. Aoristische tempora, *ge*-präterita und adverbia nebeneinander:

Ferg. 730 Hi voer emmer alse een brunt
Van watere hi algader seep
Tachterst hi sinen scacht *gegreep*

Ende stacken onder enen ouden boem
Die regen nam syns goeden goem.
Van vake heldi thoeft *mettien*
Ene joncfrouwe *heften versien*
Met vake sach sine bevaen
Ende *es vollyc* tote hem *gegaen*
816 Teerst dattem die joncfrouwe *siet*
In hare ansichte wart si roet
Vollec si jeghen hem opscoet
Ende Ferguut *heftene versien*
Ende wart oec up *mettien*

2. Typen der satzconstructionen mit aoristischen adverbien:

Alex. I, 154 Doe hyt hoorde, loech hi *tehant.*

Alex. I, 891 Alse Domestoen dit seide aldus,
Doe antwoerde hem Encinus

Alex. I, 744 Doe die coninc Pausanias
Olympiase lachter dede
Ende hi ooc mede ter selver stede
Dien coninc Philip sere wonde,
Dat hi ghenesen niet en conde,
Ter selver tyt, doe dat ghesciede
Quam Alexander ende hoerde die liede
Mesbaren ende vraechde wat ware.

Alex. I, 490 *Ende* ghinc voor sinen meester staen
Ende boghede over sine knien
Ende antwoordde hem *mettien*
Ende seide:

Alex. I, 257 Tenen tide sat die here
Te siere taflen met groter ere
Ende die coninghinne oec mede.
Doe quam *daer ter selver stede*
Neptanabus.

Alex. X, 850 'Dient waer dunct, volghe mi das'
Alexander hiet *te hant*
Sinen lieden rumen dlant.

3. Gruppen:

Alex. V, 403 Alse die here hadde gheseit
Syn suster voer enwech *ghereit*
Ter rechter siden, daer soe vant
Alexandere *al te hant*
Die bootscap, die haer was gheheten,
Seidesoe *saen*; al sonder beten
Keerde hare de vrouwe *ghereet.*

Hier ist besonders zu merken, wie die verstechnik eines dichters vom gebrauch dieser adverbia beeinflußt werden kann. Entweder werden die reimverse syntaktisch getrennt:

Wal. 8659 Die felle ridder wart up *mettien*
Ende bescreet syn ors *nadien*
Syn sweert trac hi *sonder beden*

9392 Een teldende paert nam hi *na desen*
Dat hi sadelde ende breidelde *sciere*.
Den sinen dedi die selve maniere.
Hi ledetse bede uut *ter vaert*.

oder die reimverse werden in stilvoller weise syntaktisch verbunden:

Wal. 7835 Aldus in deser selver maniere
Keerden uten carkre weder *sciere*
Die ridders.

Wal. 8408 Doe leetdi Waleweine *metter spoet*
Int stal; ende dede hem nemen *thant*
Tbeste ors.

Nicht nur im präteritum sondern auch im imperativ zeigt das mnl. adverbium aoristische wirkung. Wie im griechischen der aoristische und präsentische imperativ und im gotischen der imperativ und optativ, so verhalten sich im mnl. der imperativ 2. sg. + *nu* und der einfache imp. 2. sg.

Auch im mnl. tritt im zweigliedrigen gebote der unterschied am deutlichsten zutage.

. Reinaert 1449 'Grimbeert *nu hoert* haerwaert
Ende *vandet* mi *gheraden*.'

Das zweite glied des doppelgebotes bezeichnet 'eine entferntere vom ersten glied bedingte handlung'.[1]) Der fall ist vollkommen identisch mit dem gotischen Mc. VII: 14 *hauseiþ* mis allai jah *fraþjaiþ*.

Folgende verse zeigen einen einzigen adverbialen imperativ inmitten einer reihe umschriebener, einfacher imperative:

Wal. 4242 *Weten* ons wachten van sulken dinghen
Nu sit up ende *vant* verdraghen
Jou seer, ende laet jou niet versaghen.
Al hebdi enen slach ontfaen
So *vant* enen andren weder slaen
Ende *laet* ons onse ghesellen wreken.

[1]) Bernhardt: 'Der got. optativ', Zs. fdph. 8, 7.

Von all diesen befehlen und aufforderungen wird nur *nu sit up* bezogen auf eine momentane handlung, eine bestimmte sofort zu verwirklichende tatsache. Die anderen gelten für eine unbestimmte zeitstrecke, für gegenwart und zukunft zugleich.

Es leuchtet ein, daß das doppelgebot ein ergiebiges hilfsmittel zur epischen variation bilden mußte. Eine einzige handlung wird oft durch zwei synonymische imperative ausgedrückt, von denen nur der erste mit dem adverb verbunden wird:

Parth. *Nu hoort,* ghi heren, ende *swighet* stille

Hiermit könnte man vergleichen:

Heliand 5865 *Iliat* gi *nu* forð hinan
Gangat gāhlīkō.

Oft ist von zwei synonymischen imperativen der nichtadverbiale, wie im gotischen im doppelgebot der optativ, von einer vorausgesetzten bedingung abhängig:

Alex. IV, 70 Doene Daris versach
Riep hi lude '*nu segghe* mi
Twi du weens ende wat es di.'
. . . .
(bedingt:) Weetstu iet wat meeren mach
Minen rouwe . . . *secht* mi doch.

So bald auf diese synonymischen imperative der befehl einer neuen handlung folgt, tritt das adverb wieder auf:

Fergunt 3262 '*Nu segt* heme, dat icken groete
Ende alle die ridders die met hem varen
Sonder Keyen; *segt* hem te waren
Hebbicken lief, dats van verren.
Goede vrientscap sal lange merren.
Nu kere den roedere *te hant*'

Merlyn 9600 '*Nu swiget* alle ende *hoort*
Des conincs alreerste woort
Ende *staet* bet herwaert *nu*.'

LEYSIN (Schweiz). G. S. OVERDIEP.

ISIDOR UND MATTHÄUS.

Ich beginne mit einem bekenntnis. Im gegensatz zu Nutzhorn, dessen eine hypothese Kauffmanns eingehend begründender versuch, die denkmäler der Isidorgruppe in Murbach zu localisieren, als äußerst erfolgreich zu begrüßen ist und die ernsteste beachtung verdient, der aber (Zs. fdph. 44, 268) Klemms satzmelodischen untersuchungen über die vermeintliche einheitlichkeit des verfassers (Beitr. 37, 1) glaubens- und, wie es nach seiner bemerkung über die 'ungleichheit des tempos der sprache' scheint, außerdem verständnislos gegenübersteht, ist für mich durch Klemms grundlegende und bis in die einzelheiten hinein einleuchtende und zwingende erörterungen, bei deren genauer nachprüfung (für die freilich Christi mahnung Lucas 8, 8 unentbehrliche vorbedingung ist) es einem wie schuppen von den augen fällt, das problem der autorschaft endgültig im nichtunitarischen sinne gelöst. Daß es Steinmeyer (Unters. u. quellen z. germ. u. rom. phil. für Kelle 1, 147) nicht gelungen ist, Kelles ansicht (Gesch. d. d. lit. 1, 93. 337) verschiedener verfasserschaft zu widerlegen, hat bereits Klemm (s. 29) meines erachtens genügend dargetan: auch mir scheint, was bei unparteiischer prüfung von Steinmeyers argumenten als einigermaßen plausibel übrigbleibt, 'zu wenig, um als beweis dienen zu können' und die von Klemm (s. 30) demgegenüber angeführten stilistischen differenzen im gebrauch und in der wahl der worte, die sich übrigens leicht vermehren lassen (man vergleiche z. b. die bedeutungen von *beotan*, die gebrauchsweisen von *after, bi, durah, furi* und anderen präpositionen; vgl. Seedorf, Üb. synt. mittel d. ausdr. im ahd. Isid. s. 36. 38. 70. 86. 88), zeigen deutlich, daß auch die sprachlichen verhältnisse die annahme verschiedener verfasserschaft sehr wohl gestatten. Daß die sprachmelodische methode bei all ihrer evidenz aber nicht der einzige rettungsanker für unsere überzeugung ist, daß vielmehr auch die bisher üblichen philologischen methoden uns zu weiteren brauchbaren argumenten führen, möchte ich durch die folgenden kleinen beobachtungen erweisen.

Verschiedentlich war betont worden (vgl. besonders Kögel, Anz. fda. 19, 221), daß sich in dem verhältnis des ahd. Isidor und Matthäus (die kleineren stücke lasse ich als zu geringen umfangs, um sichere schlüsse zu ermöglichen, absichtlich beiseite) zu ihren lateinischen vorlagen erhebliche differenzen in bezug auf sprachbeherrschung und gewandtheit zeigten. Kelle (s. 338) gab dieser ohne zweifel richtigen beobachtung die exacte fassung: 'Der übersetzer des Isidors hat den lateinischen text, so schwierig er stellenweise auch ist, durchweg richtig wiedergegeben; der übersetzer des Matthäus hat seine vorlage selbst da, wo sie gar keine schwierigkeit bot, mitunter fehlerhaft übertragen'. Er führt dann drei beispiele an, darunter die im mittelalter verbreitete auffassung und übertragung von Pontius Pilatus als *pontischin herizohin,* die nach Steinmeyers treffender bemerkung (s. 148) aus der reihe der fehler auszuscheiden hat. Man hat diese fehler, die zweifellos vorhanden sind, noch nirgends, soviel ich sehe, übersichtlich zusammengestellt und doch kann man nur so zu einer beurteilung ihrer schwere und ihrer bedeutung für die in rede stehende frage kommen.

Der ahd. Matthäus zeigt folgende gröbere fehler und mißverständnisse:

dominus est enim filius hominis etiam sabbati = *truhtîn ist gawisso mannes sunu joh restitaga* 4, 17: der genetiv singularis 'sabbati' ist sinnloserweise als nominativ pluralis gefaßt, während *restitages* stehen müßte;

ecce puer meus, quem elegi, dilectus meus = *sê, mîn sunu, den ih yachôs, mînan leoban* 5, 6: 'dilectus meus' ist von 'elegi' abhängig gemacht, während *mîn leobo* stehen müßte;

vos ergo attendite parabulam seminantis = . . . *gahôrret bîworte dhes sâentin* 9, 7: 'attendere' steht hier im eingang der deutung des gleichnisses natürlich im sinne von 'achten, aufmerken', um es zu verstehen; der übersetzer, der zu *gahôrren* den dativ setzt, scheint es im sinne von 'gehorchen' verstanden zu haben;

inventa autem una pretiosa margarita = *funtan auh ein tiurlîh marigreoz* 10, 14: hier ist der ablativus absolutus, den der übersetzer sonst richtig erkennt und nachbildet (Seedorf s. 45), als nominativ mißverstanden und demgemäß übersetzt,

so daß die worte ohne jede syntaktische verbindung mit dem übrigen in der luft hängen; Grimm (Gramm. 4, 900), dem der übersetzer zu 'geschickt' erscheint, als daß man ihm ein solches versehen zutrauen dürfte, sieht darin das einzige beispiel eines absoluten nominativs, Seedorf (s. 48) ein anakoluth oder asyndeton, was mir beides viel weniger annehmbar erscheinen will angesichts der reihe der übrigen grammatischen fehler unseres textes;

ne forte clarior te superveniat = *ni ôdohwîla andrêr hlûttriro dir queme* 14, 10 (schon von Kelle angeführt s. 338): 'clarus' ist ohne rücksicht auf den sinn und zusammenhang des satzes in der gewöhnlichen bedeutung 'rein' mißverstanden, während es hier 'vornehm' bedeutet;

tauri mei et altilia occisa = *farri mîne enti daz hôhista sintun arslagan* 15, 9 (gleichfalls schon von Kelle angeführt): hier ist 'altilia' dem übersetzer nicht bekannt gewesen, der etwas wie 'altissima' im kopfe hatte;

vae vobis, duces caeci = *wê iu, leiditâ blintes* 17, 2: umgekehrt wie in der ersten stelle faßt der übersetzer hier den durch das dicht danebenstehende 'duces' doch genügend gekennzeichneten nominativ pluralis 'caeci' als genetiv singularis, wodurch etwas sinnloses entstanden ist; wenige zeilen weiter (17, 20) wiederholt er den gleichen fehler, indem er 'duces caeci' durch *leitente blintan* wiedergibt;

ein paar kleinere versehen, vor allem verwechslungen von singular und plural, finden sich dann noch 4, 8. 19, 1. 5. 10.

Wir finden also im ahd. Matthäus eine reihe ziemlich schlimmer, sehr elementarer schnitzer, von denen namentlich der erste und letzte von dem berühmten *kiscaft himiles enti erda* und dem *urlâz suntîkero* im St. Galler credo nicht allzu weit abstehen, und der übersetzer läßt sich diese in einem ganz einfachen, leicht verständlichen, durch keinerlei gedankliche spitzfindigkeiten und rhetorische floskeln belasteten texte, in der schlichten biblischen erzählung zu schulden kommen.

Angesichts dieser fehlerreihe und ihrer beschaffenheit halte ich es mit Kelle für ausgeschlossen, demselben manne, der hier auf verhältnismäßig ebenem boden schon so bedenklich ins straucheln gerät, zuzutrauen, er habe sich in so ausgezeichneter weise, wie es geschehen ist, durch das dornige

gestrüpp des isidorischen tractats auf dessen gewundenen pfaden zurechtgefunden, die nachzuwandeln selbst dem modernen gelehrten zuweilen schwer fällt, wie die scharfsinnige erörterung mancher stelle in Rannows arbeit über den satzbau des Isidor gezeigt hat. Sicherlich hat Steinmeyer recht, wenn er (s. 148) sagt, es mangle auch dem ahd. Isidor durchaus nicht an fehlern, und Kelle wäre genauer gewesen, wenn er in seinem oben citierten satze lieber 'fast durchweg' geschrieben hätte, aber diese fehler sind doch ganz anderer art, nirgends so grobe und elementare entgleisungen und darum auch viel entschuldbarer, weil schon das original selbst an einer großen zahl von stellen an unklarheiten leidet. Wer an der hand Rannows, des ausgezeichneten führers, den satzbau dieses wunderbaren verdeutschungswerks durchwandert, dem kommt es klar zum bewußtsein, wie ernst und eifrig dieser mönch um das verständnis seines autors gerungen hat und wie glänzend er es versteht, sich aus verwickelten und schwierigen stellen herauszufinden; daß auch er bei aller routine und aller feinheit ein paarmal als dormitans Homerus erscheint (wie Rannow s. 31 sagt), kann und darf nicht wunder nehmen. Holtzmann, Kögel, Rannow und Steinmeyer haben diese entgleisungen besprochen, auf deren einzelheiten ich hier nicht eingehen will: ich möchte nur darauf hinweisen, daß es, worauf schon Rannow hingedeutet hat, an vielen stellen erst noch festzustellen ist, wiefern etwa fehler der deutschen oder noch mehr der lateinischen überlieferung des Pariser codex vorliegen könnten, nach deren erkenntnis und beseitigung mehrfach auch der vermeintliche übersetzungsfehler verschwinden dürfte (vgl. Rannow s. 29. 38. 96. 97 und andererseits s. 50. 98. 103). Den elementaren fehler oder mißverstand allerdings, den ihm Steinmeyer (s. 148) zuschreibt und mit den sextanerschnitzern des Matthäus auf eine linie stellt, hat er nicht begangen, 'adbreviare', das 'verkürzen' bedeute, im sinne von 'aufzeichnen' genommen zu haben: das Danielcitat 'septuaginta ebdomadae adbreviatae sunt' (25, 22) hat er durchaus richtig durch *sibunzo wehhôno sindun chibrêuido*, 'adbreviare' also durch 'verbriefen' wiedergegeben, entsprechend Luthers 'siebenzig wochen sind bestimmt'.

Ich glaube, wir dürfen mit Kelle (s. 93) sagen: 'Soviel

steht auf alle fälle fest, daß sie (die übertragung des Matthäus) nicht von demjenigen herrührt, der den Isidor verdeutscht hat' und uns der bestätigung freuen, die Klemm mit hilfe der von Sievers begründeten sprachmelodischen methode für diesen satz beizubringen gelungen ist.

JENA, 13. mai 1914. ALBERT LEITZMANN.

ESEL UND GAUCH BEI WALTHER.

Zu der oben s. 216 gegebenen besserung der Waltherstelle Paul 48, 9 (= 73, 31 Lachmann) trage ich hier die begründung nach, für die dort kein raum war.

Solange man die fehlerhafte lesart Bodmers *un der gouch* für echte überlieferung von C hielt (= *un den gouch* A, *unde gouch* E), solange konnte Lachmanns fassung der zeile *hiure müezens beide 'esel' und 'der gouch'* als methodisch berechtigt gelten. Denn in der aus quelle *AC stammenden strophe konnte sowohl C als A die lesart der quelle bewahrt haben. Nachdem sich aber herausgestellt hat, daß C wie A *un den gouch* liest, ist damit die lesart der quelle *AC gesichert und Lachmanns text sinkt zu einer conjectur gegen die überlieferung herab, was v. Kraus, wie Wilmanns in seiner anzeige (Anz. fda. 33, 238) mit recht betont, hätte hervorheben sollen. Wir haben also jetzt nur eine zweifache überlieferung. Und so könnte denn die früher nur A zugeschriebene lesung *und den gouch* gesichert scheinen, die gegen Lachmann nach A allein schon Wackernagel-Rieger aufnahmen, denen sich Pfeiffer und Paul anschlossen; auch Hildebrand, Zs. fdph. 1, 443 f., der nur das fehlerhafte *der gouch* als 'rheinischen accusativ' erklären möchte.

Mit dieser lesung wäre die auffassung der stelle gegeben, daß Walther seinen feinden einfach einen bösen 'angang' anwünsche (vgl. Walther Paul 59, 5 = L. 118, 16). Aber dem

steht die große schwierigkeit entgegen, daß weder kuckuk noch esel deutsche angangstiere sind (s. Grimm, D. myth. 1079 ff. = [4]942 ff.). Hätte Walther seinen gegnern ernsthaft einen bösen angang wünschen wollen, so würde er statt esel und kuckuk gewiß etwa *hase* und *mûsar* gesetzt haben. Man hat zwar darauf hingewiesen, daß im deutschen aberglauben der kuckuk als weissagendes tier gilt (vgl. Grimm, D. myth. 641 = [4]563 ff.), aber vom esel ist auch das nicht zu melden. Und wenn M. Haupt[1]) aus einer Aristophanesstelle für die Griechen das eselsgeschrei als unglückverkündend nachweist, so kann man das nicht ohne weiteres für das deutsche mittelalter geltend machen und, wie M. Haupt versucht, zur deutung der Waltherstelle verwenden. In jedem falle aber hat alles das nichts mit dem angangsaberglauben zu tun, auf den Walthers *ê si enbizzen sîn* mit notwendigkeit hinweist. Denn selbst der kuckuk ist kein deutsches angangstier.

Eine ernsthafte anwünschung bösen angangs darf man also in unserer stelle nicht sehen. Es ist klar, daß Walther in der burlesk-humoristischen strophe mit dem angangsaberglauben nur spielt, daß er gauch und esel als angangstiere nur deshalb wählt, weil diese tiere als kräftige zoologische schimpfwörter gebraucht wurden.[2]) Walther wünscht also seinen feinden, sie möchten 'gauch' und 'esel' gescholten werden: 'nüchtern', mit scherzhafter anspielung auf den angangsaberglauben. Von der zweifachen überlieferung AC und E kann a priori jede das ursprüngliche bieten. Und es ist mir nicht zweifelhaft, daß wir mit E lesen müssen: *hiure müezens beide esel unde gouch hœren ê si enbizzen sîn.* Nur so kommt die eigentliche pointe des witzes zur geltung, die darin besteht, daß *esel unde gouch* in dieser lesung sowohl vocativ als accusativ sein können, vocativ als schelte, accusativ als 'angang'. Der schreiber der quelle *AC mißverstand den doppelsinn und gab durch zufügung des *den*[3]) dem ganzen die eindeutige beziehung auf den 'angang'. Die fassung Lachmanns dagegen stört den witz Walthers durch die festlegung des

[1]) Berliner index lectionum 1863/64 = Mauricii Hauptii opuscula 2, 257 f.

[2]) Vgl. dazu die schon von Wilmanns citierte Freidankstelle: *Esels stimme und gouches sanc erkenne ich âne ir beider danc.*

[3]) Nur zum zweiten glied nach mhd. art (Paul, Mhd. gr. § 321).

nominativ-vocativ, wodurch nur die schelte[1]) zum ausdruck kommt. Man wird sie deshalb jetzt, nun ihr die handschriftliche gewähr entzogen ist, nicht einmal mehr als gute conjectur gelten lassen dürfen.

HEIDELBERG, august 1914. W. BRAUNE.

LITERATUR.

(Verzeichnis bei der redaction eingegangener schriften.)

Aron, Albert W., Die progressiven formen im mittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen (= New York University, Ottendorfer Memorial series of Germanic monographs No. 10. Frankfurt a. M., Baer, 1914. — 112 s.

Beyel, Franz, Zum stil des Grünen Heinrich. Tübingen, Mohr, 1914. — VIII, 201 s. M. 4,00.

Blümel, Rudolf, Einführung in die syntax (= Indogerm. bibliothek. 2. abt., sprachwiss. gymnasialbibliothek hsg. von M. Niedermann, VI. band). Heidelberg, Winter, 1914. — XII, 283 s. M. 3,60.

Gering, Hugo, Glossar zu den liedern der Edda (Sæmundar Edda). 4. aufl. (= Bibl. der ältesten deutschen literaturdenkmäler. VIII b). Paderborn, Schöningh, 1915. — X, 229 s.

Gülzow, Erich, Zur stilkunde der krone Heinrichs von dem Tûrlin (= Teutonia, Arbeiten zur germ. philol. hsg. von W. Uhl, 18. heft). Leipzig, Haessel, 1914. — XXIV, 248 s. M. 6,00.

Hempel, Heinrich, Untersuchungen zum Wunderer. (Diss.) Halle 1914. — 101 s.

Heusler, Andreas, Die heldenrollen im Burgundenuntergang (= Sitzungsberichte der kgl. preuß. akademie der wissenschaften 1914, XLVII s. 1114—1143). — M. 1,00.

Kluge, Friedrich, Unser deutsch. Einführung in die muttersprache. Vorträge und aufsätze. 3. aufl. Leipzig, Quelle & Meyer, 1914. — 151 s. M. 1,00.

Neumann, Friedrich, Geschichte des neuhochdeutschen reims von Opitz bis Wieland. Erstes capitel: der reim und die qualität der *e*-laute. (Diss.) Göttingen 1914. — 102 s.

---

[1]) Gegenüber der ungenügenden deutung von Lachmanns text, die Wilmanns (Walther², s. 290) im anschluß an M. Haupt a. a. o. gibt: 'möchten sie doch nüchtern vom esel und kuckuk reden hören', hat Wallner (Beitr. 33, 41) die schelte richtig erfaßt: der 'angang' muß dabei freilich zu kurz kommen.

Poppen, Hans, Das Alexanderbuch Johann Hartliebs und seine quelle. (Diss.) Heidelberg 1914. — 80 s.

Reallexikon der germanischen altertumskunde unter mitwirkung zahlreicher fachgelehrten hsg. von Johannes Hoops. II. band; 3. lieferung (goldschmiedekunst — handel. Mit 15 tafeln und 15 abbildungen im text). Straßburg, Trübner, 1914. — S. 265—408.

Roth, Wilhelm, Die wortstellung im aussagehauptsatz angelsächsischer originalprosa (Annalen 800—900, 1066—1154) (capitel A—E). Berliner diss. 1914. (Aus: 'Palaestra'). — 97 s.

Uhl, Wilhelm, Winileod, 2. teil. Mit 1 porträt und 19 tafeln sowie einem register zu beiden teilen (= Teutonia, arbeiten zur germ. philol. hsg. von W. Uhl, 5. heft, supplement), Leipzig, Haessel, 1913. — XIV, 155 s. M. 6,00.

Väterbuch, Das, Aus der Leipziger, Hildesheimer und Straßburger handschrift hsg. von Karl Reissenberger (= Deutsche texte des mittelalters hsg. von der kgl. preuß. akademie der wissenschaften. Band XXII). Mit 3 tafeln in lichtdruck. Berlin, Weidmann, 1914. — XXV, 643 s. M. 23,00.

Zwierzina, Konrad, Lupold Hornburgs gedichte. (S.-A aus: Festschrift des k. k. erzherzog Rainer-realgymnasiums in Wien ... 1864—1914. Wien, Carl Fromme). S. 115—136.

Berichtigung zu Beitr. 39, 362.

In dem aufsatz 'Das alter der Benrather linie' ist ein irrtum unterlaufen. Ich habe trotz der richtigen darstellung in Wredes dialektgeographie, heft 5, die reichsherrschaft Mylendonk und die für sie nachgewiesenen daten statt der grafschaft Dyck bei einer teilbestimmung der Benrather linie verwertet. S. 369 ist zeile 4 'grafschaft Dyck' einzusetzen; zeile 6—8: In der grafschaft Dyck ist Aldenhoven 1334 zu belegen (Lac. UB. 3, 285, DDGV § 287). Zeile 16 muß es heißen: läßt sich nicht vor 1334 erkennen; zeile 23: des 12. 14. jh.'s identifiziert. S. 370 sind die angaben über Mylendonk zeilen 5, 6 und 11, 12 zu streichen; ebenso s. 371, zeilen 22, 23 und zeilen 31—35. S. 371, zeilen 26—31 ist so zu ändern: Und nur die tatsache, daß die grafschaft Dyck einen seit 1334 erkennbaren festen grenzgegensatz zu Kurköln darstellte, mag die alte normallinie an dieser stelle vor einer vollständigen auflösung bewahrt haben. — An den einzelnen und allgemeinen ergebnissen des aufsatzes ändert diese correctur nichts.

Th. F.

347

EINE QUELLE DES MUSPILLI.

I.

Gustav Grau hat in seinem für die altgermanische literaturgeschichte höchst wertvollen buche über 'Quellen und verwandtschaften der älteren germanischen darstellungen des jüngsten gerichts' (Studien z. engl. philologie hsg. von L. Morsbach 31) nachzuweisen versucht, daß die hauptquellen des Muspilli zu suchen seien in des Syrers Ephraem beiden sermonen 'In eos qui in Christo obdormierunt' und 'De cruce'. Demgegenüber führte Guntermann in seiner ausführlichen recension (Zs. fdph. 41, 401 ff.) aus, Ephraem habe wohl nur indirect durch vermittlung jüngerer predigtliteratur auf das deutsche gedicht eingewirkt, und er brachte stellen aus predigten des Eligius von Noyon und Caesarius von Arles bei, die zu den deutschen versen zum teil genauer stimmen als der text Ephraems, ohne daß dabei doch eine bestimmte, fortlaufende einzelquelle für das Muspilli gewonnen würde. Und schließlich gelangte Ehrismann in seiner eingehenden kritik von Grau's ergebnissen (Anz. fda. 35, 188 ff.) zu dem schluß, daß Ephraem 'nur in beschränktem maße und lediglich für einige teile des Muspilli den ausgang gebildet hat; daß er jedoch nirgends die unmittelbare vorlage bildete, sondern daß dies eine lateinische predigt oder, weniger bestimmt ausgesprochen, die lateinische predigtlitteratur war'. Im folgenden soll über Grau und seine recensenten hinaus der versuch gemacht werden, in einem germ. gedicht wenn auch nicht die einzige quelle, so doch das anregende und oft bis in einzelheiten hinein bestimmende vorbild des Muspillidichters aufzuzeigen.

Schon Müllenhoff hat in seinen und Scherers 'Denkmälern deutscher poesie und prosa' (vgl. bd. 2³, 30 ff.) auf einzelne

anklänge des gedichtes an die ags. Weltgerichtsdichtung Crist III (Grein-Wülker, Bibliothek der ags. poesie, bd. 3,27 ff.) hingewiesen und bemerkt, daß besonders in der schilderung der mit dem gericht verbundenen naturvorgänge 'fast alle einzelheiten' zum Muspilli stimmen (a. a. o. s. 38); aber einen directen zusammenhang zwischen beiden gedichten hat er nicht angenommen. Es soll nun zunächst gezeigt werden, daß die zahl und bedeutung der übereinstimmungen weit größer ist, als man bisher meinte, und weiter soll sich daran ein versuch knüpfen, die möglichkeit und die art eines wirklichen Zusammenhanges näher zu bestimmen.

Besonderes gewicht darf man legen auf einen einzelnen zug, der in der form, wie ihn das Muspilli bietet, in der eschatologischen literatur nur ganz spärlich bezeugt ist. Anstatt nach der üblichen auffassung (Apokalypse 6, 12. 13) zu schildern, wie der mond blutrote farbe annimmt und die sterne herniederstürzen, sagt der dichter[1]): *mâno vallit* (v. 54). Das gleiche motiv kann Grau (s. 58) nur als abweichende lesart einer einzelnen handschrift der pseudo-Johannesapokalypse nachweisen. Wenn es nun aber auch im ags. Crist III (v. 938 f: *mona þæt sylfe, þe ær moncynne nihtes lyhte, niþer gehreoseð*) begegnet, so erscheint es sonderbar, daß gerade die altgermanische geistliche dichtung zweimal einen so seltenen zug aus einer kaum überall zugänglichen quelle entnommen haben sollte, und der gedanke muß sich aufdrängen, ob nicht hier zwischen den beiden germ. werken ein directer zusammenhang besteht und also nur für eins von beiden entnahme dieses motivs aus gelehrter quelle angenommen zu werden braucht.

Bei näherem zusehen findet man nun, daß die schilderung von den dem gericht vorangehenden furchtbaren naturereignissen, zu denen auch das eben erwähnte schicksal des mondes gehört, wohl nirgends in gleicher vollständigkeit die im Muspilli (v. 51—62) aufgezählten motive gleichfalls enthält wie im Crist III (v. 931—941. 950—1007). Dem *sô inprinnant die pergâ* (v. 51) läßt sich gegenüberstellen: (*se swearta lig nimeð*) *eorþan mid hire beorgum* (v. 968) oder *beorgas*

[1]) Das Muspilli ist im folgenden stets nach Braunes Ahd. lesebuch[7] citiert.

gemeltað ond heahcleofu (v. 978). Die im Muspilli folgende erwähnung der bäume findet sich im Crist so wenig wie in dem von Grau als quelle angenommenen sermo Ephraems, und man wird Ehrismann (a. a. o. s. 193) zustimmen dürfen, wenn er meint, sie sei 'vom dichter hinzugefügt, indem er die alliterierende formel *poum* und *pereg* (vgl. Wessobr. gebet v. 3) im gedächtnis hatte'.[1]) Weiterhin macht das feuer des weltgerichts wie im Muspilli (52 f.) so auch im Crist (v. 967) die wasser schwinden, und die fügung *ahâ artruknênt, muor* (oder *lagu*?) *varsuuilhit sih* kann wohl ebensogut durch die erwähnung von meer, flüssen und quellen in der Apokalypse (cap. 8, v. 8 ff.) angeregt sein wie durch die aufzählung der verschiedenerlei gewässer in der von Grau herangezogenen Ephraemstelle: *deficient fluvii, evanescent fontes, mare exsiccabitur.* Daß die feuerlohe den himmel verzehrt (v. 53 b), steht nicht im Sermo de cruce (Grau s. 237), wohl aber im Crist (v. 968), und das gleiche gilt, wie schon erwähnt, vom herabfallen des mondes (v. 54 a). Dieselbe stelle der ags. dichtung, an der das verbrennen von bergen, wasser und himmel geschildert ist, spricht auch vom brand der erde (v. 968), die dann gleich darauf (v. 972) mit einem im selben zusammenhang auch vom Muspilli (v. 54 b) gebrauchten ausdruck als *middangeard* bezeichnet wird. Und weiterhin spricht der halbvers *stên ni kistentit* (v. 55 a), der wieder nicht aus der von Grau angenommenen hauptquelle stammen kann, mit anderen worten dasselbe aus, was im Crist (v. 977 f.) wiedergegeben ist als: *hreosað geneahhe tobrocene burgweallas.*

Die wendung, daß mit den vernichtenden flammen gleichzeitig das gericht ins land gefahren komme, die menschen heimzusuchen (v. 55 f.), hat ihr gegenstück in der viel breiteren erzählung im Crist v. 925 ff.: wenn der herr zum *þing* fährt, wenn er *eorðan mægðe sylfa geseceð* (v. 947 f.; vgl. *viriho uuîsôn*), dann geht vor ihm her *wælmfyra mæst ofer widne grund* (v. 932). In v. 59 tritt dann neben dem feuer noch der sturm (*luft*) verheerend auf. Dieses motiv, das der geistlichen literatur keineswegs fremd ist, aber in der von Grau angenommenen quelle nicht begegnet, tritt im Crist mehrfach kräftig hervor:

---

[1]) Vgl. übrigens Apokalypse 8, 7.

mit dem feuer zusammen wird der sturm genannt, wenn es v. 975 f. heißt: *fylleð on foldwong fyres egsan widmære blæst woruld mid ealle*; die stürme machen die welt leer (*woniað* v. 952), wie sie sie nach dem Muspilli 'ausfegen'; und wie hier *daz preita uuasal* dabei verbrennt, so heißt es im Crist von den stürmen, die hier u. a. als *seo stronge lyft* bezeichnet werden, daß sie *brecað brade gesceaft* (v. 992). Vielleicht führt sogar von dem an der hier zuerst genannten ags. stelle gebrauchten *foldwong* ein gedanklicher verbindungsweg über das in beiden zusammensetzungsgliedern entsprechende ahd. compositum *erdwaso* zu dem vom Muspillidichter schließlich verwendeten *uuasal*. Auf jeden fall darf man annehmen, daß er bei seiner wortwahl von erinnerungen an mehrere inhaltlich hergehörige stellen im Crist beeinflußt wurde (*lyft* : *luft; woniað* : *arfurpit; daz preita uuasal* : *brade gesceaft; foldwong* : *uuasal*). Von den im zusammenhang mit den vernichtenden naturvorgängen begegnenden gedanken von Muspilli v. 57 und 60 f. wird weiterhin noch zu sprechen sein. Hier sei nur erwähnt, daß das schlußbild des abschnittes: die in verzweiflung dastehende seele, erinnert an die im Crist mehrfach wiederkehrende beschreibung vom klagegeschrei der schuldbewußten und der vom brande erfaßten schuldigen (v. 890 ff. 961 ff. 992 ff.).

II.

Noch deutlicher vielleicht als in dem soeben besprochenen abschnitt tritt die übereinstimmung des Muspilli mit dem Crist hervor in dem hauptteil des gedichtes, der das eigentliche gericht behandelt (v. 73 ff.). Kaum ein gedanke der deutschen dichtung ist hier ohne entsprechung in der ags., und mehrfach finden sich dabei directe wörtliche anklänge.

Wie nach v. 73 wird auch nach dem Crist die fahrt des richters angekündigt durch den schall der himmlischen posaune (v. 879 ff. 948 ff.). Und vielleicht ergibt sich aus der ausdrucksweise des ags. gedichts eine möglichkeit zur erklärung der eigentümlichen alliterierenden bindung von *kilûtit* mit *himilisca horn*. Dem bayrischen dialekt des deutschen dichters entspricht diese bindung nicht mehr (vgl. *lôssan* : *lêuuo* v. 82); aber von versen wie Crist 949: *hlud gehyred heofonbyman stefn* oder

883: *hruse under hælepum; hlydað tosomne* her mochte ihm die bindung von 'lauten', 'laut' mit *h*-wörtern im ohre liegen und so seine wortwahl in v. 73 unwillkürlich bestimmen. Zeile 75—77 schildern, wie der richter, von einer unüberwindlichen heeresmacht begleitet, zur dingstätte fährt. Daneben kann man die ganz entsprechende stelle des Crist (v. 925 ff.) halten: *þonne he frean gesihð ealra gesceafta ondweardne faran* (vgl. *verit*) *mid mægenwundrum mongum to þinge* (vgl. *ze deru mahalsteti*), *ond him on healfa gehwone heofonengla þreat ymbutan farað, ælbeorhtra scolu, hergas* (vgl. *herio meista*) *haligra heapum geneahhe.* Das *herio meista*, dem niemand zu widerstehen vermag, kann sehr wohl entsprungen sein aus wendungen wie *mid mægenwundrum mongum* oder *mid þy mæstan mægenþrymme* (v. 1009). Denn mochte diese der ags. dichter auch im sinne von *majestas, miraculum majestatis* gemeint haben, so konnte doch andererseits auch der begriff 'wunder an heeresmacht', also 'unüberwindliche heeresmacht' in sie gelegt werden. In v. 79—84 erzählt das deutsche gedicht, wie engel die toten erwecken, damit ein jeder sich vor dem gericht verantworte. Derselbe gedanke findet im Crist zweimal (v. 879 ff. 1022 ff.) ausführliche darstellung: v. 887 ff.: *weccað* (vgl. *uuechant*) *of deaðe dryhtgumena bearn, eall monna cynn to meotudsceafte* (vgl. *uuîssant ze dinge*) *egeslic of þære ealdan moldan* (vgl. *fona deru moltu*), *hatað hy uppastandan* (vgl. *arstên*); v. 10024 ff.: *þurh þrym þreað þeoda* (vgl. *deotâ*) *gehwylce, hateð arisan reordberende of foldgrafum* (vgl. *ar dero lêuuo vazzôn*); v. 1030 ff.: *sceal þonne anra gehwylc* (vgl. *denne scal manno gilîh*) *fore Cristes cyme cwic arisan, leoðum onfon ond lichoman, edgeong wesan* (vgl. einfacher: *scal imo avar sîn lîp piqueman*) .... *sceal on leoht cuman sinra weorca wlite ond worda gemynd ond heortan gehygd* (inhaltlich vgl. v. 83. 84).

Das bild des richters, der auf dem stuhle sitzt, über alle völker zu richten, hat das Muspilli (v. 85. 86) wiederum gemein mit dem ags. gedicht (v. 1217 ff.): *þonne Crist siteð* (vgl. *denne der gisizzit*) *on his cynestole* ... *folca gehwylcum scyppend scinende scrifeð bi gewyrhtum;* daß dabei für den begriff *folca gehwylcum* der übliche katechismusausdruck *tôtên enti quekkhên* (vgl. Helm, Beitr. 35, 322) eingetreten ist, beweist nichts gegen

die verwandtschaft der stellen. Den richterstuhl umsteht ein kreis von getreuen: neben *engilo menigî* wird dabei noch *guotero gomono gart* genannt. Dazu stimmt, daß der Crist in begleitung des nahenden richters nicht nur engel, sondern auch 'gute menschen', nämlich heilige, daherkommen läßt: v. 942: *wile ælmihtig mid his engla gedryht mægencyninga meotod on gemot cuman. Bið þær his þegna eac hreþeadig heap: halge sawle mid hyra frean farað;* ebenso werden v. 925 ff. neben dem *heofon-engla þreat* die *hergas haligra* genannt. Es ist dies wieder ein punkt, an dem die von Grau angenommene hauptquelle versagt.

Alle erweckten müssen nun vors gericht, keiner kann da etwas verheimlichen: diese erzählung des Muspilli (v. 89. 90) findet ihr gegenstück in einer direct an den bericht von der auferweckung anknüpfenden stelle des Crist: v. 1041 f.: *micelariseð* (vgl. *arstênt*) *dryhtfolc to dome* (vgl. *ze deru rihtungu*), und daran schließen, ohne daß wichtige zwischenglieder sich noch davor einschieben, die worte v. 1048 ff.: *ne magun hord weras heortan geþohtas fore waldende wihte bemiþan* (vgl. *uuiht pimîdan ni mak*). Und auf diese wörtliche übereinstimmung, die kaum auf bloßem zufall beruhen kann, folgt dann, wenn man zunächst von den später noch zu erwähnenden versen 91—93 des Muspilli absieht, alsbald eine nicht minder schlagende mit dem im Crist unmittelbar anschließenden verse; die zeile: *daz er kitarnan megi tâto dehheina* gibt mit verwendung derselben worte und desselben stabreims den sinn der ags. kurzzeile: *ne sindon him dæda dyrne* wieder, und die aus metrischen gründen in der nächsten zeile ergänzte form *kichundit* findet ihre bestätigung durch das *cuð* der folgenden kurzzeile im Crist (*ac þær bið dryhtne cuð* = *niz al fora demo khuninge kichundit uuerde*). Darauf folgt im Muspilli die bemerkung: nur fleißiges almosengeben und fasten bei lebzeiten könne vor dem kommenden gericht bewahren. Grau will dies aus dem Sermo de cruce herleiten, wo in entsprechendem zusammenhang die rede ist von denen, *qui misericordiæ opera coluerunt et vere pœnitentiam egerunt* und als einsiedler *caste ac integre* gelebt haben. Aber die unmittelbare zusammenstellung nur der begriffe almosen und fasten ist gewiß nicht erst vom dichter aus diesem weiteren begriffskreise herausgelöst, sondern es

handelt sich bei ihr um eine der geistlichen literatur geläufige wortverbindung. So sagt etwa Alcuin in seiner an den grafen Wido gerichteten schrift De virtutibus et vitiis[1]) c. 17: *efficacissima enim pro peccatis deprecatio est in eleemosynis atque jejuniis,* oder c. 10: *quid superbit terra et cinis* (= Sirach 10, 9), *dum vento superbiæ dispergitur, quod jejuniis et eleemosynis congregare videtur.* Für die fragliche Muspillistelle gilt offenbar dasselbe wie für die verwendung des ausdruckes 'richten über die toten und die lebenden' in den versen 74a und 86: der geistliche dichter verwendet einen ihm aus der literatur (vgl. auch Guntermann a. a. o. s. 412) oder dem gottesdienst ganz geläufigen gedanken, wo der zusammenhang seines gedichtes ihn nahelegte.

In v. 99 wird wieder eine durch den stabreim nahegelegte conjectur bestätigt durch den vergleich mit einer verwandten stelle im Crist (v. 1077 f.): wenn die auferstandenen vor dem richter erscheinen, heißt es: *þonne beoð bealde* (vgl. *denne der paldêt*), *þa þe beorhtne wlite meotude bringað.* Und die letzten vier erhaltenen zeilen bringen wieder nichts, was nicht auch, zum teil mit denselben worten, in dem ags. gedicht stünde. Das kreuz des herrn, heißt es, wird herbeigetragen. Nun wird sonst in schilderungen des jüngsten gerichtes das signum filii hominis gewöhnlich nicht in diesem zusammenhang, sondern früher, als ein vorzeichen des nahenden gerichtes, genannt (vgl. Grau s. 64 f. 250 f.). Auch in Ephraems Sermo de cruce erscheint es so (Gerardus Vossius, Ephraem Syri opera omnia, Coloniæ Agrippinæ 1675, s. 701 B); es wird aber hier später, nachdem schon von dem weltbrand und der auferweckung der toten die rede gewesen ist, nochmals auf dieses vorzeichen zurückgegriffen (s. 702 B). Der Crist weiterhin kennt nur diese zweite erwähnung des kreuzes: als schon die auferstandenen vor dem richter stehen, wird v. 1065 f. genannt *seo hea rod, ryht aræred rices to beacne;* aber das kreuz wird doch an eben dieser stelle zusammen genannt mit anderen erscheinungen, welche die menschen *bonnað,* also 'vor das gericht laden'; die erwähnung des kreuzes bezeichnet dieses also noch als eine nur an früherer stelle nicht besonders genannte vorerscheinung

---

[1]) Migne, Patrologia Latina 101, 613 ff.

des gerichtes. Anders liegen die dinge im Muspilli: hier wird das kreuz erst während des gerichtes selbst *furi kitragan.* Daraus geht aber klar hervor, daß man als unmittelbare vorstufe für diese neuerung des dichters wohl die darstellung im Crist ansehen kann, wo das kreuz erst beim gericht selbst, wenn auch mit einer hindeutung auf seine eigenschaft schon als vorzeichen, erwähnt wird, nicht aber die darstellung Ephraems, bei dem der charakter als vorzeichen ganz anders deutlich hervortritt. Und wenn diese erwägung noch nicht genügt, um darauf die annahme einer directen abhängigkeit des Muspilli vom Crist zu gründen, so vermögen doch wörtliche berührungen zwischen beiden texten entscheidend ins gewicht zu fallen. Denn im Crist heißt es weiter nach der ersten erwähnung des kreuzes: v. 1084 ff.: *þæt þær fore ellþeodum usses dryhtnes rod* (vgl. *daz frôno chrûci*) *ondweard stondeð ... þæt þeah to teonum geteod weorþeð þeodum to þrea, þam þe þonc gode womwyrcende wita ne cuþun, þæs he on þone halgan beam ahongen wæs* (vgl. *dar der hêligo Christ ana arhangan uuard*).

Für das letzte motiv, dessen darstellung im Muspilli noch bewahrt ist: Christus zeigt die wunden, die er für die sünder erduldet hat, kann Grau in seinem Ephraem-sermo wiederum kein vorbild nachweisen. Im Crist dagegen folgt wie im Muspilli auf die erwähnung des kreuzes unmittelbar die nennung der wunden (v. 1108 ff.), und wieder finden sich hier wörtliche berührungen zwischen beiden gedichten: v. 1116 ff.: *eall þis magon him sylfe geseon þonne open orgete, þæt he for ælda lufan firen fremmendra fela þrowade* (vgl. *dio er duruh desse mancunnes minna fardolêta*). Und auch der vom Muspilli hier gebrauchte ausdruck *mancunni* begegnet im Crist ganz kurz vorher: v. 1095 ff.: *fore moncynnes manforwyrhtu, þær he leoflice lifes ceapode þeoden moncynne.*

Die einleitung zu der soeben durchgesprochenen schilderung des eigentlichen gerichtes (Muspilli v. 73 bis schluß) wird schon gebildet durch die verse 31—36. Hier wird, wie das auch weiterhin immer wieder durchklingt, der göttliche richter aufgefaßt als ein könig, der nach art des germanischen herrschers die banngewalt ausübt. Solches hineintragen altgermanischer verhältnisse in biblische oder legendarische er-

zählungen ist eins der wichtigsten merkmale der ags. geistlichen dichtung. Lange bevor der Heliand die gestalten des neuen testamentes in altgermanischer tracht einherschreiten ließ, hatten ags. dichter zum teil mit höherem poetischen schwung und mit größerer consequenz proben von derartiger behandlung geistlicher stoffe abgelegt. Der Crist III gehört nun nicht zu den werken, in denen diese 'germanisierung' stark hervortritt. Aber gerade die elemente, die für die soeben genannte Muspillistelle bezeichnend sind, vermochte er doch dem nachbildner zu liefern. Auch ihm ist gott ein könig: als *cyning* wird er etwa bezeichnet in v. 828. 1627. 1630. 1663, und noch näher dem ausdruck *der mahtîgo khuninc* kommen die benennungen *mægna cyning* (v. 833) und *tirmeahtig cyning* (v. 1166). Die verwendung des ziemlich farblosen 'könig', die beiden gedichten mithin gemeinsam ist, darf übrigens im gegensatz zum gebrauch inhaltsreicherer und noch mehr gerade den germanischen könig bezeichnender ausdrücke wie *hlaford, sincgiefa, sigedryhten* als kennzeichnend für die art des Crist III gelten.

Das gericht wird im Muspilli als germanisches *mahal* (v. 31. 77) und *ding* (v. 80) bezeichnet, wie auch der Crist den entsprechenden ausdruck *þing* (v. 927) gebraucht. Wie im deutschen gedicht der könig *daz mahal kipannit,* den *pan* ausübt, so bezeichnet auch die ags. dichtung das laden vors gericht als *bonnan* (v. 1067). Und wie nach Crist v. 1066 das kreuz vor den schuldigen errichtet steht *rices to beacne,* so müssen sie auch nach dem Muspilli v. 35 *vora demo rîhhe* rechenschaft ablegen. Endlich zeigt sich in der Muspillistelle nicht nur gebrauch entsprechender worte, sondern auch derselben reimstäbe wie im Crist v. 1050 ff.: *bið dryhtne cuð, hu monna gehwylc* (vgl. *allero manno uuelìh*) *ær earnode eces lifes, ond eall ondweard, þæt hi ær oþþe sið worhtun in worulde* (vgl. *pi daz er in uuerolti eo kiuuerkôt hapêta*).

Anhangsweise sei hier noch die besprechung zweier bisher übergangener stellen aus der gerichtsschilderung des Muspilli angefügt. Die worte: *dâr ni mac denne mâk andremo helfan vora demo mûspille* (v. 57) leitet Grau (s. 241) aus einem mit keiner der beiden von ihm angesetzten hauptquellen identischen Ephraem-tractat her. Es sei aber hier darauf

hingewiesen, daß eine stelle ganz entsprechenden inhaltes sich auch findet in der homilie des pseudo-Chrysostomus (Migne, Patrologia Græca 61, 775), die nach Grau auf weite strecken als hauptquelle des Crist III zu gelten hat[1]): *οὐδεὶς οὐδενὶ παραστήσεται, ἢ βοηθήσεται παρά τινος, οὐ πατὴρ υἱὸν, οὐ μήτηρ θυγατέρα, οὐκ ἀδελφὸς ἀδελφὸν, οὐ φίλος φίλον, οὐ δεσπότης δοῦλον, οὐ δοῦλος δεσπότην* (vgl. Grau s. 62). Ferner verweist Grau (s. 247) für v. 78: *dâr uuirdit diu suona, dia man dâr io sagêta* auf eine stelle in dem Sermo de cruce, wo auf eine prophezeiung des Daniel angespielt wird. Da es sich aber bisher nirgends als notwendig ergeben hat, direct auf diesen sermo zurückzugehen, so ist es vielleicht von wert, festzustellen, daß auch hier wieder die homilie des pseudo-Chrysostomus entsprechendes bietet; nachdem von der erweckung der toten zum gericht die rede war, wird das citat angefügt: *ὡς εἶπεν ὁ ἀπόστολος Παῦλος, ὅτι ‘Σαλπίσει καὶ οἱ νεκροὶ ἐν Χριστῷ ἀναστήσονται’.* Wie hier unmittelbar nach, so steht im Muspilli unmittelbar vor dem bericht von der allgemeinen auferweckung dieser hinweis auf eine prophezeiung. Sollte nun nicht für die beiden hier genannten Muspillistellen eine gemeinsame herleitung möglich sein? Der ags. Crist ist nur in einer einzigen handschrift überliefert, die zeitlich und sprachlich von dem original der dichtung abliegt. Da wäre es denn wohl denkbar, daß letzteres einzelne verse enthielt, die in einer späteren abschrift ausgefallen sind, ohne daß dadurch inhaltlich eine fühlbare lücke entstand. Ist also Grau's ansicht, daß der text des pseudo-Chrysostomus in irgend einer form quelle des Crist war, richtig,[2]) so darf man vermuten, daß die zwei kleinen angaben, die das Muspilli mit dieser quelle gemein hat, die aber dem Crist fehlen, in dieser dichtung ursprünglich auch gestanden haben und vom Muspilli-

[1]) Vgl. Joannis Chrysostomi Opera omnia ed. Bernardus de Montfaucon, Paris 1732, bd. 10, 832.

[2]) Es liegt hier wie auch bei anderen für den Crist angenommenen quellen die schwierigkeit vor, daß von directer benutzung einer griechischen vorlage durch den Angelsachsen nicht die rede sein kann. Wo sich nicht nachweisen läßt, daß die betreffenden texte schon früh auch in lateinischer übertragung verbreitet waren, ist wirkliche sicherung solcher quellenhypothesen nicht zu erreichen.

dichter noch aus ihr entnommen werden konnten. Im übrigen ist es aber kaum von ernstlicher bedeutung für die hier vertretene gesamtauffassung, ob man diese letzte vermutung gut heißt oder nicht. Denn der dichter des Muspilli kann die beiden fraglichen sätze natürlich auch aus anderweitiger eigener kenntnis von schriften oder predigten, die sich mit dem beliebten thema des jüngsten gerichtes beschäftigten, entnommen haben. Auch Otfrid verweist ja in seiner gerichtsschilderung auf die worte eines propheten (Zephanja 1, 15. 16, vgl. Otfrid 5, 19, 21 ff.) und spricht davon, daß dem menschen dann weder weib noch kind noch dienerschaft helfen könne (5, 19, 47 ff.).

III.

Aus dem bisherigen geht hervor, daß die schilderung des eigentlichen jüngsten gerichts im Muspilli einschließlich der vorausgehenden naturereignisse sich allen hauptpunkten nach vollständiger als in irgendeiner bisher angenommenen quelle im ags. Crist III wiederfindet und daß dabei das knappe deutsche gedicht eine ganze reihe von wörtlichen anklängen an das umständlicher schildernde ags. epos aufweist. Ein ganz anderes thema als dieser zweite hauptteil und der Crist behandelt nun bekanntlich der erste teil des Muspilli: nämlich das schicksal der einzelnen seele nach ihrer trennung vom leibe. Dieses thema findet Grau in der von ihm angenommenen hauptquelle der gerichtsschilderung nicht berührt. Immerhin aber glaubt er, in einem anderen sermo des Syrers Ephraem das vorbild für den eingang des Muspilli nachweisen zu können (s. oben s. 349). Demgegenüber hat jedoch Ehrismann (a. a. o. s. 188 ff.) überzeugend dargetan, daß von einem eigentlichen kampfe der engel und teufel um die seele des verstorbenen, wie das Muspilli ihn schildert, in diesem sermo garnicht die rede ist und daß auch die sonstigen erwägungen Grau's nicht benutzung Ephraems für den ersten teil des gedichtes beweisen können. Das motiv, daß scharen von engeln und teufeln um einzelne seelen kämpfen, begegnet seit dem 5. jh. mehrfach in visionserzählungen (vgl. etwa Kelle, Gesch. der deutschen litteratur s. 145); ein bestimmtes einzelvorbild für seine verwendung im Muspilli ist bisher nicht nachgewiesen. Behält man aber die

soeben festgestellten beziehungen des gedichtes zum ags. Crist im auge, so wird man finden, daß dieser dem dichter wohl eine anregung dazu gegeben haben kann, mit einer weltgerichtsschilderung noch eine darstellung von den schicksalen der seele zu verbinden. Der schluß des Crist III schildert nämlich, wie eine seele, die den irdischen leib verlassen hat, einem engel begegnet: er begrüßt sie im namen gottes und geleitet sie ins himmelreich, dessen wonnen dann weiter ausgemalt werden (v. 1666 ff.). Selbst wenn man, wie einige wollen (vgl. Grau s. 83 ff.), diesen schluß mit seinem in eine weltgerichtsschilderung nicht ohne weiteres hineinpassenden thema dem ursprünglichen Crist III abspricht, so hindert doch nichts anzunehmen, daß diese dichtung bereits mit dem ihr heute anhängenden schluß dem verfasser des Muspilli bekannt geworden ist. Dann enthielt also schon seine vorlage die beiden dann von ihm behandelten stoffe: schicksal der seele nach dem tode und jüngstes gericht. In dem richtigen gefühl, daß man mit rücksicht auf das zeitliche verhältnis der beiden darzustellenden vorgänge den im Crist zuletzt behandelten an die erste stelle setzen müsse, hob er an mit den schicksalen der seele. Zur wirksameren ausgestaltung dieses themas zog er das ihm aus legende oder predigt bekannte motiv vom kampfe der engel und teufel herbei. Damit war ein engerer anschluß an den entsprechenden abschnitt des Crist aufgegeben. Trotzdem aber stellten sich bei der wörtlichen ausführung dieses teils manche anklänge an sonstige stellen des ags. gedichtes ein.

Für die aufzählung der himmelswonnen in der form: leben ohne tod, licht ohne finsternis u. s. w. (Muspilli v. 14. 15) bietet Grau (s. 82 f. 224 f.) eine ganze anzahl von parallelen aus der geistlichen literatur. Es ist aber nicht zu übersehen, daß innerhalb der germ. alliterationsdichtung gerade der Crist in den eindrucksvollen versen 1653 ff. eine ungewöhnlich reiche aufzählung dieser art gibt und daß gerade diese aufzählung auch alle die einzelnen begriffe nennt, die sich im Muspilli wiederfinden. Dem *lîp âno tôd* entspricht *lif butan endedeaðe,* dem *lioht âno finstrî* : *dæg butan þeostrum,* dem aus der form der schematischen aufzählung schon hinausstrebenden *dâr nist neoman siuh* : *hælu butan sare,* und wenn man statt des *selida*

der handschrift dem dichter die wendung *sâlida âno sorgûn* zuweisen darf, so hat diese in dem ags. *blis butan sorȝum* ihr vorbild. Hierbei sei ganz kurz auch auf das vorkommen des verses *thâr ist lîb âna tôd, lioht âna finstrî* bei Otfrid (I, 18, 9) eingegangen. Grau, der im Muspilli ein überhaupt nie in weitere kreise gedrungenes gelehrtes experiment eines kloster-schülers sieht, spricht mit dem hinweis auf die häufigkeit von aufzählungen in dieser form dem verse jede beweiskraft dafür ab, daß Otfrid das Muspilli gekannt haben sollte. Es ist aber doch zu bedenken, daß es sich hier nicht um eine beliebige zusammenstellung derselben worte handelt, sondern um eine volle alliterierende langzeile, die der von Otfrid angestrebten metrischen form widerspricht. Und wenn dieser auch die alliterierende wendung *brinnan in beche* (V, 21, 13) mit dem Muspilli (v. 26) gemein hat, so dürfte dessen verhältnis zu Otfrid doch eher gegen als für Grau's ansicht vom charakter des gedichtes anzuführen sein.

Zu den höllenqualen gehören für den dichter des Muspilli vornehlich *fuir enti finstrî* (v. 10, vgl. v. 21 ff.). Das ist alte christliche anschauung. Aber die ags. geistliche dichtung hebt die zusammengehörigkeit dieser für menschliche begriffe ent-gegengesetzten dinge mit besonderer vorliebe hervor, und sie hat hierfür einen auch im Crist III begegnenden besonderen ausdruck geschaffen, indem sie das höllenfeuer bezeichnet als *se swearta leȝ* (vgl. etwa Crist v. 1533). Und so gemahnen denn die worte des Muspilli über den sünder, der in der finsternis büßt, indem er brennt (v. 25. 26), ganz an eine stelle wie Crist v. 1545 ff.: *ac þær se deopa seað dreorȝe fedeð, ȝrundleas ȝiemeð ȝæsta on þeostre, æleð hy mid þy caldan liȝe.* Der ausdruck *heizzan lauc* (v. 23) für das höllenfeuer deckt sich mit der bezeichnung *hata leȝ* für das feuer des gerichtes (Crist v. 933; auch *swearta leȝ* ist sowohl höllen- als weltgerichts-brand, vgl. v. 967. 1533). Von dem, der in die hölle gestürzt ist, sagt das Muspilli (v. 29): *nist in kihuctin himiliskin gote* ganz wie der Crist (v. 1537 f.) den verdammten voraussagt: *nales dryhtnes ȝemynd siþþan ȝesecað.* Und endlich darf viel-leicht wenigstens die frage erhoben werden, ob nicht der mann, der zum ausdruck eines für seinen zusammenhang nötigen gedankens gerade die worte: *enti hella fuir harto wîse*

(v. 21) wählte, dabei unbewußt geleitet war von dem klange eines ihm noch im ohre liegenden verses ganz andern inhalts: *grim hellefyr gearo to wite* (Crist v. 1270).

Auch die directen mahnungen im predigtton, die der erste teil des Muspilli enthält (v. 6 ff. 18 ff. 23 ff.), haben ihre gegenstücke im Crist. Und es ist vielleicht kein zufall, wenn die verse 18—20 anklänge an zwei stellen des ags. gedichtes aufweisen: Crist v. 848 ff.: *is us þearf micel* (vgl. *pidiu ist durft mihhil,* wieder eine willkommene bestätigung einer glücklichen conjectur), *þæt we gæstes wlite ær þam gryrebrogan on þas gæsnan tid georne biþencen,* v. 1581 f.: *he his sawle wlite* (dieses wort mag im gedächtnis des nachschaffenden dichters die beiden ags. stellen zusammengeführt haben) *georne bigonge on godes willan* (vgl. *daz er kotes uuillun kerno tuo*).

IV.

Bis hierher ist festgestellt, daß der Muspillidichter seine darstellung des jüngsten gerichtes dem inhalt nach und öfters auch im wörtlichen ausdruck in engster übereinstimmung mit der behandlung des gleichen themas im Crist III gegeben hat und daß er auch für den ersten teil seines gedichtes die anregung in einer stelle des Crist finden und dieser dichtung mancherlei ausdrücke und gedanken für die einzelausführung dieses teiles entnehmen konnte. Daraus folgt aber, daß der deutsche dichter das ags. werk gekannt und in seinem gedicht mehr oder weniger frei nachgebildet hat. Die annahme, daß die deutsche geistliche alliterationsdichtung von der älteren ags. beeinflußt worden sei, im hinblick auf die ags. mission in Deutschland und die ags. gelehrtenbildung im reiche Karls d. gr. gewiß ein sehr naheliegender gedanke, ist durch die über das ziel hinausschießenden behauptungen Trautmanns leider etwas in mißcredit gekommen. Aber aus den hier gegebenen zusammenstellungen dürfte hervorgehen, daß zunächst in dem einen vorliegenden falle eine derartige annahme kaum abzuweisen ist. Sie erfährt weiterhin noch ihre bestätigung durch die folgenden erwägungen.

Der dichter des ags. Crist III ist bei der ausarbeitung seines werkes, soweit sich bisher nachweisen ließ, nicht einer

einzelnen quelle fortlaufend gefolgt; vielmehr hat er seinen stoff, wie zuletzt die wertvolle behandlung der frage durch Grau (s. 42 ff.) gezeigt hat, von sehr verschiedenen seiten zusammengetragen.[1]) Nun scheint es hiernach, daß gerade eine reihe von punkten, die dem Muspilli und dem Crist gemeinsam sind, erst in letzterem durch die für seinen dichter charakteristische art von quellenbenutzung zusammengekommen sind. So entstammt etwa nach Grau die schilderung, wie der richter, von engelscharen begleitet, zum gericht kommt, einem lateinischen abecedarius über das jüngste gericht (Grau s. 50 f.); die erwähnung des kreuzes weist auf Ephraems Sermo de cruce (s. 64 f.); das zeigen der wunden geht auf eine predigt des Johannes Chrysostomus zurück (s. 66 f.), und das fallen des mondes hat man gar nur in einer einzelhandschrift der griechischen pseudo-Johannesapokalypse (s. 58) wiederfinden können. Da wäre es denn doch ein merkwürdiger zufall, wenn dieselben in keiner geistlichen vorlage vollzählig nebeneinander nachzuweisenden elemente sich gerade in der germ. alliterationsdichtung zweimal in ganz gleicher weise zusammengefunden hätten.

Daß sie vielmehr zunächst im Crist III vereinigt wurden und dieser dann dem Muspilli als vorbild gedient hat, das wird weiter bestätigt durch die tatsache, daß gerade von diesem ags. gedicht mit viel größerer bestimmtheit als von irgend einem anderen gezeigt werden kann, daß es wirklich in Deutschland bekannt war. Otto Grüters (Über einige beziehungen zwischen altsächsischer und altenglischer dichtung, Bonner beitr. zur anglistik 17) hat dargetan, daß die erzählung vom sündenfall des teufels in der alts. genesis (Ags. genesis v. 235 ff.) sich inhaltlich und sprachlich vielfach berührt mit der rede gottes über den sündenfall der menschen im Crist III (v. 1380 ff.). Man wird diese übereinstimmungen nicht mit Grüters durch beiderseitige entlehnung aus nicht mehr erhaltenen 'altenglischen dichtungen' erklären, sondern sie viel einfacher damit begründen dürfen, daß der alts. dichter sich

---

[1]) Für exact bewiesen darf man allerdings die bisherigen anschauungen über die quellen des Crist nicht halten. Vgl. auch oben s. 358, fußnote 2.

an die inhaltlich verwandte erzählung im ags. Crist mehrfach angelehnt hat (so auch Grau s. 219, anm. 2, vgl. s. 213 f.).

Ferner hat Grüters (s. 40 ff.) versucht, auch in einer stelle des Heliand[1]) (v. 378—382) beziehungen zum Crist III (v. 1419—1426) nachzuweisen. Und auf demselben wege ist Grau weitergegangen. Er findet (s. 214 ff.) in den erwähnungen des sündenfalles im Heliand (v. 1032—1048. 3591—3618) über das, was die gelehrten quellen dieses werkes bieten, hinaus übereinstimmungen mit den ags. gedichten Phoenix (v. 393—423), Guðlac (v. 791—843) und Crist III (v. 1380 ff.). Besonders überzeugend sind wörtliche anklänge bei benutzung derselben alliteration in Crist v. 1409—1412 und Heliand 3601—3602.

Was die schilderung des jüngsten gerichtes im Heliand angeht, so will Grau (s. 218) den schönen vergleich mit dem diebe, der in finsterer nacht kommt (v. 4358—4361) — die stelle hat zwar in der bibel, nicht aber im Tatian ihr vorbild —, mit den versen 868—875 des Crist in beziehung setzen. Und es finden sich tatsächlich, noch über die beobachtung Grau's hinaus, in den gerichtsschilderungen des Heliand anklänge an den Crist. Auf die wahl der worte in den versen 3313 ff.: *than ik sittien kumu . . . an thie mikilan maht . . ., thar ik allun scal irminthiodun domos adelien* kann wohl Crist 1217 ff.: *þonne Crist siteð on his cynestole . . . heofonmægna god . . .: folca gehwylcum . . . scrifeð bi gewyrhtum* eingewirkt haben. Die nicht recht befriedigend gedeuteten worte *fyllað mid feore* (Crist v. 953) kehren scheinbar mit anderem sinne wieder als *fulliad mid iro ferahu* im Heliand (v. 4329). Der mahnende ausspruch: *is us þearf micel, þæt we gæstes wlite ær þam gryrebrogan . . . georne biþencen* (Crist 848 ff.) klingt im Heliand v. 4375 f. wieder als: *for thiu scal allaro liudio gehuilic thenkcan fora themu thinge : thes is tharf mikil.*

Ein weiterer anklang, der aber kaum als entlehnung seitens des Heliand gefaßt werden darf, ist bezeichnend für das verhältnis des letzteren zum Muspilli. In v. 3699 ff. heißt es in der voraussage von der zerstörung Jerusalems: *uuallos hoha felliad te foldun: ni afstad is felis nigiean, sten obar*

[1]) Citiert nach der ausgabe von Sievers.

odrumu. Hier wird man einmal erinnert an die worte des Crist v. 977 f.: *hreosað geneahhe tobrocene burgweallas,* andererseits aber an die dieser quellenstelle entsprechenden worte des Muspilli v. 55: *stên ni kistentit* (vgl. oben s. 351). Es ist wohl möglich, daß die *burgweallas* des Crist den Muspillidichter an die *uuallos* des Heliand gemahnten und er infolgedessen seine eigenen worte an die weiter ausmalende fortsetzung der Heliandstelle anlehnte. Denn daß er die alts. dichtung kannte, scheint mir aus den zusammenstellungen von Grau hervorzugehen. Die übereinstimmung nicht nur im wortmaterial sondern auch in den stäben der langzeilenpaare Heliand 876 f. — Muspilli 98 und Heliand 2211 — Muspilli 43 läßt sich wohl nicht anders als durch directe abhängigkeit erklären. Andere von Grau gebuchte parallelen sind freilich nicht so schlagend: einige mögen auf beiderseitiger benutzung des Crist beruhen; die wendung *ênihc in erdu* (v. 52) stimmt vielleicht besser zu dem *ænig on eorðan* des Crist (v. 780) als zu dem *enig obar erdu* des Heliand (v. 942); und die ansicht Grau's, daß der Muspillidichter überhaupt nur durch seine kenntnis der alts. epen zur behandlung seines geistlichen stoffes in alliterierender dichtung geführt worden sei, ist durch die bisherigen ausführungen wohl genügend widerlegt.

Was für den vorliegenden zusammenhang zunächst wichtig scheint, ist vielmehr die tatsache, daß der Crist III in Deutschland sowohl dem dichter des Heliand wie dem der alts. Genesis bekannt war. Ebensowohl kann er dann auch dem verfasser des Muspilli vorgelegen haben. Denn daß dieser überhaupt etwas von ags. literatur gesehen hat, läßt sich weiter noch durch eine beobachtung an dem bisher ganz beiseite gelassenen antichrist-abschnitt[1]) (v. 37—50) zeigen. Ehrismann (a. a. o. s. 192) hat mit recht wieder hervorgehoben, daß hier zwei verschiedene ansichten über den kampf des Elias mit dem antichrist vorgetragen sind. Die eine ist die der *gotmanno,* die streng kirchliche: nach ihr fällt Elias in dem kampfe (vgl. Apokalypse cap. 11). Daß aus dem blute des fallenden

[1]) Daß dieser im Crist III keine entsprechung hat, beweist nichts gegen die oben vorgetragene quellen-hypothese. Denn es ist auch in keiner der sonst für quellen des Muspilli erklärten schriften sein vorbild gefunden worden.

der weltbrand entsteht, wissen außer dem bayrischen gedicht nur russische und tartarische volksdichtungen. Es handelt sich dabei also um ganz andersartige zusammenhänge als die hier zu besprechenden ags.-deutschen beziehungen. Andererseits spricht das Muspilli von einem gerichtlichen zweikampf, in dem Elias für die gerechte sache streitet und daher auch mit gottes hilfe den sieg erringt (vgl. Beitr. 32, 266 f.). Diese auffassung, die im gegensatz zu der streng kirchlichen den *uuerolt-rehtuuîson,* den 'kennern weltlichen rechtes', in den mund gelegt wird, führt also eine form germ. rechtslebens in die legende ein. Derartige 'germanisierung' hat innerhalb der germ. geistlichen dichtung ihren frühesten und stärksten ausdruck bei den Angelsachsen gefunden (oben s. 356 f.), und man darf, wenn sie an dieser stelle im Muspilli so stark hervortritt, wohl auf bekanntschaft des dichters mit ags. poesie schließen. Vor allem wichtig ist aber, gleichviel wie man sich die herkunft des ganzen abschnittes denkt, eine einzelheit darin. Die bezeichnung *altfîant* für den teufel begegnet hier (v. 44) zum einzigen male in der altdeutschen literatur; in der ags. poesie aber wird das wort *ealdfeond* 'teufel, höllischer geist' häufig gebraucht. Da nun das compositum keineswegs die einzig mögliche und notwendige übersetzung des lateinischen *hostis antiquus* ist — die Murbacher hymnenübersetzung sagt dafür *fîent hentrisk* (24, 9) —, so liegt die annahme am nächsten, daß der ahd. dichter seinen *altfîant* dem *ealdfeond* der ags. poesie nachgebildet hat. Dann hat er aber von dieser poesie mehr gekannt als den Crist III, in dem, wenigstens so wie er heute erhalten ist, das wort nicht vorkommt.

In dieselbe richtung weist möglicherweise auch der inhalt der Muspilliverse 91—93. Wenigstens hat Müllenhoff (a. a. o. s. 35) darauf aufmerksam gemacht, daß die anschauung, über ein jedes, auch das kleinste glied des leibes müsse am jüngsten tage rechenschaft abgelegt werden, auch in dem ags. gedicht 'Rede der seele an den leichnam' (v. 95 ff.) vertreten wird. Freilich dieses gedicht selbst kann als quelle nicht in anspruch genommen werden, da es in eine spätere zeit gehört als das Muspilli.

Endlich sei hier noch eine metrische erwägung angefügt. Die reimenden verse 61. 62. 78. 79 (vielleicht auch 28) werden

gewöhnlich aus einwirkung einer neben der alliterationspoesie schon bestehenden altdeutschen reimdichtung erklärt. Dabei stößt man aber auf die schwierigkeit, daß die existenz der letzteren für die zeit vor Otfrid durch kein zeugnis zu erweisen ist. Auch handelt es sich ja in der mehrzahl der genannten fälle nicht um einfache reimverse, sondern um alliterierende langzeilen mit gleichzeitigem reim der kurzzeilenschlüsse, und man wird daher bei der auch sonst recht mangelhaften alliterationstechnik des gedichtes und im hinblick darauf, daß gelegentlich auch einst vorhandene alliteration erst durch die überlieferung verloren gegangen scheint (v. 53. 74 a), das fehlen der stäbe in dem reimenden verse 61 nicht notwendig auf kenntnis alliterationsloser reimender dichtung zurückführen müssen. Gelegentliche verwendung des endreims findet sich nun aber gerade in der ags. alliterationspoesie und zwar genau in derselben weise wie im Muspilli: so daß mehrere aufeinander folgende verse mit dem stabreim den reim der kurzzeilenschlüsse verbinden (man vergleiche etwa den schluß des Beowulf, Andreas v. 867 ff., Elene v. 1236 ff., Crist II v. 591 ff., Crist III v. 1644 ff.). Und dabei treten neben reinen stumpfen und klingenden reimen auch die im Muspilli verwendeten formen auf: ungenaue klingende (vgl. *farprunnan* : *pidungan*): Elene v. 1244 *gebunden* : *beþrungen*, v. 1248 *ontynde* : *gerymde*, Crist III v. 1645 *gedyrde* : *gelyfde* und reime von endsilben (vgl. *kinâda* : *sêla*, *puaze* : *uuîze*, *engilâ* : *marhâ*, *suona* : *sagêta*): Crist II v. 591 *hienþu* : *mærþu*, Beowulf v. 3172 *cwiðan* : *mænan*, v. 3182 *mildust* : *monþwærust*, v. 3183 *liðost* : *lofgeornost*. Unter diesen umständen wird man auch in den reimversen des Muspilli ein zeugnis für die bekanntschaft seines dichters mit der ags. alliterationspoesie sehen dürfen.

V.

Schon der erste herausgeber des Muspilli, Schmeller, hat die ansicht geäußert, dieses geistliche gedicht sei gerichtet an leute höherer stände. Und in der tat weisen, wie er und andere nach ihm gezeigt haben, die einzigen vergehen, die in dem gedicht namentlich erwähnt werden, auf das interessen- und betätigungsgebiet solcher kreise. v. 60 spricht davon,

daß verwandte miteinander um landbesitz streiten. Und in dem abschnitt v. 63—72 werden die richter vor bestechlichkeit gewarnt durch eine auseinandersetzung, deren ausführlichkeit innerhalb des sonst so knapp erzählenden gedichtes nur verständlich wird, wenn man annimmt, daß der dichter hier zu den leuten spricht, auf die er durch seine gerichtsschilderung eben in allererster linie wirken will. In dieselbe richtung weist die beobachtung, daß in dem gedicht so zahlreiche fachausdrücke des deutschen rechtslebens verwendet sind; darf man auch annehmen, daß die anregung zu solcher 'germanisierung' von einem ags. vorbilde ausging (oben s. 357), so muß man doch andererseits zugeben, daß die vertrautheit mit den heimischen rechtsbegriffen im Muspilli weit stärker in den vordergrund tritt als im Crist. Auch die neigung für die nach germ. rechtsanschauung umgestaltete Antichrist-legende ist in diesem zusammenhang zu nennen. Daß auch sonst in geistlichen schriften über das jüngste gericht gelegentlich die bestechlichen und ungerechten irdischen richter erwähnung finden,[1]) kann gegenüber dem soeben für das Muspilli ausgesprochenen schluß nichts beweisen.

Sieht man sich nach zeitlich nicht fern stehenden literarischen werken um, in denen eine entsprechende tendenz zum ausdruck kommt, so wären etwa die folgenden zu nennen. Theodulf von Orleans, der selbst auf einer reise als sendbote Karls d. gr. an sich erfahren hat, wie allgemein man mit bestechlichkeit nicht nur der richter, sondern auch der zu ihrer beaufsichtigung ausgesandten rechnete, hat in seinem lehrgedicht an die richter[2]) gegen diesen übelstand geeifert. Gleich in den eingangsversen setzt auch er die themata kirchlicher lehren in bewegung, spricht er von den garnicht genugsam auszumalenden wonnen des paradieses und den gleichfalls unaussprechlichen schrecken der hölle, um den richtern eindrücklich zu machen, wie wichtig es für sie ist, auf dem pfade der gerechtigkeit zu wandeln. Weiterhin wird ihnen eingeschärft: *unde pavenda manet caelestis judicis ira* (v. 779)

[1]) Es sei besonders auf die citate von Kraus, Zs. fdög. 47, 343 verwiesen.

[2]) Mon. Germ. Poetæ Latini ævi Carolini bd. 1, 493 ff. Theodulfi carmina XXVIII.

und: *ultima sit semper conspicienda dies* (v. 514), und es wird gesprochen von dem tage, *cumque gravis litui clangor concusserit orbem, prodierisque urna jam redivivus homo* (v. 585 f.). Selbst das in dem richterabschnitt des Muspilli verwendete motiv von dem aufpasser, der sich alle taten des richters sorgfältig anmerkt, begegnet bei Theodulf, wenn es hier allerdings nicht vom teufel, sondern von gott heißt, daß er *quæque facis summa singula mente notet* (v. 340, vgl. Muspilli v. 69). Den teufel als ankläger beim jüngsten gericht kennt dagegen die zweite hier zu nennende schrift, Alcuins 'Laienbrevier mit besonderer rücksicht auf das grafenamt', seine an den grafen Wido von der Bretagne gerichtete abhandlung De virtutibus et vitiis (c. 12, vgl. oben s. 355). Hier wird ferner in dem abschnitt De judicibus (c. 20) wiederum besonders gegen die bestechlichkeit vorgegangen, und es heißt dabei: *quapropter judex Deum judicem timeat, ne forte Deo judicante damnetur. Qui innocentes damnat, vel impios justificat pro muneribus; vel cujuslibet personæ amore vel odio inique judicat, in Dei judicio vindictam sustinebit.*

Es soll nun natürlich nicht behauptet werden, der dichter des Muspilli müsse die beiden genannten schriften benutzt haben. Vielmehr soll durch den hinweis auf sie nur gezeigt werden, mit verfassern welcher art man ihn zusammenstellen muß, wenn er die schrecken des jüngsten gerichtes heraufbeschwört, um dadurch vornehmlich den irdischen richtern ein warnendes bild vor die augen zu rücken; es sind hofgelehrte, hofdichter, die im interesse ihres fürsten sich an hochstehende beamte wenden. Im sinne welches herrschers nun der hier in frage stehende dichter seine vermahnung an die großen und vornehmlich an die richter verfaßt hat, diese frage ist verschieden beantwortet worden. Scherer erinnerte an ein capitulare Karls d. gr. von 802, in dem von der ungerechtigkeit bestechlicher richter die rede ist (Vorträge und aufsätze, Berlin 1874, s. 96, fußnote). Koegel dagegen knüpfte an eine entsprechende äußerung in einem capitulare Ludwigs des frommen von 829 an (Gesch. d. d. lit. I, 1, 319 f. und Ergänzungsheft s. 24 ff.). Aber schon Kelle hat durch seinen hinweis auf die admonitio generalis von 789 und ein capitulare von 827 sowie auf eine predigt des Hrabanus Maurus, die übrigens

nach den in ihr verwendeten motiven dem Muspilli ferner steht als die beiden oben angeführten schriften aus dem kreise der akademiker Karls d. gr.[1]), deutlich gezeigt, daß es sich hier um übelstände handelt, deren bekämpfung nicht nur in einem bestimmten jahre, sondern ständig ein wichtiges interesse des herrschers gebildet hat (Gesch. d. d. lit. s. 146. 361). Eine datierung des Muspilli mit hilfe einzelner capitularien dürfte also aussichtslos sein. Viel eher kann hier der dialekt des gedichtes weiterführen. Will man es auf grund seiner bairischen herkunft mit der person und den bestrebungen eines bestimmten herrschers in verbindung bringen, so kann es sich nur um Ludwig den deutschen handeln, dessen eigene schriftzüge man ja sogar in der einzig erhaltenen niederschrift des Muspilli hat erkennen wollen.

Wie stellt sich nun die annahme, daß die dichtung in der umgebung dieses königs entstanden sei, zu den obigen ausführungen über die bekanntschaft ihres dichters mit der ags. epik? Der vater des königs, Ludwig der fromme, hat nach der Praefatio A zum Heliand den anstoß gegeben für die entstehung der alts. bibeldichtung. Und vielleicht eben daher kommt dasselbe interesse eines fürstlichen auftraggebers wie im Muspilli auch im Heliand zum ausdruck, wenn hier v. 1308 ff. die seligpreisung derer, *qui esuriunt et sitiunt justitiam,* gedeutet wird als eine den gerechten richtern gegebene verheißung. Nun haben aber die verfasser der alts. epen nicht nur einzelne ags. gedichte nachweislich gekannt (oben s. 363 ff.), sondern auch die ganze poetische gattung, die durch sie auf deutschem boden erstand: eine dichtung, welche die gesamten stilmittel altgermanischer kunstübung zur darstellung geistlicher stoffe verwendet und auch dem inhalt dabei eine heimisch-germanische färbung verleiht, konnte ihr genaues vorbild in der geistlichen alliterationspoesie Nordenglands finden. Und da man annehmen darf, daß der zu lebzeiten Alcuins im Frankenreich aufgewachsene und gebildete sohn Karls d. gr. vom vorhandensein der ags. geistlichen literatur erfahren hat, so wird man sich seine dem sächsischen dichter

[1]) Hrabani Mauri operum quotquot reperiri potuerunt Tomus Quintus s. 616 f., Coloniæ Agrippinæ 1626.

gegebene anregung etwa so vorstellen dürfen, daß er ihn auf die ags. werke hinwies, ihm vielleicht selbst handschriften von solchen verschaffte und ihn beauftragte, etwas entsprechendes in der eigenen sprache und in der nahe verwandten stilform der alts. poesie zu schaffen. So entstanden dann in den zwanziger jahren des 9. jh.'s Heliand und Genesis, denen bei ihrer verwandtschaft mit der ags. dichtung natürlich auch das interesse von Angelsachsen sicher war — wie es sich betätigt hat, ist seit Sievers' schöner entdeckung genugsam bekannt. Gleichzeitig wird aber auch der sohn des kaisers, der seit 817 könig von Baiern war und vor 830 in keinem schlechten verhältnis zu seinem vater stand, von dessen anregung und ihrem erfolg erfahren haben. v. 37 des Muspilli kann geradezu ein zeugnis dafür sein, daß bei dem könig und seinen weltlichen großen, den *uueroltrehtuuîson,* eine 'germanisierende' darstellung geistlicher stoffe, wie sie sonst gerade durch die ags. dichtung und ihr alts. gegenstück geboten wurde, in besonderem ansehen gestanden hat (vgl. oben s. 366). Und so mag Ludwig denn, dem beispiele des vaters folgend, unter hinweis auf die ags. vorbilder und das, was man ihnen in Sachsen bereits an die seite gestellt hatte, einen bairischen geistlichen angeregt haben, im Muspilli ein seiner tendenz nach gerade für seine hof- und beamtenkreise bestimmtes gedicht zu verfassen.

In anschluß hieran sei nochmals hervorgehoben, daß die benutzung eines ags. gedichtes durch einen deutschen geistlichen, wie sie hier angenommen wird, nicht angesehen werden darf als eine interessante einzeltatsache, die sich aus der philologischen vergleichung zweier gedichte ergibt: es handelt sich vielmehr nur um ein glied in einer großen kette historischer und cultureller zusammenhänge. Die Angelsachsen sind d e r germanische stamm, bei dem zuerst eine engere verschmelzung heimischen geistes mit antike und christentum in einer selbständigen landessprachlichen literatur ihren ausdruck gefunden hat. Schöne beiträge zur kenntnis dieses frühchristlichen germanischen geisteslebens hat Ehrismann (Beitr. 35, 209 ff.) geliefert. In jener a l t e n zeit — und damals nicht zum einzigen male — vermochte die englische geistescultur fördernd auf die entwicklung der anderen germanischen

stämme einzuwirken. Die missionierung Deutschlands zeugt dafür ebenso wie der charakter der 'karolingischen renaissance'. Und nur eine einzelne erscheinung in der reihe der hiermit angedeuteten einwirkungen ist der ags. einfluß, der sich bei der ausbildung der frühesten geistlichen dichtung in deutscher sprache geltend gemacht hat.

MARBURG, november 1914.

WOLF VON UNWERTH.

WILLEHALM 29, 11.

Die auseinandergehende überlieferung dieser stelle (*wâren* K, *heten* lmnt, *harrten* op) ist von Lachmann dahin gedeutet worden, daß er nach op *harrten* in seinen text setzte: ihn bewog dazu gewiß, daß das im mhd. vor Wolfram nicht belegte md. wort im Willehalm als *geharren* (390_{30}) und als fem. *diu harre* (187_{20}) tatsächlich belegt ist. Im späteren mhd. begegnet es, besonders md., öfters, ist jedoch erst durch Luther fest in die schriftsprache eingedrungen. Aber die hss. op gehen auf eine grundhs. zurück, die sich durch änderungslust auszeichnet und ganz besonders wortvertauschungen liebt. Ihre autorität ist höchst verdächtig und unsere überlieferung weist m. e. auf etwas anderes hin, nämlich auf *habeten* in der allgemein üblichen und auch bei Wolfram genügend häufigen bedeutung 'mit dem rosse halten' (Mhd. wb. 1,506 f.), wobei das object *ros*, wie mhd. gewöhnlich bei verben des reitens, unterdrückt ist. In dieser bedeutung ist die hilfsverbform *heten* statt *habeten* ungewöhnlich und unsere überlieferung erklärt sich dadurch am besten, daß in einem frühen stadium derselben *habeten* mit der sonst gleichbedeutenden form *heten* vertauscht wurde, die aber in der bedeutung 'halten' fremdartig wirkte, so daß der schreiber K statt dessen *waren* einsetzte, während op *harrten* einführte.

HEIDELBERG. W. BRAUNE.

ÜBER METRISCHE 'STILARTEN' IN DER MITTELHOCHDEUTSCHEN EPIK.[1])

Mit einer vertiefung in auffassung und problemstellung, die sich weit über die üblichen versbeschreibungen und versstatistiken hinaus erhebt, versucht Saran (Deutsche verslehre § 32) die metrischen verhältnisse, wie sie sich in der epik des ausgehenden 12. und des 13. jh.'s herausgebildet haben, unter wenigen großen gesichtspunkten zu erklären. Die von ihm unterschiedenen 'stilarten' sind nach seiner ansicht resultate eines anstoßes von seiten der frz. alternierenden verstechnik, die zugleich mit den romanischen stoffen und motiven wie eine woge über die deutsche dichtung hereinbricht, die einzelnen dichter entweder mitreißt oder an der heimischen tradition abprallt, sofern sie nicht gar umgekehrt zu einer reaction in nationalem sinne veranlaßt. Es ist die energie in der concentration und zusammenfassung der empirischen vielheiten in einem großen leitenden motiv, die mir an Sarans darstellung genugsam imponiert, um mich zu bewegen, meine bedenken dagegen auszusprechen.

Die von Lachmann aus den formvollendetsten mhd. dichtungen abstrahierte mhd. schulmetrik mit ihren subtilen füllungsregeln ist einem z. t. noch so sehr in fleisch und blut übergegangen und hat so lange als das seiende und gute schlechthin gegolten, daß es an und für sich ein erhebliches verdienst ist, in dem mhd. versbau — als innere einheit verstanden — etwas selbst der erklärung bedürftiges zu sehen

[1]) [Herr dr. Pfannmüller befindet sich zurzeit im felde und hat deshalb die correcturen der beiden folgenden aufsätze nicht selbst lesen können. — W. B.]

und weiterhin die individuellen differenzierungen auf dieser neutralen basis erfassen und historisch begründen zu wollen. Aber Sarans eigene beantwortung der von ihm aufgeworfenen fragen krankt an einer ganz einseitigen orientierung der mhd. metrischen verhältnisse an der frz. verskunst, und seine auffassung von einem durch die ganze höfische periode hindurch bestehenden ringen des heimischen (accentuierenden) mit dem frz. (alternierenden) versbau und daraus sich ergebenden dritten modus — der 'archaisierenden' technik — führt sich in ihrer construiertheit selbst ad absurdum. Saran überschätzt den frz. einfluß. Er spielt eine rolle insofern, als die intensivere berührung mit frz. kultur zu einer steigerung des formgefühls auf deutschem boden überhaupt geführt hat. Aber die art, wie diese allgemeine anregung, dies streben nach vollendeterer form mit seiner erhöhung der formalen ansprüche, sich in der entwicklung des deutschen versbaus im einzelnen geltend macht, steht eben nur mittelbar unter frz. einwirkung. Und mustert man die momente, die den mhd. versbau vom frühmhd. trennen, so sieht man, daß ihre beschaffenheit mit dem postulierten einfluß der frz. verstechnik vielfach geradezu unverträglich ist.

Im verhältnis zum frühmhd. stellt sich die verskunst der höfischen blütezeit dar als ergebnis einer kunstmäßigen einschränkung und auswahl: hinsichtlich der möglichkeiten der cadenz sowohl wie hinsichtlich der füllung der innertakte. — Im frühmhd. waren folgende cadenzen statthaft:[1])

[1]) Ich wähle der größeren klarheit halber die Heuslerschen bezeichnungen. Lachmanns benennungen stehen in anführungsstrichen. Es ist namentlich die einbürgerung der termini '3 hebig-' und '4 hebig-klingend' gar nicht genug zu bedauern. Sie beruhen nur auf einer falschen identifizierung der begriffe reim und cadenz, die an sich nichts miteinander zu tun haben: der reim ist kein metrischer wert. Die Lachmannschen ausdrücke müssen beim hörer die empfindung erwecken, als habe die eine versart eine hebung, d. h. einen takt mehr als die andere und als läge mithin eine differenz im metrischen rahmen vor; davon ist natürlich keine rede: der unterschied beruht lediglich in der füllung der schlußtakte. Die sog. '3 hebig-klingenden' verse sind zwar klingend, aber nicht 3 hebig; und die sog. '4 hebig-klingenden' sind zwar 4 hebig, aber nicht klingend. Zu ändern ist an diesem elend der terminologie nun natürlich nichts mehr.

1. |×́×|×́×|×́×|⏑́⏑ | stumpf; '3 hebig-stumpf'.
2. |–́–|×̀ klingend: a) 2silbig; '(3 hebig-) klingend'.
3. |×́×|×̀ b) 3 silbig; 'gleitend'.
4. |–́–| voll: a) 1silbig; '1silbig stumpf'.
5. 6. |×́×| b) 2silbig; *hier kann der sprachliche habitus der beiden letzten silben sein:*
5. *α*) ⏑́ ⏑̆ '2 silbig stumpf'.
6. *β*) –́ ⏑̆ '4 hebig klingend'.

Von diesen 6 (eigentlich nur 5) formen sind 2—4 bereits bei Otfrid vorhanden.[1] Form 1, 5 und 6 sind demgegenüber bereicherungen der frühmhd. metrik, sei es nun, daß wir sie mit Heusler (Zur gesch. der altdtsch. verskunst) auffassen als erzeugnisse einer reaction des vom alliterationsvers nachwirkenden nationalen versbaus gegen Otfrids klassizistische einschränkungen — d. h. soweit man mir den ausdruck 'klassizistisch' für dinge, die einer berührung mit mittellateinischem ihr dasein verdanken, nachsehen will —, sei es, daß deutscher versbau sie einfach aus sich heraus wieder gewann. Die mhd. verstechnik verhält sich dieser fülle gegenüber wiederum auswählend. Form 1 gilt so ziemlich ganz als verpönt, wenn sie auch noch weit in die verskunst der mhd. blütezeit hineinragt und noch bei Heinrich v. Veldeke, Hartmann v. Aue und Konrad Fleck[2]) zu belegen ist und sich

[1]) Form 5 kommt bei ihm nur als ganz seltene ausnahme vor.

[2]) Über Heinr. v. Veldeke und Hartmann s. Heusler a. a. o. s 63. [Über das Nibelungenlied vgl. Beitr. 25, 98[1]. W. B.] — Über Konrad Fleck haben wir jetzt eine metrische untersuchung von Carl H. Rischen (Bruchstücke von Konrad Flecks Floire und Blanscheflûr. Heidelberg 1913), an der ich nicht so ohne weiteres vorbeigehen kann. Es versteht sich, daß R., als schüler von C. v. Kraus, in dieser erstlingsschrift schon auftritt wie ein kleiner praeceptor Germaniae in arte metrica. Aber wer so unwissend ist, einen vers wie

nû bín ích dóch ein mán, fróuwè

in der hier wiedergegebenen weise zu skandieren (s. 96), — wer noch nie etwas davon gehört hat, daß es bei versausgängen des sprachlichen typus –́ ⏑̆ einen fundamentalen unterschied macht, ob dieses sprachliche material den 3. + 4. takt ausfüllt (|–́|×̀) oder den 4. takt allein (|×́×|), und demnach einem 4takter 5 hebungen gibt, — der hat uns überhaupt nichts zu lehren. Wir wissen es ja, daß substantiva in der hebung und verba in der senkung stehen können. Aber wir wissen auch, daß skansionen wie

später z. b. bei Ottokar wieder breit macht. Form 6 ist wenigstens in einer größeren reihe von dichtungen ganz consequent gemieden, wenn auch mit sicherheit vielleicht nur bei Gottfried, Rudolf und Konrad von Würzburg, sowie einigen diesen nahestehenden epigonen. Bei Heinrich v. Veldeke, Hartmann[1]) und Wolfram kommt sie noch genugsam vor. Immerhin wird auch bei metrisch weniger strengen dichtern dieser typus 6 nur mit einer gewissen zurückhaltung angewendet. Nun ist aber die form 6 von form 5 principiell auch nicht im geringsten verschieden; denn quantitätsunterschiede spielen in germanischer verskunst eine rolle nur, wo die frage ist, ob 2 moren (d. i. im monopodischen viertakter = 1 takt) von ein und derselben silbe ausgefüllt werden können,[2]) und darum handelt es sich hier nicht. Erst Lachmanns termini haben zwischen

---

alsô daz is (s. 99) und *daz er ime bôt* (ibid.) a priori unsinn und die redensarten, womit sie uns eingeredet werden sollen, eitel phantasterei sind. Bloß weil man dem vers nun einmal 4 hebungen geben will und verse mit weniger hebungen eben nicht will. Dann sage man doch in gottes namen lieber die überlieferung der verse sei verderbt; das ist immer noch erträglicher als diese art von metrik. — C. v. Kraus hat öfters das unglück, daß, wenn seine methoden von andern nachgeahmt werden, daraus parodien wider willen entstehen.

[1]) Lachmann gehörte bekanntlich zu denen, die die '4 hebig-klingenden' verse 'zuließen', und das nicht ohne grund. Um seiner füllungsregeln willen, um nur takte mit 'sauberer' füllung zu erzielen, verstand er sich schon zu dem zugeständnis 4hebig-klingender verse; da war ihm Paris eine messe wert. Was er aber nicht 'duldete', war die bindung von 3hebig- auf 4hebig-klingende verse, also

|x́ x|x́ x|–́|x̀
reim

auf

|x́ x|x́ x|x́ x|x́ x|,
reim

sondern er verlangte in solchen fällen die — natürlich an sich vorhandene, aber von ihm verkannte — gleiche hebungszahl. Von dem metrisch eindeutigen vers des reimpaares aus wurde der andere dann gemaßregelt. Beispiele: Iw. 633 f. 2169 f. [Paul, Metrik s. 80]. Aber wenn einmal das vorkommen 4hebig-klingender verse im princip zugestanden ist, so ist diese specielle forderung unbegründet und es müssen die consequenzen aus der eingeräumten prämisse auch getragen werden.

[2]) In geringerem grade ist die quantität natürlich auch bei auflösungen von belang.

typus 5 und 6 eine kluft geschaffen, über deren wesenlosigkeit man sich nur klar werden muß. Die frage, warum dieser typus 6 bei stengeren dichtern in verruf geriet, typus 5 aber stets zu rechte bestand, ist also immerhin recht erheblich. Als antwort liegt auf der hand: das nebeneinander von form 2 und form 6 führte zu stark empfundener unsicherheit, und die verwerfung von form 6 beruht auf einem mit dem erhöhten formalen sinn der höfischen zeit verbundenen willen zur klarheit und eindeutigkeit; eine ratio dafür gibt es nicht. Wenn sich also als endgültige norm herausgestaltet hat: statthaft sind nur die cadenzen 2—5, verpönt sind die versschlüsse 1 und 6, so ist — und damit komme ich zu meinem ausgangspunkt zurück — jedenfalls soviel sicher, daß diese art von auswahl ganz gewiß vom einfluß des franz. verses nicht bestimmt worden sein kann. Dadurch wäre zwar das verschwinden von typus 1 zu erklären; aber, hätte das vorbild des frz. epischen verses[1]) irgend etwas mitzusprechen gehabt, als sich jene regel aus der unklarheit und polymorphie des frühmhd. zustandes herauskristallisierte, dann hätte sich gerade form 6 halten müssen und nicht derartig der form 2, die dann viel eher bedroht gewesen wäre, unterliegen können.[2])

Also hier stimmt die probe auf Sarans exempel offenbar nicht; wir werden sehen, daß es hinsichtlich der taktfüllung nicht anders ist.

In aller germanischer poesie ist es norm, daß 2 moren auch durch 2 silben ausgefüllt werden. Der stolz germanischer dichtung ist es aber andererseits, daß von dieser norm jederzeit

---

[1]) Genauer: 'das metrum des vorbildlichen frz. achtsilblers' (Saran s. 270).

[2]) Saran führt a. a. o. s. 263 als zehnten der punkte, in denen sich die neue technik offenbare, an: 'gebrauch vierhebiger klingender reihen (nach romanischem muster'. [Sperrung ist von mir.] Das ist, vorausgesetzt daß ich Saran nicht mißverstehe, eine starke verkennung der tatsachen. Im frühmhd., also der alten technik, werden die '4hebigen klingenden reihen' viel häufiger verwandt als im mhd. Und wenn sie aus Frankreich bezogen worden wären, so hätten sie ja von Gottfried, Rudolf und Konrad, den eigentlichen repräsentanten des neuen stils, ganz besonders cultiviert werden müssen, die sie aber gerade meiden! — S. 270 wird das eben als punkt 10 constatierte wieder geleugnet. Oder mißverstehe ich Saran auch hier?

ad libitum abgewichen werden kann. Davon hat sich selbst der mönch Otfrid nicht abbringen lassen, als er den germanischen zweitakter (|×́××̀×|×́××̀×|) durch einen hinsichtlich der morenzahl gleichen, in seinem metrischen rahmen aber grundverschiedenen und zwar in wesentlichen stücken entlehnten viertaktigen vers verdrängte. Neben der normalen silbenzahl 2 verwendet er takte mit 1, auch 3 oder 4 silben. Die wirre frühmhd. technik ging in der nationalen freiheit der taktfüllung wieder erheblich über Otfrid hinaus. Auch hier macht sich der gesteigerte formale sinn der blütezeit in auswahl und einschränkung geltend. Die mhd. verstechnik betont die norm: 2 silben wieder stärker; sie baut 3silbige takte im allgemeinen nur unter bedingungen, denen Lachmann die bezeichnungen 'auflösung in der hebung' und 'auflösung in der senkung'[1]) gegeben hat (diese sprachliche form ⏑⏓ als füllungsmaterial bei spaltung einer more in 2 achtel ist schon in altgermanischer poesie gegenüber – ⏑ bei weitem bevorzugt); sie läßt sich aber, von späteren neuentwicklungen abgesehen, die schöne 1silbige taktfüllung in keiner weise nehmen.[2]) Ich frage nun wieder: kann bei dieser, im frühmhd. schon seit geraumer zeit vorbereiteten und individuell sehr differenzierten 'reform' frz. vorbild irgendwie ausschlaggebend gewesen sein? Gewiß nicht! Denn nehmen wir selbst einem verfehlten, ja widersinnigen sprachgebrauch zuliebe an, 3silbige takte mit aufgelöster hebung oder senkung seien eigentlich nur 2silbig, so hätte eben, wenn die frz. alternationstechnik irgendwie von exemplarischer bedeutung gewesen wäre, dem minder als 2silbigen takt von anfang an mit derselben energie zu leibe gegangen werden müssen wie dem mehr als 2silbigen. Es genügt auf den einen Gottfried hinzuweisen, um zu erhärten, daß davon keine rede sein kann. Demnach kommt mir die einschränkung in den füllungsmöglichkeiten durch die ausgebildete mhd. technik ebenso sehr als interne an-

[1]) [Bei Lachmann hieß es 'verschleifung auf der hebung' und 'verschleifung auf der senkung'. Der terminus 'auflösung' ist wohl zuerst von Sievers angewandt worden (Beitr. 5, 456). — W. B.]

[2]) Sarans satz (s. 259): 'Allen dichtern dieser zeit schwebte eine versbewegung vor, die hebung und senkung streng einsilbig hielt und regelmäßig wechseln ließ' glaube ich in keiner weise zugeben zu dürfen.

gelegenheit des deutschen versbaus vor wie die auswahl der cadenzen. Ich kann auch hier nicht zugeben, daß frz. verskunst irgendeine unmittelbare bedeutung für die metrische reform der mhd. blütezeit gehabt habe.

Endlich Konrad von Würzburg! Die bei diesem ziemlich restlos verwirklichte alternierende skansion ist es wohl im wesentlichen, was Saran das bild von einem jahrzehntelangen kampf zwischen heimischer tradition und fremdem einfluß vorgetäuscht hat. Mir scheint, als kämen die individuellen neigungen, anforderungen und begabungen bei Saran zugunsten jenes vorgestellten ringens von tendenzen und strömungen zu kurz. Ich würde nicht meinen (s. 261), die neuhöfische richtung habe sich in Gottfried und Konrad zur höhe emporgearbeitet, sondern lieber: die formale kunst des einzelnen Gottfried sei, ev. durch Rudolf noch gesteigert (?), von Konrad zu dem für seine pedantische auffassung idealen abschluß gebracht worden, d. i. zur alternierenden skansion. Und bedarf es selbst dazu der annahme eines besonders starken impulses von seiten der frz. technik? Auch dies kann man ohne große bedenken verneinen. Die 2silbige taktfüllung ist ja bereits norm gewesen; konnte da ein schulmeisterlicher poet sich nicht von selbst versucht fühlen, diese norm nun auch restlos durchzuführen? Aber gesetzt, der alternierende bau des frz. verses habe es Konrad wirklich angetan und mitbestimmend gewirkt, so fehlt doch gerade das specifisch französische an dem deutschen alternierenden vers, die vernachlässigung des wortaccentes (Saran s. 260). Dinge wie *juncvroúwe* dürfen offenbar nicht auf rechnung des alternierenden versideals gesetzt werden, da sie ja auch bei dichtern vorkommen, deren technik gerade das widerspiel der alternierenden, nämlich — nach Saran — 'archaisierend' ist (s. Martin zu Wolfram s. LXXX f.).

Demnach kann ich in der entwicklung des mhd. versbaus durchaus keine momente erkennen, die mich zur annahme einer bestimmung durch das romanische vorbild schlechterdings zwängen; es sei denn die mittelbare beeinflussung in den eingangs von mir gesteckten grenzen.

Den gegensatz zu dem von Gottfried inaugurierten und von Konrad verwirklichten accentuierend-alternierenden vers-

ideal bildet bei Saran, wie soeben gesagt, der 'archaisierende' stil. Wenn ich in diesem zusammenhang das wort 'archaisierend' zum erstenmal hörte, würde ich mir etwa folgende vorstellung bilden: ein jüngerer epigone, den z. b. der Konradsche versbau mit überdruß erfüllt, greift in bewußter reaction auf einen alten meister, also sagen wir etwa: Hartmann zurück. Bei Saran aber ist es zu unserem erstaunen Hartmann selbst, der archaisiert, metrische opposition macht, bei dem die reaction einsetzt. Dasselbe wird von Wolfram gesagt. Also die verskunst in Hartmanns Erec wäre, im vergleich mit Gottfried, nicht noch altertümlich, sondern wieder altertümlich; und Wolfram wäre nicht der formal hinter Gottfried zurückgebliebene, sondern er hätte ihn sozusagen schon überwunden.[1]) Ich frage mich, wo denn Hartmann das accentuierend-alternierende versideal bereits dergestalt verwirklicht hätte vorfinden sollen, um sich dadurch zur reaction reizen zu lassen und dieser durch seinen 'archaisierenden' Erec ausdruck zu geben. Und wer möchte wohl der sprache und dem versbau Wolframs, der oft froh war, wenn er zur mitteilung seiner gedanken und vorstellungen überhaupt irgend einen sprachlichen ausdruck fand, jene bewußte absicht, gegen die verstechnik von Gottfried (oder wem sonst?) 'archaisierend' zu opponieren, zutrauen?

Es gibt in der epik des 13. jh.'s nicht zwei metrische richtungen: die allmählich zu reinster ausgestaltung heranreifende accentuierend-alternierende auf der einen und die archaisierende auf der andern seite; wohl aber gibt es zwei große dichterische persönlichkeiten, Gottfried und Wolfram, die wie in stil und auffassung so auch in vers- und

[1]) Saran operiert viel mit der übereinstimmung von form und inhalt. Hat ihm die inhaltliche opposition von Erec, Parzival und Titurel, die sich gegen den modischen minnedienst der ritter richtet (s. 262), erst diese unglückliche vorstellung von einer metrischen opposition (s. 261) eingegeben? Auch bei besprechung des sog. Hans Sachs-verses begegnet, wie mir scheint ganz zu unrecht, diese begründung der form durch den inhalt (s. 304). Es will mir scheinen, als sei die silbenzählende bez. alternierende verskunst des 16. jh.'s auch hier mit viel zu allgemeinen factoren begründet, während die erklärung für ihr fast ausnahmsloses durchdringen in wirklichkeit wahrscheinlich in dem vorgang eines führenden einzelnen, d. i. Sebastian Brants, zu suchen sein wird.

reimtechnik jeder eine ganze gruppe von epigonen beherrschen, Gottfried die alemannische und Wolfram die bayrische. Es findet gar kein kampf und kein ringen statt, sondern jede der beiden traditionen pflanzt sich, von einigen kreuzungen abgesehen, so gut wie in anderen dingen auch in metrischer hinsicht in der vom meister eröffneten bahn fort. Die alemannische epik verfeinert ihre formale seite immer mehr, weil ihr eigentlicher begründer Gottfried (mit Hartmann hat es eine besondere bewandtnis) mit seinen hohen formalen ansprüchen ihr diesen weg gewiesen hat — nicht um des eingedrungenen alternierenden versideals willen. Die bayrische epik bleibt formal immer etwas schwerfällig und unausgeglichen, weil ihr meister Wolfram so gewesen — nicht weil archaisiert werden sollte.[1]) In dieser formulierung scheint mir das gesamtbild, unbeschadet von modificierungen, die einzelerscheinungen nötig machen sollten, im wesentlichen richtig erfaßt.

STRASSBURG i. E., im juni 1914.

LUDWIG PFANNMÜLLER.

DIE STRASSBURGER HS. DER RITTERTREUE.

Der unlängst erschienene hss.-catalog von A. Becker (Die deutschen hss. der kaiserl. universitäts- und landesbibliothek zu Straßburg. Straßburg 1914), der, wenn auch unter z. t. geradezu burlesken angaben, das an der genannten bibliothek

---

[1]) Mit dem begriff 'archaisierend' geht Saran auch in seiner betrachtung der mhd. lyrik irre, wo übrigens der von ihm postulierte formale einfluß der frz. vorbilder viel eher zu rechte zu bestehen scheint. Er verfällt s. 287 auf die unglückliche idee, die daktylischen rhythmen als archaisierend zu bezeichnen. Also gerade das ausgesprochen modernste und exotischste erhält dadurch den stempel des altertümlichen und nationalen. Ich brauche darauf nicht näher einzugehen, weil Saran die prämisse, die ihn zu diesem resultat führte: der romanische zehnsilbler sei schlechthin nur alternierend zu interpretieren, nach erscheinen von J. B. Becks buche 'Die melodien der troubadours' inzwischen vermutlich bereits aufgegeben hat.

befindliche hss.-material erstmalig vollständig bekannt macht, wirft auch für unsere kenntnis der mhd. novellistik während ihrer besten zeit einen kleinen gewinn ab.

Die hs. L. germ. 358 (Becker s. 92) liefert uns einen zweiten text der Rittertreue (Rtr.), die uns bisher allein im cpg. 341 (nicht auch in der Kalocsaer hs.) erhalten war. Sie steht zusammen mit einem andern kleinen stück hinter des Teufels netz, das den hauptinhalt des mscr. ausmacht, und umfaßt fol. 99vb—107vb. Des Teufels netz bringt am schluß die angabe *Explicit 72 jar* (d. i. 1472); der dialekt der hs. ist schwäbisch, wie die massenhaften schreibungen *au* und *ǎ* für *â* erweisen, woneben, in anbetracht ihrer entstehungszeit, die noch völlige ablehnung der neuen diphthonge auffällt. (Genauere beschreibung der hs. s. bei Becker.)

An und für sich würde dieser zuwachs unserer novellenüberlieferung in gestalt einer so späten hs., die eine südfränkische[1]) erzählung zudem noch in einem ihr so fremden dialekt bietet, wenig zu bedeuten haben. Allein der fund gewinnt eine relative bedeutung: einmal durch die bedenklichen streiflichter, die von ihm aus auf den wert des cpg. 341, der hauptquelle unserer novellenüberlieferung, fallen; in höherem maße aber deshalb, weil die Rtr., so gut wie der Meier Helmbrecht und Heinrichs von Freiberg Schrätel und wasserbär von C. v. Kraus (Zs. fda. 47, 305 ff.; 48, 99 ff. 103 ff.) zu einem gedicht von alternierender skansion umgegossen wurde. Alle drei dichtungen sind verhältnismäßig ungünstig überliefert. Und wird der text, wie beim Schrätel und bislang auch bei der Rtr., gar nur von einer einzigen hs. geboten, so mag er zwar nach besserung schreien, ist andererseits aber auch allen noch so rigorosen postulaten formaler natur, mit denen der philologe an ihn heranzutreten für gut findet, hilflos ausgeliefert. Das nachträgliche zutagetreten des Straßburger cod. L. germ. 358 ist also mit freude zu begrüßen, indem es ein unbefangenes urteil über wert und berechtigung der von C. v. Kraus an der überlieferung der Rtr. geübten textkritik ermöglicht; und darin beruht die bedeutung dieser neuen hs.,

[1]) Südfrk. ist als höhere einheit von rhein- und ostfrk. verstanden; eine entschiedenere localisierung wollte ich vermeiden.

mag sie so schlecht und so jung sein wie sie will. Es ergeben sich dabei eine reihe von principiellen erörterungen, neben denen mir die beschäftigung mit dem einzelobject von geringerem belang sein wird.

1.

Indem ich den text der Rtr., den ich in den Kleinen texten nr. 95 unter möglichst engem anschluß an den cpg. 341 (II) veröffentlicht habe, zugrunde lege, biete ich zunächst das vollständige verzeichnis der laa., die die Straßburger hs. (S) liefert.

Überschrift: Hie nauch staut gar ain schöne red von ainem ritte' den ain wirt in sinen (*Beckers* sinem *irrig*) stal oder mist begraben hett. 4 kain 6 Damit er truwe mug gebrechñ 7 [daz] schönes 8 Welhe' ritter das recht an trait 9 mag 10 [Seht] das 12 gräffen 13 Der nie sin trẃ gebrach 14 dz es 16 ouch ze r.] zů recht billich 19 Da merkent flissenclichen an 22 ersterben 24 Bit mā iñ 27 Dz 28 Vñ wz vō mūthabruch geborn 30 Dz nit besser ritte' 31 Py allen sinen 32 turnei] stúrmen 36 Wie vil wol 37 al] je 38 [daz] 39 die zwen 41 swaz] wo 42 in 44 er] der sun. 46 *lücke*] scharpfen 48 durnyerēs 50 vünf] drẃ 51 allez] alweg 52 leider] so 53 hêren] māes 54 Der so gar kumpt vmb sin gůt 55 U (*initiale*) On dannē iñ dem fierden lande 56 Wz on alle' hand sch. 57 erzogē 58 zucht so gepflegen 61 Sy was och 62 Dz sy niendert wúst irn gelich 64 gedöchte 65 Sy daucht ich wil alsus nit leben 67 f. Sy sp̄ch ir heren rautēt zů Vnd sprecheñ wie ich getů 69 geneme 70 Der vch zů heren wol gezeme 71 wunderlichen 72 zů ainem räte 73 Jungffrow 75 ain turner 76 [danne] 77 f. Dunckt es sy deñ alle gůt Wer deñ da das beste tůt, *hierauf:* Den sond ir nemē ze ainē mā Wem got der selden gan 79 Sy sprach 81 Ḥaut er kain elich wip 82 Er sol truten 83 Do wurdēt priefe vz gesāt 84 jūgfrow 85 botten dar] da 89 minē lip gesunt 90 fünff 91 ie dem man] vch 92 maget 93 f. *fehlen* 95 naigtent der magt 96 Mit ainem grŏssen schalle 97 Die priefe trůgen sy 98 Vnd tautent den hoff bekant 99 HJe nach

100 Lieff ain botte dört hin zů 1 gräffe 2 Gegangen an ain grůn gras 3 sine 5 botten vff 6 wil des 7 Ain fraugen vmbe 8 Wer waist ob mine 9 Ettwas möcht geringen 10 gelunge 11 Do im kam der bott so nǎch 12 gräff 13 Vnd fraugt iñ der märe 15 f. Zů hant do dise red geschach De' botte zů dem graffen sp̄ch. 17 He're ich wil vch mare 18 Es sol kain man verdagen 19 jūgfrow 21 Vnd haut och gůtes also vil 22 kainen enwil 23 Er sig deñ jm turner 24 stritten 25 ersunftze dächte 26 gebrauchte 27 Ritterschaft an mich also vol 28 Dz ich nū hie haim 29 De' botte wolte nuñē ston 32 Da stůnt sy *(!)* alter vatter vor 33 sach 34 botten 35 Das er nicht 36 Er saite sim vatte' och die mar 37 f. *fehlen*

39 hêren] ritte' 40 harte] garn *(!)* 41 Bald 42 Der alt in gar wol 43 iñ mit im gon iñ 45 Vnd dar zů 47 tranck 48 an] ī 49 f. Er nam den prieff ī die hant Er sp̄ch wem die geschrift sig bekant 51 Der gang her vnd 52 diser turner wesen] beschechñ 53 jugfrow 54 Da hin komen 55 Vnd wz 56 Wissēt ffẃr wăr dz es also ergaut 57 nam in] giēg dar 58 jūgfrow 60 turner hies 61 hoch gemůt 62 Vnd haut och 63 f. Das sy nienan *(!)* waist jrn gelichñ Der jr zů tail sig so richen 65 ich wais 66 Nâch] Vō 67 [Sô] 68 maget hochgemůt 69 magt [dâ bî] 70 Welhe' [dâ] 71 jemer wesen 74 Wer jr da gevellet wol 75 luff botte 76 hier vff 77 Ob er] Welhe' 80 slahte] hande 81 Stůnd dem dem grăffen sin můt 82 Er hatt aber laider kain gůt 83 năchte 84 Der grauff begund vaste klagē 86 weder] aber rosß 87 Dis mer sond ir merckē recht 88 Er batt 89 f. Das sy so wol welten tů Vnd sprechñ sinem vatte' zů 91 Dz er im hulffet etwa 92 och zů dem turner 93 Zů hāt do dise botschaft beschach 94 Der her zů aim kn. 96 Da mit sig er 97 nit mer 98 selber noch] och mer 99 guotiu] zway

200 Gůt mentel 1 Also 3 im wider sagte so 4 Vō gräffe 5 Vnd darnach schier berait 7 Vm̄e gůrtel hett sin swert 8 vluges] frölich *nach* 8 Do er vff siczen solte Vnd ritten nun wolte 9 [dô] vberschrait 11 beschach 15 Zů ir k. was 16 Zechen līb *(lat. abbreviatur für* phunt*)* sant sy im nauch 17 [Vil] venedegere 19 můtter 21 Vnd och vff 22 Kain 25 Dem graffen 27 die jūgfrouwen 29 frome gräffe 31 Umbe] In die 32 [noch] 34 richen wirte ziech 35 f. Der mir wol ze wirte toge Vnd mir vil geborgen muge 37 Du waist wol ich habe nicht 38 Sibenczig marck ist gar ain wicht 40 Vnd wil so rilichen 43 balde] vor 44 [Al] do batt 45 Aber im kaine 47 Do daucht er 48 Nauch aim richñ wirt 49 das 50 gastes enrůchte *nach* 50 Er daucht ich wais nit war ich sol Die richen herbergē sint alle vol 52 Hilff sancte gerdrut 53 tůn 56 burge' 57 vor eynem grŏssen tore 58 Er rait zů iñ hin fore 59 Vnd klaget 60 purge' 61 dz ist 62 Niemer ritte' 64 Ir mugēt sin an tugēden blint 65 borgēs 67 was] belaib 68 Nū sint sine frunt so 70 gůtes 71 f. Iñ zorne sy das geschůffen Dz er vō mir ī ain veste küffe 73 [er] 75 bî] ī 76 Lies begrabē 77 mines pferdes 78 Ich waiß dir 79 Da můß de' ritte' 80 ve'wegñ 81 Gelobe 83 [hie] lech 84 endarff [weiz Got] 85 Ich haisse 87 f. Vmb herberge sinem heren Vñ sp̄ch er gilt es vch mit eren 89 des entů ich nit 90 Din ain wicht 93 brech E ab dz hus 94 wolde] lies 95 Wer aber jñ 97 Mir vür] Wůr 99 f. Der endörfte nit vil sorgen Won ich möcht im wol borgen

301 Tusent mark 2 Dz kain pfand dörft darā *(?)* ste 3 DEr grŏssen 5 f. *fehlen* 7 Er rait vast dannen zelt 9 mich rẃt 10 geriett 13 Der 14 grauff 15 den 16 ich harte bose 17 f. *hinter* 19 f., *darnach zusatz* 17 [iht] 19 Nū macht du doch zů mir gon 20 stan *zusatz:* Der knecht sait im die märe Wie es vmb den totten wäre 21 Er sp̄ch es wär vch all zů 22 sol 23 Dar abe

24 gräff so gib im 25 sage im das ich in̄ bitte 26 schar [mite] 27 Vnd in̄ jeder schar 28 gehaben 29 disen turne' by mir 30 Vnd vns kŏffe 31 Vnd ander spise 32 ir hie] da 33 frome knecht do nit 35 rait den selben weg hin 37 f. Do er kam zů dem tor Der purge' gieḡ gegē jm vor 39 purger sach 40 Der knecht stůnd ab vn̄ 41 [her] 45 [des] nam (: scham) 46 Vnd er solt sich 49 *hinter* 50 50 in gerne] den toten 52 Zů hand 53 gab jm 55 f. *fehlen* 57 was 58 Do was des wirtes zorn 59 gräffen botte 61 Schŏner schare 62 Erwarb sô] vil 63 [wol] 65—72 *fehlen* 73 f. DO de' gräff ī die stat wz komē De' totte wart he' vz genommē 75 wart 76 Er wart des nachtes 77 gräffen 79 Als ob 80 sp̄cht mans ī dem 81 zur kilchen erlich trůg 82 Vil [im] 83 wunnēclichē 84 graffe 86 phenninge] dn̄ *(lateinische abbreviatur)* umbe] vil 87 Der 89 Hie von [vil] 91 f. *fehlen* 93 Och gerēden 94 [ir] 95 hêren] gräffen tor 96 lies hin fúr 98 gabs je die statt

401 vō jm scheiden also 2 alle wurdent [vil] 4 gröste *nach* 6 Durch got vnd durch ere Durch baide gab er sere 7 Der gräff alsus mit erē lag 9 Dicke rait er 11 f. *fehlen* 14 Der jm *(!)* je 15 Vn̄ manche frow wúnst 16 Dz gwint der tote 17 Nicht offenbar dz kam 18 Er 19 NVn begab es sich ains morgens frů 20 grauff wie sol ich tůn 21 Ich han kain roſß 22 sere ve'zagē 24 einez] drysig 25 [mir] 26 Es endarff mir 27 f. *fehlen* 29 mir das ffúr wár 30 borg vch des 31 gräffe 33 Wie vil rosß er versůchte 34 Kaynes er gerůchte 36 En kaines was jm gerecht 37 Sid vch nu̅ 42 an gesellet 43 gräffe 44 [sîn] 45 Hie mitte gieng er siczende 46 das vor 47 f. zů mausse : strausse 49 Das ain ritter kam geritten 50 Vnd hatt ain grawes ros beschrotē *(daran unklar corrigiert)* 51 Vnd fůrte der selbē var 52 gräffe gut 54 roſß nach wol] wz 56 sprúngen [dô] 57 nahate 58 Der alt ritte' vor drabate 59 Vnd wolte wide' 60 gräff 61 f. Halt durch alle frouwen Laust mich das rosß schŏwen 63 [vremede] 64 Welt es zů laitten 66 erschrek sin talant 67 Das roſß antwurt er im sidere 68 Die ritter lieffent all hinwider 69 Vnd tautent besunder 70 Schouwen dz rosß an 72 Schöner rosß gesechn̄ 73 Der gräffe vz note es vō im liesß 74 [zehant] mirs 75 Der ritte' sp̄ch es ist nit veile 77 hie] by ersterbent 78 erwerbent 79 Das dz halb wese 80 gräffe dz 81 f. Habēt des nit kainen můt Gebt mirs vmb ain beschaidē gůt 83 Do sp̄ch de' ritter zů hand 84 [harte] 85 Ich bin ain so getaner man 86 mit gůt 89 Sit ir nit silber ku̅t gehabē 90 Der gräff sp̄ch Ey lăst mich trabē 91 sechen 93 Der ritter sp̄ch nu̅ ritt es hin 94 entriegēt den̄ all min sin 95 So tůt es all 96 Wan es ist jm turner gůt 97 f. Do er das rosß gerante De' gräff das bekante 99 Es wär als ain gůt

500 [wol] 1 sp̄ch wend ir vchs habē 2 So můssent ir mir geloben 3 Mit ewer truwen jn̄ 4 jugfrow 5 jrs 6 gräffe so gelob ich hie 7 [morgen] dz hail 8 vff min truwe glichen. 9 Des gůtes gab er jm zů pflicht 10 jūgfrŏwē 11 rosß 12 dîn] es

13 f. *fehlen* 16 vast an disem roßß ston 17 [tages] 18 gräffe 23 gräffe 24 sinē harnasch 25 Den lait er an 26 Im bautent 28 Den herē müste behüten 29 Vnd och jm hulffe der eren 30 tugentrichen 31 f. Alsus wart der gräff beraite Er liesß dz roßß her laite 33 baldeckinen 36 Do fůrten den gräffen raine 37 Dz her do by ver erkant 38 = 37 *des textes* 39 *nach* 40 39 jugfrow 40 glůt 41 Durch dz sy an den 42 kain hail da 43 Alsus kam 44 [man] 45 gräffen 46 f. Montabrucz ffúr wär Rieff alles dz jn̄ an an gesach 48 [schœne] jugfrow [dô] 49 Ach got herre 50 Dz den priß behaltent ir 51 Montabrucz 52 Rait aller erst jn̄ 53 vil hartē grŏssē 54 Nauch ritte'schaft wz sin 56 ritte'lichem 57 [Wie] geancten *(?)* 58 Zů samen das sy ranten 59 Harte 60 Ir sper 61 Doch stach de' gräff 63 Mancher sich fliechēs ve'masß 64 jm kaine' nie gesasß 65 viel ffúr jn̄ vff 66 Der jungfrouwē do liebe wz 69 Er brach vil manig sper 71 jn̄ jn̄ 72 Hie ain turner dört ain strit 77 Turnierte vff dem melwe 79 Das jm all die prises 80 gesahē 81 den stritt 82 heim] ī 83 Dz harnasch lait mā hin zů hāt 84 Er lait an ain rich gewant 85 saczte sich 86 jūgfrŏwen 88 Dem sy 90 Mit [schœner] jūgffrowen 92 er] sy *(undeutlich corrigiert)* schon 93 Von jrem roten munt 95 Do jn̄ des landes frow 96 Hart wunnēclich sy spch

600 zů ainem 3 Er naig 5 wunnēclich 7 f. Vnd nieme' ersterben Wir müssent E *(oder* er*?)* gottes huld erwerben 9 mait die 10 Nū wolan 11 [hie] nit lenger ston 12 Wollan wir wollen 13 [und] hundert 14 Ich volgt vch gern one wer 16 Wilpret vnd wische 17 Vnd wz je erdächt 18 [dâ] zů tische 19 [Vil] 20 dâ mit schal] jn̄ dem sal 21 aller] also 22 all die 23 E zergon wen̄ das geschech 25 gräffen 26 ez] sy 27 Vber maniges 28 Was die bottschaft bekant 29 turner wz wit 30 alle komen 31 hailes 33—78 *fehlen* 79 Der vro was vber lut 82 dar nâch] also 84 slâfen] zů bette *nach* 84 Die frowe stůnd vff sy vrlob nam Harte zuchtēclich sy kam In aine kemenaten Ir jugfrouwē dar dräten 85 Vnd nomēt ir ab das gewand 86 Sy lait 87 gräffen wart vō 88 bald gegāgen hinnē nach 89 abe] vz schůn 90 er welt die túr zů tůn 91 Vnd hies 92 Vnd zoch den 94 batt 96 roßß [vür] 97 [vil] 99 Ir habt nechten vor gelegen

701 gräff 2 Ist es vch 3 núnt den̄ 5 es 6 och 7 gräff des swigēt 8 des túffels 9 nū die 10 Owe wz solt 11 f. *fehlen* 13 Es ware trẃ losen 14 Dar zů durft ir nit losen 15 Der ritter spch od' es sig gůt 20 Nū erwelt dz vch nit gerúwe 22 durch] im 23 Wie] So [des] 24 fröden 26 Owe sprach er 27 also 28 ist 29 arm man [ê] 30 E den ich [ie] 32 [Eiâ] 35 Des wär ich zwar 36 We 38 die wort 39 Ich wil der trúwe by geston 40 Wie es mir joch ergō 41 [balde] 42 Ich wais 43 DEr gräff sach jn̄ 44 Er spch sint ir ain from man 46 Vnd gedenckt 47 iuwer] aine' 48 den] jn̄ 49 Ir liessent es werlichn̄ niht 50 Gebt mir des gůtes klainē 51 [Und] eynen 52 vaste 53 [seht] all ewe'

54 Hulff vch nit ain ber 55 die 56 [Biz] 57—66 *fehlen* 67 ffúr die frowē 68 Ich wolt ir och haben 69 her vssher 70 Lond mir ewer truwe beston 72 ir lant 73 Ouwê] Sich an 75 Vch dz pfert zû mim schaden 76 bin 77 Er wolt mine' trúw 78 leben 79 [So] 81—84 *fehlen* 85 Alsus kam der gräff her fúr 86 tete] tratt 87 Vnd liesß enwenig 88 gräff 89—94 *fehlen* 96 luff 97 *nach* 98 97 wol] gnûg 99 Ir wissent nit wer

802 liezt ... zien] lostent ... hie 3 f. *fehlen* 5 Vnd haut (hant?) vō pinē mich erlost 7 grafe sa ze hant 8 ffur wăr bekāt 9 versûcht hab 10 Des wot ich jmer wesen fro 11 Vil wol ich vch besliessen 12 Ich ston jeczunt vor vch 13 Ich bin nach hie bi 14 [Nu] wo 15 gräff 16 Durch schmen an die want 17 Do begunde er lachen 18 Dis 19 Was solt mir 20 enhan 21 [Der] 22 Vō ewer milte 23 [ouch] ewer trúwe 24 endarff 25 by staut 27 secht nū 28 [samet] 29 jemer bitten 31 Da mit ffûr der ritter *nach* 32 Da mûs er wesen jemer me Das mûs och vns erge *statt* 33—38 DEr gräffe giēg zû de' frowē wide' Vnd lait sich schone zū ir nider Er wz vil fröer deū er Wan er vō gnaden mer Wüste deū ain ander man Wer trúwe vū milte haltē kan 39 ie] wol 40 [wol] 41 Des morgēs nā de' hoff ain end 42 begund er send 43 [vil] 44 [wol] 45 Als jū ain starck sömer trûg 46 schuld ers nit entslûg 47 f. eben : vergeben 48 Er gab es jm 49 f. Wen er hatte milten mût Syder galt er jm sin gût 51—54 *fehlen* 56 ganczē truwen 57 [ouch] 59 Darū haltent truwe 60 Gibt 61 So gibt er *statt* 63—66 Vū mā sp'cht jm wol vber hundert jar Das sint sicher one var Dis mär haisset truw vnd ståttekait Wir sollent des alle sin berait Das wir bittē den gûten got Durch sin hailiges gebot Dz wir niemer ersterben Wir müssēt E gottes huld erwerbē Des sond wir alle wesen vro Nū sprechēt alle kryeleyso Explicit.

2.

Die überlange liste der laa. erweist den äußerst geringen wert der hs. S und ihre — von vornherein feststehende — beträchtliche inferiorität gegenüber H. Da ist es um so betrübender für unsere wertschätzung jener unserer wichtigsten novellenhs., wenn trotzdem S alle augenblicke fehler in H aufdeckt — denn 'bessert' kann man nicht gut sagen: zumeist taugt S mit seinen laa. an sich eben auch nichts. Für eine neue recensio der Rtr. würde S nicht viel mehr leisten als unser vertrauen auf H allerorts noch mehr zu erschüttern, während der positive ertrag sehr spärlich wäre. Ein paar eclatante emendationen, die sich aus S ergeben, seien aufgezählt: 24 l. *in*; 46 ist die lücke nach S auszufüllen; nach 78

ist ein reimpaar in den text zu stellen, das aus dem etwas verderbten text von S gewonnen werden müßte; 128 l. *ich*; 250 l. *gastes*; 747 l. *einer*. An allen diesen stellen haben wir directe fehler von H vor uns. Ein klärendes licht wirft S auch auf die überarbeitung von dialektreimen in H, deren umfang noch weit über das von v. d. Hagen (in den laa. zu GA nr. 6) und C. v. Kraus (Zs. fda. 48, 103 ff.) angenommene maß hinausgeht. Zu den ohnehin sehr zahlreichen bindungen mit *n*-abfall in dem einen reimwort kämen mit ziemlicher sicherheit noch hinzu: *geringen* : *gelinge* 109; [*tage* : *klagen* 183?]; *tuon* : *zuo* (oder umgekehrt) 189 (aber hat das verarmte haus wirklich mehrere knechte? S zeigt nur an, daß H überarbeitet hat, ist an sich aber wohl unbrauchbar); *vruo* : *tuon* 419; *güete* : *behüeten* 527; *bereite* : *leiten* 531; *schuo* : *tuon* 689; *gestên* : *ergê* 739. [Vielleicht 832 a. b; aber es hieße wohl das princip der lectio difficilior übertreiben, diesem reimpaar bloß um des unreinen reimes willen einen platz im text einzuräumen.] — Auch der dialektreim *mir* : *hie*, den S 505 bietet, ist glaubhaft; vgl. 473 f. 549 f.

Ich lasse es absichtlich bei der aufzählung dieser wenigen, aber handgreiflichen dinge bewenden; die stellen, an denen S kleinere zweifel an H erweckt und kleinere änderungen nahelegt, sind natürlich ungleich zahlreicher. Aber dies auszuführen scheint mir keine befriedigende tätigkeit. Die überlieferung von H wirklich zu controllieren und erfolgreich zu bessern, dazu bedürfte es eben einer andern hs. als S. Für H ergibt sich mir aber aus meiner bisherigen beschäftigung mit dieser hs. ziemlich klar als quintessenz, daß darauf allein kein kritischer text gegründet werden kann; es muß zu H irgend eine annähernd gleichwertige hs. hinzukommen, ehe ein solches unternehmen überhaupt lohnt: derartig ist die situation z. b. beim Schlegel (Kleine texte nr. 95), bei der Frauentreue, die K. Burchardt, und beim Sperber, den Niewöhner ediert hat. Fehlt eine solche zweite hs., so werden versuche, aus H einen kritischen text zu gewinnen, wohl immer zu unvollkommenen resultaten führen, und textkritische arbeit wird dann vielleicht am besten in der form einer berichtigungsliste und eines verzeichnisses von vorschlägen zum v. d. Hagenschen text niedergelegt.

3.

Endlich ist zu betrachten, welche ergebnisse das auftauchen der neuen hs. für die C. v. Kraussche bearbeitung der Rtr., von der eingangs gesprochen wurde, liefert.

Wie sich aus den erwägungen sub 2 ergibt, kann S nicht enger mit H zusammengefaßt werden: das zeigen die häufigen besserungen, die S für den text von H zu liefern hat. S ist also im verhältnis zu H eine, wenn auch qualitativ unterlegene, so doch durchaus selbständige überlieferung. Jeder versuch, einer von H und S gemeinsam überlieferten lesung ihren gültigkeitswert abzusprechen — es sei denn, daß es sich um übereinstimmungen in fehlern handelt, deren duplicität auch ohne 'gemeinsame vorlage' leicht zu erklären ist — ein jeder solcher versuch würde also bereits mit dem 'verderbten archetypus' arbeiten. Zu dessen annahme aber liegt, wie man sich überzeugen kann, keine veranlassung vor.[1]) Man kann also sagen: bei änderungen, die C. v. Kraus am text von H vorgenommen hat, entscheidet S (unter umständen implicite oder relativ) entweder für H oder für C. v. Kraus, sofern S eben nicht überhaupt etwas ganz anders bietet.[2])

Da ist nun zunächst festzustellen, daß bei allen sozusagen occassionellen besserungen von C. v. Kraus, d. h. solchen, die dem einzelnen ausdruck gelten und die ihm vom sprachgefühl diktiert wurden, S sehr nachdrücklich für C. v. Kraus zeugnis ablegt. In der mehrzahl werden da die emendationen von C. v. Kraus und der bei ihm citierten gelehrten (vgl. z. b. 816 *schmen,* was Sievers' *schîmen* schön bestätigt) von S bekräftigt. Und ich kanu mich von dem vorwurf nicht frei-

---

[1]) Die mehr oder minder große bereitwilligkeit zum 'verderbten archetypus' ist ein charakteristisches kennzeichen des einzelnen philologen. Man kann über den wert oder unwert dieser annahme allerdings sehr geteilter meinung sein. Für meine empfindung bedeutet es eine schwächung der position des philologen gegenüber seinem text, wenn er genötigt ist, den 'verderbten archetypus' zuzugestehen.

[2]) Diese bemerkungen sind nur deshalb nötig, um einem ungerechtfertigten von-der-hand-weisen von S als später papierhs. vorzubeugen. Sie wird von mir nur auf das hin befragt, was sie wirklich zu beantworten vermag.

sprechen, daß ich, von den principiellen motiven C. v. Kraus' allzusehr zur opposition veranlaßt, bei herstellung meines textes das gute und richtige zu oft mit dem wertlosen verworfen habe.

Von den zahllosen principiellen textänderungen, die C. v. Kraus an der Rtr. vorgenommen hat, gilt so ziemlich das gerade gegenteil von dem eben gesagten. Von diesen bleibt außerordentlich wenig übrig; und S, mit H zusammengehend, widerlegt seine vorschläge und behauptungen fast stets mit eben der selbstverständlichkeit mit der sie von ihm aufgestellt wurden.

Die beiden principiellen forderungen, mit denen C. v. Kraus an die Rtr. herangegangen ist, heißen: 'glatte metrik', d. i. ziemlich = alternierende scansion, und 'gleichmäßigkeit der sprache'. Beide sind in allerhöchstem maße bedenklich.

Zunächst die alternierende skansion. Das erste opfer dieser forderung war der Meier Helmbrecht gewesen (Zs. fda. 47, 305 ff.). Da dies eine ständig des höchsten interesses von seiten der germanisten gewürdigte dichtung ist, so blieb der widerspruch gegen C. v. Kraus nicht aus (Saran im Jb. für 1904, s. 96 f.; Panzer, Zs. fdph. 38, 516 ff.) Beide opponenten lehnten C. v. Kraus' princip namentlich um der praktischen resultate willen ab. Ein wichtigeres allgemeines moment entging ihnen: diese metrische forderung ist nämlich eine literarhistorische ungeheuerlichkeit. Die alternierende scansion gehört in die epische tradition der Alemannen, wo sie, nach längerer vorbereitung, durch Konrad verwirklicht wird. Man kann bei jeder gelegenheit nur betonen, daß zwischen der bairischen und der alemannischen epischen schule seit Gottfried[1]) eine kluft besteht; dies ist auch die tiefe wahrheit in der gliederung der höfischen epik nach landschaften, die einem in Vogts darstellung im Grundriß entgegentritt. Dinge wie alternierende skansion hat man also sicher nicht aus

[1]) Unter allen hss. und frgmm. des Tristan ist, wenn ich nicht irre, auch nicht ein einziges bair. mscr. Der dichter der Bösen frau (s. E. Schröder, GGnn. 1912, 96) und U. v. Lichtenstein 394, 27 gebrauchen die namensformen des Eilard.

Alemannien bezogen, am wenigstens vor Konrad.[1]) C.v.Kraus' ausgangspunkt für seinen verhängnisvollen mißgriff war U. v. Lichtenstein. Allein gerade dieser durfte nicht als zeuge für die alternierende skansion in der bair.-österr. epik aufgestellt werden, denn bei ihm handelt es sich um eine äußerliche übertragung seiner lyrischen manieren aufs epische. Und außerdem — der Meier Helmbrecht, dies lapidare literarische denkmal Konradisch poliert! Und stets wird auch das unmögliche und das nichtigste mit der höchsten prätension des exemplarischen vorgetragen, zeile für zeile intoleranz ausatmend. — Für den Schrätel, auf den ich nicht eingehe, da er mir nicht vertraut genug ist, und für die Rtr. ist zuzugestehen, daß die behauptete formale glätte a priori möglicher ist. Die mitteldeutschen haben durch das ganze 13. jh. angenommen, und sie haben es auch hinsichtlich der form, wo sie ihre ausdrucksweise und ihren stil hernahmen. Heinrich v. Freiberg stellt sich als Gottfried-nachahmer positiv in die alemann. tradition hinein, und von dem dichter der Rtr. könnte das gleiche angenommen werden. Daher rede ich hier nur von einer übertreibung der an sich richtigen behauptung, daß die Rtr., wenn es gelänge, sie von allen schlacken zu reinigen, als ein äußerst schmuckes und formvollendetes werkchen dastehen würde.

Zweitens: die gleichmäßigkeit der sprache. Wenn man das hört, schießt einem im ersten moment der gedanke an die 'mhd. schriftsprache' durch den kopf. Aber die gleichmäßigkeit besteht bei C. v. Kraus darin, daß eigentlich immer die dialektformen allein einzusetzen sind, z. b. immer die form mit synkope über intervocalisches *h* hinweg (a. a. o. sub 14).[2])

---

[1]) Wie unheilvoll C. v. Kraus' experimente nachwirken, selbst wo ihnen widersprochen wird, kann man z. b. aus Sarans Verslehre s. 297f. erkennen: 'Wernher hat im M. Helmbrecht noch eine ganze menge zusammenziehungen, mehr als K. v. Würzburg'. Dies eine 'noch' macht den ganzen satz schief. Wernher und Konrad können eben überhaupt nicht in einem atem genannt werden.

[2]) Eine ausnahme billigt C. v. Kraus s. 104, n. den infinitiven zu, die mit und ohne *n* vorkämen. Die form mit *n* werde durch reime auf participia bewiesen. Woher kann man das wissen, was der dichter solchenfalls sagte? Da es sich doch nicht um ein thür. gedicht handelt, sind das doch auch 'neutrale reime'.

Im interesse der mhd. schriftsprache läge also nicht die gleichmäßigkeit der sprache, sondern vielmehr die dublette: literarische form neben der mundartlichen: und das bei einem md. dichter ganz besonders. Indessen sei diese gleichmäßigkeit zugestanden. Aber C. v. Kraus versteht darunter noch mehr, wie z. b. die regel sub 5 kund tut, die sich mit verbalformen auf *-et* befaßt: ‘Keine synkope hat statt, wenn der stamm ausgeht auf *-nk* (3 fälle), *-ng* (1 fall), *-nn* (2 fälle), nach länge auf *-b* (3 fälle), auf cons. + *b* (2 fälle), nach *-ll* (2 fälle); dagegen wird stets synkopiert nach kürze, nach dental, nach *-l* und *-n* (2 fälle), nach *-ch* (5 fälle), nach cons. + *f* (2 fälle), nach *r* (2 fälle)’. Wiewohl hier z. t. richtige beobachtungen vorliegen, so ist doch diese regelbildung aus so wenig material unstatthaft, namentlich wenn immer textänderungen vorausgegangen sind; und die formulierung der regel entbehrt der eigentlichen ratio. Das schlimme daran ist aber, daß die vorstellung von einem maschinenmäßig exacten und gleichmäßigen wirken von sprache und mensch, von einer an das walten der naturgesetze grenzenden ausnahmslosigkeit hervorgerufen wird. Ich stelle mir sprache und dichter anders vor; ich glaube vielmehr an variabilität und anpassung nach den praktischen umständen, d. i. in diesem fall an das metrum; ich meine, ein dichter, der das eine mal *haltẹt* sagt, kann das andere mal die form *haltet* gebrauchen u. s. w. Auf welchem weg sollte ein mensch denn zu jener obigen regel gekommen sein? u. s. w. u. s. w. — Daher setze ich auch eine umständliche reimform *hæte* (666) nicht im versinnern ein (C. v. Kraus sub 7), am wenigsten wenn dadurch 2silbiger auftakt entsteht:

182 *Wan er hæte leider kleinez guot.*

(Was sagt die ‘glatte metrik’ dazu?) — Und wenn ich die wahl habe zwischen *vertéte* und *vértet* (v. 39), so wähle ich ohne rücksicht auf sonstige formen ohne *e* natürlich *vertéte*, aus dem einfachen grunde, weils *vértet* nicht gibt. Aber C. v. Kraus ist jederlei exotische betonung recht, wenn nur jene beiden grundprincipien durchgeführt werden: er schreibt *sprâchèn* 72, *mînèn* 89 (während sonst die ‘gleichmäßigkeit der sprache’ verlangt *mînẹn*, sub 17), *keinìu* 222, *silbèr* 425. Die vulgatansicht ist diesen mißlautenden betonungen ja sehr

günstig. Da sie also zum täglichen brot der mhd. dichtung gehört haben müssen, so werden sie ja wohl auch bei K. v. Würzburg vorkommen, auf dessen zeugnis ja besonders wert zu legen ist, da seine fixe skansion ja ein für allemal diese frage entscheiden kann. Gibt es solche betonungen bei K. v. Würzburg? (vgl. zu Engelh.[2] 3056).

Die beiden postulate 'glatte metrik' und 'gleichmäßigkeit der sprache' können sich zuweilen seltsamlich in die hände arbeiten:

813 *Und bin iu iezuo nâhen bî.*

Dieser vers, dem niemand seine verderbnis ansehen würde, wird von den positionen 'glatte metrik' und 'gleichmäßigkeit der sprache' unter kreuzfeuer genommen und zusammengeschossen (sub 14). Diese verlangt *nân,* jene zweisilbigkeit der taktfüllung. Resultat: 'vers verderbt, ohne ihn einleuchtend bessern zu können'. Ja, welche dichtung hält denn solche belastungsproben aus!

Als ich von der existenz der neuen hs. hörte, war ich eigentlich am meisten gespannt auf die verse

487 *Dô sprach der wirt: 'al eine*
Welt ir danne edel gesteine,
Nu ir kein silber kunnet haben?'

Ich habe mich zunächst überzeugt, ob C. v. Kraus' schreibung (sub 5)

Welt edelez gesteine ir . .!

wirklich bestätigt würde; ob es wirklich statthaft wäre, um eines aus der luft gegriffenen postulates willen in einer sinn, situation und charakter des sprechers so völlig verkennenden weise eine frage in einen imperativ ('wählet') zu verwandeln. Zu meinem troste schreibt S genau wie H. Dieses beispiel ist nur eines von mehreren.[1]) — Der conj. praet. *næme* : *zæme* 69 f. wirkt so fremdartig, daß er keinesfalls conjiciert werden durfte; auch das wird durch S (= H) widerlegt; u. s. w. u. s. w.

---

[1]) Die interpunction v. d. Hagens 487 halte ich aufrecht. Daß der wirt allein (und nicht im chor) oder allein der wirt sprach, scheint mir nichts zu besagen. *al eine* halte ich für die namentlich im md. auftretende concessive conjunction (Wb. 1, 421ª. 15); die construction ist verschoben: *al eine ir . . . kunnet haben, welt ir . .?*

Methodisch wichtig ist noch

292 *Sô müeze ich werden erstochen.*

Also allergröbste dialekticismen (*werd* gibts wirklich) zugunsten der 'glatten metrik'? Solche sprachliche liederlichkeiten bei einem formal so prätentiösen dichter? — Was würde wohl aus einem herausgeber werden, der umgekehrt überall die integre wortform einsetzen wollte ohne rücksicht auf das metrum?

Die hs. H enthält 213 stücke, über jedem ein neckisches reimpaar mit inhaltsangabe als überschrift. C. v. Kraus weist (s. 125) nach, daß das reimpaar über der Rtr. nicht vom dichter stamme. Warum? Wegen *miste be-* (verstößt gegen die 'glatte metrik')! (Das ausrufungszeichen stammt von C. v. Kraus.)

Wenn endlich beim tagelangen zettelspiel die rechte hand nicht mehr weiß was die linke tut, so wird der vers 641 (fehlt S)

Daz er si hæte gesehen

sub 7 gebessert in

Daz er si hæte ⟨dâ⟩ gesehen,

sub 31 in

Daz er si mohte hân gesehen.

Aber wen würde es wundern, wenn die methode von C. v. Kraus sich nicht solcherweise selbst ad absurdum führte?

Zum schluß — denn wer könnte alles einzelne besprechen? — beschleicht mich wieder die schon eingangs in worten ausgedrückte vorstellung, als ob eine so isoliert überlieferte novelle ein kleines schwächliches verwaistes und verwahrlostes ausgesetztes wesen sei, dem der philologe voll humaner gesinnung so gut es gehen will auf die beine helfen soll, aber nicht ein bequemes object für pädagogische experimente darin erblicken, weil er von niemand zur rechenschaft gezogen werden kann. Natürlich: reichlicher überlieferte und vielleicht um das 10, 20 und mehrfache längere gedichte ließen sich so etwas einfach nicht gefallen. Aber an so hilflosen kurzen stückchen möge man doch lieber zu wenig als zu viel getan haben; für experimente dieser art sind sie zu schade. Wer

gleichwohl lust und neigung fühlt, etwas mit glatter metrik und gleichmäßigkeit der sprache zu schlagen, der gehe einmal an den jüngeren Titurel oder an Ottokar; die werden ihm schon die zähne zeigen!

STRASSBURG i. E., anfang juli 1914.

LUDWIG PFANNMÜLLER.

DIE ABWEICHUNGEN DER REINSCHRIFT VON DEM CONCEPT IN LUTHERS FABELN.

Luther bietet in seiner handschrift der fabeln (Fa.) von 1530[1]) die ersten sieben sowohl im concept (K) bl. 1^a—3^a als auch in der reinschrift (R) bl. 7^a—9^b. Letztere ist aber zugleich eine umarbeitung der ganzen darstellung besonders der lehre, welche die fabel enthält. Denn auf jene kam es Luther vor allem an, wie seine eigenen worte Neudr. 76, s. V: 'Aesopi quoque fabulas pro puerili et rudi vulgo proposui adornare ut utilitatem aliquam Germanis afferant' und die seines hausgenossen Joh. Mathesius s. VI:

> Nimmet er zu Coburg .. den alten Deutschen Esopum für sich .. vnd schmücket jn mit .. schönen außlegung oder sitlichen lehren vnd machet 16 schöner Fabel, die steck voller weißheyt, guter lehr vnnd höflicher vermanung sein .., wie es inn der Welt, inn Regimenten vnd Haußwesen auff erden pfleget zuzugehen. Wie er auch .. frey bekennet, das nach der heyligen schrifft die feinste weltweyßheyt in vernünfftigen fabeln zu finden ist,

erkennen lassen.

Meist macht er sich in der R von seiner quelle (Q), dem Äsop H. Steinhöwels, Ulm 1476—80 (Neudr. 76, s. XVIII u. f.)

---

[1]) Neudrucke deutscher Literaturwerke Nr. 76: Luthers Fabeln von E. Thiele, 2. Aufl. 1911.

freier, mitunter schließt er sich ihr aber auch enger als im K an, so daß er offenbar auch bei der R seine Q zur hand hatte. Das ist wichtig; denn es läßt vermuten, daß er auch bei jener den schwerpunkt auf die ganze darstellung und nicht auf die grammatische form legte, und so erklärt es sich, daß diese rückständiger und mangelhafter als in den gleichzeitigen Wittenberger drucken Luthers ist.

Demnach ist wohl zuerst auch die darstellungsweise zu betrachten: schon ein äußerer umstand zeigt, daß Luther in der R die lehre noch schärfer hervorheben will, als er dies bereits im K der Q gegenüber tut. Wie diese gibt jenes als überschriften nur die namen der betreffenden tiere und dinge: 1ª 1. Vom Han und Perlin, 2. Vom Wolff vnd lemlin, 1ᵇ 3. Von der maus vnd frossch, 2ª 4. Vom hund vnd schaff, 2ᵇ 5. Vom hunde. In der R dagegen setzt Luther selbständig noch über die namen als hauptüberschriften die gekennzeichneten eigenschaften: 7ª i Torheit, ii Hass, 7ᵇ ii (versehentlich für iii) Vntrew, 8ª iiii Neid, v Geitz. Bei der sechsten fabel läßt Luther sogar die überschrift der Q und des K weg: Von den Löwen, Rind, zigen (Q gaiß) vnd schaff und setzt nur 9ª vj Freuel Gewalt.

Viermal erleidet die R sehr beträchtliche umgestaltungen der lehre teils durch vollständige änderung der darstellung, teils durch umwandlung und umstellung der sätze. Hierbei schloß sich Luther einmal im K enger an die Q an:

Fa. 6, Neudr. 76, s. XXVI: Es ist ain gemain sprichwort: Nicht gesell dich zuo gewalt, so behelt dyn wesen auch ain guot gestalt .. alle menschen vor der mechtigen geselschafft hüten söllen.

K 3ª: Halt dich zu deines gleichen, Vnd hutt dich fur gewaltigen freunden vnd gesellen Denn es ist ein alter reym Geselle dich nicht zu der gewalt, so behelt dein wesen auch ein gestalt Dulcis inexpertis cultūra potentis amici fare (freye) nicht gern hoch; Fa. 7: Herrn wollen vorteil haben vnd man sol mit herrn nicht kirschen essen sie werffen einen mit den stilen,

R 9ª: Fare nicht hoch, Hallt dich zu deines gleichen, Dulcis inexpertis cultura potentis amici, Es ist mit herrn nicht gut kirsschen essen, sie werffen einen mit den stilen. Vlp. L. Si non fuerint, Das ist ein geselschafft mit dem lewen, wo einer allein den genies, der ander allein den schaden hat.

An drei stellen steht schon das K der Q sehr frei gegenüber:

Fa. 1, K: 1ª Malum. Malum dicit omnis emptor, Wer Christum nicht hat der begerd sein sicut gentes Wer yhn hat der creutzigt yhn vnd wil yhu

nicht wie die Juden Sic omnis ars praesens, absens habet, Diese fabel zeigt an, Das, grobe leute nicht wissen wo zu eine einige fabel nütze odder wenn sie zu gebrauchen sey, darumb sie dis buchlin verachten, wie denn alle kunst vnd weisheit bey solchen leuten vnwerd vnd veracht ist, wie man spricht, kunst gehet nach brod,

R 7a: Lere, Diese fabel leret, das dis büchlin, bey baurn vnd groben leüten vnwerd ist, wie denn alle künst vnd weisheit, bey den selbigen veracht ist, wie man spricht, kunst gehet nach brod, Sie warnet aber, das man die lere nicht verachten sol,

Fa. 2, K 1b: gewalt gehet fur recht, Vnd frum leute mussen leiden, solt man gleich sachen vom alten zaun brechen;

R 7b: Der wellt lauff ist, Wer frum sein wil, der mus leiden, solt man eine sache vom alten zaun brechen, Denn Gewalt gehet fur Recht,

Fa. 3, K 2a: die wellt ist vol bosheit vnd vntrew, Aber doch schlegt vntrew allzeit yhren herrn, vnd mus der falsche frosch ynn seiner vntrew mit der maus verderben Sihe fur dich trew ist mislich Traw wol reyt das pferd weg,

R 8a: Sihe dich für, mit wem du handelst, Die wellt ist falsch vnd vntrew vol Denn welcher freünd den andern vermag der steckt yhn ynn sack, Doch Schlegt vntrew allzeit yhren eigen herrn, wie dem frossch hie geschicht.

In der erzählung weist die R nur zweimal und weit kürzere derartige änderungen auf. Dabei macht sich Luther einmal von der Q freier:

Fa. 3, Q und K: 1b Von der maus vnd frossch,
R 7b: Vom frosch v. d. Maus.

Einmal ändert er ein wort der Q in der R, setzt aber auch eins aus jener wieder ein:

Fa. 2, Q s. XXII: so will ich doch ain rychlich nachtmal hinacht mit dir haben,
K 1b: so mus ich dennoch heint zu fressen haben,
R 7b: wil i. d. h. nicht ungefressen bleiben.

Erweiterung zeigt die R in der lehre nur einmal, wobei sich Luther auch von der Q freier macht:

Fa. 5, Q s. XXV: Darumb welher gytiger ze vil wil, dem würt offt ze wenig,
K 2b: Wer zu viel haben wil, dem wird zu weng,
R 8b: W. z. v. h. w., der behelt zu letzt nichts,

Vor diesen satz schiebt aber R noch selbständig ein:

8b: Wem das wenige verschmahet, dem wird das grosser nicht.

Mehr erweiterungen hat die R in der erzählung und zwar fünfmal auch gegen die Q:

Fa. 2, Q s. XXII und K 1a: sprach er zu yhm,
R 7a: lieff er zu yhm, vnd sprach;
Q und K 1b: solches,
R 7b: solchs, du wilt dich Vetern;
Q: Er fieng das vnschuldig lemplin, er nam im sin leben,
K 1b: Vnd wurget das vnschuldig lemblin,
R 7b: Vnd wurget also das vnschuldige lemlin.
Fa. 6, Q s. XXVI: Ain rind, ain gaiß, ain schauff,
K 2b: ein Rind, zigen, schaff,
R 9a: ein Rind, Zigen, vnd schaff;
Q s. XXVI: geloffen bin wann ir,
K 2b: gelauffen habe, denn yhr:
R 9a: gelauffen vnd geerbeitet habe, denn yhr, alle, drey.

In vier fällen nähert sich die R wieder der Q:

Fa. 1, Q s. XXI: O du guotes ding, wie liegst du so ellenglich in dem kautt! hette dich ain gytiger gefunden, wie mit großen fröden hett er dich uffgezuket, und werest du wider in den alten schyn dyner zierde geseczet worden.

K 1a: mancher funde dich gerne, vnd wurde dich mit golde zieren;

R 7a: Sihe, du feines dinglin, ligstu hie, so iemerlich, wenn dich ein kauffman funde, der wurde dein fro, vnd du wurdest zu grossen ehren komen,

Q s. XXI: So aber ich dich finde an der schnöden statt ligende, und lieber myne spys fünde, so bist du weder mir nüczlich noch ich dir.

K 1a: Aber ich neme ein kornlin vnd lies eym alle perlin,, Magst bleiben, wie du ligst

R 7a: Aber du bist mir, vnd ich dir, kein nutze, Ich neme ein kornlin odder wurmlin vnd lies eym alle perlen;

Fa. 2, Q s. XXII: Nun bin ich doch die selben zyt dannocht nit geboren gewesen.

K 1b: Wie sol ich meines Vaters entgellten?

R 7b: Bin ich doch dazu mal nicht geborn gewest, wie sol ich meins Vaters entgelten?

Fa. 7, Q s. XXVII: Das gefiel im und sprach:

K 3a: Da sprach der lew,

R 9: Des lachet der Lewe, vnd sprach.

Außerdem bietet die R in der erzählung noch sechs fälle der erweiterung:

Fa. 2, K 1b: viel schwetzens kanst,
R 7b: viel ausreden vnd schwetzen kanst;
Fa. 3, K 1b: sprach,
R 8a: sprach zur maus;

K 1b: fuß an meinen,
R 8a: fus an meinen fus;
Fa. 5, K 2b: Vom hunde,
R 8b: Vom hunde ym wasser;
K 2b: fleisch vnd schemen,
R 8b: das fleisch vnd schemen;
Fa. 7, K 3a: Dieselbige fabel auff ein ander weise,
R 9a: Diese fabel ist auff eine ander weise also gestellet.

Sehr oft vereinfacht aber auch die R die lehre, so indem sie für ganze sätze der Q und des K fünfmal das bloße hauptwort 'Lere' als überschrift einsetzt:

Fa. 2, Q s. XXII: Mit diser fabel will Esopus bezaigen,
K 1b: Diese fabel zeigt Das,
R 7b: Lere;
Fa. 3, Q s. XXIII: darvon hör ain fabel,
K 2a wie oben 1b.
R 8a: Lere,
Fa. 4, Q s. XXIV: Von den .. seczet Esopus ain söliche fabel,
K 2a: Diese fabel zeigt,
R 8b: Lere;
Fa. 5, Q s. XXV: Von den selben sagt Esopus also,
K 2b wie oben 2a.
R 8b: Lere;
Fa. 6, Q s. XXVI: Dise fabel warnet,
K 3a: Diese fabel leret,
R 9a: Lere.

Außerdem kürzt die R noch zweimal die lehre, wobei sie sich einmal der Q wieder nähert:

Fa. 5, Q s. XXV: und hett das gewiß mit dem ungewißen verlorn,
K 2b: Mancher verleurt auch das gewisse vber dem vngewissen,
R 8b: M. verleuret, das g. v. d. v.;

Außerdem: Fa. 4, K 2a: Der wellt lauff ist Wenn ein bübe ynn synn nympt einem schaden zu thun, findet er wol mehr buben, die yhm helffen Darumb heissts, Patientz, wer bey leuten wonen wil Hutt dich fur bosen nachbarn odder richt dich auff ewige gedult gegen sie Wenn die nahbar vbel wollen der mus leyden Got behut fur bosen nahbarn,

R 8b: Hutt dich fur bosen nachbarn odder schicke dich auff gedult, wiltu bey leüten wonen„ Denn es gonnet niemand dem andern was guts, das ist der wellt lauff.

Die R vereinfacht die erzählung der Q und des K in Fa. 4:

Q s. XXIV: Das schauff ward überwonden mit dry falschen zügen, und geurtailt, dem hund das brot als bald wider ze geben, und

ward bezwungen, syne wollen ze unrechten zyten an ze gryffen, daz es bezalen möchte, das es nie schuldig worden was,

K 2[a]: Also ward das schaff vberwunden, vnd verurteilt, dem hunde das brod von stund an widder zu geben, Vnd muste seine wolle, zur uneben zeit angreiffen, damit es bezalet, das es nie schuldig worden war,

R 8[b]: Also verlor das schaff seine sache,, Vnd muste mit schaden zur vneben zeit, seine wolle angreiffen, damit es das brod bezalet,, das es nicht schuldig war.

Hingegen greift viermal die R zur einfacheren form der Q zurück:

Fa. 3, Q s. XXIII und R 8[a]: sie beide,
K 2[a]: sie alle beide;
Fa. 4, Q s. XXIV und R 8[a]: Ich bin da bey gewest,
K 2[a]: Ich bin auch da bey gewesen;
Fa. 6, s. XXVI: den dritten han,
R 9[a]: das dritte .. haben,
K 2[b]: Das dritte teil .. haben;
Fa. 7, Q s. XXVII: sprach zuo dem fuchs, er solte tailen,
R 9[b]: hies den fuchs .. teilen,
K 3[a]: hies darnach d. f. teilen.

Außerdem ist noch zweimal vereinfachung in der R der erzählung erfolgt:

Fa. 3, K 1[b]: hemisch vnd der maus feind,
R 8[a]: ein schalck;
Fa. 6, K 2[b]: als ewrem gesellen einem,
R 9[a]: als ewrs gesellen.

Ein ähnliches schwanken zeigt sich auch bei den wortänderungen innerhalb einer klasse und zwar gleichmäßig in der lehre und der erzählung mit einziger ausnahme der bindewörter. Fünfmal weicht die R zugleich von Q und K ab:

Fa. 1, Q s. XXII: will bezaigen,
K 1[a]: zeigt an,
R 7[a]: leret;
Fa. 4, Q s. XXIV und K 2[a]: Ein hund,
R 8[a]: Der hünd;
Q s. XXIV und K 2[a]: Der hund rümet (berieff),
R 8[a]: der wolff (offenbar versehen);
Q s. XXIV und K 2[a]: nie schuldig,
R 8[b]: nicht schuldig;
Fa. 6, Q s. XXVI und K 2[b]: zu einem lewen,
R 9[a]: zum lewen.

Viermal stellt die R gegen das K die lesart der Q wieder her:

Fa. 3, Q s. XXIII und R 8a: rat vnd hulffe,
K 1b: trewen rat;
Fa. 4, Q s. XXIV: lögnen, das,
R 8b: das .. leugnen,
K 2a: es .. leugnen;
Fa. 6, Q s. XXVI: das gejägt,
R 9a: die iaget,
K 2b: eine iaget.
Fa. 7, Q s. XXVI und R 9a: Diese fabel;
K 3a: Dieselbige fabel.

Sonst weicht die R noch in drei fällen von dem K ab:

Fa. 2, K 1b: hat das schaff vnrecht,
R 7b: ist das lamb vnrecht;
Fa. 4, K 2a: richt dich auff gedult,
R 8b: schicke dich auff g.;
Fa. 6, K 2b: drumb gelauffen,
R 9a: darnach g.

Hinsichtlich des gebrauches der bindewörter aber macht sich die R dreimal von der Q und auch dem K freier:

Fa. 1, Q s. XXI und K 1a: Da (do) er .. sah(e),
R 7a: Als er .. sahe;
Fa. 2, Q s. XXII und K 1b: Du hast mir auch,
R 7b: So hastu mir aber;
Fa. 6, Q s. XXVI und K 2b: vnd fiengen einen hirs,
Q: der ward in fier tail getailet. Do sprach der leo,
K: den teileten sie gleich ynn vier teil, Aber der lew sprach,
R 9a: Da sie nu einen hirs gefangen, vnd y. v. t. gleich geteilet hatten, sprach der Lewe.

Doch nur einmal greift die R wieder auf die Q zurück:

Fa. 3, Q s. XXIII: vnd begeret,
K 1b: Da bat sie,
R 7b: vnd bat,

Außerdem ändert die R noch zweimal den text des K:

Fa. 2, K 1b: ob du gleich,
R 7b: vnd wenn du gleich;
Fa. 6, K 2b: weil ich stercker bin,
R 9a: darumb das i. st. b.

Noch ist zu bemerken, daß Luther je einmal das ältere temporale 'da' (dô Wunderlich, D. satzb. 2, s. 338 u. f.) durch das neuere 'als', das ältere konzessive 'ob' (ebenda s. 323)

durch das neuere 'wenn' und das wie jetzt begründende 'weil' durch das von ihm sehr geliebte 'darum daß' (C. Franke, Grundzüge der schriftspr. Luthers, 1. ausg. 1888 s. 299, 4) in der R verdrängt.

Bei besprechung der bindewörter haben wir schon das gebiet des satzbaues betreten; in diesem geht die R höchst selten auf die Q zurück (oben Fa. 3, K: Da, R: vnd). Schon der satz Fa. 6, K 2b: vnd fiengen u. s. w., R 9a: Da sie nu u. s. w. bietet ein beispiel, wie die R von der altdeutschen beiordnung zu der in Luthers zeit sehr beliebten unterordnung der sätze übergeht. Ein zweites findet sich in derselben Fa.: K 2b Ein teil ist mein aus der geselschafft das wisset yhr, doch schon am rande ohne hinweis: Ihr wisset, das ein teil mein ist als ewrem gesellen einem, R 8a nur: Ihr wisset, das ein teil mein ist als ewrs gesellen. Einmal geschieht das umgekehrte:

Fa. 2, K 1a: so du ober mir trinckest? Du mochtest mirs wol trüben;
R 7b: trinckestu doch ober mir, und mochtest es mir wol truben.

In der wortstellung macht sich zweimal die R von der Q und dem K frei:

Fa. 2, Q s. XXII und K 1b: Ja sprach der wolff,
R 7b: Der wolff sprach, Ja;
Fa. 4, Q s. XXIV: syne wollen ze vnrechten zyten an ze gryffen,
K 2a: seine wolle, zur vneben zeit angreiffen,
R 8b: zur uneben zeit, seine wolle angreiffen.

Im letzten satze stellt Luther offenbar der betonung wegen zuletzt das adverbiale vor, so auch:

Fa. 2, K 1a: beide on gefer,
R 7a: on geferd, beide.

Unserm jetzigen brauche entspricht die nachstellung in der R:

Fa. 3, K 2a: Sihe für dich,
R 8a: Sihe dich für.

Euphonisch begründet ist wohl der stellungswechsel zwischen dativ- und accusativobjekt:

Fa. 2, K 1b: mochtest mirs,
R 7b: mochtest es mir.

Einmal stellen Q und K etwas als passive geschichtliche tatsache hin:

Fa. 4, Q s. XXIV: die ward im ze hören erkennet,
K 2a: die wurden ihm zugelaſſen,

die R dagegen als active notwendigkeit:

8a: die muſte man zulaſſen.

Luther, der den genetiv noch sehr liebt, setzt ihn zweimal erst in der R ein und zwar einmal wie teilweise mhd. bei schuldig auch im gegensatz zur Q:

Fa. 4, Q s. XXIV und K 2a: das es .. ſchuldig .. war,
R 8b: des es .. ſchuldig war;

außerdem einmal als genetiv des besitzes (Grundzüge der schriftspr. Luthers 1888, § 262):

Fa. 6, K 2b: mein iſt als ewrem geſellen,
R 9a: mein iſt als ewrs geſellen.

Noch einmal so oft wird aber der schon veraltete teilungsgenetiv (oben § 288) in R nach nhd. art ersetzt und zwar einmal auch gegen die Q:

Fa. 6, Q s. XXVI und K 2b: eim (ain) konig(e) aller thiere,
R 9a: eim konige vnter den thieren;

einmal sogar in übereinstimmung mit der Q:

Fa. 5, Q s. XXV und R 8b: ein ſtuck fleiſch,
K 2b: e. ſt. fleiſches;

und zweimal sonst:

K 2b: das ſtuck fleiſchs,
R 8b: das ſtuck fleiſch;
Fa. 2, K 1b: viel ſchwetzens kanſt,
R 7b: viel aüsreden vnd ſchwetzen kanſt.

Die flexion zeigt nur abweichungen in den endungs- und bildungssilben, doch in diesen wesentlich seltener. Ähnlich wie im satzbau stimmen auch in der flexion Q und K zwölfmal, Q und R nur einmal überein. Auslautendes endungs-e (C. Franke, Grundz. d. schriftspr. Luthers. 1. bd. 1913 § 65 s. 161, s. 163, 7 — 166, 2. bd. 1914 § 76, 2 u. 3, § 77, 1 u. 2, § 78, § 79, 11) fügt Luther elfmal erst in der R an, wobei achtmal schon in der schwäbischen Q e fehlt:

1. Dat. sing. der st. masc. und neutra (oben § 81, 2, s. 199—203, § 86, 2, s. 211—214):

Fa. 4, Q s. XXIV und K 2a: hund, R 8a: hunde;
Fa. 5, Q s. XXV und K 2b: maul(u), R 8b: maule.

2. Nom. sing. der schw. masc. (oben § 102, 1—5, s. 245—47):
Fa. 3, Q s. XXVI: wy, K 1b: weyh, R 8a: weyhe (mhd. wie);
Fa. 6 u. 7, Q s. XXVI: leo viermal, K 3a: lew 2b u. 3a fünfmal, R 9a u. 9b: Lewe(l) fünfmal.

3. Acc. sing. fem. von 'ein' (oben § 110, s. 263, § 112, 2, s. 167—68):
Fa. 7, K 3a: ein ander weise, R 9a: eine ander weise.

4. Acc. sing. neutr. der schw. adject. decl. (oben § 112, 4, s. 271, b):
Fa. 2, Q s. XXII und K 1b: das vnschuldig lemblin, R 7b: das vnschuldige lemlin.

5. 3. pers. sing. prät. der schw. conjug. ohne mittelvocal (oben § 143, 2 A, s. 328—29):
Fa. 3, K 1b: kund, R 7b: kundte.

Hingegen tritt auch in der R e nie an schw. zeitwörter mit mittelvocal, sondern es bleibt scharret, wurget, tauchet, leügnet, bezalet, machet, lachet, zeiget. Auch 'er' nimmt 'e' in der R nie an: 9a der ander, auff eine ander weise, Das ander, 8b das grosser (oben § 112, 2 c u. d, s. 268), ferner der acc. plur. der st. neutra: 9a u. 9b vier u. drey teil.

Nie erfolgt erst in der R wegfall des auslautenden e.

Inlautendes endungs-e setzt die R sechsmal erst ein:

1. einmal zwischen zwei n im acc. sing. masc. von 'ein' (oben § 117, 4 u. bd. I 65, 3):
Fa. 5, K 2b: ein wasserstrom, R 8b: einen w.;

2. zweimal zwischen zwei t und zwar einmal in der 3. pers. sing. ind. präs. der schw. conjug. (oben § 136, 3, 1, s. 305):
Fa. 3, K 1b: erbeit, R 8a: erbeitet;
einmal auch gegen die Q in der des schw. präter. (oben § 143 B 3 K β s. 327):
Fa. 2, Q s. XXII und K 1b: antwort(ü), R 7b: antwortet, sodaß hier tet feste regel ist.

3. Einmal zwischen r und t in der st. 3. pers. präs. sing. ind. selbst bei vocalwechsel (oben § 136 s. 295—97 u. 302 e, § 149 s. 349):
Fa. 5, Q s. XXV: verlürt, K 2b: verleurt, R 8b: verleuret.

4. Zweimal vor 'st' in der schw. 2. pers. sing. ind. präs. mit angehängtem du (oben § 136 s. 295 u. 299 e und f):
Fa. 2, Q s. XXII und K 1a: trubstu, R 7a: trübestu,
Q ebenda und R 7b: fluchestu, wo also R den text von K wiederherstellt, K 1a: fluchstu.

Das in dem schw. präteritum zwischen stamm und endung stehende 'e' tritt nur einmal erst in der R ein und zwar bei mhd. kurzem stammvocal (oben § 143 B s. 320—22 u. 325 f.):
Fa. 7, K 3a: iagten, R 9a: iageten.

Ausfall von 'e' findet erst in der R nur bei der adjectiv. declinationsendung 'es' hinter 'n, r und lch' (Grundz. d. schriftspr. L. 2. aufl. bd. I, § 65, 6) statt und zwar dreimal:

Genet. Fa. 2, K 1b: meines Vaters, R 7b: meins V.;
Fa. 6, K 2b: ewrem gesellen, R 9a: ewrs gesellen;
Acc. Fa. 2, K 1b: ein solches, R 7b: ein solchs

(oben bd. II § 116). Auch die drucke von 1545 haben noch solche verkürzte formen.

Bei diesen änderungen ist kaum zu verkennen, daß Luther in der R das stehen und fehlen vom endungs-e strenger regelt. Hierbei setzt er 18 mal 'e' erst ein und zwar im auslaut, vor 't und st' und zwischen zwei 'n' und streicht dreimal 'e', doch nur vor 's'. Dieses verhalten Luthers erklärt sich wohl daraus, daß er als kind von zwei mundarten beeinflußt wurde, der seiner eltern, der Möhraer, einer südmitteldeutschen und daher dem endungs-e sehr abgeneigten, und der Mansfelder, einer nordostmitteldeutschen und daher dem endungs-e sehr zugeneigten (oben bd. I § 9, 1 u. § 65). Bei der ersten niederschrift, wo der inhalt die sprachform sehr in den hintergrund drängte, wirkte die mundart des vaterhauses noch stark unbewußt auf ihn ein. Als er aber später eine kritische umarbeitung vornahm, wenn auch hauptsächlich der darstellung wegen, war sein blick auch für die sprachform geschärfter, und er fügte da ein endungs-e hinzu, wo er es für richtiger oder dem gemeindeutschen entsprechend hielt.

Einmal wandelt Luther die mhd. und nhd. participialform gewesen Fa. 4, Q s. XXIII und K 2a in die vorwiegend md. und noch 1545 in Luthers drucken häufige (oben bd. II § 77, 4 u. § 161 s. 362) schwache nebenform gewest R 8a um.

Im lautstand nähert sich einige male die R wieder der mhd. form:

Fa. 5, Q s. XXV wie mhd. herrschend enpfiel, K 2b entfiel, R 8b die mhd. nebenform empfiel;

Fa. 2, K 1a on gefer (ungefähr), R 7a on geferd (mhd. âne gevaerde = ohne böse absicht).

Doch häufiger nähert sich die R dem nhd. lautstand. Mhd. 'mb' hat das K 1a und 1b in lemblin achtmal, lemlin nur einmal, die Q s. XXII je einmal lemplin und lemlin, sonst lamp gen. lamps, dagegen R nur einmal (7b) lemblin, sonst stets (achtmal) 7a und 7b lemlin nhd. lämmlein entsprechend.

Fa. 1 hat die Q s. XXI das mhd. neutrum berlîn in den formen ain kostlichs bernlin, des bernlins, dem bernlin. Luther setzt schon in dem K das femininum, behält aber 'i' in der endung bei 1a Perlin, eine perlin, plur. perlin, was aber kaum als das endungs-i anzusehen ist, das er anfänglich nach Thüringer vorbild liebt (oben bd. 1 § 8, 3 u. § 48). Die R hat durchweg nhd. 'e' 7a perlen dreimal.

Fa. 7 steht K 3a pirret, doch R 9b parret, ersteres schließt sich mehr dem lat. 'biretum', letzteres der mhd. und nhd. form 'barete, Barett' an.

Zweifelhaft ist es, ob Fa. 2, K 1b meine . . acker die mhd. nicht umgelautete pluralform sein soll, da die Q s. XXII den sing. mynen acker hat, die R 7b hat wie nhd. ecker.

Den umlaut 'ü' setzt die R zehnmal erst ein, doch nur in drei fällen dem jetzigen brauch entsprechend und nur in zwei davon durch deutliches über 'u' gestelltes e bezeichnet:

Fa. 1, K 1a: buchlin, R 7: bůchlin;
Fa. 2, K 1a: trubstu, Q s. XXII und R 7a: trůb(e)stu;
Fa. 3, K 2a: fur, R 8a: für (anscheinend striche);

siebenmal entspricht der umlaut dem nhd. brauche nicht und scheint auf irgend einem versehen zu beruhen (oben bd. 1 § 38 u. 45):

Fa. 4, Q s. XXIV und K 2a: Ein hund, R 8a: Der hünd;
Fa. 7, Q s. XXVII und K 3a: Der fuchs, R 9b: D. füchs;
Fa. 1 nom. sing., K 1a: kunst, R 7a: künst;
K 1a: leute, R 7b: leüten; ähnl. Fa. 4, K 2a und R 8b;
K 2a: leugnet, R 8a: leügnet, Q s. XXIV: lögnet;
K 2a: auff, R 8a: aüff;

denn in zwei ähnlichen fällen beseitigt R wieder den falschen umlaut:

Fa. 6, K 2b: 3. pers. sing. ind. müs, R 9a: mus;
K 3a: cultüra, R 9a: cultura.

Doch zweimal entfernt R auch den richtigen umlaut wieder:

Fa. 2, K 1a: trüben (zweimal), R 7b: truben (zweimal).

Mag man nun den falschen umlaut mit einrechnen oder nicht, auf jeden fall überwiegt das einsetzen das entfernen. Das verhältnis ist entweder 5 : 2 oder 3 : 2. Ich kann aber meine früheren vermutungen nicht unterdrücken, daß es sich bei dem falschen umlaut meist um einen verunglückten u-haken handelt; denn es ist doch sehr verwunderlich, daß selbst 1530 noch Luther öfter falschen als richtigen umlaut einsetzt. Überwiegend unterbleibt auch in R die umlautsbezeichnung von 'ü' und stets die von 'ö' (oben bd. I § 5 s. 19). Dagegen ist in der Q die umlautsbezeichnung von 'ü und ö' etwa ebenso häufig wie jetzt und fast genau dieselbe.

Auch die änderungen der rechtschreibung in der R nähern sich häufiger der der drucke von 1530, als daß sie sich davon entfernen, teilweise auch der jetzigen:

Fünfmal ersetzt die R ÿ des K durch i:

Fa. 3, K 1b: schwymmen, R 8a: schwimmen;

Fa. 6, K 2b: yhr, R. 9a: Jhr;

Fa. 5, K 2b: beyde, R 8b: beide;

Fa. 7, K 3a: teyl, teylen, R 9a: teil, 9b: teilen;

aber nie bei auslautendem ey (oben bd. I § 22). Das umgekehrte findet niemals statt; doch bleiben, auch vom auslautenden ey abgesehen, noch sehr viel y in der R stehen.

Je einmal setzt die R die längenbezeichnung ein:

Fa. 2, Q s. XXII und K 1b: zene, R 9b: zeene = zähne;

(oben bd. I § 20, 6 s. 83—84) und beseitigt sie:

Fa. 1, K 1a: liegen wie jetzt, R 7a: ligen wie mhd. und regelmäßig bei Luther (oben § 20 s. 69); Q s. XXI hat dreimal ligend, doch liegst.

Für ß im auslaut = mhd. z und nhd. sz setzt die R zweimal s ein, das bei Luther seit 1525 neben ss dafür regel wird (oben bd. I § 15 s. 63 und § 24 s. 93—94):

Fa. 3, K 1b: fuß, R 8a: fus;

Fa. 7, K 3a: reiß, R 9a: reis.

Die einsetzung der in der vorlutherischen zeit so beliebten doppelconsonanten überwiegt in der R deren beseitigung (verhältnis 1 : 3), doch nur bei den harten consonanten tt, ffs, ssch und bei llt (oben § 24, 2 u. 5 u. 6 u. 9 und s. 96):

Fa. 7, K 3a: wiltpret, R 9b: wiltprett;

Fa. 3, K 1b: aufs, R 8a: auffs;

K 1b u. 2a: frossch einmal, frosch fünfmal, Q s. XXIII nur frosch, R 7b u. 8a: frosch viermal, frossch zweimal;

Fa. 7, K 3a: kirschen, Fa. 6, R 9a: kirsschen;

Fa. 6, K 2b: gewalt, R 9a: gewallt;

K 3a: halt, R 9a: hallt;

doch Fa. 2, K 1b: entgellten, R 7b: entgelten.

Große anfangsbuchstaben setzt die R öfter ein als kleine; im ganzen ist das verhältnis 15 : 7 (oben bd. I § 31).

Im einzelnen steht bei elf hauptwörtern im K ein kleiner, in der R aber ein großer anfangsbuchstabe:

Fa. 2, K 1b: gewalt. recht, der wolff, R 7b: Gewalt, Recht (also abstrakta), Wolff;

Fa. 3, K 1b: der maus, R 7b: Maus;

Fa. 6, K 2b: zigen, der lew, R 9a: Zigen, Lewe;

Fa. 7, K 3a: der lew, esel (dreimal), R 9a u. 9b: Lewe, Esel (dreimal), also hauptsächlich die auftretenden tiere, aber auch nicht durchweg,

K 3a: Der doctor, R 9b: Doctor (titel).

Bei zwei hauptwörtern ist es dagegen umgekehrt:

Fa. 1, K 1a: vnd Perlin (überschr.), R 7a: vnd perlen;

Fa. 2, K 1a: Vom Wolff (überschr.), R 7a: Vom wolff.

Die großschreibung der hauptwörter schreitet also um neun in der R fort. Außerdem beseitigt diese die eines zahlwortes:

Fa. 7, K 3a: die Drey teil, R 9b: die drey teil.

Zu beginn eines nicht vollständig isolierten satzes tritt in der R ebenso oft ein großer für einen kleinen, als ein kleiner für einen großen anfangsbuchstaben ein,

nämlich je viermal, so ein großer hinter 'sprach' vor der wörtlichen rede:

Fa. 1, K 1a: sprach er, mancher, R 7a: sprach er, Sihe;

vor einem entgegenstellenden satz hinter doch:

Fa. 3, K 2a: Aber doch schlegt vntrew, R 8a: Doch„ Schlegt vntrew;

vor dem unvollständigen satze eines zusammengezogenen:

Fa. 2, K 1a: Der wolff tranck oben .., das lemblin aber fern vnden, R 7a: D. w. t. o. .., Das l. a., fern vnden;

Fa. 7, K 3a: der lew .. reiß .. die haut .., das er blutrustig da stund„ vnd hies, R 9a u. 9b: der L. reis .. d. h., das er b. d. st., Vnd hies.

Ein kleiner für einen großen wie jetzt zweimal vor einem nebensatz:

Fa. 1, K 1a: Diese .. zeigt an, Das, R 7a: D. leret, das;

Fa. 5, K 2b: wehnet er, Es were, R 8b: wehnet er es were;

doch auch zweimal gegen den jetzigen gebrauch vor der wörtlich angeführten rede:

Fa. 2, K 1a: Das l. antwortet, Wie kan ich; R 7a u. 7b: Das l. antwortet wie kan ich;

Fa. 3, K 1b: sprach, Binde, R 8a: sprach zur maus, binde.

Viermal sind im K zusammengesetzte wörter wie nhd. in einem wort geschrieben, dagegen in der R wie mhd. getrennt:

Fa. 1, K 1a: dieselbigen, R 7a: die selbigen;

Fa. 5, K 2b: wasserstrom, R 8b: wasser strom;

Fa. 6, K 3a: das nachsehen, R 9a: das nach sehen;

Fa. 7, K 3a: zusamen, R 9b: zu samen.

Das umgekehrte findet nie statt, wie denn Luther in dieser beziehung fester an dem mhd. brauch hält als seine drucke.

Einmal setzt Luther in der R das im K wohl versehentlich weggelassene n ein: Fa. 3, K 1b tauchet .. hinuntern, R 8a t. hinuntern.

Daß er bei der R mehr auf äußerlichkeiten achtet als beim K, geht daraus hervor, daß er dort öfter die zeichen

für 'u und n': ˇ und ˆ über 'u oder n' setzt und zwar letztere siebenmal gegen das K: Fa. 1 R 7ª bei han und perlen, Fa. 2 R 7ª bei vnden, Fa. 4 R 8ª ein und an, Fa. 6 R 9ª bei ynn (über beide n); während er nur dreimal das im K stehende zeichen: Fa. 2, 1ᵇ feine, Fa. 3, 1ᵇ Eine, Fa. 7, 3ª vnd in der R wegläßt: 7ᵇ und 9ª.

Neunmal ändert die R das satzzeichen und zwar sechsmal unserm gebrauch entsprechend:

Einmal setzt sie zu beginn eines satzganzen den punkt für das komma des K ein:

Fa. 2, K 1ᵇ: Ich fluche dir nicht, Ja sprach der wolff,
R 7ᵇ: Ich f. d. nicht. Der wolff sprach, Ja;

ferner zweimal das fragezeichen für das komma des K nach einem einfachen fragesatz:

Fa. 2, K 1ª: fluchstu mir noch dazu, R 7ᵇ: fluchestu m. n. dazu?
Fa. 4, K 2ª: wie tharstu .. leugnen, R 8ᵇ: wie tharstu .. leugnen?

Einmal punkt und komma, das wohl unserm semikolon entspricht, für das uns unbekannte doppelkomma und zwar in einem neuen satzgefüge, dessen subject sich aber auf das des vorhergehenden satzes bezieht:

Fa. 1, K 1ª: Ein han .. fand eine .. perlin,, Da er dieselbigen .. sahe,
R 7ª: E. han fand eine .. perlen., Als er d. s. .. sahe;

Dreimal komma für doppelkomma und zwar zweimal vor nebensatz

Fa. 2, K 1ª: Da der wolff das l. gewar ward,, sprach er,
R 7ª: Da d. w. d. l. g. ward, lieff er;

Fa. 4, K 2ª: Ein hund sprach .. an vmb brod,, das er .. hette,
R 8ª: D. h. sprach .. an, vmb brod, das er .. hette.

Einmal hat aber auch die R, wie wohl kein neues subject folgt, ein komma vor 'und' für doppelkomma des K:

Fa. 7, K 3ª: der lew .. reiß dem e. die haut vber den k., das er .. da stund,, vnd hies
R 9ª u. 9ᵇ: der lewe .. reis d. e. d. h. v. d. k., das er .. stund, Vnd hies.

Einmal vertauscht die R. hinter einem fragenden satzgefüge das nach unserem gebrauch richtige fragezeichen des K durch ein komma:

Fa. 2, K 1ª: Warumb trubstu .., das ich .. kan? (R 7ª,).

Das doppelkomma tritt in der R nur einmal für ein komma des K ein und zwar zwischen haupt- und nebensatz:

Fa. 4, K 2ª: es bezalet, das es n. schuldig .. war,
R 8ᵇ: es .. bezalet,, des es n. sch. war.

30 mal setzt erst die R interpunctionszeichen ein und zwar 17 mal, wo auch unser gebrauch ein solches verlangt; im einzelnen 28 komma überhaupt,

davon drei wie jetzt:

Fa. 2, K 1b: Ey sprach der wolff ob du gleich .. kanst, R 7b: Ey sprach der w., Vnd wenn du gl. kanst;

Fa. 4, 2a: Ich weis (R 8a,) das der .. hat;

Fa. 5, 2b: entfiel .. das stuck fleischs (R 8b,) vnd das wasser furets;

elf für jetzigen punkt:

Fa. 1, K 1a: mancher .. wurde dich zieren Aber ich neme,

R 7a: du wurdest zu .. ehren komen, Aber du bist;

Fa. 2, K 1b: Du hast .. verderbet (R 7b,) Das lemblin antwort; Wenn man .. wil, so hat er .. gefressen (R 7b,) Wenn der .. wil, so;

Fa. 4, K 2a: die wurden .. gelassen (R 8a: die muste man zulassen,) Der erste zeuge war; Ich bin .. gewesen (R 8a: gewest,) Der Geyr sprach;

Schluß von Fa. 4, K 2a: nahbarn ohne zeichen, R 8b: lauff,

Fa. 6, K 2b: Das .. geburt mir als eim konige aller thiere (R 9a: vnter den thieren,) Das dritte teil will ich haben weil ich .. mehr drumb gelauffen habe, denn yhr (R 9a: alle, drey,) Wer aber das vierde haben wil;

K 2b u. 3a: der mus .. nemen (R 9a,) Also musten die;

K 3a: Dulcis inexpertis cultura amici fare nicht .. hoch, R 9a: Dulcis i. c. amici, Es ist mit herrn nicht gut;

Fa. 7 schluß, K 3a: pirret ohne zeichen, R 9b: parret,;

zwei für jetzigen doppelpunkt:

Fa. 2, K 1a: Der wolff sprach (R 7b,) Wie?

Das lemblin antwortet (R 7b,) Ich;

dagegen zwölf, wo wir jetzt gar kein interpunctionszeichen setzen:

Fa. 2, K 1a: beide on gefer, R 7a: on geferd, beide;

K 1a: das lemblin (R 7a,) aber fern vnden;

Fa. 3, K 1b: tauchet der frosch hinuntern (R 8a,) vnd wolt; fleuget ein weyh daher (R 8a,) vnd erhasschet;

Fa. 4, K 2a: sprach .. an (R 8a,) vmb brod; dem schaff (R 8a,) brod geliehen hat;

Fa. 5, 2b: verleurt (R 8b,) das gewisse (R 8b,) vber dem vngewissen;

Fa. 6, K 2b: der müs mirs (R 9a,) mit gewalt nemen; 3a: musten die drey (R 9a,) für yhre muhe das nachsehen (R 9a,) vnd den schaden zu lohn (R 9a,) haben.

Doppelkomma tritt in R zweimal ein, einmal für unseren punkt:

Fa. 6, K 2b: Ihr wisset, das ein teil mein ist als ewrem gesellen einem (R 9a„) Das ander geburt mir;

einmal, wo wir gar kein interpunctionszeichen setzen würden:

Fa. 3, K 2a: doch (R 8a„) schlegt vntrew.

Andere interpunctionszeichen werden überhaupt nicht neu eingesetzt.

Wegfall der interpunction erfolgt in der R 19 mal und zwar nur in zwei fällen die des kommas nach den jetzt geltenden regeln, vor 'und' wenn kein neues subjekt folgt:

Fa. 6, K 2b: Es gesellten sich, ein Rind, zigen, schaff zu einem lewen, (fehlt R 9a) vnd zogen;

vor dem dem bloßen infinitiv vorausgehenden objekt:

Fa. 7, K 3a: Da hies der lew den esel, (fehlt R 3a) das wiltpret teilen;

in 17 fällen gegen den jetzigen gebrauch und zwar das komma 13 mal:

Fa. 2, K 1a: das lemblin .. vnden, (fehlt R 7a) Da der wolff .. ward; trubstu .. das wasser, (fehlt R 7a) das ich .. kan? Das lemblin antwortet, (fehlt R 7a) wie kan ich; 1b: sprach der wolff .., so mus ich .. haben, (fehlt R 7b) Vnd wurget;

Fa. 4, K 2a: Da .. das schaff leugnet, (fehlt R 8a) berieff sich der; Der .. sprach, (fehlt R 8a) Ich bin; Der .. sprach zum schaff, (fehlt R 8a) wie tharstu; es .. schuldig .. war, (fehlt R 8b darnach absatz);

Fa. 5, K 2b: ym maule, (fehlt R 8b) Als er .. sihet, wehnet er, (fehlt R 8b) Es were; benugen lassen, (fehlt R 8b) an dem; vber dem vngewissen, (fehlt R 8b schluß der Fa.);

Fa. 7, K 3a: Der .. machet drey teyl, (fehlt R 9a) Des ward der l. zornig;

Das doppelkomma zweimal und zwar für jetzigen punkt:

Fa. 4, K 2a: vmb brod,, das er .. hette,, (fehlt R 8a) Da aber das schaff leugnet;

Fa. 7, K 3a: Der fuchs .. gab sie .. gar,, (fehlt R 9b)
K 3a: Da sprach der lew, R 9b: Des lachet der L.;

auch der punct zweimal:

Fa. 2, 1a: Du mochtest mirs .. trüben. (fehlt R 7b) Der wolff sprach;
Fa. K 2b: Vom hunde. (fehlt R 8b).

Demnach nimmt die interpunction in der R im ganzen nur um elf zeichen zu. Dabei vermehren sich die komma, die bei Luther überhaupt häufiger als jetzt sind, um 13, fragezeichen und punkt mit komma (.,) um je 1; es vermindern sich der punkt um 1, das doppelkomma um 3. Demnach läßt auch die interpunction des R eine weitere annäherung an die der gleichzeitigen Wittenberger drucke und teilweise an die jetzige nicht verkennen, zeigt aber zugleich, besonders der wegfall von interpunctionszeichen am schluß eines abschnittes, ja einer fabel, daß Luther bei abfassung der R nicht grundsätzlich und durchgehend, sondern nur gelegentlich auf die satzzeichen geachtet hat.

Mithin steht auf dem gesamten gebiete der grammatik die R den Wittenberger drucken desselben jahres näher als das K, ist aber auf keinem druckfertig (oben bd. I § 3—5).

LÖBAU. CARL FRANKE.

SPRECHEN
MIT DEM ACCUSATIV DER PERSON.

Sprechen wird im deutschen auffallenderweise auch mit dem accusativ der person construiert. 'Diese fügung, wozu die synonymen verben keine analogien bieten, ist noch unerklärt' (DWb. X, 1, sp. 2808). Eine erklärung ist meines wissens immer noch nicht gegeben; die eigentümliche construction, die in den germ. sprachen vereinzelt dasteht, verdient aber eine untersuchung.

Nach dem zeugnis der verwandten sprachen scheint diese auffallende construction eine neuerung im deutschen zu sein. Hier ist sie aber alt, sie kommt schon im ahd. vor: Otfr. I 10, 25 *mit dróstu ouh thie gispréche, thie sízzent innan béche* gehört wohl sicher hieher; es bedeutet aber kaum 'trösten' oder 'tröstlich anreden' (Piper), sondern eher 'einen besuchen, aufsuchen, um ihm trost einzusprechen', 'mit trost zu einem kommen', vgl. Luc. 1, 79. Mhd. ziemlich häufig: *niht half daz si gebâten, unz daz Rüedegêr gesprach heimlîche die küneginne hêr* Nib. 1195, 2, und so öfter (s. DWb. a. a. o. und Mhd. Wb. II², 524 a). Seltener im mnd.: *dat dar brodere kamen weren, de ene spreken wolden* Korner 149 b. Vielleicht beruht die construction hier auf hd. einfluß. Aber auch dem hd. ist dieser acc. sonst fremd. Bei bedeutungsverwandten verben ist er nie zu treffen, und bei *sprechen* ist die verwendung ursprünglich auf bestimmte fälle beschränkt; *einen sprechen* bedeutet eigentlich nicht 'mit einem reden' sondern vielmehr 'einen aufsuchen, um mit ihm zu reden', dann allgemeiner 'einen persönlich treffen' mit der nebenvorstellung einer unterredung zu einem bestimmten zwecke. Das gefühl für diese beschränkung des gebrauches ist immer noch lebendig.

Die ältere bedeutung findet man z. b. in *der künec unt diu künegîn sint ze Bems bî der Korcâ . die küneginne soltu dâ sprechen eines morgens fruo* Parz. 626, 17 (= aufsuchen, um mit ihr zu reden); ebenso *nu sage dem sune mîn, daz er mich balde spreche* ib. 711, 3. Die vorstellung von einer unterredung kann stark zurücktreten; die bedeutung wird dann ungefähr 'persönlich treffen'; dies scheint z. b. in *vor einer klôsen ich die sprach* Parz. 500, 7 der fall zu sein. Diese allgemeine bedeutung findet sich in der neueren sprache nicht selten, z. b. *Ich erinnere mich einen armen schelm gesprochen zu haben, als ich herüberkam, der im taglohn arbeitet* Räuber; *Sie haben ja den herrn gesprochen Herzog wie fanden sie ihn aufgelegt* Don Carlos; und die Berliner redensart (s. DWb. a. a. o.) *ick habe ja den mann selber jesprochen, dert mir erzählt hat*; in solchen fällen ist die vorstellung von einem absichtlichen aufsuchen verschwunden. Dagegen ist die bedeutung 'einen treffen um eine bestimmte angelegenheit zu besprechen' in gewissen stehenden verbindungen bewahrt; auf diese verbindungen scheint der gebrauch heutzutage beschränkt zu sein: *Ich wünsche den chef zu sprechen*; *ist herr N. zu sprechen*; *sich nicht sprechen lassen* u. s. w. Diese verwendung ist eine directe fortsetzung des älteren gebrauches des verbums, als dessen ursprüngliche transitive bedeutung man anzusetzen hat 'einen treffen um mit ihm zu reden'. Die ursprünglichen grenzen der anwendbarkeit des ausdruckes werden also der hauptsache nach immer noch inne gehalten. Die vorstellung von einem absichtlichen aufsuchen wie die von einer unterredung ist, wenn auch nur als schwache nebenvorstellung, in der bedeutung immer noch mit eingeschlossen. Die entwicklung, die zu der bedeutung '(zufällig) treffen' ohne nebenvorstellungen geführt hat, ist, so weit ich weiß, nicht weiter gediehen; natürlich finden sich ansätze nach dieser richtung hin zu jeder zeit.

Unklar ist nun die function dieses accusativs. Analogisch kann er nicht erklärt werden, denn bedeutungsverwandte verben kennen ihn nicht. Eine sog. objectsvertauschung, wie in *ein kleid anziehen > ein kind anziehen*; *den staub abfegen > den tisch abfegen*, kann hier aus verschiedenen gründen nicht vorliegen. Fast könnte man sich versucht fühlen, hier eine wirkung — oder meinetwegen nachwirkung —

'des noch nicht völlig erloschenen gefühls für die ganz allgemeine bedeutung des accusativs' (Paul, Prinzipien der sprachg.[4] § 105) anzunehmen. Dann würden aber erstens die bedeutungsverwandten verben eine ähnliche construction vertragen; zweitens muß ich gestehen, daß ich an eine ganz allgemeine function des accusativs nicht glauben kann. Ich glaube nämlich: je länger man einen casus zurückverfolgen kann, desto bestimmter und beschränkter wird sich seine function zeigen. Wenn sich die älteste erkennbare function eines casus für uns als eine sehr allgemeine darstellt, so beruht das nur darauf, daß lautliche unklarheit einerseits und die geringe zahl der belege andererseits uns jetzt nicht gestatten, die ursprüngliche verwendung der einzelnen casus genau abzugrenzen.[1]) Diese auffassung steht nicht im einklang mit der herrschenden anschauung. Namentlich in bezug auf den accusativ gilt die ansicht, er habe 'keine bestimmte grundbedeutung, sondern bildet die allgemeine grammatische ergänzung des verbums'; er 'bezeichnet ursprünglich nicht eine bestimmte art der zu-

[1]) Zu voller klarheit in bezug auf die ursprüngliche function der einzelnen casus wird man wohl nie kommen können; in den überlieferten sprachen sind die grenzen schon verschwommen. Man wird daher Mourek zustimmen müssen, wenn er (Zur syntax des ahd. Tatian, sitz.-ber. d. böhm. ges. d. wiss. 1897, s. 2, anm.) als seine überzeugung hervorhebt, 'daß eine reinliche scheidung der syntaktischen gebiete der einzelnen casus im sinne von fest umgrenzten ursprünglichen grundbedeutungen überhaupt nicht möglich ist'; dagegen ist er sicher im irrtum, wenn er in der fortsetzung behauptet, 'daß es eine solche scheidung wohl auch nie gegeben' habe u. s. w. Man muß nämlich 'eingedenk bleiben, daß dieses casussystem selbst kein idealer anfangszustand, sondern aller wahrscheinlichkeit nach, ebenso wie die andern systeme, nur eine einzelne, durch besondere geschichtliche bedingungen herausgehobene phase einer stetig fortschreitenden entwicklung ist' (Wundt, die sprache 2, s. 76). Ein casus ist von anfang an kein casus im gewöhnlichen sinne des wortes, sondern eine syntaktische verbindung eines nomens mit einem anderen sprachelement. Dies element hat zuerst eine bedeutung und zwar eine ganz bestimmte, der eine ebenso bestimmte bedeutung der verbindung entspricht. Als die verbindung mit dem betreffenden sprachelemente so üblich geworden war, daß sie als eine art casus betrachtet werden konnte, dann ist die bedeutung wahrscheinlich schon sehr ausgedehnt gewesen. Die verschiedenen functionen eines bestimmten — lautgeschichtlich identischen — casus convergieren historisch gegen einen punkt, wo die function der betreffenden bildung eine sehr beschränkte war, wo aber von einem ausgebildeten casus noch nicht die rede sein kann.

gehörigkeit des nomens zum verbum, sondern drückt nur ganz allgemein aus, daß eine beziehung zwischen beiden stattfindet' (Mensing, Grundz. der deutschen syntax 2, § 139). Die von M. herangezogenen beispiele beweisen aber in dieser hinsicht nichts; ich bin der überzeugung, daß eine eingehende detailforschung allmählich auf jedem einzelnen punkte diese anschauung als eine irrige erweisen wird. Im folgenden hoffe ich ein beispiel der 'freieren verknüpfung durch den accusativ' aus der welt bringen zu können.

Da also m. e. die construction von *sprechen* mit persönlichem object nicht aus der gewöhnlichen anwendung des verbums heraus erklärt werden kann, muß die untersuchung darauf ausgehen, die auffallende transitivität irgendwie aus einem anderen worte herzuleiten. Es muß eine syntaktische verbindung gefunden werden, wo ein durch die transitivität eines anderen wortes bedingtes persönliches accusativobject auf das verbum *sprechen* bezogen werden kann. Am besten knüpft man dabei an die immer noch gewöhnlichste verwendungsweise des verbums an, wo *sprechen* gerade die eigentümliche veränderung der bedeutung erleidet, die eine transitive behandlung ermöglicht. Es ist nämlich von vornherein wahrscheinlich, daß diese färbung der bedeutung und die transitive function sich gegenseitig bedingen oder vielmehr beide auf eine gemeinsame wirkende ursache zurückzuführen sind.

Solche verbindungen sind nicht gerade selten. Die sehr häufigen verbindungen von *sprechen* mit den s. g. modalen hilfsverben wie *kann ich ihn sprechen*; *ich möchte dich auf einen augenblick sprechen*; *ich will* (*muss*) *ihn sprechen* kommen hier kaum in betracht, wohl aber die ähnlich gebauten mit *wünschen* und derartigen verben, die in gewissem grade als hilfsverben betrachtet werden können.

In einem satze wie *wenn Sie mich zu sprechen wünschen, dann komme ich* oder *wünschen Sie mich zu sprechen?* faßt man nach dem jetzigen sprachgefühl *mich* als von *sprechen* abhängig auf, ganz entschieden, obgleich eine andere auffassung grammatisch wenigstens denkbar ist. Die sicherheit des jetzigen sprachgefühls in diesem falle beweist aber gar nicht, daß man früher den ausdruck genau so aufgefaßt hat, als *zu* mit dem flectierten infinitiv (gerundium) noch klar das

ziel der tätigkeit bezeichnete. Andere beispiele, die die oben angedeutete syntaktische gliederung zeigen, sind: *der erste, der den chef zu sprechen kriegt*; *ich konnte ihn nicht zu sprechen bekommen*; *kommt an bord und begehrt den käpten zu sprechen.*

In allen diesen fällen kann der accusativ auch auf das regierende verbum bezogen werden, d. h. die grammatische möglichkeit ist vorhanden. Das syntaktische gefüge entspricht den oben erwähnten anforderungen, und die construction *einen sprechen* könnte also den verbindungen mit diesen verben entsprungen sein. Nun ist aber, wie wir schon gesehen haben, diese construction ziemlich alt im deutschen; sie ist schon im mhd. häufig; dagegen können die hier angeführten verbindungen aller wahrscheinlichkeit nach nicht entsprechend alt sein: bei *begehren* und *bekommen* ist die construction mit dem accusativ erst spät aus der älteren mit dem genetiv entstanden, *wünschen* und *kriegen* hatten keine passende bedeutung. Verbindungen mit diesen verben können also nicht die brücke abgegeben haben, die den übergang des verbums *sprechen* zur transitivität ermöglicht hat. Wenn wir also keine anderen verben in ähnlicher syntaktischer fügung belegen könnten, wäre das resultat der untersuchung ziemlich zweifelhaft. Man könnte dann höchstens sagen: in sätzen von diesem typus hat sich die transitive construction des verbums *sprechen* entwickelt. Zufälligerweise haben wir aber einen sehr alten beleg, der die richtigkeit unserer annahme außer allem zweifel stellt; dieser beleg zeigt in seinem zusammenhang gerade den typus, der die brücke darstellt, dasjenige syntaktische gefüge, das ein falsches beziehen des von einem transitiven verbum abhängigen accusativs auf das syntaktisch verbundene verbum *sprechen* nicht nur möglich macht, sondern sogar sehr nahe legt.

Tatian 59, 1 lesen wir nämlich: *senu sín muoter inti sine bruoder stuontun úze, suohtun inan zi gisprehhanne* (*ecce mater eius et fratres stabant foris quærentes loqui ei*).

Sievers folgt in seinem glossar der lat. vorlage und faßt die construction demnach als *gisprehhan* ‘c. acc. pers.’ auf. Ebenso DWb. a. a. o. Es ist möglich, daß diese auffassung das richtige trifft; es ist aber mindestens ebenso möglich, daß der accusativ vom verbum *suohhen* abhängig ist, wie im unmittelbar

folgenden satze, Tat. 59, 2: *thín muoter inti thíne bruoder stantent úze suohhente thih.* Mourek läßt (a. a. o. s. 30) die frage unentschieden, neigt aber zu letzterer erklärung: 'Von den compositis hat *gisprehhan* einmal eine interessante vom latein abweichende construction: 59, 1 suohtun inan zi gisprehhanne (loqui ei — wenn *inan* nicht eher von suohtun abhängig ist).' Sicher ist, daß der accusativ auf beide verben bezogen werden kann, und das ist für uns hier entscheidend. Im grunde genommen ist es auch ganz gleichgültig, welche syntaktische gliederung dem übersetzer vorgeschwebt hat. Wichtig ist nur, daß die übersetzung hier eine — wenn auch geringfügige — abweichung von der lat. vorlage zeigt; dies deutet nämlich darauf, daß der betreffende ausdruck zu jener zeit ein geläufiger war, der dem übersetzer leicht in die feder floß. Auf welcher stufe die verschiebung der syntaktischen gliederung gerade damals stand, läßt sich nicht mit sicherheit entscheiden. Historisch liegt die sache jedenfalls so: Der ausdruck, der ja an und für sich gar nichts auffallendes an sich hat, ist in häufigen gebrauch gekommen. Zunächst war das verhältnis der einzelnen glieder zu einander ganz klar: *suohhen* regiert ein object im accusativ, zum verbum schließt sich als weitere bestimmung ein infinitiv mit *zi,* um den zweck zu bezeichnen. Der ausdruck wurde dann allmählich üblich, wurde zu einer stehenden verbindung mit einheitlicher, stereotyper bedeutung, die gewohnheitsmäßig gebraucht wurde, um eine bestimmte gesamtvorstellung zu bezeichnen. Dabei verlor sich das sichere gefühl für die bedeutung der einzelnen wörter der verbindung, man wußte nicht mehr, welche teilvorstellungen durch die verschiedenen glieder des ganzen zum ausdruck kamen, oder man dachte wenigstens nicht daran, da die gesamte construction fertig geprägt überliefert und genau in dieser form ins gedächtnis aufgenommen worden war.

Weiter wäre die entwicklung nach dieser richtung hin wohl kaum gediehen, wenn nicht *suohhen* in ähnliche syntaktische verbindung getreten wäre auch mit anderen verben, die eine weitere verschiebung der syntaktischen gliederung gestatten.

In sätzen wie *thaz Herodis suochit then kneht zi forliosenne* (*ut Herodis quærat puerum ad perdendum eum*) Tat. 9,2

oder unserem *suohtun inan zi gisprehhanne* ist die construction wahrscheinlich noch so zu fassen, daß der accusativ von *suohhen* abhängig ist, genau wie in *suohtun inan untar sinen magun inti sinen kundon inti inan ni findanti fuorun uuidar zi Hierusalem inan suochenti* Tat. 12, 3. Der unterschied ist nur, daß in jenen sätzen das prädicat durch einen infinitiv weiter bestimmt wird, der den zweck des suchens zum ausdruck bringt. Im zweiten satze fungiert der accusativ als object zum regierenden verbum, im ersten auch zum infinitiv; die wortstellung macht eine zweimalige setzung überflüssig; dagegen in der lat. vorlage: *quærat puerum ad perdendum eum.* In der verbindung mit einem transitiven infinitiv verliert aber *suohhen* zu dieser zeit immer mehr von seiner materiellen bedeutung; es sinkt beinahe zu einem bloßen hilfsverbum herab, indem der schwerpunkt der verbindung allmählich in den abhängigen infinitiv verlegt wird. Die bedeutung des im inf. angeknüpften verbums bildet den materiellen inhalt des ganzen, während *suohhen* nur diese bedeutung modificiert, d. h. die tätigkeit als eine bloß versuchte und deren resultat als ein nicht erreichtes darstellt. Daraus folgt, daß das object, welches zunächst nur auf *suohhen* (*suohtun inan zi gisprehhanne*) oder auf beide verben (*suochit then kneht zi forliosenne*) bezogen wurde, allmählich von der ganzen verbalverbindung abhängig wurde. Äußerlich sind diese beiden ausdrücke einander ganz gleich, des historischen unterschieds war man sich selbstverständlich nicht bewußt. Als der schwerpunkt der bedeutung sich auf den infinitiv verschoben hatte, wurde daher das object natürlich immer mehr auf diesen bezogen, der als der träger der materiellen bedeutung in den vordergrund trat, immer weniger auf *suohhen,* das an materieller bedeutung zu viel eingebüßt hatte.

Die entwicklung nach dieser richtung hin war schon im ahd. sehr fortgeschritten. Im Tatian hat die betreffende construction gewöhnlich die jetzige bedeutung des verbums *suchen* mit *zu* und dem inf. In einem satze wie *ni uuolta her in Judeam gangen, bidiu suohtun inan Judei zi arslahanna* Tat. 101, 2 ist ja die ältere, volle bedeutung des verbums *suohhen* grammatisch nicht ausgeschlossen, obgleich sie wohl dem übersetzer kaum bewußt war; der entsprechende lat. satz lautet

quia quærebant eum Judei interficere. Ebenso ist es in *tho suohtun sie inan zi gifahanne* ib. 104, 9 (ähnlich 124, 6 und 134, 10) grammatisch und semasiologisch wohl möglich, *suohhen* als selbständiges transitives verbum zu fassen. Der zusammenhang und das lat. zeigen aber, daß es hier ein bloßes hilfsverbum ist, das keinen casus regieren kann. Noch deutlicher tritt dies hervor in fällen, wo von einem suchen (mit object) im älteren sinne des wortes nicht mehr die rede sein kann: *suohta Pilatus inan zi forlazzanne* Tat. 198, 1 und *suohtun inan in zi traganne inti zi sezenne furi then heilant* ib. 54, 2. In diesen fällen ist die äußere grammatische form des gefüges noch bewahrt; die bedeutung des ganzen schließt aber die ältere materielle bedeutung von *suohhen* aus. Es kann aber durch das ausbleiben des objectes auch die äußere form gebrochen werden; *suohhen* verbindet sich dann scheinbar mit einem intransitiven verbum. Den schlußpunkt bezeichnen verbindungen mit wirklich intransitiven verben: *manage .. súohtun inziganganne inti ni móhtun* Tat. 113, 1 und *suochit her in offane uuesan* ib. 104, 1.

Diese letzte stufe der entwicklung geht uns hier nur insofern an, als sie unzweideutiges zeugnis davon ablegt, daß *suchen* schon zu dieser zeit als reines hilfsverbum ohne jede materielle bedeutung gebraucht wurde.

Die auffallende transitivität des verbums *sprechen* scheint mir jetzt klar zu sein. Der verlauf hat sich folgendermaßen abgespielt. Eine verbindung, die wir in der form *suohtun inan zi gisprehhanne* belegt finden, ist zu einer zeit entstanden und üblich geworden, wo *suohhen* mit dem inf. noch nicht seine materielle bedeutung eingebüßt hatte; *suohhen* regierte den accusativ der person und *zi gisprehhanne* schloß sich als nähere bestimmung zum verbum an, um den zweck hervorzuheben, den der suchende im auge hatte. Dann hat *suohhen* in stehenden verbindungen mit transitiven infinitiven allmählich an materieller bedeutung verloren; bis es schließlich zum bloßen hilfsverbum wurde, mit der function, die bedeutung des regierten verbums in einer bestimmten weise zu modificieren. Vielleicht wurde ursprünglich der accusativ zweimal gesetzt. Belegt haben wir die einmalige setzung mit doppelter beziehung. Die semasiologische vereinheitlichung der stehenden

verbindung führte zunächst dazu, daß der accusativ auf die verbalverbindung als ein ganzes bezogen wurde; als *suohhen* dann seine materielle bedeutung und damit die fähigkeit der casusrection verlor, wurde der accusativ selbstverständlich ausschließlich auf den infinitiv bezogen.

Neben einem belegten *suohtun inan zi gisprehhanne* steht dann ein — ebenso belegtes — *suohtun inan ci gifahanne* (Tat. 134, 10). Die historische entwicklung hat es dahin gebracht, daß im zweiten ausdrucke *inan* nur auf *gifahanne* bezogen wird, obgleich es ursprünglich auch zu *suohtun* gehört. Kein wunder dann, wenn in dem genau gleich gebauten ersten ausdruche *inan* auf *gisprehhanne* bezogen wird, obgleich es historisch nur zu *suohtun* gehört. Der historische unterschied zwischen den beiden gleich lautenden constructionen war eben nicht mehr bewußt.

Die verwendung von *sprehhan* mit dem acc. der person war natürlich zunächst auf diese verbindung mit *suohhen* beschränkt. Wie lange diese grenze der anwendung aufrecht erhalten blieb, darüber gestatten uns die belege keinen aufschluß. Wahrscheinlich wurde diese grenze ziemlich schnell durchbrochen, und zwar zu gunsten einer bildung der sog. proportionalen analogie: wie zu *suohtun inan ci gifahanne* ein *inan (gi-)fahan* gehört, so muß auch aus *suohtun inan zi gisprehhanne* ein *inan (gi-)sprehhan* abgeleitet werden können. Im mhd. ist der gebrauch in der oben besprochenen, immer noch ziemlich scharf abgegrenzten bedeutung wie schon gesagt geläufig.

Aus diesem ursprung erklärt sich auch ganz ungesucht die eigentümliche färbung der bedeutung von *sprechen* mit dem accusativ der person, die DWb. (a. a. o.) folgendermaßen charakterisiert: '*einen sprechen* ist officieller als *mit einem sprechen* und bezeichnet gewöhnlich eine unterredung zu einem bestimmten zwecke. ... gern von der unterredung mit einem herrscher (audienz) ... häufig liegt darin zugleich, daß man jemand aufsucht, um mit ihm zu sprechen ... umgekehrt vom herrscher gesagt' u. s. w. Die abgrenzung des gebrauches und der bedeutung hat sich also bis zum heutigen tag relativ unverändert beibehalten, was wohl darin seinen grund hat, daß die construction mit sonstigem gebrauch im deutschen nicht

übereinstimmt; nur in bestimmten stehenden verbindungen hat der ausdruck fortgelebt.

Wir haben also einen fall von 'verschiebung der syntaktischen gliederung' festgestellt, der insofern interessant ist, als er den gegensatz zu dem vorgang bildet, den Paul — nach Madvig — schildert (Prinzipien[4], § 205): 'Ein satzglied, welches grammatisch von einem inf. abhängt, kann psychologisch von der verbindung dieses infinitivs mit seinem regens abhängig werden' u. s. w. Hier hat umgekehrt eine übertragung der rection vom verbum finitum auf den inf. stattgefunden. Dieser vorgang scheint entschieden seltener zu sein, aber sicher finden sich auch andere beispiele. Augenblicklich habe ich leider keine weiteren fälle vorzuführen, die ganz analog wären. Ähnliche vorgänge sind aber häufig. So findet sich gerade mit *sprechen* noch eine andere verbindung, die sehr üblich geworden ist, und die den keim einer parallelen entwicklung in sich birgt. Es ist dies der ausdruck *auf etwas zu sprechen kommen* (seltener *reden,* wie in Maria Stuart: *als er auf ihren reiz zu reden kam*): *wir kommen nun aufs mittelalter, auf Italien zu sprechen*; *so oft sie auf diese unterredung zu sprechen kam.* In diesen sätzen ist *aufs mittelalter, auf Italien* u. s. w. historisch von *kommen* abhängig gerade wie in *damit ich wieder auf meine frage komme* (Lessing); diese construction ist ja noch ganz geläufig; vgl. DWb. 5, sp. 1666 f. Heutzutage ist die bedeutung des ausdrucks so einheitlich und stereotyp, daß man eher geneigt ist, die präpositionale verbindung auf das ganze, *zu sprechen kommen,* zu beziehen. Nun ist aber auch *kommen* in der verbindung mit einem infinitiv semasiologisch sehr abgeblaßt, so daß es auch als eine art hilfsverbum dient; es drückt dann gewöhnlich nur aus, daß die im inf. enthaltene tätigkeit zufällig erfolgt: '*kommen* selbst ist dabei bildlich und erscheint wieder gleich einem hilfszeitworte im dienste des zweiten zeitwortes' (DWb. 5, sp. 1638). Die materielle bedeutung dieses zweiten zeitwortes tritt daher in den vordergrund und begünstigt eine weitere verschiebung der auffassung, d. h. das beziehen des präpositionsausdruckes auf den infinitiv, wie in *ich weiß nicht mehr wie wir darauf zu sprechen kamen,* wo *kommen* nur das zufällige andeutet, wie in *er kam bei dem fall glücklich auf die beine zu stehen.* Weiter ist, so

viel ich weiß, die entwicklung bis jetzt nicht gekommen; es gibt also noch keine freistehende construction *auf etwas sprechen,*[1]) die *einen sprechen* zur seite zu stellen wäre. Die möglichkeit — und ich möchte sagen, eine gewisse wahrscheinlichkeit — ist aber vorhanden.

Beispiele einer ähnlichen syntaktischen gliederungsverschiebung gibt es aber die hülle und fülle. Hierher gehören die infinitivverbindungen mit den schon angeführten 'hilfsverben' *bekommen, kriegen* u. a. Bei diesen verben vollzieht sich die entwicklung vollkommen parallel, und zwar in folgender weise:

1. Der accusativ hängt vom verbum finitum ab; der infinitiv tritt als weitere bestimmung hinzu, um den zweck anzudeuten. Oder, wohl gewöhnlicher, der nur einmal gesetzte acc. wird auch auf den inf. bezogen; doppelte setzung ist sehr selten. — 2. Bei semasiologischer vereinheitlichung der verbalverbindung wird der acc. auf die ganze verbindung als solche bezogen. — 3. Das verbum finitum sinkt zum bloßen hilfsverbum herab; der acc. wird als von dem inf., dem träger der materiellen bedeutung, abhängig aufgefaßt. — 4. Dabei verliert sich allmählich das gefühl dafür, daß ein acc. immer mit zum syntaktischen gefüge gehört. Man fühlt sich dann berechtigt, *kriegen* und ähnliche verben auch in verbindung mit intransitiven verben zu benutzen, was früher ganz ausgeschlossen war. Die brücke bilden ohne zweifel fälle, wo aus syntaktischen gründen ein acc. bei einem transitiven verbum elliptisch ausbleibt — in solchen fällen ist der acc. also für das sprachgefühl des sprechenden da, wenn auch am betreffenden platze unausgesprochen — oder wo ein dativ oder eine andere bestimmung den platz des accusativs einnimmt, wobei das syntaktische gefüge äußerlich so ziemlich unverändert erscheint.

Die entwicklung ist eine allmählich fortschreitende. Scharfe grenzlinien gibt es also nicht; derselbe ausdruck kann im laufe der zeit auf verschiedenen stufen stehen. Auf der ersten stufe steht wohl noch *der, der selbst nicht hände hat, kriegt sie*

[1]) Das gewöhnliche *nicht (gut) auf einen zu sprechen sein* ist anders zu erklären.

nirgend wo zu borgen (Logau) und natürlich historisch auch *da bekommen wir etwas zu essen.* Auf der zweiten stufe steht wohl *und kriegte von dem herrn davor fünf städte zu verwalten* (Günther), vielleicht auch *als der prolog zu ende war, bekam die erste geige ein ergreifendes solo zu spielen* (Wassermann); *ob er nicht doch noch einmal das glück zu fassen bekäme*; *ich kriegte ihn zum glück am schopf zu packen*; *ich kriegte plötzlich Anna zu fassen*; *erst jetzt bekam ich mein bild wieder zu sehen* (Keller); *die mutter bekam ihr kind oft kaum eine stunde am tage zu sehen.*

In den letzten beispielen hat *bekommen* wohl schon jede materielle bedeutung eingebüßt und könnte demnach als ein hilfsverbum betrachtet werden. Der zusammenhang gestattet aber noch die ältere auffassung. In den folgenden belegen kann aber von einem 'bekommen', 'kriegen' im ursprünglichen sinne von 'erhalten', 'empfangen', 'greifen' nicht die rede sein. Als reines hilfsverbum (dritte stufe) ist das verbum finitum also zu fassen in: *den ganzen tag über hatte ich den alten nicht zu sehen bekommen*; *bis sie die wilden Indianer zu sehen bekamen*; *habe nicht einmal ihre nasenspitze zu sehen gekriegt*; *es war wie das murmeln eines verborgenen quells, den man im walde an der erde liegend etwa zu hören bekommt.*

Auf der letzten stufe steht endlich *bekommt, kriegt man hier zu essen und zu trinken*; dieser ausdruck hat (zunächst mit object) sicher alle stadien durchlaufen. Hierher gehört natürlich auch *da wirst du zu tun kriegen*; *kriegten mit den Franzosen zu tun.*

Eine genau parallele entwicklung zeigen in ähnlichen verbindungen noch viele verben, wie *haben, wissen, anfangen, anheben* und andere. Über *haben* in dieser verwendung vgl. Paul, Wb.[2] s. 233 b; *haben* ist insofern interessant, als bei diesem verbum dieselbe entwicklung sich immer wieder abspielt; noch heutzutage können wir jede der obengenannten vier stufen belegen, z. b.: 1. *ich habe nichts zu essen, ein haus zu verkaufen, keine schulden zu bezahlen.* — 2. *ich habe manches Ihnen zu sagen, viel zu tun*; *Ihr habt an unserm tisch nichts zu suchen.* — 3. *er hat mir nichts zu sagen*; *A. hatte eine mächtige wanne voll grüner bohnen der schwänzchen zu entledigen und an lange fäden zu reihen.* Zu sätzen von diesem typus

schließen sich andere, die äußerlich ganz gleich gebaut sind, bei denen aber der accusativ schon vom anfang an nur vom infinitiv abhängig sein kann: *du hast dich wahrlich nicht zu beklagen*; *ich habe dich um eine gefälligkeit zu bitten*; *er hat rücksichten zu nehmen*; *kleine mädchen haben den mund zu halten.* In diesen fällen bildet der infinitiv mit dem object gewissermaßen ein geschlossenes ganzes (*sich beklagen, den mund halten* u. s. w.); diese verben können mit gewissem recht als intransitive zusammensetzungen aufgefaßt werden. Sie bilden, zusammen mit anderen, infolge der ellipse des objectes intransitiv gewordenen ausdrücken wie: *ich habe zu tun, mit ihnen zu sprechen* den übergang zu der letzten gruppe. — 4. *als frau meines kantors haben sie dem gottesdienst beizuwohnen* (dat. statt acc.); *wir hatten lange mit der straßenbahn zu fahren* (*die str. benutzen* würde noch dem typus 3 entsprechen); *zu diners hat man pünktlich zu sein* u. s. w.

Im mhd. kann man auch ohne schwierigkeit sämtliche nuancen belegen, im ahd. finden sich, scheint es, nur ansätze, die aber die richtung der späteren entwicklung deutlich genug zeigen: *noh nu haben ich íu managu zi quedanne* Tat. 173, 1. Man könnte hier an lat. einfluß denken (*multa habeo vobis dicere*), wenn nicht die spätere entwicklung zur genüge zeigte, daß es sich um eine interne entwicklung handelt, die sich verschiedentlich wiederholt hat.

Der vorgang, den wir anläßlich der eigentümlichen transitivität von *sprechen* behandelt haben, ist, wie gesagt, kein vereinzelter, sondern ein überaus gewöhnlicher; es empfiehlt sich daher, in fällen, wo die construction des verbums vom normalen abweicht, die möglichkeit einer rectionsübertragung im auge zu behalten. Was isoliert ganz merkwürdig aussieht, erklärt sich ganz ungesucht aus dem syntaktischen zusammenhang.

Es würde eine lohnende aufgabe sein, entstehung und entwicklung der verschiedenen bedeutungsschattierungen der einzelnen 'hilfsverben' zu verfolgen. Dazu ist aber hier nicht die gelegenheit. Ich habe hier nur die aufmerksamkeit auf eine frage lenken wollen, die für die historische syntax des deutschen nach verschiedenen richtungen hin von bedeutung ist.

UPSALA, mai 1914. ERIK WELLANDER.

MUSPILLI.

In der 7. aufl. meines ahd. lesebuchs (1911) s. 191 habe ich die frage nach der herkunft des wortes *muspilli* dahin beantwortet, daß ich es nach wie vor als altgermanisch auffassen muß. Seitdem scheint die andere ansicht, welche das wort als neugeprägtes christliches gut betrachtet, immer allgemeinere geltung zu erlangen. Auch Helm spricht sich neuerdings in seiner Altgermanischen religionsgeschichte (1913) 1, 109 im anschluß an Grau dafür aus, während er noch Beitr. 32, 100 für die ältere ansicht eintrat. Ich sehe mich daher jetzt veranlaßt, meine stellungnahme etwas eingehender zu begründen.

Von den deutungen des wortes *muspilli* als christliche neuschöpfung können wir diejenige S. Bugges, der als ersten teil lat. *mundus* ansieht, wohl als abgetan beiseite lassen. Es kommt ernstlich in betracht nur die erklärung, welche zugleich die älteste ist (Docen 1807), nämlich als 'mundspruch',[1]) aus der dann erst wieder durch mannigfache annahmen übertragener anwendungen der passende sinn gewonnen werden muß.

Besonderen beifall findet jetzt die umdeutung von 'mundspruch', welche zuerst Selma Dorff vorgetragen und Grau angenommen hat. Danach soll das wort in der rechtssprache zu hause sein: *mund-spel* soll in dieser die speciellere bedeutung 'urteilsspruch des richters', daraus dann die von 'gericht' im allgemeinen bekommen haben.

Wenn dann weiter vorausgesetzt wird, daß die im 8. 9. jh. sich bildende deutsche kirchensprache das wort in dieser schon

---

[1]) Auch H. Sperbers deutung als 'mundschwert' d. h. 'urteilsspruch beim jüngsten gericht' lasse ich unerörtert; ihre widerlegung ergibt sich schon aus dem gegen ähnliche umdeutungen von 'mundspruch' bemerkten.

specialisierten juristischen bedeutung vorgefunden habe, so müßte also im rechtsleben der ausdruck gäng und gäbe gewesen sein. Nun versagen aber hier die doch reichlich überlieferten rechtsquellen aller germanischen völker völlig. Selbst das einfache *spel* hat im rechtsleben keine feste, formelhafte anwendung gefunden: die spärlichen belege, welche S. Dorff (Herrigs Archiv 110 s. 6) dafür beibringen will, bezeugen nur die allgemeine bedeutung von *spel*. Noch viel weniger ist *mundspel* als rechtsterminus nachzuweisen.[1]) Es ist überhaupt ein an sich unwahrscheinliches, pleonastisches compositum, dessen existenz doch zunächst unwiderleglich nachgewiesen werden müßte und zwar als ein häufiges, sozusagen absolut gebrauchtes wort. Denn zusammensetzungen eines verbum oder nomen dicendi mit 'mund' entstehen nur in relativem gebrauche, in besonderen einzelnen fällen, wo eine antithese vorliegt. Ich kann z. b. in einer erörterung über die geberdensprache wohl gegensätzlich von einer mundsprache reden, ohne daß dieses wort in den allgemeinen sprachschatz übergeht. Oder, um wirklich belegte fälle anzuführen, sehen wir die composita mit nhd. *mund* im DWb. 6, 2684 ff. durch. Da finden wir drei fälle von nomina dicendi in zusammensetzung mit *mund* verzeichnet, aber alle nur in je éinem beleg und stets in einem zusammenhange, der die pleonastische bildung rechtfertigt. Es sind *mundgebet* (Rompler, 17. jh.) als antithese zum 'seufzen', dem stillen gebet, *mundgelöbnis* (juristisch, 17. jh.) in der verbindung 'mund- und handgelöbnis' und *mundsprache* (Möser) juristisch im sinne von 'mündlicher verpflichtung' im gegensatz zu schriftlichen obligationen.

Die seltsamkeit des wortes fühlend, hat der erste, welcher in neuerer zeit für 'mundspruch' eingetreten ist, Ferd. Detter Beitr. 21, 108, sich bemüht, seine behauptung durch parallelen zu stützen. Aber die meisten sind ohne weiteres auszuscheiden. Außer dem Möserschen *mundsprache* des DWb. führt er an: altn. *munnrugl* und *munnskalp*, welche mit der übersetzung 'los snak'

[1]) Auch H. Sperber s. 1 urteilt: 'Die von der verf. herangezogenen parallelen bilden nämlich auch nicht den schatten eines beweises dafür, daß **munþ-spelli* wirklich ein ausdruck der rechtssprache gewesen sei, und dürften wir es wirklich als solchen betrachten, so wäre seine bedeutung nicht "urteil", sondern "declamation".'

beide bei Fritzner 2, 750 nur mit je éinem beleg gebucht sind. Diese enthalten in ihrem zweiten teile gar kein wirkliches nomen dicendi: *rugl* heißt 'verwirrung, zerstörung' und wird erst durch zusammensetzung mit *munn* zu einem solchen; das simplex *skalp* ist überhaupt nur in der Snorra Edda I, 544 als poetischer vertreter von *mál* belegt neben vielen anderen, die zum teil keine nomina dicendi sind: es wird ursprünglich sicher etwas anderes als rede bedeutet haben. Ferner altn. *munnrøda* 'rede', das weder bei Fritzner noch bei Vigfusson und Egilsson belegt und gewiß auch nur eine durch den zusammenhang erklärliche gelegenheitsbildung ist. Luthers *mundbote* zur übersetzung von apostolus wird von Lu. selbst (vgl. DWb. 6, 2685) erklärt mit 'nicht der brief tregt, sondern der ein sach mündlich fürbringt': unter *bote* dachte man sich eben nicht in erster linie einen redner, sondern einen träger von briefen oder sonstigen sachen.[1]) Und ags. *múðhǽl* 'salutary words' ist nur Ex. 522 belegt, es wird ebenso erst durch *múð* zu einem nomen dicendi.[2]) Von den beispielen Detters kommt einzig ernstlich in betracht holl. *mondgesprek,* zu dem das Woordenboek der nederl. taal 9, 1065 bemerkt: 'mondeling onderhoud, mondelinge onderhandling, thans veroudert, door dat het den indruk maakt van een pleonasme' (dazu drei belege aus dem 19. jh.). Die zusammensetzung hat aber im niederländischen eine längere geschichte. Bei Verwijs-Verdam, mnl. wb. 4, 1918 f. findet sich mit einer reihe von belegen: *montsprekende, montsprekens* 'mondeling, bij monde, integenstelling met schriftelijk; vooral van het overbrengen eener boodschap, in het bijzonder van eene mededeeling vanwege het gerecht, persoonlijk'. Also auch hier ist der ursprung der bildung deutlich ein antithetischer, um die persönliche mitteilung, im gegensatz zur schriftlichen, hervorzuheben. Im nl. ist die verbindung jedoch fest geworden und hat sich jahrhunderte lang erhalten.

Aber selbst dieses niederländische compositum würde nicht ausreichen, um ein sonst ganz unbelegtes ahd. alts. *mund-spel*

[1]) Ebenso erklärt sich die ags. übersetzung von apostolus *spellboda,* die neben dem fremdwort *apostol* viel gebraucht wird, also 'ein zum predigen ausgesandter'.

[2]) *hǽl* fem. glück, wohlsein, salus; also 'mundglück', glück welches durch reden hervorgebracht wird.

zu stützen, welches ohne antithetischen ursprung ein reiner pleonasmus wäre. Als träger der angeblichen bedeutung 'urteilsspruch des richters' würde es nur dann haben entstehen können, wenn es im germanischen altertum neben mündlichen urteilen auch schriftliche urteilsausfertigungen gegeben hätte. Diesen also an sich unwahrscheinlichen ausdruck will nun Grau unter zuhilfenahme mehrerer völlig in der luft schwebender metaphern in der bedeutung 'jüngstes gericht' für Muspilli 57 und die beiden Heliandstellen als gesichert ansehen: 'die vielen übrigen hypothesen ... fallen somit' (s. 241). Beweis ist für ihn die angenommene quelle des Muspilli, in der in ähnlichem zusammenhange der judex genannt werde. Ich weiß mich mit den übrigen kritikern darin einig, daß ich die fruchtbare arbeit Graus zur aufhellung der quellen der altgermanischen weltgerichtsdichtungen anerkenne. Aber was er über unser ahd. Muspilli neues lehrt, das muß ich zum allergrößten teile ablehnen: So die literargeschichtliche einordnung des gedichtes als eine um 900 entstandene archaisierende schülerarbeit, die uns in der originalniederschrift des verfassers erhalten sei;[1])

[1]) Demgegenüber muß ich an meiner ansicht festhalten, daß das gedicht in der ersten hälfte des 9. jh.'s entstanden und in der zweiten hälfte aus dem gedächtnis von einem im deutschschreiben ungeübten manne aufgezeichnet sei. Es kann also Otfrid das gedicht gekannt und daraus den vers I 18, 9 entlehnt haben (vgl. v. Unwerth, oben s. 361). Und es kann, daran muß ich auch festhalten, die aufzeichnung schon 870 und dann möglicherweise von könig Ludwig selbst erfolgt sein. Meine argumentation (ahd. lb. [7] s. 189), daß der in der in Baiern damals üblichen deutschen schreibform nicht hinreichend geübte schreiber von der lebenden sprache beeinflußt sei und dadurch jüngere formen eingeführt habe, will Grau (s. 254) durch den einwurf entkräften, es sei unglaublich, daß ein ungeübter schreiber die neue, erst um 900 üblich werdende schreibung 25 jahre vorher finden sollte. 'Das aufbringen neuer phonetischer schreibung ist m. e. nicht sache ungebildeter, sondern denkender und feinhörender gebildeter.' Es handelt sich hier aber doch nicht um ein bewußt im gegensatz zur historischen schreibung angewandtes system, sondern um unbewußten einfluß der sprechsprache auf die ältere formen bewahrende schreibsprache. Daß in Baiern schon um 850 im allgemeinen nicht mehr *ô* und praefix *ga-*, sondern schon *uo* und *gi-* gesprochen worden ist, halte ich für sicher. Auch in der schreibung ist *uo* schon in der zweiten hälfte des 9. jh.'s das herrschende. Vgl. Schatz, Altbair. gr. s. 19: 'die normale regelmäßige form ist von der mitte des 9. jh.'s ab *uo*'. Und *gi-* tritt neben *ga-* auch schon seit der mitte des 9. jh.'s zahlreich auf,

so vor allem aber die ansicht, daß für das Muspilli in predigten Ephraems d i e quelle vorliege, an die unser dichter sich fast als übersetzer angeschlossen habe. Sie ist ja jetzt besonders durch die darlegungen Ehrismanns (Anz. fda. 35, 184 ff.) als unhaltbar erwiesen und nach der positiven seite hin hat oben s. 349 ff. v. Unwerth wahrscheinlich gemacht, daß der Muspillidichter den ags. Crist III gekannt und aus ihm anregungen für sein gedicht geschöpft hat.

Wenn sonach die so sicher auftretende quellenbeweisführung von Grau hinfällig ist, so stehen doch noch die übrigen erklärungen zur erörterung, welche den 'mundspruch' unabhängig von einer quelle auf das jüngste gericht umdeuten. Ihnen allen ist, Grau eingeschlossen, die annahme eigen, daß in unserem ahd. gedichte das wort aus dem altsächsischen entlehnt sei, was ja auch anzunehmen nötig ist, wenn 'mund' in dem ersten teile desselben stecken soll. Wie aber hätte man sich solche entlehnung zu denken? War sie, wie Grau will, rein literarisch aus dem Heliand, so müßte die form im Muspilli entweder *mutspelli* oder *mundspilli* sein: d. h. entweder der dichter übernahm das wort mechanisch als ihm etymologisch unklar, dann wäre es ganz unbegreiflich, daß er es nicht buchstäblich übernahm, sondern mit einer bedeutsamen veränderung, die dann zufällig sich in der richtung nach dem nordischen *Muspell-* hin bewegt haben müßte. Oder aber er verstand das wort: dann müßte er an die stelle des alts. *mûđ* unbedingt das ahd. *mund* eingesetzt haben. War die entlehnung aus dem alts. aber nicht literarisch, sondern aus der mündlichen tradition des kirchlichen sprachgebrauchs übernommen, so wäre erst recht nur ein ahd. *mundspilli* denkbar.

---

so daß man die nach 850 daneben auftretenden *ô* und *ga-* nur noch als historische schreibungen betrachten darf, die einem in der schreibtradition fester stehenden schreiber nach den ihm geläufigen vorbildern eher mit unterliefen als einem ungeübten. Dadurch erledigen sich Kögels zweifel, auf die sich Grau stützt. Wenn andererseits Grau s. 256 das *lougiu* (Musp. 53) als 'archaische' form fassen will, so erlaube ich mir auf ahd. gr. § 118 a. 1 zu verweisen. Man wird die erklärung dieses späten *i* nicht von denen des Ludw. trennen und wird urteilen dürfen, daß der schreiber des Musp. hier zufällig noch einer in seiner aussprache bemerkten palatalen modification des *g* ausdruck gab, welche die normale schreibung seit anfang des 9. jh.'s als unwesentlich beiseite ließ.

Denn in diesem falle konnte eine im 8./9. jh. neu geprägte alts. bezeichnung des jüngsten gerichts noch nicht etymologisch unklar sein und mußte sinngemäß ins ahd. übernommen werden. Eine übernahme des begrifflich vollständig klaren alts. apellativs *mûđ* in der fremden form ist ausgeschlossen. Man darf sich dafür nicht etwa auf den eigennamen *Kûdrûn* berufen, der im bairischen seit dem 12. jh. erscheint, denn der wurde nicht verstanden, da das appellativum *gund* schon im 8. jh. ahd. im verschwinden war und noch überdies die anlautstufe *k* eine anknüpfung an die heimischen *gund*-namen verhindert hätte.[1])

Hinsichtlich der bedeutung des alts. *mutspelli* (dreimal *mutspell-*, einmal *mudspell-* geschrieben) und des ahd. *muspilli* ist nun aber nachdrücklich hervorzuheben, daß eine unbefangene philologische würdigung der belegstellen, die nicht von dem wunsche geleitet ist den 'mundspruch' genießbar zu machen, gar nicht auf die bedeutung 'gericht' führt.[2]) Die bedeutung ist überall nur 'ende der welt, weltuntergang'. Das ist zunächst ganz klar in den Heliandstellen. Zuerst Hel. 2591 f.: *anttat mudspelles megin obar man ferit, endi thesaro uueroldes.* Wenn hier nicht schon die variation eine deutliche sprache redete,[3]) so würde die quellenstelle (Mt. 13, 39) 'messis vero consummatio seculi est' zeigen, was *mudspelli* bedeutet. Und der ausdruck *mudspelles megin ... ferit* weist mehr auf ein elementarereignis hin, als auf ein abstractes judicium. Sodann Hel. 4294—4450, die schilderung der letzten dinge nach T 145—147 und 152 im anschluß an Mt. 24. 25. Man muß diese stelle im zusammenhang lesen, um zu sehen, wie der dichter die beschreibung des weltendes und die erst darauf 4379 ff. folgende schilderung des gerichts auseinanderhält. In der ersteren partie steht v. 4358 *mutspelli* und variiert wird es mit *the dag ... the lazto theses liohtes,* nicht etwa mit *dôm* oder *dômdag*; es ist hiermit deutlich der dem jüngsten

[1]) Vgl. über den namen B. Symons, Kudrun² (1914) s. LXII f. Die echt hochdeutsche form *Gundrûn* scheint schon im 9. jh. als frauenname nicht häufig gewesen zu sein (Förstemann, ahd. namenbuch I², 708 f.): in Socins mhd. namenbuch findet sie sich überhaupt nicht mehr.

[2]) Vgl. hierzu v. Grienberger, IF 16, 47 ff.

[3]) Vgl. Kauffmann gegen Olrik, Zs. fdph. 35, 405.

gericht vorausgehende 'untergang der erde' gemeint. Diese bedeutung allein also können wir aus dem Hel. für *mutspelli* entnehmen. Und auch im ahd. gedichte bedeutet *muspilli* sicher nicht 'das gericht'. Sondern der *stûatago*, der tag der strafe, zieht ins land, um mit feuer die menschen heimzusuchen: da kann kein verwandter dem andern helfen vor der 'verbrennung'. So etwa kann man *muspilli* hier übersetzen, wie auch der weitere zusammenhang (*denne daz preita uuasal allaz varprinnit*) lehrt. Der gedanke würde ganz schief werden, wenn man *muspilli* mit 'gericht' geben wollte. Denn *muspilli* ist hier nicht variation von *stûatago*, wie S. Dorff (Herrigs Archiv 110, 1) will, sondern begleiterscheinung und vorbote des gerichtstags, der dann erst im späteren verlauf des gedichts behandelt wird. Als variation könnte *muspille* nur zu *vuiru* gestellt werden. Heißt also *muspilli* hier 'vernichtung, ende der erde', so würde das genau zum Heliand stimmen, wenngleich man nach dem zusammenhang unseres gedichts geneigt sein muß, die engere bedeutung 'weltvernichtung durch feuer, weltbrand' anzunehmen, wozu dann die bedeutung des altn. *Muspells heimr* als der feuerwelt Snorris bestens stimmen würde. Aus solchen erwägungen wollte Kauffmann, Zs. fdph. 33, 5 *muspilli* geradezu mit 'feuer' übersetzen und das ahd. und altn. wort ganz vom alts. *mutspelli* trennen. In letzterem wird man ihm nicht folgen können: man steht also bei einer würdigung der belegstellen, die nicht von etymologischer voreingenommenheit bestimmt wird, vor der alternative, entweder 'weltuntergang durch feuer' oder mit dem alts. allgemein 'ende der welt' als die ursprünglichere bedeutung des wortes aufzufassen.

Aus vorstehenden erörterungen ergibt sich, daß diejenigen, welche von 'mundspruch' ausgehen, die reihe der übertragungen nicht mit 'gericht, jüngstes gericht' schließen dürfen, sondern weiter schreiten müssen zu 'verurteilung beim jüngsten gericht > verdammnis > verderben > ende der welt'. Nun ist aber eine solche tiefgreifende umwandlung der bedeutungen doch allenfalls denkbar als resultat einer längeren sprachlichen entwicklung. Eine solche aber innerhalb des altsächsischen anzunehmen in der kurzen zeit, welche seit der christianisierung der Sachsen bis zur entstehung des Heliand

zu gebote steht, dürfte als sehr unwahrscheinlich bezeichnet werden. Es kommt noch hinzu, daß für die neuschöpfung eines so eigenartigen christlichen terminus in dem zuletzt bekehrten Sachsenvolke, dem das schon fest ausgeprägte christliche sprachgut der anderen stämme vorlag, sich kaum ein analogon nachweisen läßt. Noch weniger hätten die wesentlich früher christianisierten Baiern anlaß gehabt von den Sachsen zu entlehnen, wenn nicht, wie Grau will, die entlehnung eine ganz occasionelle, rein literarische aus dem Heliand war. Deshalb hat denn auch schon F. Detter, Beitr. 21, 110 die vermutung aufgestellt, daß die eigentliche heimat des wortes auf ags. gebiete liege[1]) und von da aus mit anderen ags. christlichen ausdrücken, wie *ȝódspel* > *ȝodspel* (evangelium), *ȝodspellian* (evangelizare) durch die ags. mission nach Deutschland gekommen sei. Das beispiel von *ȝodspell* war auch insofern verlockend, als dieses wort ebenso wie nach Deutschland, so auch nach dem norden gedrungen war.[2]) Der vergleich wäre schlagend: entstehung in der ags. kirchensprache, vereinzeltes eindringen ins alts. und ahd., feste entlehnung ins altisl., — wenn eben **múðspell* im ags. existierte. Das aber ist die große schwierigkeit, über welche sich bei der reichen überlieferung der ags. poesie und prosa die erklärer allzu leichtherzig hinwegsetzen! Nur ein **múðspell*, welches nicht bloß in der poesie, sondern auch in der kirchlichen prosa der Angelsachsen ein volles leben gehabt hätte, wäre im stande gewesen nach Deutschland und nach dem norden einzuwandern. So steht es mit *ȝodspell*, das im englischen bis heute kräftig lebt und das eindringen des fremdworts evan-

[1]) Die hypothese ist von andern vertretern des 'mundspruch' aufgenommen und auch H. Sperber nimmt für sein 'mundschwert' das gleiche an.

[2]) Nur isländisch *guðspjall*, nicht in den andern nordischen sprachen. Alts. nur Hel. 25 *godspell that guoda* (neben *evangelium* 15) und auch ahd. nur *gotspell* TM und *gotspellôn* T. Außerdem in den St. Pauler glossen zu Luc. 2, 10 *cuatspellon* (evangelizo), worin (gegen Kögel, Lit. I, 2, 457) secundäre umbildung des ags. lehnworts nach dem latein zu sehen ist, da das ags. wort nach ausweis des T schon mit der vocalverkürzung und der dadurch herbeigeführten anknüpfung an *got* übernommen worden war. Vgl. zu *gotspel* noch E. Schröder, Zs. fda. 37, 248[1], Steinmeyer, Prager d. stud. 8, 157, Gutmacher, Beitr. 39, 65. 257.

gelium verhindern konnte, welches in Deutschland schon so weit boden gewonnen hatte, daß das ags. *godspell* nur sporadisch auftritt. Nun ist aber *múðspell* nicht einmal in der ags. poesie vorhanden. Die ags. weltgerichtsdichtungen hätten doch genügenden anlaß gegeben es anzuwenden. In die christliche poesie aber hätte es nur auf grund der kirchlichen sprache in lehre und predigt kommen können. Ebenso wäre das vorkommen von *mutspelli* im Heliand und *muspilli* im ahd. nur auf dem untergrund kirchlicher sprache denkbar, wenn es ein wort christlichen gepräges wäre. Das ist aber nicht der fall: die ahd. kirchliche prosa und Otfrid V 19 ff. würden sonst das wort aufweisen.

Dagegen ist alles leicht verständlich, wenn *muspilli* altes vorchristliches sprachgut ist, welches nur noch in die ahd. (und alts.) alliterierende poesie trümmerhaft hineinragt, sowie diese auch andere reste alten sprachgutes enthält, die in der lebendigen ahd. rede des 8./9. jh.'s schon geschwunden waren. Vgl. z. b. *fir(a)hiâ* (menschen) Hild. Wess. Musp., *mahalen* (sprechen) und vieles andere im Hild. Im ags. war das wort schon früher geschwunden; sonst würde es gewiß in der ags. weltgerichtspoesie erscheinen, vielleicht sogar in die ags. kirchensprache aufgenommen sein. Von da aus hätte es dann auch in die deutsche kirchensprache eindringen können. Beispiele solcher verchristlichten worte heidnischer prägung gibt es ja genügend, von den allgemein germanischen, auch gotischen, *guþ, halja* angefangen bis zu denen, die erst in England verchristlicht wurden. Dahin rechne ich besonders auch ahd. *ôstarûn*, das vermutlich zuerst in England statt des lat. *pascha* eingeführt und von da zu uns gekommen ist.[1]) England ist ja dasjenige westgermanische land, in welchem vielfach statt kirchlicher fremdwörter heimische prägungen versucht wurden. Vgl. z. b. ags. *fulwian* (baptizare) gegenüber der gotischen prägung *daupjan*, die im ahd. recipiert ist;[2]) ags. *weofod* (altar), dem im ahd. alts. das fremdwort *altari* stand gehalten hat. Ganz besonders interessant ist aber *nerxnawang, neorxnawang* für paradisus, das im ags. sowohl in der poesie als in der

---

[1]) Anders über *hölle* und *ostern* Kluge, Beitr. 35, 146 ff.

[2]) Vgl. Kluge, Beitr. 35, 131.

kirchlichen prosa gebraucht worden ist, während ahd. alts. das fremdwort *paradis* allein herrscht. Welches nun auch die etymologie dieses wortes sein mag — sie ist meines erachtens noch ungeklärt[1] —: sicher ist jedenfalls, daß wir hier ein wort aus dem kreise der vorchristlichen weltanschauung haben, dessen verchristlichter gebrauch aber nicht über England hinauszugreifen vermochte.[2])

Ein solches vorchristliches wort haben wir nun auch in *mutspelli, muspilli* vor uns, welches in der bedeutung 'weltbrand' oder 'weltende' nur in Deutschland noch im wortschatze der alliterationspoesie erhalten war und in den beiden gedichten auch für das weltende des christlichen jüngsten tages angewandt wurde, ohne aber weiter in den kirchlichen sprachgebrauch einzudringen. Es ging daher mit der deutschen alliterationsdichtung unter, wie so viele andere alte worte. Ein eigentlich christlicher terminus ist es also nie geworden. Schon deshalb ist es ganz undenkbar, daß der eddische mythologische eigenname *Muspell-* ein lehnwort aus der deutschen kirchensprache sein könnte, oder, wie man es auch ausgedrückt hat, aus den deutschen christlichen weltgerichtsdichtungen. Bei diesen müßte es sich in erster linie um unser Muspilli handeln, dessen form (*muspille*) dem nordischen *Muspell-* am nächsten steht. Daß aber unser Muspilli oder auch der Heliand im 10. jh., in welches doch die eddischen belege fallen, nach Island gekommen seien, ist unglaublich. Eher wäre das möglich gewesen, wenn das wort in der ags. kirchensprache und -poesie gelebt hätte.[3]) Aber auch dann wäre es

---

[1]) Die älteren etymologien verzeichnet Leitzmann, Beitr. 32, 60 ff. Aber seine eigene ist wenig wahrscheinlich (vgl. Kluge, Zs. fdwortf. 8, 144). Auch Otto Ritters deutung (Anglia 33, 467 ff.), der von *erxna* ausgeht, ist doch sehr unsicher, wenngleich seine abtrennung des *n*, in welchem Einenkel (vgl. Anglia 34, 528. 35, 428) die praeposition *in*, *on* sieht, eine ansprechende vermutung ist. Der zweite teil des compositums, got. *waggs*, wird von Ulfilas II. Kor. 4, 12 zur übersetzung von *παράδεισος* gebraucht. Vgl. auch im Hel. *hebanwang* neben *paradis* und Hel. 3135 *endi groni uuang paradise gelic*.

[2]) Vgl. hierzu E. Schröder, Zs. fda. 44, 223.

[3]) Über die reichliche entlehnung ags. christlicher worte im altn. vgl. B. Kahle, Die altn. sprache im dienste des christentums, Acta germanica 1, 315 ff.

unerhört, daß ein altn. mythisches nomen proprium des 10. jh.'s umbildung eines christlichen appellativums sein sollte. Man kann ruhig zugeben, daß zu jener zeit vor der christianisierung im norden schon christliche ideen einwirkten und daß auch in der eddischen dichtung solche zu vermuten sind. Aber die mythischen namen des 10. jh.'s sind alle echt germanisch und nichtchristlicher herkunft.

Man wäre nie auf den gedanken verfallen, das mythische altn. *Muspell-* als christliches lehnwort zu fassen, wenn nicht die etymologierungssucht den blick für die tatsachen getrübt hätte. So manche der altn. mythologischen orts- und personennamen sind ja ihrer etymologie nach durchsichtig, manche jüngere beinamen von göttern sind sogar deutlich aus appellativen und adjectiven entstanden. Aber vieles entzieht sich einer sicheren deutung, zumal von älterem namenmaterial. Es ist ja gewiß verlockend an solchen rätseln den etymologischen scharfsinn zu üben, ohne daß man das recht hat, die mythologische existenz zu bestreiten, wenn die lösung nicht gelingen will. So ist es mit ags. *neorxnawang* und so wird auch die trias alts. *mutspelli*, ahd. *muspilli* und altn. *Muspell-* zu beurteilen sein.

Daß diese drei formen aus einer altgermanischen wurzel entsprossen sind, darf man nicht bestreiten, weil ihre sprachliche deutung schwierigkeiten macht. Die lange reihe der deutungsversuche habe ich in den literarischen nachweisungen meines ahd. lesebuchs ([7] s. 190 f.) übersichtlich zusammengestellt: ich habe nicht die absicht, sie um einen neuen zu vermehren. An der auffassung des wortes als compositum wird man festhalten können. Der zweite teil läßt sich mit *spël* 'rede' sprachlich gut, aber sachlich gar nicht verbinden. Die anknüpfung an altn. *spilla*, ahd. *spilden* 'verderben' würde eher passen und ist, besonders nach Kauffmanns ausführungen (Zs. fdph. 33, 5 ff., vgl. dazu v. Grienberger, IF. 16, 56 f.), auch sprachlich nicht zu beanstanden. Aber für den ersten teil ist bis jetzt noch keine einleuchtende erklärung gefunden. Es steht nicht einmal fest, ob von *mu-* oder von dem alts. *mut, mud* auszugehen ist. Das letztere empfiehlt sich durch die längere form und ist auch mir wahrscheinlicher: doch könnte in dem isolierten und undurchsichtigen alts. worte auch

jüngere umbildung vorliegen.[1]) Es mahnt uns zur bescheidenheit, wenn wir alle diese fragen mit einem 'non liquet' beantworten müssen.

Wenn wir also das wort nicht sicher erklären können, so bleibt die sache doch zu recht bestehen, die das wort unmißverständlich bezeichnet. Das got. *halja*, welches in allen germanischen sprachen für das christlich-lateinische infernum eingetreten ist,[2]) bezeugt uns, daß die vorchristlichen Germanen eine unterwelt, ein totenreich kannten.[3]) Die nordische mythendichtung hat dieses totenreich weiter ausgeführt und sogar personificiert, indem seine beherrscherin als göttin Hel erscheint.[4]) Ebenso beweist uns ahd. *muspilli*, alts. *mutspelli*, altn. *Muspell-*, daß bei den Germanen ein glaube an den untergang der erde vorhanden war. Bei den Skandinaviern war *Muspells heimr* nach Snorris eingehender darstellung die feuerwelt im süden, von der die weltvernichtung ausging. Die schilderung dieser vorgänge und das auftauchen einer neuen erde und neuer götter zu seligem dasein ist in vielen einzelheiten gewiß nordische dichtung und kann nicht für die übrigen Germanen ohne weiteres in anspruch genommen werden, aber die grundzüge müssen doch in der vorchristlichen welt-

[1]) Übrigens ist gegen Detter, Beitr. 21, 107 nachdrücklichst zu betonen, daß es keine schwierigkeit macht, von einer etwaigen grundform *mutsp-* unabhängig im altn. und im ahd. durch assimilation zu *musp-* zu gelangen. Beim zusammentreffen von drei consonanten schwindet allerdings öfter der mittlere, aber auch oft der erste. Vgl. got. gr. § 82 a. 1. ahd. gr. § 99 a. 3; Wilmanns, d. gramm. I³, s. 218 f. Im urgermanischen sind dentale laute vor *s* + cons. geschwunden (got. *anabusns* zu *biudan* u. a.), vgl. Noreen, abriß der urgerm. lautlehre s. 174 f. Und speciell fürs altn. ist auf Noreen, altisl. gramm.³ § 293 zu verweisen, wonach *t* vor anteconsonantischem *s* schwindet. Daß bei einem isolierten worte, dessen teile nicht klar erkennbar waren, sich solche sprechformen leichter durchsetzen konnten, ist verständlich.

[2]) Das kirchliche fremdwort *fern* (8), *infern* (2) findet sich zehnmal im Hel. neben regelmäßigem *hellia* und wird an den meisten stellen nur angewandt, um das daneben stehende *hellia* zu variieren.

[3]) Das wort scheint etymologisch klar, aber sicher ist das nicht. Kluge im Et. wb. drückt sich vorsichtig so aus: "Gewöhnlich zu wg. *hël, hal* 'verbergen, umhüllen' gezogen, also *hölle* soviel als 'bergende'."

[4]) Vgl. Mogk s. v. *Hel* bei Hoops, Reallexikon 2, 487. Daß die göttliche personification der *Hel* auch anderen Germanen bekannt gewesen sei, ist nicht unmöglich, läßt sich aber nicht erweisen.

anschauung der Germanen schon vorgelegen haben, wie auch das ags. *neorxnawang* die existenz der germanischen neuen welt nach dem weltuntergange beweisen dürfte. Wie alt diese vorchristlichen anschauungen über totenreich, weltuntergang und neue erde in der entwicklung des germanischen glaubens gewesen sind, läßt sich natürlich nicht ausmachen. Genug, daß uns die worte *halja, muspilli* und *neorxnawang* als grundpfeiler für die erkenntnis eines vorchristlichen jenseitsglaubens der Germanen dienen können.

Für die Westgermanen müssen wir uns mit diesen sprachlichen zeugen begnügen. Aus Skandinavien haben wir nun die ausführlichen literarischen zeugnisse für die anschauungen der nordleute vom untergange der erde und der götter, den *ragna rǫk*, und von einer neuen, glücklicheren welt, dem *neorxnawang* der Angelsachsen. Diese überlieferungen sind von Axel Olrik in eindringender weise untersucht und analysiert worden.[1]) Hier soll auf diese fragen nur eingegangen werden, soweit sie das nordische *Muspell-* betreffen. Olrik hat gezeigt, daß gegenüber der harmonistischen darstellung Snorris in der Gylfaginning die älteren quellen der Eddalieder keine einheitliche auffassung der ragnarǫk bieten. Insbesondere wird das weltende auf drei verschiedene ursachen zurückgeführt: 1. vernichtung alles lebens durch den fimbulwinter (Vafþr.), 2. versinken der erde ins meer (Vǫl. und skaldendichtungen), 3. weltbrand (Vǫl., Vafþr.). Die darstellung ist nur in der Vǫl. etwas ausführlicher: alle anderen übrigen erwähnungen in den alten quellen bestehen in kurzen anspielungen auf bekanntes. Olrik hat nun diese motive und die übrigen speciell auf den götterkampf bezüglichen einzeln betrachtet, ihre verbreitung in den überlieferungen anderer völker verfolgt und ihnen danach ihre stelle anzuweisen versucht in der entwicklungsgeschichte der nordischen weltanschauung. Er kommt dabei zu dem ergebnisse, daß er nur die ersten zwei (fimbulwinter und versinken ins meer) als alt

---

[1]) Aarbøger f. nord. oldkyndighed 1902, 157—291 'om ragnarok'. Dazu noch F. Niedner, 'ragnarök in der Völuspa' Zs. fda. 49, 239 ff.; R. Pestalozzi 'die germanische götterdämmerung' Neue jahrb. f. d. klass. altertum v. Ilberg u. Cauer 31 (1913) s. 706 ff.; vgl. auch die recensionen über Olrik, die bei Pestalozzi s. 708[1] verzeichnet sind.

annimmt, das weltbrandmotiv dagegen, welches ebenfalls bei vielen völkern nachweisbar ist, als neu und für den norden wesentlich christlichem einflusse zufallend. Es ist zuzugeben, daß durch die harmonistische darstellung Snorris das weltbrandmotiv gewissermaßen das beherrschende geworden ist und es ist wenigstens möglich, daß für Snorri dabei die christliche auffassung bewußt oder unbewußt mitgewirkt haben kann. Aber daß im 10. jh. auch in dem heidnischen gedankenvorrat der nordleute das brandmotiv vorhanden gewesen sein wird, ist nicht zu leugnen. Wenn Olrik zudem das brandmotiv in der liederedda nur für die vernichtung der götterwohnungen gelten lassen will, so ist das eine ausdeutung der liederanspielungen, welche unter dem drucke seiner theorie steht, aber nicht die einzig mögliche ist. Die stelle Vafþr. 50:

> hverir ráða æsir eignom goða,
> þá er sloknar Surta logi?

kann man ohne weiteres auf einen weltbrand deuten, was gegen Olrik von Ranisch[1]) mit recht hervorgehoben worden ist. Derselbe betont auch, daß Vǫl. 52 Surt ganz bestimmt als feuerdämon gekennzeichnet ist und nicht das feuer hier bloß als das übliche kampfmittel der nordleute zum mordbrande aufgefaßt werden darf. Auch Niedner, Zs. fda. 49, 274 tritt auf grund der Vǫl. für die bedeutsamkeit und echtheit des weltbrandmotivs gegen Olrik ein. Man darf aber auch nicht die darstellung Snorris ganz beiseite schieben, wie Olrik tut. Das ist das andere extrem gegenüber der früheren einseitigen bevorzugung von Snorris auffassung. Wir dürfen nicht außer acht lassen, daß Snorri außer den von ihm hauptächlich als quelle benutzten liedern (Vǫl., Vafþr., Grímn.) noch andere lieder und sonstige quellen gekannt hat, die uns nicht erhalten sind.[2]) Wenn wir also wohl das recht haben, an seiner auffassung der uns bekannten quellen kritik zu üben und ihr eine andere entgegenzusetzen, so müssen wir doch vorsichtiger sein in der bewertung seiner tatsächlichen angaben. Schon R. Much hat davor gewarnt[3]) bei Snorri unnötig erdichtungen

[1]) Zs. d. vereins f. volkskunde 14, 458.
[2]) Vgl. Mogk, Beitr. 7, 317.
[3]) In seiner rec. von Olrik, Anz. fda. 31, 160.

anzunehmen: 'solche würden zu dem verfahren Snorris im übrigen nicht stimmen, dem große eigenmächtigkeit nicht zugesprochen werden darf.' Much tut dies im hinblick auf die angabe Snorris, daß Heimdall von Loki, Tý von Garm und Frey von Surt getötet werde. Die Vǫl. gibt diese tatsachen nicht, erwähnt nur die gegnerschaft zwischen Frey und Surt, nicht aber Freys fall. Ich bin mit Much überzeugt, daß Snorri hierfür sich auf überlieferungen stützt, die uns nicht mehr zugänglich sind. Das gleiche nehme ich aber auch in anspruch für Snorris wissen über *Muspell-*. Nach Olrik soll dieses nur aus zwei stellen der liederedda geflossen sein.

Wir betrachten zunächst diese zeugnisse. Das eine, allseitig zugestandene, ist Lokasenna 42:

> Gulli keypta létstu Gymis dóttur
> ok seldir þitt svá sverð;
> en er Muspellz synir ríða Myrkvið yfir,
> veitsta þú þá, vesall, hvé þú vegr.

Hier sagt Loki zu Frey: 'doch wenn Muspells söhne durch Myrkvid reiten, hast du ärmster nicht waffe noch wehr.' Es werden also Muspells söhne als feinde der götter beim letzten kampfe bezeugt.

Die zweite stelle, Vǫluspá 51, ist von der kritik beanstandet worden. Sie lautet nach den hss.:

> Kióll ferr austan: koma muno Muspellz
> um lǫg lýðir, en Loki stýrir.

Seit Bugge setzen hier die meisten ausgaben *Heljar* für *Muspellz* und *norðan* für *austan* ein. Damit wäre das zweite eddische zeugnis für *Muspell-* beseitigt. Aber dieses vorgehen ist doch bedenklich.[1])

[1]) Olrik s. 222 erhebt dagegen einspruch, ebenso Niedner, Zs. fda. 49, 273 f., und der neueste herausgeber der Edda, G. Neckel, dem unsere citate folgen, bleibt bei der überlieferung stehen. Wenn Gering, Edda³ (1912) s. 18 sich dagegen auf Kauffmanns bemerkung Zs. fdph. 35, 405 bezieht, daß der halbvers *koma muno Muspellz* in Vǫl. unerhört sei, so kann das nicht als erheblich gelten: Sievers (Proben einer metrischen herstellung der Eddalieder s. 27) läßt den vers als typus A 2 unangefochten. Und wenn Kauffmann weiter anführt, daß Snorri unsere strophe mit dem emendierten wortlaut gekannt habe, so ist darauf hinzuweisen, daß statt

Wenn man also dieses zweite zeugnis gelten läßt, so bilden doch die beiden anführungen der *Muspellz synir* bez. *lýdir* so wenig hervortretende, andeutende erwähnungen, daß Snorri ihnen bei seiner schilderung der ragnarǫk sicher nur eine untergeordnete stelle würde angewiesen haben. Statt dessen stehen aber *Muspells heimr* und die *Muspells megir* so sehr im vordergrunde seiner Gylfaginning, er weiß bei den verschiedensten gelegenheiten über die feuerwelt im süden so bestimmte angaben zu machen, daß man schließen darf: auch die maßgebende stellung, welche *Muspell-* und der weltbrand in seiner ragnarǫkerzählung einnehmen, muß auf anderem grunde ruhen, als nur auf den beiden flüchtigen andeutungen der lieder.

Man überblickt das *Muspell-* betreffende material der Gylf. bequem in der zusammenstellung, die v. Grienberger, IF. 16, 43 ff. gibt. Leider hat v. Grienberger sich dabei auf die b e a r b e i t u n g der Snorra-Edda (x) gestützt, statt von der originalfassung der Upsalahs. (U) auszugehen.[1] Diesen fehler teilt er freilich mit den meisten neueren forschern, so daß auch bei ihm der nicht auszurottende irrtum auftritt, daß *Muspell* bei Snorri ein o r t s name sei (s. 47), während doch schon Mogk, Beitr. 6, 522 f. festgestellt hat, daß dies nur in der bearbeitung zustande gekommen ist. Prüft man das zwölfmalige vorkommen von *Muspell-* nach U, so ergibt sich, daß Snorri dasselbe nur in den verbindungen *Muspells megir* (7 mal) und *Muspells heimr* (5 mal) kennt. Der bearbeiter x hat nicht nur 4 mal *megir* durch *synir* ersetzt, sondern auch statt *Muspells heimr* sich gestattet 2 mal mißverständlich die verkürzung *Muspell* einzuführen, die er auch einmal statt *Muspellz megir* des originals anwendet, so daß in x der bestand ist:

---

heljar sinnar (*synir*) die hs. U (AM. II s. 291) hat: (*loka fylgja ok*) ***hellornar.*** Übrigens fehlt die strophe Vǫl. 51 in U, die überarbeitung der Sn. E. (AM. I s. 194) hat sie nachgetragen in der form von RH mit *Muspellz lýðir.* Vgl. Mogk, Beitr. 7, 205 f., 296 f. Es muß also die frage mindestens als unentschieden bezeichnet werden, so daß man sich kaum für berechtigt halten darf, die strophen der Vǫl. mit Bugge zu emendieren.

[1]) Außer den grundlegenden arbeiten Mogks (Beitr. 6. 7) vgl. hierüber die zusammenfassende darstellung von Symons, Edda I s. XXXVI ff. und Mogk, Pauls Grundr. II² 906 ff.; s. auch Mogk, Literaturbl. 1901 s. 99 ff.

2 *M. megir,* 4 *M. synir,* 3 *M. heimr* und 3 *Muspell.*[1]) Die wichtigkeit dieser tatsachen für unsere frage liegt auf der hand. Daß Snorri nur die altertümliche alliterierende formel *Muspells megir* kennt, beweist, daß er sie anderswoher hat als aus unseren beiden liederstellen mit *synir* und *lýðir.* Der bearbeiter, welcher im gegensatz zu Snorri unsere liedersammlung benutzte[2]) und darin auch die uns bekannte fassung der Lokasenna fand, konnte aus dieser *synir* entnehmen und an einigen stellen für *megir* (U) einsetzen.[3]) Und wie x zu seiner abkürzung *Muspell* für *Muspells heimr* kam, zeigt deutlich der wortlaut der ersten stelle, an der es begegnet. In U (II 255) heißt es: *Fyrst var þó Muspellz heimr sá er svá heitir.* Daraus macht x (I 40) umformend (unter vorausnahme des *heimr*): *Fyrst var þó sá heimr í suðrhálfu er Muspell heitir.* Hier erhalten wir also einen nominativ *Muspell,* der nur als neutrum zu fassen ist. Von dieser form macht x dann später noch zweimal gebrauch im dativ (*Muspelli* I 42 und *Muspell* I 138). Aber für Snorri, der nur den genetiv *Muspells* kennt, abhängig von *heimr* oder *megir,* gehört dieser natürlich zu einem p e r s o n e n namen,[4]) dessen nom. doch normal als *Muspellr* anzusetzen ist (Noreen, Altisl. gr.³ s. 175 f.). Auch in den beiden liederstellen ist ja *Muspells* vernünftigerweise nur als gen. eines personennamens zu fassen.[5]) Es geht daraus hervor, daß wir mit einem riesen *Muspellr* zu rechnen haben, der aber schon in unserer überlieferung nicht mehr selbst vorkommt, sondern nur noch in seinen söhnen oder mannen und in seinem wohnsitz bekannt war. Sein auftreten

---

[1]) Ich gebe die stellennachweise nach beiden fassungen: a) Ux *megir*: II 259. 291 = I 60. 188; b) U *megir* = x *synir*: II 260. 276. 291(2) = I 62. 124. 188. 190; c) U *M. megir* = x *Muspell*: II 280 (*en Naglfari er mestr, þat eiga Muspellz megir* = I 138 *en Naglfari er mest skip, þat er á Muspell*); d) Ux *Muspells heimr*: II 256. 257. 258 = I 42. 50. 56; e) U *M. heimr* = x *Muspell*: II 255. 256 = I 40. 42.

[2]) Vgl. Symons a. a. o. s. XLIX.

[3]) Olrik s. 223[1]) erkennt richtig die altertümlichkeit der formel *Muspells megir* und möchte deshalb in Lok. 42 *megir* statt *synir* lesen, mit welcher conjectur er nach Gerings apparat schon in Grundtvig und Vigfusson vorgänger gehabt hat.

[4]) So schon Mogk, a. a. o.

[5]) Vgl. auch Edda ed. Detter u. Heinzel 2 s. 66 f.

als handelnde mythische person muß also lange vor unsere überlieferung des 10. jh.'s fallen. Auch Snorri hat von ihm selbst nichts mehr gewußt. Wohl aber spielen seine söhne und sein heim bei ihm eine so nachdrückliche rolle, daß hier bestimmte quellen, wohl auch lieder, zugrunde liegen müssen. Tatsächliche angaben wie die, daß bei der schöpfung die götter funken aus dem heim Muspells nahmen und daraus die sonne bildeten, oder daß die brücke Bifrǫst brechen wird, wenn die söhne Muspells darüber reiten, — sie hat ein Snorri sich nicht aus den fingern gesogen, ebensowenig wie seinen ausführlicheren bericht über das schiff Naglfari, das in der Vǫl. auch eben nur erwähnt wird.[1]) Wir haben also auch die kunde von der feuerwelt, der wohnung Muspells, als echte mythische überlieferung gelten zu lassen und dürfen sie nicht mit Olrik s. 228f. als erfindung Snorris beiseite schieben. Wäre das weltbrandmotiv, wie Olrik will, durch christlichen einfluß nach dem norden gekommen, so würde das feuer vom himmel fallen:[2]) die feuerwelt im süden ist der christlichen überlieferung ganz fremd.

Man stelle sich doch nur vor, was Snorri mit den dürftigen liederstellen, wenn sie allein seine quelle gewesen wären, hätte anfangen können. Die Lokasenna (welche er wohl nur mündlich kannte) gab ihm die tatsache, daß Muspells söhne die götter bekämpfen werden. Für die mehrzahl der kritiker, die in Vǫl. mit Bugge emendieren, wäre das alles. Wenn man mit Olrik nicht emendiert, ergibt sich aus Vǫl. 51 das gleiche. Nur daß hier Muspells mannen eine ganz unbedeutende rolle spielen, nur in einer von drei kampfgruppen auftreten, von denen die dritte, Surt mit seinem feuer, für den dichter der Vǫl. am einschneidendsten wirkt. Dessen lohe beim weltbrand kannte Snorri auch aus Vafþr. 50. Er hätte also, wenn er nur aus diesem material schöpfte und er daraus seine feuerwelt erschlossen hätte, vernünftigerweise nur ein *Surts heimr* construieren können. Er hatte aber ausführlichere kunde und konnte deshalb weiteres und genaueres über *Muspells heimr* und *Muspells megir* vermelden. Die letzteren waren in der

[1]) Hier gibt auch Olrik s. 160 weitere quellen Snorris zu.

[2]) Vgl. Zarncke, über Muspilli (Berichte der k. sächs. ges. 1866) s. 221 ff.

fassung der Vǫl. beiseite gedrückt und an eine falsche stelle geraten.

Wir sind also berechtigt, Snorris Gylfaginning als selbständige quelle über *Muspellr* und den weltbrand in der eschatologie der nordleute zu benutzen und zu schließen, daß das brandmotiv eine größere rolle spielte, als ihm Olrik zubilligen wollte. Wenn ich also darin mit Niedner, Zs. fda. 49, 274 f. übereinstimme (vgl. oben s. 438), so kann ich diesem doch nicht zugeben, daß dem weltbrand die naturanschauung des vulcanischen feuers auf Island zugrunde liegen müsse. Die idee des weltbrandes, die nach Olriks nachweisungen außer bei Juden und Christen auch bei den Hindus, Persern und bei den Kelten vorhanden ist, kann sehr wohl auch bei den Germanen heimisch gewesen und schon von den Norwegern mit nach Island gebracht worden sein. Sie konnte ohne anknüpfung an vulcanische erscheinungen sich bilden. Der mensch, welcher das entfesselte element, auch in gestalt des blitzes, seine wohnstätte verzehren sah, konnte diesen vorgang sehr wohl auf den untergang der wohnstätte des menschengeschlechts übertragen und verallgemeinern, ebenso wie ihm die anschauung einer localen überschwemmung den untergang der erde durch das wasser nahelegen konnte, sobald er sich eschatologischer speculation hingab.

Damit sind wir nun in der lage, die verbindung zwischen altn. *Muspellr* und alts. *mutspelli*, ahd. *muspilli* auch sachlich fester zu knüpfen. Ist *Muspellr* ein dämon des feuers, so werden wir jetzt mit bestimmtheit die oben s. 431 gestellte alternative dahin entscheiden, daß die bedeutung 'weltbrand', welche im ahd. *muspilli* dem zusammenhange nach vorliegt, als ursprüngliche bedeutung auch für das alts. *mutspelli* anzusetzen ist, für welches die beiden stellen nur 'weltuntergang' erschließen lassen. Das genus beider worte setzte man bis jetzt ohne weiteres als neutrum an, unter einwirkung des vermeintlichen altn. *Muspell* des Snorri. Da aber bei diesem nur das masc. als echt anzuerkennen ist, so wäre zu fragen, ob man nicht auch ahd. alts. das masc. annehmen solle. Der form nach wäre das ohne weiteres zulässig. Es ist aber noch die differenz zu beachten, daß wir im ahd. alts. *-ja*-stamm, im altn. ebenso sicher reinen *-a*-stamm haben. Nun hat v. Grien-

berger, IF. 16, 53 richtig gesehen, daß mit dem *-ja*-stamme wohl der ahd. beleg in einklang steht, nicht aber die alts. belege mit ihrem *e* vor *i* in *mutspelli.* Er stößt sich auch an den gen. *mutspelles* 2591 MC, von dem er glaubt, daß er bei einem *-ja*-stamme auf *-eas, -ies* ausgehen müsse und will deshalb im alts. für 2591 einen *a*-stamm, nom. *mutspell*, annehmen, dem als nebenform 4358 der *-ja*-stamm *mutspelli* MC zur seite stehe. In letzterem sei dann nach *mutspell* das *e* durch contamination der beiden wörter hergestellt. Nun kann aber der gen. *mutspelles* im alts. doch auch zu einem nom. *mutspelli* gehören.[1]) Man wird deshalb nicht geneigt sein, für die beiden Heliandstellen verschiedene nominative anzusetzen, zumal auch im ahd. der *-ja*-stamm sicher vorliegt. Aber darin hat v. Grienberger doch recht, daß das *e* von *mutspelli* durch contamination entstanden ist mit einem vorausliegenden *a*-stamm **mutspell*, der ja durch altn. *Muspellr* bezeugt wird und also auch sicher masc. war. Das hd. sächs. *muspilli, mutspelli* könnte dann entweder auch masc., oder als (collective?) weiterbildung möglicherweise neutrum sein.

Wir können nun zum schlusse kommen. Es gab ein germanisches masc. *mutspell, muspell* (**mutspellaz, *muspellaz*), welches 'weltbrand' bedeutete. Wir dürfen also die oben s. 436 gemachten andeutungen dahin präcisieren, daß ein untergang der erde durch feuer im bereiche der germanischen auffassung vom weltende lag. Wie nun das germanische appellativum *halja* 'unterwelt' im norden zur *Hel* personificiert wurde, so wurde dort auch aus dem appellativum *muspellr* 'weltbrand' ein dämon des weltbrandes, ein feuerriese *Muspellr*, der im süden wohnend gedacht wurde. In der weiteren entwicklung der nordischen mythendichtung trat aber *Muspellr* selbst zurück. Schon in unseren ältesten quellen ist er durch die hypostase *Surtr* verdrängt: ein in der mythenentwicklung

[1]) Vgl. Gallée, alts. gr.² § 301 a. 1. Das schwinden des *i, e* vor der genetivendung *-es, -as* kommt zwar nicht gerade häufig, aber doch genügend vor: öfter in C, aber auch in M und auch in beiden hss. So steht *rîkes* statt des regelmäßigen *rîkeas, rîkies* in MC 3828, *gisîdes* MC 4977 und in einer hs. *giwâdes* 4424 C (= *giwâdies* M), umgekehrt *gisîdes* 4988 M (= *gisîthies* C). Es liegt also an sich keine notwendigkeit vor, zu *mutspelles* einen anderen nom. als den belegten *mutspelli* anzusetzen.

nicht unbekannter vorgang. Surt bewohnte nun die welt Muspells und war vielleicht ursprünglich als sein sohn gedacht.[1]) Auch in der verbindung *Muspells megir* (*synir, lýðir*) lebte *Muspellr* im 10. jh. noch fort.

Es möge erlaubt sein unsere hypothese noch weiter zu führen auf einem wege, der in gewissem sinne mit Olriks resultaten sich wieder vereinigen würde. Angenommen, daß im norden für den untergang der erde und der menschen der fimbulwinter und das versinken ins meer die altheimischen und volkstümlichen ursachen waren, so könnte der untergang durchs feuer, der *muspellr*, hauptsächlich bei den Westgermanen zu hause gewesen und aus Deutschland eingedrungen sein. Aber nicht erst im 9. jh., sondern viel früher. Vielleicht gleichzeitig mit der verehrung des *Wôdan-Óðinn*. Wie dieser in der breiten menge des norwegischen stammes den volkstümlichen *Þórr* nicht verdrängte, aber doch in der mythenentwicklung eigene nordische triebe hervorbringen konnte, so darf man sich vorstellen, daß auch der *muspellr* über der oberfläche des nordischen volksempfindens sein eigenes mythisches leben führen und eine entwicklung gewinnen konnte, die ihn zum feuerdämon *Muspellr* werden ließ.

---

[1]) Surt ist beherrscher von Muspells welt nach Snorraedda U (II 255): *Surtr rǽþr þár fyrir ok sitr á heims enda.* In der umarbeitung lautet der satz (I 40): *sá er Surtr nefndr, er þár sitr á lands enda til landvarnar.*

HEIDELBERG. WILHELM BRAUNE.

ZUR KUDRUN.

So verschieden die ansichten von Müllenhoff,[1]) Wilmanns[2]) und Panzer[3]) über die entstehung der Kudrun sind, so berühren sie sich doch darin, daß sie — freilich im einzelnen oft voneinander abweichend — in dem gedicht eine menge unklarheiten, widersprüche u. dgl. finden, die sie nun, jeder in seiner art, erklären, Müllenhoff durch die annahme massenhafter interpolationen, Wilmanns außerdem durch contamination mehrerer dichtungen und durch strophenversetzungen, Panzer, der für die einheitlichkeit des werkes eintritt, durch die beschaffenheit der quellen und durch die eigenart des dichters.

Ich leugne nun durchaus nicht, daß die Kudrun, wie sie uns in der späten handschrift überliefert ist, wunderlichkeiten enthält; aber auch hier gilt, wie ich glaube, das wort Lachmanns (Zu den Nibelungen und zur Klage s. 253), 'daß, wo der zweifel vorherrscht, manches verworfen wird, das sich bei neuem aufbau doch als brauchbar befindet'.

Meine ansicht über die Kudrun als ganzes gedenke ich hier nicht auseinanderzusetzen. Ich will nur dem dichter das angedeihen lassen, was ein grammatiker des 18. jh.'s die hermeneutische billigkeit genannt hat. Ich wähle drei stücke aus, an denen die kritik anstoß genommen hat. Daran schließe ich beobachtungen über die sprache.

I. Herwigs werbung.

Ich gebe zunächst einige bemerkungen zu einzelnen stellen, darunter auch solche, die mit meiner ansicht über die führung der handlung nicht zusammenhängen.[4])

[1]) Kudrun. Kiel 1845. — Auf demselben standpunkt steht Martin.

[2]) Die entwickelung der Kudrundichtung. Halle 1873.

[3]) Hilde-Gudrun. Halle 1901.

[4]) Im allgemeinen benutze ich die 2. auflage der ausgabe von Symons, Halle 1914.

631, 2. 3. het er tûsent stunde eins tages dar gesant,
er vunde dâ niht anders wan hôchvart und versmâhen.

Statt *vunde* hat die handschrift *vant*. Die änderung ist unnötig. Ganz gleichartig ist Iwein 1710 ff. *ob ietweder porte wære ledeclîchen ûf getân, und wærer dâ zuo ledec lân aller sîner schulde alsô daz er mit hulde vüere swar in dûhte guot, sone stuont doch anders niht sîn muot niwan ze belîbenne dâ.* Gleichartig deshalb, weil in beiden fällen die aussage des hauptsatzes unbedingt gilt; die hinzufügung des bedingungssatzes hebt hervor, daß die gültigkeit auch durch das im nebensatz enthaltene keinen abbruch erleiden würde. Iwein war zum bleiben entschlossen, und er wäre es auch gewesen, wenn er hätte gehen können. Herwig fand nur hochmütige ablehnung, und er würde sie auch gefunden haben, wenn er tausendmal im tag boten geschickt hätte.[1])

634, 1. 2. Dô woldens niht getrouwen die von Sturmlant.
den von Tenemarke was ez ouch unerkant.

Wilmanns, Die entwickelung der Kudrundichtung s. 148 bemerkt: 'es heißt die von Sturmland und Tenemark hätten an Herwigs einfall nicht glauben wollen', ähnlich Symons, Beitr. 9, 72: 'die von Sturmlant und Tenemarke wollen an Herwigs einfall nicht glauben.' Panzer s. 337: 'sie (Hetels paladine, Wate u. s. w.) hatten nicht geglaubt, daß Herwig ernst machen werde.'

Nun ist es doch aber sicher, daß der zweite vers unmöglich bedeuten kann, 'die von Tenemarke wollten es nicht glauben', der sinn kann nur sein, 'sie wußten nichts davon'. Aber auch der erste vers muß diesen sinn haben, darauf weist die stellung des *ouch* im zweiten. Negiertes *getrouwen* ver-

[1]) Ich entnehme die Iweinstelle aus Erdmann, Grundzüge der deutschen syntax I, s. 118. Erdmanns auffassung des indicativs paßt für diese stelle nicht. Seine beispiele sind ungleichartig. Im gegensatz zu unserer stelle gilt die aussage des hauptsatzes nur bei erfüllung der im nebensatz enthaltenen bedingung in den versen Iwein 2568 f. *enheten sîn zunge niht verworht, sone gwan der hof nie tiurern helt,* und da diese bedingung eben nicht realisiert ist, ist der indicativ *gwan* einem *gewünne* äquivalent. (Von Paul, Mhd. gr. § 360 a. 2 wird der satz nicht richtig beurteilt.) Das beispiel Iwein 1265 ist bei Erdmann zu streichen: *vunden* ist hier notwendig conjunctiv; auch *vorht* 3130 ist als conjunctiv zu fassen.

neint an sich nur, daß das subject von etwas überzeugt ist. Dieses nichtvorhandensein der überzeugung kann nun darauf beruhen, daß das subject die möglichkeit hat, die überzeugung zu gewinnen, aber das, was es erfährt, nicht für wahr hält; in diesem falle übersetzen wir 'nicht glauben'. Es kann aber auch dem subject jede möglichkeit fehlen, zu der überzeugung zu gelangen; wir übersetzen dann 'nicht auf den gedanken kommen, sich etwas nicht einfallen lassen'. Für diesen zweiten fall vgl. Kudrun 620, 4. 948, 4. 1285, 4. 1305, 4. 1413, 4. Das an unserer stelle mit *niht getrouwen* verbundene *wellen* hat vermutende bedeutung, vgl. Haupt zu MF. 6, 26, zu Erec 8125. Namentlich mit ausdrücken, die 'glauben' u. ä. bedeuten, wird *wellen* gern verbunden, vgl. Mhd. Wb. 1, 596 b 27; Kudrun 798, 4. 1045, 1.[1])

637, 1. 2. Jâ sul wir daz behüeten, sprach daz edele wîp,
daz er iht beswære den helden hie ir lîp.

Die handschrift hat *nicht* statt *iht*. Die änderung ist vollkommen unnötig. Es ist doch eine bekannte sache, daß in *daz*-sätzen, die von einem verbum negativer bedeutung abhängen, eine nach unserem sprachgebrauch pleonastische negation stehen kann; s. Paul, Mhd. gr. § 374; Wilmanns Deutsche grammatik III, 282. Beispiele für negation nach *behüeten*: Nib. ed. Bartsch 1112, 1 (in A 1052 fehlt *niht*), 1203, 4 (= A 1143), 2337, 3 (A 2274 *ieman iht* statt *niemen niht*).

654. Mit hundert sîner helde gienc er dâ er vant
gezweiet in ir muote von Hegelingelant
Kûdrûn enphienc in mit anderen vrouwen.
der ritter edel unde guot mohte in volleclîchen niht getrouwen.

Die handschrift hat v. 2 *mit* statt *in* und 2. 3 *Chautrum von H.*

Ich hätte nun zunächst manches gegen das *ἀπὸ κοινοῦ* auf dem herzen, das zwischen v. 2 und 3 vorliegen soll. Die herausgeber und erklärer der Kudrun statten das gedicht allzu freigebig mit jener figur aus. Eine strenge prüfung ließe die

[1]) Richtig verstanden wurde unsere stelle von Simrock: 'Nicht versahn sich dessen die aus Stürmen land, auch den kühnen Dänen war es unbekannt.'

liste, die Symons zu 92, 2 zusammenstellt, sehr einschrumpfen.[1]) Aber ich will einer zusammenfassenden untersuchung, die vielleicht einmal von anderer seite geführt wird, nicht vorgreifen und begnüge mich, meine überzeugung dahin auszusprechen, daß es in der ganzen Kudrun eine einzige sichere stelle gibt, die man, wenn man an dem namen gefallen findet, für das *ἀπὸ κοινοῦ* in anspruch nehmen kann, nämlich 538, 2. Für die erklärung unserer strophe ist es natürlich gleichgültig, ob man *ἀπὸ κοινοῦ* annimmt oder für v. 3 ein subject conjiciert.

Schwere bedenken habe ich aber gegen die übliche erklärung von v. 2 a. *gezweiet in ir muote* soll heißen 'mit sich uneins' oder, wie Symons es ausdrückt, 'innerlich schwankend'. Nun steht, soviel mir bekannt ist, bei *vinden* neben dem persönlichen object nur eine solche bestimmung, die von dem subject wahrgenommen wird. Also z. b. Nib. ed. Lachmann 2265, 2. 3: *er kom dâ er die recken beide stênde vant ûzen an dem hûse geleinet an den sal.* Das gilt auch, wenn die bestimmung einen seelenzustand des objects bezeichnet. Vgl. Parzival 219, 13 ff. *sînen hêrren frâgter mære: den vander freuden lære. der sprach 'ich pin ze schaden geborn'.* 526, 8 ff. *mînen hêrren si mit zorne vant, Artûsen den getriuwen. er sprach 'die werlt sol riuwen dirre vermaldîte mein'.* Demgemäß müßte unsere stelle bedeuten, daß Herwig Kudruns unentschlossenheit wahrnahm. Woran? an ihrem gesichtsausdruck? Man vermißt eine nähere ausführung. v. 4 genügt nicht, um die übliche erklärung zu stützen; über seinen sinn spreche ich später. Dazu kommt, daß Kudrun sich gar nicht mehr unschlüssig zeigt; kaum hat Herwig die unterhaltung eröffnet, so wirft sie sich ihm förmlich an den hals. C. Hofmanns lesung *gezweiet mit ir muoter* würde das bedenken heben.

656, 1—3. Herwîc sprach zer vrouwen: 'mir ist daz geseit
— doch hât ez mich gerouwen von mîner arbeit —,
daz ich iu versmâhe durch mîn lîhtez künne.'

---

[1]) Natürlich kann man sie aber, wenn man ein freund des *ἀπὸ κοινοῦ* ist, auch vergrößern. So findet oder macht *ἀπὸ κοινοῦ* Martin 291, 1. 2; 885, 1. 2; 1024, 2. 3, Haupt, Erec.[2] s. 393, 706, 2. 3; 853, 1. 2. Und warum bleiben die liebhaber des *ἀπὸ κοινοῦ* 643, 4; 995, 1 nicht bei der überlieferung?

Überliefert ist v. 2 *het* statt *hât*, in v. 3 fehlt *ich*. Bartsch schreibt v. 2: *doch hêt ez iuch gerouwen von mîner arebeit,* Martin: *doch hâts iuch lîhte gerouwen von mîner arbeit,* Haupt schlug Zs. fda. 5, 506 vor: *doch hât mich niht gerouwen mîner arbeit.* Man sieht, der zwischensatz macht den erklärern schwierigkeiten.

Der fehler der textherstellung liegt in der einschiebung von *ich* v. 3. Kudrun antwortet 657, 1. 2: *wer wær diu vrouwe der versmâhet daz, der ein helt sô diente, daz si dem trüege haz?* Das *versmâhet* von 657 weist auf das *versmâhe* von 656 zurück; wie in 657 das subject des verbums eine sachbezeichnung ist, so muß auch in 656 als subject von *versmâhe* ein derartiges wort ergänzt werden. Das was der Kudrun *versmâhet* oder nicht *versmâhet*, ist die bemühung Hartmuts, sie zu gewinnen. Diese bemühung ist 656, 2 durch *arbeit* bezeichnet.[1]) *von mîner arbeit* gehört nicht zu *gerouwen*, sondern zu *geseit*: *mir ist daz geseit von mîner arbeit,* und nun schreibe man entweder *daz si iu versmâhe* oder mit leichter inconcinnität *daz ez iu versmâhe.* Für den schaltsatz bleiben also nur die worte *doch — gerouwen.*

664, 1. 2. Vrâgen si begunde nâch râte sîner man
Hetele dâ ze stunde

Die handschrift hat 1 *Fragen sy begunden ir tochter n. r.*, 2 *stunden.* Symons bemerkt: 'vor der einführung der cäsurreime kann die stelle gelautet haben, wie E. sie hergestellt hat: *vrâgen sîne tohter | nâch râte sîner man | Hetele dô begunde.*' Ich muß bekennen, daß ich Symons' meinung nicht verstehe. Der ursprüngliche text (ohne cäsurreim) soll das wort *tohter* enthalten haben, in der handschrift steht gleichfalls *tohter*; wie kann man da eine zwischenstufe construieren, in der *tohter* fehlt? Die übereinstimmung zwischen dem urtext und der überlieferung wäre ein neckischer zufall, oder anders betrachtet: Ettmüllers *tohter* wäre ohne handschriftliche gewähr.

Die 12. aventiure zerfällt in zwei teile. Den abschluß des ersten bildet strophe 648: *die mir ze einem vriunde des recken niht engunden, die enwesten wer er wære,* mit diesen

[1]) Vgl. 618, 2. 3 *mit grôzer arbeit versuohte er ez ofte.*

worten erkennt Hetel den wert des mannes an, der ursprünglich nichts fand als *hôchvart und versmâhen.* Diesen hochmut des hegelingischen hofes rückt der dichter in die schärfste beleuchtung. Strophe 634 ist kein müßiger einschub, der wieder einmal die namen der vasallen anbringen will. Hetel nimmt Herwigs kriegserklärung nicht ernst. Die vasallen von Sturmland und Dänemark, die nichts von dem bevorstehenden krieg wissen, erfahren auch nichts davon, weil Hetel sie nicht verständigt, und Irold, der von Herwigs anrücken kunde hat, wird von Hetel nicht besendet. Wohl fragt Hetel die seinigen um rat, aber er wird in seiner verachtung des gegners nur bestärkt. Die worte der königin, strophe 636 f., hat man gründlich mißverstanden. Wilmanns meint s. 148, in der ratsversammlung werde keine andere stimme laut als die der besorgnis, daher sei es ungereimt, daß Hetel keine vorkehrungen treffe. Symons, Beitr. 9, 72 hält zwar die strophen für echt, glaubt aber auch, daß Hilde vor dem kampfe warne. Panzer wiederum behauptet s. 241 f., die königin stelle sich geradezu auf die seite des feindes, sie begünstige direct seine werbung und singe sein lob. S. 338 f. zieht er daraus literargeschichtliche folgerungen.

Nein, die worte der stolzen Hilde, der ja auch Hartmut als schwiegersohn zu schlecht war (610 ff.), atmen den grimmigsten hohn. 'Ich muß Herwig meine volle anerkennung aussprechen. Es scheint mir ganz in der ordnung, daß ein ritter als freund wie als feind so handelt, daß man ihm ehre zollen muß.' Hier wird der hohn deutlich. An sich ist es freilich *niht unbillîch,* daß ein ritter auch *mit leide* nach ehre strebt. Aber es ist immerhin ungewöhnlich, daß man *mit leide* um ein mädchen wirbt. Der dichter hat dies selbst 633, 3. 4 hervorgehoben. Und so ist auch der folgende vers bittere ironie: *wie möhte im misselingen? Herwîc ist biderbe unde wîse.* 'Wahrhaftig, wir müssen verhüten', fährt Hilde fort, 'daß er hier unsere helden zu schaden bringt. Er wird ja hierher, bis an die schranken der burg, kommen und sich so benehmen, daß eure tochter ihn loben muß.'[1]) Wieder

[1]) Martin bemerkt, daß *danken* in der bedeutung 'lobsprechen', die *danc sagen* hat, nicht belegt sei. Aber dieselbe bedeutung ist 361, 4 anzunehmen und kann 362, 4 vorliegen.

ein hinweis auf die merkwürdige art der liebeswerbung. — Übrigens muß eine interpretation für sich selbst sprechen. Ich bitte also, die strophen noch einmal zu lesen und zu sehen, ob meine auffassung nicht stich hält.

Mit strophe 649 ergreift Kudrun die zügel der handlung. Sie schlägt einen waffenstillstand vor. Zwei gründe gibt sie an, die 650 f. ineinander geschoben sind: 1. der kampf ist sehr heftig, eine waffenruhe wird euch gut tun. 2. ich möchte mich nach Herwigs verwandten erkundigen.

Kudruns worte *unz ich iuch beide vrâge wâ der vürste Herwîc habende sî die aller beste mâge* sind wieder wunderlich mißverstanden worden. Wilmanns bemerkt s. 148, der dichter, der Kudrun sich nach Herwigs herkunft erkundigen lasse, habe nicht annehmen können, daß er ein benachbartes königreich besitze. Panzer s. 242 findet gleichfalls 651, 4 mit dem vorausgehenden schlechterdings unverträglich, denn, wenn Herwig von Hetel hartnäckig wegen seines *lîhten künnes* zurückgewiesen wurde, so setze das voraus, daß man in Hegelingen über seine *mâge* genau unterrichtet gewesen sei. Symons glaubt, Beitr. 9, 72 anm., das bedenken von Wilmanns zu entkräften durch die bemerkung, daß herkunft und heimat nicht dasselbe sei; auch er meint also, daß es Kudrun wirklich um genealogische forschung zu tun war.

Die sache steht vielmehr so. Kudrun weiß, daß Herwigs werbung daran scheiterte, daß er Hetel nicht vornehm genug war. Wenn sie nun den wunsch ausspricht, über Herwigs verwandtschaft belehrt zu werden, so heißt das: 'ich will eine erörterung über die ursachen des kampfes herbeiführen.' Damit gibt sie zu erkennen, daß sie der werbung Herwigs freundlich gegenübersteht. Soll sie noch deutlicher reden? Soll die jungfrau den kämpfenden männern zurufen: 'ich wünsche Herwig zu heiraten'?

Herwig glaubt sie zu verstehen. Um sich die gewißheit zu verschaffen, daß er sie richtig versteht, verlangt er eine unterredung. Er geht auf die fiction ein, daß sie sich für seine verwandtschaft interessiert (strophe 652). Er muß ja auch mit der möglichkeit rechnen, daß sie wirklich eine aussprache wünscht, die dann vielleicht ein günstiges ergebnis zeitigen würde. Sicher ist er seiner sache noch nicht: *der*

ritter edel unde guot mohte in volleclichen niht getrouwen (654, 4).

Er geht gleich auf sein ziel los, indem er von seiner *arbeit* spricht; er bleibt zugleich bei dem vorgeschlagenen gesprächsthema, indem er sein *lîhtez künne* erwähnt. Zu weiteren familiengeschichtlichen auseinandersetzungen ist kein anlaß, denn Kudrun bekennt unumwunden ihre liebe.

Damit ist ihm Kudrun soweit entgegengekommen, als sie nur konnte. Werben kann sie nicht, jetzt hat der mann das wort. Er muß förmlich um sie werben, und dazu braucht er die zustimmung der eltern, an die ihn ja auch Kudrun ausdrücklich gewiesen hat (vgl. Symons, Beitr. 9, 73). Hilde ist anwesend, Hetel nicht (gegen Panzer s. 243). Man hat sich zu denken, daß seine erlaubnis durch einen boten eingeholt wird. Wenn es 659, 3. 4 von Hetel und Hilde heißt: *die wolden hœren beide ob ir lieben tohter wære liep der gewerp oder leide,* so ist *beide* zu betonen. Nicht nur Hilde, die es ja allerdings schon wissen kann, sondern auch Hetel will wissen, wie Kudrun die werbung aufnimmt. — Es folgt dann die feierliche eheschließung.

Wilmanns' umstellungen [1]) zerstören das kunstwerk. Treffendes hat darüber schon Symons, Beitr. 9, 73 f. gesagt. Ich fasse zusammen. Im überlieferten text: Kudrun sagt, sie wolle auskunft über Herwigs verwandtschaft. Demgemäß beginnt Herwig sein gespräch mit dem hinweis auf sein geringes geschlecht. Kudrun schneidet jede weitere erörterung darüber ab, indem sie ihre liebe bekennt, und sagt, daß es jetzt nur noch auf ihre eltern ankomme. Herwig wendet sich an die eltern, und die sache wird in ordnung gebracht. Bei Wilmanns: eingreifen der Kudrun. Herwig verlangt zwar eine unterredung mit Kudrun, wendet sich aber zunächst nicht an sie, sondern an ihre eltern. Dann wirbt er um sie, ohne ein wort von seinen verwandten zu sprechen. Erst nachdem er ihr jawort hat, kommt er auf das *lîhte künne* zu reden, d. h. er spricht dinge, die ihm jetzt nur nachtragender groll eingegeben haben kann, und nötigt Kudrun so zu einer nochmaligen liebeserklärung. Nachdem sie ihn begütigt hat, bietet sie erst den herren einen

[1]) 649—653. 659. 654. 660—662. 656—658. 655. 663—665.

platz an, und nun, nachdem Herwig Kudruns und Hildens einwilligung schon hat, macht er sich bei den damen beliebt.[1])

Schließlich noch ein wort über Herwigs *lîhtez künne.*[2]) Panzer hält dies für gleichbedeutend mit unebenbürtiger abstammung (s. 335f.) und findet nun einen widerspruch darin, daß der unebenbürtige held schließlich doch die königstochter heiratet.

Dabei wird übersehen, daß rechtliche gleichheit und soziale gleichschätzung nicht zusammenfallen. Kommt es denn nicht auch heute vor, daß in bürgerlichen kreisen eltern gewisse forderungen an die qualität der familie des mannes stellen, dem sie ihre tochter geben? Wie oft geschieht es, daß ein — nicht durch familienstatut gebundener — graf ein mädchen aus dem arbeiterstande heiratet? Für offiziere gilt nicht jede nach dem bürgerlichen gesetz zulässige ehe für standesgemäß. Ich kenne einen fall, wo eine reiche bauerntochter ihren liebhaber, von dem sie ein kind hatte, nicht heiratete, weil er ihren eltern zu gering war. Napoleons III. bewerbungen um eine prinzessin schlugen fehl, und Nikolaus I. verweigerte ihm die anrede *mon frère,* auf die er nach fürstenbrauch anspruch hatte. Natürlich spiegeln sich diese verhältnisse auch in der literatur wieder.[3])

---

[1]) Zu beachten ist, daß Wilmanns' bedenken gegen die überlieferte stellung der (im ganzen nicht richtig verstandenen) strophe 656 die schlechte conjectur *iuch* v. 2 voraussetzt. Er fand es ferner wunderlich, daß in 655 der königin und ihrer tochter, noch bevor Herwig seine werbung vorgebracht hat, der rat gegeben wird, der sache ein ende zu machen. Auch Symons hielt diesen rat für sehr unpassend. Die ausgaben schreiben nämlich v. 4 *Hilden und ir tohter riet man ân alle twâle ez scheiden.* Aber in der handschrift steht *an alles schaiden.* Es geht doch nicht an, einem verderbten vers durch eine conjectur aufzuhelfen, die eine inhaltliche schwierigkeit hereinbringt. Der fall ist freilich in der Kudrunkritik nicht vereinzelt. So fand man, daß 1018 nicht auf 1017 folgen könne, nachdem man den sinn von 1017 durch conjectur in sein gegenteil verändert hatte.

[2]) Man beachte übrigens, daß dieser ausdruck nur im munde Herwigs 656, 3 vorkommt. Er ist da ironisch gemeint; Herwig selbst fällt es nicht ein, sich selbst für minderwertig zu halten.

[3]) Ebenso wie Herwigs ist auch Hartmuts angebliche unebenbürtigkeit zu beurteilen. Schon R. Schroeder, Zs. fdph. 1, 269, hat bemerkt, daß diese unebenbürtigkeit weder nach land- noch nach lehenrecht bestand. Er schloß aus der häufigen erwähnung des unebenbürtigkeitsmotivs in

II. Hartmuts werbung.
1024—1036.

Die szene spielt gegen ende des 8. jahrs von Kudruns gefangenschaft.[1]) Hartmut ist von einem kriegszug zurückgekehrt.

1024. Dô er nu was gesezzen, bringen er si im hiez.
deheiniu guotiu kleider tragen si enliez
Gêrlint, diu sluoc si.[2]) swie der helt nu tæte,
die maget ez ahte ringe, wan si was an grôzen êren vil stæte.

Diese strophe ist von den erklärern mißverstanden worden. Der grund liegt in der unrichtigen auffassung des *swie der helt nu tæte.* Man nahm an, daß dieser satz durch *ez* in v. 4 aufgenommen werde. Bartsch übersetzt: 'wie er sich auch benehmen, ihr zureden mochte', und dieselbe auffassung liegt den bemerkungen von Martin und Wilmanns (s. 7) zugrunde. In wahrheit bezieht sich *ez* auf v. 2. 3a und *swie der helt nu tæte* ist eine freie ergänzung. 'Wie sich auch der held dazu stellen mochte, das mädchen achtete wenig auf die schlechte behandlung, die sie durch Gerlind erfuhr, sie ließ sich durch diese behandlung nicht wankend machen.' Es kommen in der Kudrun öfters satzgebilde vor von der form: was auch A tun

gedichten, daß der eigentlichen rechtsentwicklung, nämlich der abschließung des hohen adels, schon im 12. jh. die entwicklung im leben vorausgegangen war. Aber daß schon damals eine königstochter anstoß nahm, sich mit einem fürsten zu verbinden, darf nicht in dieser allgemeinheit behauptet werden, da solche (als ebenbürtig geltende) verbindungen bis auf den heutigen tag vorkommen. Was die zeit der Kudrun betrifft, so ist daran zu erinnern, daß Heinrich VII., sohn Friedrichs II., Margarete von Österreich heiratete, sein bruder Konrad IV. Elisabeth von Bayern, seine schwester Margarete Albrecht den entarteten von Thüringen, Marie, tochter könig Philipps (von Schwaben) Heinrich II. von Brabant. Daß die kinder deutscher könige prinzen und prinzessinnen von Böhmen und Dänemark trotz der lehenspflicht dieser länder heirateten, hat schon Panzer s. 239 bemerkt.

[1]) Das scheint mir die einfachste erklärung von (1022, 1) *dô ez dem niunden jâre nâhen began.* Das neunte jahr beginnt mit dem augenblick, wo das achte zu ende ist. Wenn die zeit sich also dem neunten jahr nähert, so nähert sie sich dem abschluß des achten.

[2]) Ich sehe keinen grund zur abweichung von der handschrift. 1267, 4 *sô getete si uns mit slegen noch nie leider* setzt voraus, daß körperliche züchtigung schon früher vorkam.

mochte, B handelte so und so: 982, 2 (bei Symons 983, 2) *ir ougen sach man riezen, swes ander iemen phlac,* 983, 3 (= S. 982, 2) *swaz anders iemen tæte, si was ir gerne bî,* 985, 2 *swaz dô die liute tæten, daz Hartmuotes her daz wart dô gescheiden des landes manegen ende,* 1068, 4 *swaz ander iemen tæte, noch muosen mêre waschen dise beide.* Vgl. auch 618, 4 *ob ez diu maget nu tæte, es was dem künic Hetelen niht ze muote.*[1]) An unserer stelle ist der *swie*-satz auch gar nicht so müßig wie 982, 2 oder gar 985, 2 und 1068, 4. Hartmut muß sich ja darüber ärgern, daß seine mutter ihr versprechen (1018, 1. 2) nicht gehalten hat. Er sieht Kudrun die schlechte behandlung an; v. 2. 3 enthält keineswegs, wie Martin meint, nur allgemeine bemerkungen, die von der handlung abführen.

Nun macht die verbindung mit 1025 keine schwierigkeit. Hartmuts verwandte raten ihm, er möge unbekümmert um seine mutter, die glaubt, Kudruns trotz nur durch härte brechen zu können, das mädchen *swâ mite er kunde* zur erfüllung seines wunsches bewegen. *swâ mite er kunde* ist ein notwendiger bestandteil des satzes *daz — bræhte;* im sinne der Lachmannschen interpunktion dürfte man vor *swâ* kein komma setzen; es fehlt auch bei Martin und Wilmanns s. 16.

Hartmut folgt dem rat, sucht Kudrun auf und wirbt um sie. Kudrun lehnt ab und begründet dies mit Gerlinds benehmen. Hartmut versichert, er werde sie für die erlittenen mißhandlungen entschädigen. Wenn Kudrun nun darauf erwidert: *ich wil iu getrouwen nimmer mêre* (1028. 4), so kann man dies, wenn man sich auf ihren standpunkt stellt, verschieden deuten. Es kann einfach eine unliebenswürdige ablehnung sein. Es kann aber auch ein tieferer sinn darin liegen: 'ich glaube nicht, daß ihr mich jemals die erduldete schmach vergessen machen werdet; das steht gar nicht in eurer macht.' Hartmut versteht aber die worte anders. Wenn er verspricht: *swaz iu mîn muoter Gêrlint ze leide hât getân, des wil ich iuch ergetzen nâch unser beider êre,* so meint er natürlich, die ehe mit ihm werde Kudrun ihres leides *ergetzen.* Kudruns antwort

[1]) Martin verweist in der anmerkung zu 983, 2 auf Biterolf 9768. 12027. 12539. — Verwandt ist auch die ausdrucksweise Moriz von Craon 1287 f. *sîn slâfen hât mich im benomen, swaz ez im her nâch müge gefromen.*

'ich glaube euch nicht' faßt er daher so auf: 'ich glaube euch nicht, daß ihr mich zur königin machen werdet.'

Die folgenden strophen 1029—31 müssen im zusammenhang untersucht werden.

1029. Dô sprach von Ormanîe Hartmuot daz kint
'ir wizzet daz wol, Kûdrûn, daz mîn eigen sint
diu lant und die bürge und ouch die liute.
wer hienge mich darumbe, ob ich iuch gewunne mir ze einer briute?'

1030. Dô sprach diu Hetelen tohter 'daz hieze ich missetân.
dar zuo ich keine sorge entriuwen nie gewan:
ez spræchen ander vürsten, sô si des hôrten mære,
daz daz Hagenen künne in Hartmuotes lande kebese wære'.

1031. 'Waz ruohte ich waz si tæten?' sprach dô Hartmuot.
'ob et ez iuch, vrouwe, eine diuhte guot,
sô wolde ich künic werden und ouch ir küniginne.'
si sprach 'sît âne sorge daz ich iuch immer[1]) gerne minne.'

Die erklärer haben 1029, 4 so aufgefaßt, daß Hartmut drohe, Kudrun zu seiner beischläferin zu machen. Man ließ sich durch *kebese* 1030, 4 täuschen. Aber gerade diese stelle beweist, daß *brût* 1029, 4 einen anderen sinn haben muß.

Wir wollen uns zunächst klar machen, wovon der *daz*-satz 1030, 4 abhängt, ob von dem nebensatz *sô — mære* oder von dem hauptsatz *ez spræchen ander vürsten*. Nimmt man das erste an, so ergibt sich der sinn: 'wenn die anderen fürsten hörten, daß Hagens sproß in Hartmuts land kebsweib ist, so würden sie sprechen' — was würden sie sprechen? Man vermißt das objekt. Ich wüßte nicht, daß *sprechen* mhd. im sinne von 'räsonnieren' gebraucht würde oder wie 'reden' in der mir geläufigen umgangssprache. Selbst wenn man dies aber zugäbe, würde 1031 sich schlecht anschließen. 'Was kümmere ich mich um das, was sie tun würden (also um ihr reden)? Es kommt nur auf euch an, so sind wir könig und königin.' Aber, wenn Kudrun königin ist, so ist sie eben kein kebsweib, und die fürsten haben nichts zu bereden.

---

[1]) Die handschrift hat *nymmer*. Ich glaube, daß man nicht zu ändern braucht; aber, da die sache für den inhalt gleichgültig ist, unterlasse ich eine nähere erörterung.

Lassen wir also den *daz*-satz von dem hauptsatz abhängen. 'Die anderen fürsten würden, wenn sie davon hörten, sagen, daß Hagens sproß in Hartmuts land kebsweib ist'. Dann kann 1029, 4 unmöglich so aufgefaßt werden, wie es geschehen ist. Hartmut droht, Kudrun zu seiner konkubine zu machen, und Kudrun erwidert ihm, die fürsten würden dann sagen, daß sie konkubine sei — was wäre das für eine leere, saftlose replik! Dazu kommt, daß auch bei dieser auffassung 1031 nicht paßt. Und 1031 paßt auch nicht, wenn man mit Wilmanns 1030, 3 *ræchen* statt *spræchen* liest, was zwar 1030 mit 1029 gut verbinden würde,[1] aber inhaltlich anstößig ist.

Die herkömmliche auffassung von 1029 ist eben falsch, *brût* bedeutet hier nicht konkubine, sondern frau. Hartmut sagt: 'wer würde mich hängen, wenn ich euch zu meiner frau machte?' Kudrun erwidert: 'die anderen fürsten würden dann sagen, daß ich kebsweib bin; nach fürstenrecht könnt ihr mich nicht heiraten: was ihr ehe nennt, ist nach der anschauung der fürsten ein kebsverhältnis.' Darauf sagt Hartmut: 'ich kümmere mich nicht um die anschauung der fürsten; ich stehe auf dem standpunkte, daß es nur auf eure zustimmung ankommt, dann sind wir mann und frau, könig und königin.'

Nun ist auch die verbindung der strophengruppe mit 1028 klar. Hartmut meint, Kudrun zweifle daran, daß er sie ihrer leiden *ergetzen,* d. h. in seinem sinne, sie zu seiner königlichen gemahlin erheben werde. Da fährt er auf: 'ich bin doch ein fürst, wer könnte mich zur rechenschaft ziehen, wenn ich euch zu meiner frau machte?'

Kudrun weist nun 1032 f. auf den krieg Hartmuts mit den ihrigen, insbesondere auf die tötung ihres vaters hin. Zunächst tut sie dies, um einen neuen grund für ihre ablehnung vorzubringen. Aber die strophen haben in der ökonomie der erzählung noch eine andere bedeutung. Kudrun schuldet uns noch eine erklärung, warum eine verbindung mit Hartmut ein kebsverhältnis wäre.

Diese erklärung muß strophe 1034 geben. Sie ist aber in der überlieferung entstellt.

---

[1]) Und zwar sowohl, wenn man den *daz*-satz von dem *sô*-satz, als auch wenn man ihn von dem hauptsatz abhängen läßt.

1034. 'Ez was noch her der zîte ein site alsô getân
daz kein vrouwe solde nemen nimmer man
ez enwære ir beider wille. daz was ein michel êre.'
Kûdrûn diu schœne klagete nâch ir vater harte sêre.[1])

Es ist zunächst der ausdruck *nemen nimmer man* auffällig. Wenn die frau nicht will, so kann sie keinen mann nehmen, sondern höchstens zur gattin genommen werden. Aber darüber könnte man sich hinwegsetzen. Wohl muß man aber Martin zugeben, daß Kudruns bemerkungen zu allgemein sind. Und die letzte zeile ist zwar nicht, wie Martin sagt, ganz inhaltslos, steht aber außerhalb des zusammenhangs.

Ich meine nun folgendes. Eine frau kann eine rechtsgültige ehe nur mit zustimmung ihrer verwandten, insbesondere ihres vaters eingehen. Deshalb wäre eine verbindung mit Hartmut nach dem urteil der standesgenossen keine ehe, sondern ein kebsverhältnis. Denn wo sind die verwandten, wo ist der vater, der die tochter verheiraten könnte? Hartmut hat Kudruns geschlecht schwer geschädigt, ihr vater ist erschlagen. Die strophen 1032 f. sollen auf die schlußpointe vorbereiten. Und 1034, 4 ist kein bloßes füllsel; indem Kudrun daran denkt, daß zur gültigen ehe die zustimmung ihres vaters fehlt, erfaßt sie der schmerz um seinen verlust.

Es fragt sich jetzt, wie man den von mir geforderten sinn in strophe 1034 hineinbringen kann. Am einfachsten wäre es, ausfall eines wortes anzunehmen und v. 3 zu schreiben: *ezn wære ir beider mâge wille.* Da hätten wir nun freilich dreisilbigen auftakt, der in der Kudrun angeblich nicht vorkommt. Man hat ihn eben wegkonjiziert. 1238, 3 schreiben Bartsch, Martin und Symons *ûf al dem ertrîche* für das überlieferte *oder auf allem e.*, das vollkommen untadelig ist; über *oder* als einleitung einer variation vgl. Martin zu Kudrun 212, 1. Hier könnte man ja allenfalls vor dem vokalisch anlautenden *ûf odr* lesen. Aber 1017, 3 hat statt des *oder geisel (dar zuo bringen)* der texte von Martin und Symons die handschrift *oder mit gaysel;* die streichung von *mit* schafft einen mhd. idiomatismus weg. Freilich bliebe hier der ausweg mit Bartsch (der übrigens

[1]) Die abweichungen der handschrift berühren den inhalt nicht. Zu erwägen wäre, ob man v. 1 das überlieferte *ist* statt *was* nicht beibehalten könnte.

auch *mit* tilgt) *od* zu schreiben. Nur durch konjektur läßt sich auch der dreisilbige auftakt 613, 2 beseitigen, vgl. Symons z. st., ebenso 632, 1. Etwas häufiges sind dreisilbige auftakte überhaupt nicht. Auch in den Nibelungen kommen sie nicht oft vor; ganz beseitigt hat sie kein herausgeber.

Übrigens kann 1034, 3 auch gelautet haben *ez enwære ir mâge wille, mâge* durch versehen ausgefallen und der zu kurz scheinende halbvers dann durch *beider* ergänzt worden sein.

Hartmut antwortet 1035 zornig und schließt mit den Worten *ir vindet daz ir suochet. jâ gît man iu daz tägelîch ze lône.* In der folgenden strophe ist weder mit Martin *künne* statt *kunde* (v. 2), noch mit Bartsch (in Pfeiffers classikern) *leit* statt *lîde* (v. 4) zu schreiben. Es ist störend, daß Kudrun ihr *würken* als ein *lîden* bezeichnen soll. Wie Bartsch sich die satzgliederung gedacht hat, ist aus seiner interpunction nicht recht zu ersehen. Die interpunction von Martin und Symons ist unrichtig. Ich lese:

Den lôn wil ich dienen, als ich hân her getân,
swaz ich gewürken kunde den Hartmuotes man
und Gêrlinde wîben, sît mîn hât got vergezzen.
daz lîde ich allez gerne. ich bin mit manegem kumber besezzen.

'Diesen lohn will ich, da gott meiner vergessen hat, verdienen, so wie ich ihn bisher verdient habe mit der arbeit,[1]) die ich Harmuts mannen und Gerlinds frauen leistete. All das erdulde ich gerne' u. s. w.

Der lohn, den Kudrun für ihre arbeit bekommen hat, war mißhandlung. Die will sie auch weiter erdulden. Der seelische kummer drückt sie so nieder, daß äußere leiden ihr nichts anhaben können.

Es kann also keine rede davon sein, daß der verfasser der strophe an lohndienst dachte und Hartmuts worte *jâ gît man iu daz tägelîch ze lône* mißverstand. Nein, Kudrun nimmt *lôn* genau in dem sinne wie Hartmut, aber sie macht ein bitteres wortspiel, indem sie diesen *lôn* mit ihrer arbeit in beziehung setzt.

---

[1]) Man könnte auch übersetzen 'trotz aller arbeit'. Denken wir uns den satz *als — getân* selbständig und setzen wir ein Vollverbum ein, so erhalten wir das gebilde *ich hân her den lôn gedienet, swaz ich gewürken kunde,* und das hieße: 'was ich auch zu arbeiten verstand, ich habe bisher (nur) diesen lohn durch mein dienen erworben'.

III. Kudruns lachen.

Kudrun hat zum schein eingewilligt, Hartmuts gattin zu werden. Sie sitzt mit ihren mädchen zusammen. Eine bedauert, daß sie im lande der räuber bleiben müssen.

1318. Si begunde weinen dâ ir vrouwe saz.
dô der kinde mêre gesehen heten daz,
si gedâhten in ir sorgen ir ungemaches sêre;
si weinten sumelîche. des erlachte Kûdrûn diu hêre.

1319. Si wânden daz si solden immer dâ bestân.
dô was der vrouwen wille nindert sô getân
daz si belibe gerne bî in tage viere.
dô kom ez an die zîte daz siz Gêrlinden rûnten schiere.

1320. Ein teil ûz ir zühten lachen si began,
diu in vierzehen jâren vreude nie gewan.
daz hete wol gehœret diu übele tiuvelinne.
diu winkte Ludewîgen: ez was ir leit von allen ir sinnen.

Die kritiker haben zwischen 1319, 4 und 1320, 3 einen widerspruch gefunden: 1319 erfahre Gerlind von anderen, daß Kudrun gelacht habe, 1320 höre sie selbst das lachen. Ferner soll 1320, 1 f. eine störende wiederholung von 1318, 4 sein.

Da ist nun zunächst zu sagen, daß es vom standpunkt der wirklichkeit betrachtet ganz gewiß kein widerspruch ist, wenn A den B auf etwas aufmerksam machen will, was B selbst wahrnimmt. Das kommt alle tage vor. So haben aber wohl Martin und Symons die ausdrücke 'widerspricht', 'widerspruch' nicht gemeint — Wilmanns s. 32 spricht überhaupt nur von einer abweichenden wiederholung. Man meinte wohl nur, daß es vom standpunkt der erzählungstechnik auffalle, wenn derselbe vorgang durch mitteilung und durch wahrnehmung bekannt werde, ohne daß der dichter ausdrücklich auf diese doppelheit hinweise. Aber dieses bedenken wäre nur dann begründet, wenn es 1320, 3 hieße *daz erhôrte wol diu tiuvelinne.* Durch das plusquamperfect *hete gehœret* ist tatsächlich eine beziehung zwischen mitteilung und wahrnehmung hergestellt; der sinn ist: das hatte Gerlind schon selbst gehört. Man könnte nur einwenden, daß es vom standpunkt der erzählungstechnik unnötig ist, der Gerlind etwas erzählen zu lassen, was sie ohnehin weiß. Aber auch dieser

einwand ist zu widerlegen. Wohl hat schon die tatsache des lauten lachens den verdacht der argwöhnischen Gerlind erregt, aber sie kann nicht wissen, weshalb Kudrun gelacht hat, da sie nicht mit ihr zusammen sitzt. Die raunenden klären sie darüber auf. Nachdem sie erfahren hat, daß Kudrun lachte, als ihre jungfrauen über die trennung von der heimat weinten, weiß sie, woran sie ist. 1320, 4 ist wohl so zu verstehen, daß sie Ludwig einen wink gibt, gleich wie der schall des lachens an ihr ohr dringt; die unterredung mit Hartmut 1321 ff. ist eine folge der ihr gewordenen mitteilung.

Die verse 1320, 1 f. sind keine wiederholung von 1318, 4; der dichter will nicht dem leser mitteilen, daß Kudrun laut gelacht hat, vielmehr spricht er vom standpunkt der raunenden. Ihnen fällt es auf, daß Kudrun mit verletzung des anstandes lacht, sie, *diu in vierzehen jâren vreude nie gewan* — der vers paßt schlecht für eine mitteilung des dichters an den leser. Es liegt vielmehr ein ansatz zu dem vor, was Ch. Bally *style indirect libre* nennt (GRM. 4, 549 ff. 597 ff.).[1]

IV. Zur sprache der Kudrun.

1. Panzer hat s. 10 f. die im reim vorkommenden formen von *gân* und *stân* zusammengestellt. *gân* erscheint 44 mal, *stân* 26 mal, dabei sind 5 neutrale reime *gân* : *stân* eingerechnet. *gât* kommt nie vor, *stât* 13 mal, *gê* 7 mal, *gestâ* 1 mal. Panzer deutet diese tatsachen so. Die indicative hatten denselben vocal wie die conjunctive, also *gên, gêst, gêt* wie *gê, stân, stâst, stât* wie *stâ*. Die indicativformen von *gân* konnten daher nicht gereimt werden; es fehlte an reimwörtern.

Sieht man näher zu, so stellen sich die dinge doch anders. Von den 26 *stân* sind 6 composita mit modificierter bedeutung: 4 *bestân* (316. 1310. 1319. 1604), 2 *understân* (1482. 1628). In den 20 übrigen fällen hat das verbum immer die ursprüngliche

[1]) Hat schon Martin die sache so aufgefaßt, wenn er sagt: '1320 f. führen nur das breit aus, was 1319, 4 zur genüge gesagt ist'? Diese bemerkung stand schon in der 1. auflage. Dort folgte aber noch: '1 widerholt 1318, 4, nachdem das zeitlich folgende bereits erzählt ist.' Ursprünglich hat also Martin 1320, 1 anders aufgefaßt und muß 1319, 4 ein druckfehler für 1318, 4 gewesen sein.

sinnliche bedeutung; mit einer ausnahme (*diu tier in dem walde ir weide liezen stân* 389, 1) ist das subject des *stân* ein lebendes wesen.

stât dagegen hat ein einziges mal sinnliche bedeutung mit persönlichem subject: *daz ... Hartmuot bî mir niht enstât ... under küneges krône* 769, 2. 3. Schon modificiert ist die bedeutung in *daz kinden rehte stât* 41, 2, *ob iuwer etelîchem daz kleit niht rehte stât* 1147, 1. Sonst kommt noch vor *swie iuwer wille stât* 1043, 1 und 9 mal impersonales *stât: wie ez in dem lande stât* 688, 2, *daz ez ze Hegelingen sô rehte unvrœlîchen stât* 822, 4, *ir sehet wol wie ez stât* 1210, 1, *wie ez umb Hagenen stât* 254, 2 und so noch 5 mal mit *umbe* (252, 2. 838, 2. 1032, 1. 1078, 1. 1079, 1). Composita von *stât* kommen nicht vor.

Der eine fall des conjunctivs ist impersonal: *wie ez umbe si gestâ* 951, 1.

Gehen wir also mit berücksichtigung der bedeutung vom infinitiv aus, so ergibt sich als verhältnis von infinitiv und indicativ 20 : 1, oder äußerstenfalls 20 : 3. Umgekehrt erscheint die häufigste bedeutung des indicativs im infinitiv niemals.

Unter den 44 *gân* sind 3 *ergân: wie sol daz ergân* 826, 1, *wie möhte daz ergân* 837, 2, *ez mac niht ê ergân* 942, 1. Von den 41 einfachen *gân* haben 40 die ursprüngliche bedeutung, übertragene nur 1: *nu lât ez hin gân* 223, 1.

Also, da auf 20 *stân* 1 *stât* kam, wären nach der wahrscheinlichkeitsrechnung für die 40 *gân* 2 *gât* zu erwarten.[1]) Aber bei so kleinen zahlen hört die wahrscheinlichkeitsrechnung auf.

Günstiger liegen die dinge für Panzers ansicht, wenn wir die conjunctive heranziehen. Zunächst gewinnen wir die theoretisch geforderten 2 fälle des verbum finitum: *gê* (1. p.) 1202, 1, (3. p.) 1646, 2. Man könnte da sagen: wenn der dichter eine finite form braucht, setzt er von *gân* den conjunctiv, aber von *stân* den indicativ, weil sich *stât* reimen läßt, *gêt* aber nicht.

---

[1]) Panzer berechnet die wahrscheinlichkeit anders. Er meint, da das verhältnis von *gê* : *stâ* dem verhältnis der reime *-ê* : *-â* ungefähr gleich ist, so müßte man ebensooft **gât* wie *stât* erwarten. Daß aber diese erwartung nicht berechtigt ist, lehrt doch das verhältnis der zahlen für die infinitive *gân* und *stân*.

Ferner: 5 mal steht *ergê*. Mit einer ausnahme (1179, 2) ist die construction impersonal (630, 1. 839, 2. 1203, 1. 1256, 1). Man könnte wieder sagen: wenn der dichter *ergân* impersonal verwendet, setzt er den conjunctiv, wenn *stân*, den indicativ.[1])

Wir wollen aber zum vergleich das Nibelungenlied heranziehen und sehen, wie da das verhältnis der 3. p. sg. ind. und conj. ist.[2]) Wenn wir zunächst einfache verba und composita nicht trennen, so finden wir 12 *gât* : 11 *gê*, 32 *stât* : 3 *stê*. Das verhältnis von indicativ zu conjunctiv ist also bei beiden verben sehr verschieden. Und diese verschiedenheit bleibt, wenn wir die bedeutung berücksichtigen. Einfaches *gât* steht 7 mal in sinnlicher bedeutung mit concretem[3]) subject (4 mal ist es eine personsbezeichnung: *der* 87, 4, *er* 760, 2, *si* 1711, 1, *swer* 1941, 3, dann *schîn* 282, 2, *vil der gêrschüzze* 843, 2, *daz In* 1235, 4), dann in *ein leit ... daz ir ... an ir herze gât* 958, 2. 3, wo übrigens vielleicht auch noch die ursprüngliche bedeutung gefühlt wurde, endlich 2 mal impersonal: *so ez an die herte gât* 847, 3, *wie ez hier umbe gât* 2077, 1. Der conjunctiv *gê* steht 2 mal in sinnlicher bedeutung 515, 2. 1450, 4. Die formen von *ergân* haben immer die bedeutung 'geschehen'. Der indicativ kommt nur 1 mal vor und zwar impersonal: *ist daz ez ergât* 1179, 3. 8 mal erscheint der conjunctiv, 3 mal mit substantivischem subject (*vart* 338, 1, *wer* 617, 4, *jâmer* 2055, 4), 5 mal mit pronominalem oder ohne subject (*swie ez mir ergê* 328, 2, *daz wætlich mêr ergê* 1275, 1, *daz ez in schedilîch ergê* 1532, 4; *daz wætlîch nimmer mêre ergê* 34, 4. 1272, 4, wo *daz* als conjunction zu fassen ist).

Sonst kommen noch vor 1 *begât* (922, 4) und 1 *zergê* (2050, 4).

Einfaches *stât* kommt 11 mal in ursprünglicher bedeutung vor. Subject ist 8 mal eine personsbezeichnung (*vriunt* 1739, 2, *einer* 394, 3, *der* 399, 3. 1896, 3; *er* 760, 1. 843, 1. 847, 4. 2075, 3), ferner *mâne* 282, 1, *clôster* 1235, 3, *herberge* 1484, 2. 19 mal ist die bedeutung übertragen. Das subject ist 1 mal *koste: unser koste ... hêrlîche stât* 1219, 4, 5 mal *dinc* (z. b. *ir dinc in beiden hôhe stât* 511, 4, außerdem 689, 4. 1138, 4. 1386, 4. 1836, 4),

[1]) Aber der unterschied bleibt, daß dem impersonalen *ergê* dreimal, dem impersonalen *stât* kein einziges mal ein infinitiv zur seite steht.

[2]) Ich benutze Paul Pressel, Reimbuch zu den Nibelungen.

[3]) Unter 'concret' verstehe ich hier 'sinnlich wahrnehmbar'.

1 mal *daz* (*haben in ze friunde; daz uns noch lobelîcher stât* 119, 4), 12 mal *ez* (z. b. *wie ez iu stât* 344, 4, außerdem 65, 4. 87, 3. 329, 3. 330, 4. 641, 2. 1135, 2. 1375, 4. 1383, 2. 1409, 3. 1486, 2. 1796, 4, darunter 4 mal construction mit *umbe*).

Der conjunctiv steht nie in ursprünglicher bedeutung, 2 mal impersonal: *wiez umbe den künic stê* 515, 1, *wenne ez im zen êren volleclîchen stê* 1450, 3.

Außerdem kommen noch vor *bestât* 2 mal: 364, 1. 958, 4, *bestê* 1 mal: 1532, 3.

Vergleichen wir jetzt die vergleichbaren verhältnisse bei beiden verben. Bei sinnlicher bedeutung verhält sich *gât* : *gê* = 7 : 2, *stât* : *stê* = 11 : 0. Bei *gân* ist also der conjunctiv etwas günstiger gestellt, doch sind die zahlen zu klein. *ergât* : *ergê* = 1 : 8, *stât* (in übertragener bedeutung) : *stê* = 19 : 2, oder, wenn wir nur die im engsten sinne impersonalen constructionen[1]) berücksichtigen, *ergât* : *ergê* = 1:4, *stât* : *stê* = 12 : 2. Hier ist das übergewicht des conjunctivs *ergê* und des indicativs *stât* sehr deutlich.

In der Kudrun hatten wir *ergât* : *ergê* = 0 : 5, bez. wenn nur die impersonale construction gerechnet wird, 0 : 4, impersonales *stât* : *gestâ* = 9 : 1. Die verhältnisse liegen also in beiden gedichten ziemlich ähnlich. Denn man darf natürlich nicht mit parodierung der mathematischen methode die verhältnisse 1 : 4 und 0 : 4 so deuten, daß man sagt, in den Nibelungen kommt der conjunctiv 4 mal, in der Kudrun unendlich mal öfter vor als der indicativ.

Nun kann aber nicht die rede davon sein, daß in den Nibelungen zwischen der flexion von *gân* und *stân* der unterschied bestünde, den Panzer für die Kudrun behauptet.

Im reim erscheint[2]) in der 1. p. sing. ind. *begân* 2091, 1 (: *getân*); (*be*)*stân* 157, 1. 2103, 4 (: *hân*).

In der 3. p. sing. ind. beweisen für gleichheit der form die 7 reime beider verba aufeinander (die handschrift schreibt

---

[1]) Vom standpunkt der bedeutung ist es ziemlich gleichgültig, ob es etwa heißt *dâ von ez inme lande vil jœmerlîchen stât* (1135, 2) oder *sît im sîn dinc nâch Helchen sô rehte kummerlîchen stât* (1138, 4).

[2]) Um mein gewissen zu retten, bemerke ich, daß ich ein paar falsche citate bei Pressel nicht rectificieren konnte. Er trennt bekanntlich die reimwörter nicht nach ihrer bedeutung und grammatischen function.

gât, stât). Ferner reimt nicht nur das häufige *stât,* sondern auch *gât* auf sicheres *-ât* (5 mal).

Singularische conjunctive mit sicherem *â* kommen bei keinem der beiden verba vor.

Die 3 belege von (*be*)*stê* stehen im reim auf (*er*)*gê*. Außerdem 8 mal *-gê* im reim auf sicheres *ê*.

Bei der 1. plur. kann man mitunter zweifeln, ob indicativ oder conjunctiv vorliegt.

gân 773, 3 (: *getân. sô muost du dich scheiden ... dâ wir ze münster gân*). Conjunctiv: 1930, 3 (: *getân*). Im reim auf den infinitiv des anderen verbs: (*swenne wir*) *gân* 374, 3, (*erloubet uns ê wir*) *gên* 689, 1.

(*ob wir*) *bestân* 1824, 2 (: *sân*). 2119, 4 (: *getân,* der übergeordnete satz enthält nichtimperativisches *sult*) — (*sô wir*) *stân* 846, 3 (: *getân,* der übergeordnete satz enthält einen conjunctiv). Sicher conjunctivisch : (... *sult ir daz erlouben daz wir*) *stân* 1169, 3 (: *hân*).

2. plur. ind. (*sît ir*) *gât* 344, 3 (: *ez stât*). — Ind. oder conj. (*swenne ir*) *bestât* 2126 (: *lât*).

3. plur. ind. *stênt* : *gênt* 685, 1. 2. 2275, 3. 4. (*er*)*gânt* 857, 3 (: *lânt*), 1475, 4 (: *gewant*).

3. plur. conj. *gân* 1591, 3 (: *man*), 1801, 2 (: *getân*) — *bestên* 250, 2 (: *gên* inf.), *verstên* 480, 2 (: *gên* inf.).

Die folgerungen ergeben sich leicht. In der Kudrun fehlt *ergât,* während impersonales *stât* häufig ist. In den Nibelungen ist es ähnlich, nur daß für *ergât* die belegzahl 1 statt 0 ist. Da nun in den Nibelungen die verschiedene häufigkeit der indicativ- und conjunctivformen von *ergân* und *stân* nicht durch die verschiedenheit der flexion der beiden verba erklärt werden kann, so braucht sie auch in der Kudrun nicht so erklärt zu werden. Das gänzliche fehlen von *gât* in ursprünglicher bedeutung hat nichts auffälliges, da auch *stât* in solcher bedeutung nur 1 mal vorkommt. Wenn in den Nibelungen *gât* in dieser bedeutung öfters vorkommt, so ist dies eben auch bei *stât* der fall.

Ich habe mich bis jetzt an die tatsachen gehalten. Panzers ausführungen über die flexion von *gân* und *stân* auf s. 11 lassen sich aber auch nicht mit dem in einklang bringen, was er mit recht s. 16 sagt, daß nämlich das *â* von *gân, stân,*

stât, stâ nicht der mundart des dichters, sondern der literarischen tradition angehöre. Da ist nun aber nicht einzusehen, warum der dichter gerade im indicativ von *gân* bei seiner mundart geblieben sein, im indicativ von *stân* die mundartliche form ausnahmslos verbannt haben soll.

2. In der Kudrun reimt *û* auf *ou* 1 mal vor *m*, öfters vor *w*, vgl. Panzer s. 6. Panzer hält s. 19 diese reime für unrein. Kaum mit recht. Vor *m* ist der zusammenfall beider laute im bair.-östr. zwar nicht allgemein, aber weit verbreitet; vgl. Schmeller, Die mundarten Bayerns §§ 159. 171, Nagl, Vocalismus der bair.-östr. mundart s. 109, Pfalz, Die mundart des Marchfeldes (nr. 27 der berichte der phonogramm-archivs-kommission der kais. akademie der wissenschaften in Wien) § 17c, § 20c. Auch die reime vor *w* sind rein.

WIEN. M. H. JELLINEK.

AHD. *ANTERÔN*.

anterôn wird immer wieder mit 'ander' zusammengebracht, ohne daß man es recht glauben will. Der sinneszusammenhang ist keineswegs selbstverständlich, denn das wort bedeutet eben nicht 'ändern', auch nicht 'sich ändern, sich wie ein anderer gebärden', sondern transitiv 'den und den nachahmen'. 'ändern' dagegen heißt ahd. *anderlîchôn*.

Lautlich betrachtet müßte *anterôn* — es hat starres ahd. *t* — in grammatischem wechsel zu 'ander' stehen, wie er wohl in ags. *andergylde* : *óðer* vorliegt. Aber silbenanlautendes *t* nach *n* müßte ja im späteren althochdeutsch wieder zu *d* geschwächt sein, und der sorgfältigste beobachter dieser tatsache, Notker, hält bei *anterôn* das *t* durchaus fest. Damit erweist sich die anknüpfung an 'ander' als sicher falsch, desgleichen die übrigen bisherigen deutungsversuche.

Ich setze die beispiele aus Notker nach Pipers ausgabe rasch hierher:

Terentius comicus tér nelêrta nîeht tie mores. uuîolih sie uuésen súlîn. núbe ér ánterôta. uuîo corrupti sie sîn án dien ménniskôn I 101, 30. *Descripsi ... íh ánterôta* 102, 1.

imitetur ... *keántrôt* 236, 24.

Fóne díu ánterôt ter áffo. dáz ér die ménnisken síhet tûon. Úbe ér iz ín demo mûote êr gebîldôt nehábeti. so nemáhti er iz nîeht keánterôn I 343, 22—25.

imitatur ... *ánterôn* 351, 6.

Cumque non possit effingere eum. atque ęquare. *Unde sô sî ín geánterôn nemág. nóh síh ímo geébenon* 351, 8.

ęmulari ... *keánterôn* 351, 22.

Quid est gestus? *'Antpâra. tâtuuîchúnga. ánterúnga. uuérbida* 682, 15 *D* (*anterunga H; ânterûnga. anterunga G*).

ystrionibus ... *ánterârin* 683, 4.

Petrógen gechôse dáz uuârheite gelîh íst. táz ánterot ten uuídellen 727, 14.

Tíz íst ter tóugeno ánafáng. tér in rhetorica héizet insinuatio. dér dáz ánterôt. táz mán in den bûosen sloûfet 715, 7.

scis referre pindaream chelin. *Dû chúnst keánteron citharam pindari* 791, 18.

admixtę musis. dedere etiam consonas gesticulationes. i. motus musicos. atque himeneia tripudia. i. saltationes. *táranâh mískton sie síh zû dien musis! únde tâten ín gerárte méttoda. dáz chît. sîe táten ín singentên. mít íro líden. gehélle ánterungâ. únde brûtliche trétenôda* 803, 29.

Den ánteroton diê II 219, 5.

tragedię ... An diên uuurden geántrôt fletus miserorum. nah demo únderskêite sexus et ętatis daz man fictis uocibus ketâte representationem priami. alde hectoris. alde eccubę. alde andromachę ... Vuanda diê ántrunga histriones tâten ora contorquendo. daz chit flannendo 639, 22—28.[1])

Das wort findet sich naturgemäß gern in der sprache der kunst, der dramatischen zumal. Ich dachte eine zeitlang an fremde schauspieler und an das anklingende griech. *anterān* (*ἀντεράω τινί τινος* mit jemand wetteifern); dazu würde die lautliche beobachtung passen, daß Notker das *t* in einigen jungen lehnworten wie *gemántelôte* I 844, 11 nicht erweicht. Aber diese ganze brücke besteht doch nur aus luft.

[1]) Ich füge hier gleich einige zerstreute stellen aus sonstigen quellen ein: Emulatio *antron plidon* (lies *pildon*) Glossen 2, 733. Agit *antrot* 2, 417. *ez ... uuíl dîe ségela ántderôn* Fundgr. I 21, 3.

Nun gibt es ja auch andere *-nt-* bei Notker:

1. *uuíntere* I 746, 25; 835, 12. *uuínteres* II 556, 21. *uuínterlichen* I 746, 22. *uuínterlichên* 796, 31. — *t* = *tt* = germ. *t*, verdoppelt durch *r*.

2. *chunta* II 146, 11; 147, 9; 213, 13. *chúnton* 407, 1. *manta* 119, 18; 407, 15. *mánton* 139, 21. *nánton* (zum infinitiv *nenden*) 357, 14. — *t* = *tt* = ahd. *d* + *t*.

3. *santa* II 215, 16. *hárasántost* 21, 23. *gesántiû* 254, 23. *suántin* 51, 10. *uuanta* 274, 4. *uuanton* 321, 8. *dánauuanti* 317, 19. *nezúnta* 317, 20. *inzúntiû* 332, 7. — *t* = *tt* = ahd. *t* + *t*.

4. Flectierte participia wie *eruuíndenta* I 15, 4. *ánaséhentíu* 15, 26. *vuûoffenten* 17, 1. — *t* = *tt* = germ. *d*, verdoppelt durch *j*.

Bei diesen vier gruppen hat die konsonantenverschärfung (trotz vorhergehender konsonanz) ihre spuren hinterlassen; das geschriebene *t* ist ein verstärktes und fiel in der aussprache gar nicht hinter die silbengrenze, konnte also auch nicht geschwächt werden. Hierzu kommen nun noch die vielen fälle, wo auch der ungeschulte die silbengrenze merkt und keine erweichung erwartet:

5. *geántuuúrten* I 15, 10; *ántpâra* 682, 15 u. s. w.

ánterôn gehört — zur fünften gruppe, wie das Keronische glossar erweist (Ahd. Glossen I 28). Die handschrift Pa hat aemulis *antharonti*, imitatur *antharari*, aemulo *antharom*, aemula *antharota*, imitatrix *anthara*, aemulatio *antharunga*.[1]) Diese worte machten Kögel in seiner abhandlung über das Keronische glossar schwierigkeiten, da er sie weder bei ahd. *d* noch bei ahd. *t* recht unterbrachte (z. b. s. 115 f.). Aber jede schwierigkeit fällt, wenn man *ánt-harônti* u. s. w. liest. Auch Notkers formen sind damit erklärt. Das *t* konnte nicht geschwächt werden, weil es zur zeit der erweichung die silbe nicht eröffnete; *h* in der fuge, zumal dunkler worte, ist stets gefährdet; das verblassen des mittleren vokals ist lautgesetzlich; auch die vereinzelten fälle von synkope lassen sich rechtfertigen (falls sie überhaupt dem verfasser und nicht den schreibern zuzuweisen sind).

---

[1]) Die entsprechenden stellen der hs. K sind: aemulus *anttrondi*, inmitatur *antrari*, emulo *antrom*, aemulo *antronda*, inmitatrix *antrarit*, ęmulacio *antrunga*.

Natürlich darf man in dem wort keine zusammensetzung sehen, sondern eine ableitung mit dem ton auf der ersten silbe. Zu ahd. *harên* 'rufen' gab es, glaube ich, ein männliches *ántharo,* und davon ist *ántharôn* abgeleitet. Jenes **ántharo* hängt keineswegs in der luft. Das femininum *anthara* habe ich eben aus Pa angeführt, das masculinum *antharari* (später *ánterâri antrer*) ist eine neubildung wie 'geber' für älteres *gebo*; in den Murbacher Hymnen XXV 2, 1 steht noch ein *foraharo* 'praeco'[1]). In laut und bedeutung bald verändert behielt *ánterôn* die urdeutsche betonung und ragt als der seltsamste rest der alten vorsilbe *ánt-* neben *Antlitz, Antwort, anheischig* in das heutige deutsch bez. dessen mundarten hinein.

Verbale zusammensetzung ist dagegen ags. *onhyrian* 'nachahmen'. Es verhält sich zu ahd. *antharo(n)* ungefähr wie ahd. *intsízzan* : *ántsâzzic,* ags. *onfôn* : *andfenga.* Bosworth-Toller bietet s. 755 zahlreiche belege für *onhyrian* mit den ableitungen *onhyriend* m., *onhyring* und *onhyreness* f. Auch einfaches *hyrian* scheint vorzukommen, King Alfred's Boethius (Sedgefield) s. 108, 11 und 146, 7, doch beidemal durch paralleles *on-* gefährdet. Endlich findet sich *æfterhyrigean,* das bei Bosw. s. 11 fälschlich den akut trägt (richtig in Early English Text Society 110 f., s. 226). Mit *hýran* 'hören' hat das wort nichts zu tun, obwohl es die Bedaübersetzung einmal damit zusammenbringt (EETS. 95 f. s. 2, zeile 8): *se ðe hit gehyreþ, he onhyreþ þam.* Es hat kurzes, echtes *y* (= kent. *e*), geht nach der ersten schwachen conjugation und steht zum ahd. im ablaut wie ahd. *gripfen* : *greifôn* (: *grîfan*). Die erste hochstufe hierzu liefert ahd. *herêta* 'ich rief' im dritten bruchstück des alem. psalters (Braunes Lesebuch[7] s. 41). Angesichts dessen darf auch *hérenten* erwähnt werden, bei Notker II 62, 10; dieser selbst wird, wie Piper vorschlägt, das gewöhnliche *hárenten* geschrieben haben, *hérenten* aber kann ein Alemanne gesprochen haben, der Notkers psalmen abschrieb.

---

[1]) Vielleicht gehört der eigennamen *Andahar* hierher (Förstemann[2] I 103), sowie die ortsnamen *Antheringa* II 148, *Anteresbach* 149. Überhaupt ist es eine lockende, aber doch wohl trügerische aussicht, eigennamen auf *-har-,* die mit der bedeutung 'heer' keinen sinn geben, zu übersetzen als 'rufer'.

Die vocalstufe von ahd. *antharôn* selbst liegt noch vor in an. *herma* < *harmjan.* Das *m* wird aufzufassen sein wie in nhd. *schwärmen* : *schwirren,* ahd. *galm* : *galan,* weist jedenfalls auf ein substantivum *harm.*[1]) Einfaches *herma* bedeutet '(wieder) berichten', dagegen *herma eptir* (mit dativ) = 'nachahmen'. Hierzu *eptir-hermur* f. pl. 'das nachmachen von stimme und gebärde', *hermi-kráka* f. 'spottvogel' (Cleasby-Vigfusson s. 131 u. 258).

Die außerdeutschen beispiele räumen zugleich bedeutungsschwierigkeiten hinweg. Im ahd. kommt man mit der allgemeinen bedeutung 'jemand darstellen, agieren' aus, man müßte denn das beispiel Notker II 639 pressen. Das Schweizer Idiotikon I 349 betont für die lebenden mundarten das 'nachmachen mit der stimme' schon etwas mehr, und für das altn. ist der zusammenhang von 'rufen' und 'nachmachen' offenbar. Im aengl. spürt man den sinnlichen inhalt am ehesten in den Exeterrätseln 9 u. 25:

ic . . . sceávendvîsan hlûde onhyrge (Grein 2, s. 374), und besonders

Ic eom vunderlîcu viht,	*vræsne mîne stefne:*
hvîlum beorce svâ hund,	*hvîlum blæte svâ gât,*
hvîlum græde svâ gôs,	*hvîlum gielle svâ hafoc,*
hvîlum ic onhyrge	*þone hasvan earn,*
gûðfugles hleóðor,	*hvîlum glidan reorde*
mûðe gemæne,	*hvîlum mæves song,*
þær ic glado sitte.	(Grein 2, s. 381).

Dieses rätsel meint den 'häher'; und merkwürdig, noch Konrad von Megenberg sagt in seinem deutschen Buch der Natur (Pfeiffer s. 199, 12) vom häher: *er äntert* (d. h. *änteret A, endert Bd, antwort a*) *all ander vogel mit der stimm, alsô daz er sein stimm anderr vogel stimm geleicht, reht sam er ir spot.* Und hierzu paßt wieder an. *hermi-kráka.*

Die bedeutungsentwicklung von *antharon* ist also: als gegenredner jemand anrufen[2]) — spöttisch jemand nachmachen;

---

[1]) Vielleicht hängt dieses *harm* mit dem gleichlautenden weitverbreiteten wort zusammen. Dieses hat in den alten denkmälern vielfach den sinn 'beleidigung' und könnte von unserem vorausgesetzten wort '(spottender) zuruf' mindestens beeinflußt sein.

[2]) Das ahd. wort ist transitiv, etwa wie *forabotôn* 'vorherverkünden'. Das sprachgefühl der gegenwart erwartet eher den dativ. Dieser überwiegt bei ags. *onhyrian.*

darstellen mit der stimme — darstellen schlechthin. Wie rasch eines ins andere übergeht, zeigt am besten das Harbarðslied:

þórr kallaþi:
'Huerr er sá sueinn sueina,
er stendr fyr sundit handan?'
Hann suaraþi:
'Huerr er sá karl karla,
er kallar um uáginn?'

Man kennt die streitlust der alten Germanen, ihre freude an gegenrede, einwurf, widerwort. Dergleichen übten sie vor dem zweikampf in der schlacht, sie liebten es innerhalb des heldengedichtes, sie hatten eigene spottgesänge, weisheitswettkämpfe, sängerstreite. Ich glaube, in dieser mehr dramatischen dichtung war nicht nur das zeitwort *antharôn,* sondern auch das substantiv **antharo* fester fachausdruck, es kam männern zu wie Unferð und vielleicht auch Hadubrand.

Wie man ags. *wóþ,* an. *óðr* 'gesang' ins indogermanische zurückverfolgt und ein zeugnis für uralte poesie darin sieht, so ist ahd. *antharôn* und seine sippe ein stehender ausdruck der germanischen dichtung und hat anderwärts entsprechungen. Das einfache *harên* stellt sich am besten zum reichentwickelten stamm *hrô-,* griech. *κήρυξ,* ahd. *hruom* u. s. w. Und hübsch ist es, wie bei einem entfernteren, aber doch verwandten wort dem *antharôn* ein gegenstück ersteht: aemulationes *anthruoft* (Braunes Lesebuch[7] s. 37, 40).

Dagegen müssen got. *hazjan,* ags. *herian* 'preisen' fernbleiben.

FREIBURG i. B., 18. Juli 1914. ERNST OCHS.

HAMALT FYLKIA.

Was *hamalt fylkia* bedeutet, ob dasselbe wie *svín fylkia* oder nicht, und wie beide sich zum *cuneus* verhalten, ist unklar. Olrik hat, angeregt durch A. Bugge (Vesterlandenes Indflydelse 221 f.), in den Danske Studier 1907 ein paar bemerkungen zur frage veröffentlicht; Finnur Jónsson (neubearbeitung des Lexicon poeticum unter *hamalt*) und Falk (Maal og Minne 1914, 76 ff.) wenden sich sehr entschieden gegen ihn. Keine dieser auslassungen hat mich in allen stücken überzeugt.

I.

1. Der vielleicht älteste beleg für *hamalt fylkia* steht in den sogen. Reginsmál, str. 23. Hnikarr-Óðinn rat dem zur vaterrache aussegelnden Sigurd:

> Ongr skal gumna í gegn vega
> síð skínandi systur mána:
> þeir sigr hafa, er sia kunno,
> hiǫrleiks hvatir, eða hamalt fylkia

'keiner der männer soll entgegen kämpfen der spät scheinenden schwester des mondes: die erlangen den sieg, die sehen können —'.

Die vierte zeile bedarf der erläuterung. Auch ihre vordere hälfte, die in unserem zusammenhang weniger wichtig ist, fordert die kritik heraus. Man übersetzt 'die kühnen kämpfer' oder so ähnlich (Genzmer: 'rasch im schwertspiel'). Aber niemand hat uns gesagt, wie wir uns die syntax zu denken haben. Ein adjectiv, das 'kühn' bedeutet, kann nicht mit dem genetiv verbunden werden. Diese rection, zusammen mit der grundbedeutung, die offenbar 'scharf' ist, und mit der ableitung *hvetia* 'scharf machen', 'anreizen', führt vielmehr

auf den sinn 'lüstern', 'gierig'. *Hiǫrleiks hvatir* sind 'die kampflüsternen'. *Sóknar hvatr* — wie Einarr skálaglamm Hákon jarl nennt — heißt 'immer zum kriegführen aufgelegt'. Und so weiter (s. die stellen bei Finnur Jónsson). Das gewöhnlich als compositum aufgefaßte *lífshvatr* (Guðr. II, 31) bezeichnet denjenigen, der nach dem leben des feindes trachtet, nicht den, 'der sich im leben tüchtig erweist' (!).[1] Der ursprüngliche sinn eines namens wie *Sigvatr* war 'victoriae appetens'.

Die verwandten sprachen bestätigen diese beobachtung. Das ags. hat neben bildungen wie *fyrdhwæt* (*frome, fyrdhwæte*, zweimal im Beowulf, eigentlich 'die vorwärtsstrebenden, kriegsbereiten') auch solche wie *flyhthwæt, sundhwæt*. Man entfernt sich hier natürlich nicht weit vom richtigen, wenn man glossiert 'strenuus in volatu', 'strenuus natando' (Grein). Aber besser wäre 'eifrig fliegend', 'eifrig schwimmend'. Es steckt in diesen und anderen beiwörtern der ags. poeten mehr einfühlung und weniger abstraktes urteilen, als die wörterbücher andeuten. — Im Heliand wird erzählt, wie es Christi quäler gelüstete (*uuas im willeo mikil*), *huat sia im bittres tuo bringan mahtin. Habdun im unsuoti ecid endi galla gimengid, thia menhuaton* (5646). Die *mēnhuaton* sind natürlich die 'auf frevel sinnenden' (oder kurz, undeutlicher, die 'frevlerischen', nicht aber die 'in verbrechen geübten'!) v. 4970 f. heißt es: *Tho gengun imu san aftar thiu nahor nidhuata endi ina niudlico fragodun, fiundo barn, huilikes he folkes uuari.* Auch hier (vgl. 5309. 5489) läßt der zusammenhang keinen zweifel über den sinn des *huat*-compositums: 'gierig feindschaft zu üben' wäre er etwa zu umschreiben.

Ein hauptwert der ags. und as. belege liegt darin, daß sie aus der kriegerischen sphäre deutlich herausfallen und

[1]) Die feinde, nach deren leben Atli trachtet, sind die unmittelbar vorher genannten burgundischen brüder. Der dichter spielt mit dem gegensatz *lífshvatan* — *aldri næma* (dazu kommt das wortspiel *hvatan* : *hvǫtuð*). Es scheint zusammenhang mit Rm. 23 zu bestehen (vgl. *eggleiks hvǫtuð* mit *hiǫrleiks hvatir*); in Ǫrvar Odds Ævidrápa 39 (*eggleiks hvata ǫndu týna*) wirken wohl beide diese stellen nach. — Egilsson faßte *lífshvatr* als 'voll wilden lebens' (vegetus, vivax). Grundtvig hat sich über das wort gewundert, vgl. Bugge Edda 425b, der bemerkt, *hvatr* werde aber mit dem genetiv verbunden.

also klarer als etwa das isolierte an. *lífshvatr* die relativität des begriffes *huat* veranschaulichen. *Huat* empfing seinen inhalt ursprünglich immer erst aus dem zusammenhang oder aus der substantivischen ergänzung. Wir sehen aber, wie die häufige verbindung mit dem gedanken an das kriegshandwerk, die die altgermanische kultur und zumal die altgermanische dichtersprache mit sich brachte, einen selbständigen sinnesgehalt, der annähernd unserem 'kühn' entspricht, in das wort hineinzubringen strebt. Außerhalb der composition und der verbindung mit genetiven ist die glossierung 'kühn' oder eine gleichwertige kaum zu entbehren.

Von dem richtig verstandenen *hiǫrleiks hvatir* aus fällt licht auch auf den letzten vers unserer strophe.

Das überlieferte muß so übersetzt werden: '(die erlangen den sieg, die sehen können, kampfbegierig,) oder *hamalt* aufstellen.' Dies kann einen doppelten sinn haben. Am nächsten liegt es, daß eine alternative ausgedrückt ist: wer die vorsichtsmaßregel in betreff der sonne nicht beobachten kann oder mag, der sichert sich den sieg doch noch durch eine *hamalt*-aufstellung; ein im *hamalt* aufgestellter haufe bleibt siegreich auch wenn die sonne ihn blendet. Der gedankenzusammenhang kann aber auch lockerer sein: man achte auf die sonnenstellung, oder — wenn der fall danach nicht angetan ist — man ordne sich im *hamalt*, beides ist gut für den sieg.

Keine der beiden deutungen kann befriedigen. Die erste bringt einen widerspruch in die strophe hinein: wenn eine bestimmte taktik von der sonnenregel dispensiert, so gilt diese eben nicht ausnahmslos, und der dichter würde nicht behaupten, daß niemand (*ongr*) sich über sie hinwegsetzen dürfe. Bei der zweiten deutung befremdet ebenfalls die logik: erst soll der krieger sich vor einer bestimmten möglichkeit hüten, dann soll er eine positive regel befolgen, die offenbar immer nützlich ist, auch wenn gleichzeitig die vorsicht mit der sonne geübt wird.

Es war wohl unter dem eindruck dieser schiefheit, daß man darauf verfiel, *eða* mit 'und' wiederzugeben. Gering übersetzt: 'den sieg erringt, wer zu sehen versteht und keilförmig die krieger ordnet'; Genzmer: 'den sieg gewinnt, wer

sehen kann, rasch im schwertspiel, und die reihn ordnen'. Ich weiß nicht, ob Gering durch sein 'versteht' andeuten will, daß hier gar nicht mehr von der situation des ersten helmings die rede sei, es sich vielmehr um ein abvisieren der glieder oder um eine nachprüfung der festigkeit der schildreihe handle? Jedenfalls wollen beide übersetzer das 'sehen' und das 'ordnen' zusammengefaßt haben: in jedem kampf kommt es darauf an, daß beides geschieht (also nach Genzmer: daß man nicht geblendet wird und sich richtig aufstellt). Diesen sinn gibt nun aber das *eða* schlechterdings nicht her. Es findet sich in fragesätzen ein *eða,* das wir mit 'und' wiedergeben müssen, weil 'oder' den sinn verdrehen oder verschleiern würde.[1]) Aber diese fälle sind ganz anderer art. Sie können es nicht erschüttern, daß an unserer stelle der überlieferte wortlaut zwei von einander unabhängige gedanken ausdrückt.

Diese zweiheit ist nicht bloß inhaltlich anstößig; sie ist zugleich stilistisch unmöglich. Schon dem anfänger, der nichts mitbringt als sprachkenntnis und gesunden menschenverstand, wird auffallen, daß der zweite ratschlag wie ein nachtrag zum ersten wirkt und daß es ein mißverhältnis ist, wenn die sonnenregel, die praktisch unwichtiger ist, sieben verse füllt, das *hamalt* nur einen. Diese bedenken werden verstärkt, wenn wir unsere visa an den stilistischen gewohnheiten des eddischen strophenbaus messen. Offenbar hebt der zweite helming mit einer verdeutlichung und begründung dessen an, was im ersten gesagt war; er macht miene, dem ersten parallel zu gehn. Wir erwarten daher unbedingt, daß auch das ende in dieser linie liegen wird. Es darf keinen neuen gedanken mehr bringen. Dazu würde die eddische spruchdichtung keine gegenstücke liefern.

Also muß eine textverderbnis vorliegen. Wo steckt sie, und wie ist sie zu heilen?

Hier geben uns die 'kampfbereiten' in vers 7 einen wink. Der erste helming gab die allgemeine anweisung in runder form. Der zweite versetzt sich intimer in die lage der be-

[1]) Dies hat S. Bugge beobachtet (Edda 421 b, Tidsskrift f. phil. 8, 57). Er formuliert aber nicht ganz richtig. Die beiden Beowulfstellen mit *syððan — oððe,* die er heranzieht (Beow. 646 ff., 2472 ff.), sind verschieden von den nordischen und bei ihrer isoliertheit fragwürdig.

teiligten. 'Die erlangen den sieg —:' das heißt nicht, es sei eine zeitlos gültige wahrheit, daß diejenigen siegen, welche ...; sondern wie schon im ersten helming das phantasiebild der sinkenden sonne mit ihren langen strahlen im mittelpunkt stand, so schwebt auch hier etwas anschauliches vor. Der augenblick, in dem den kriegern am meisten an einer gewißheit über den ausgang des kampfes gelegen ist, liegt vor dem kampfe. Dann sieht man sich um nach einem *heill* (vgl. die umgebenden — wohl jüngeren — strophen). Daher sagt Hnikarr: 'diejenigen werden den sieg erlangen, die die sonne nicht blendet, wenn sie auf kampf begierig sind —'. Dies ist noch nicht vollständig. Es fehlt nicht bloß ein vers, sondern auch ein inhaltsstück, und zwar muß es eins sein, daß den gedanken anschaulich macht. Was sieht man, wenn die krieger auf kampf begierig sind und ein sieges-*heill* verlangen? Natürlich einen sich ordnenden schlachthaufen, eine *fylking*. Daß auch Hnikarr dies vor sich sieht, zeigt die phraseologie des letzten verses: *hamalt fylkia*. Diese worte, die sich als alternative zum vorangehenden geben, müssen also in wirklichkeit eng dazugehören als ausmalung. Es ist entweder zu lesen *er þeir h. f.* oder *þeirs h. f.* Beides wäre durch einen leichten eingriff herzustellen. Graphisch näher aber liegt die erste möglichkeit (*eþ'* sieht einem *e'þr* umso ähnlicher, als *eða* die nebenform *eðr* hatte). Diese ist auch wohl an sich vorzuziehen: 'wenn (*cum*) sie, die kampfbegierigen, die reihen ordnen'.

Was ich hier — um des beispielwertes willen — ausführlich glaubte erörtern zu sollen, das scheint schon Simrock dunkel vorgeschwebt zu haben, denn er übersetzt: 'Die sollen siegen, die sehen können, wenn das schwertspiel beginnt, der schlachtkeil geordnet wird'. Der fehlerreiche, viel gescholtene Simrock hat auch sonst manchmal intuitiv das richtige gesehen. Ferner finde ich bei Symons s. 316: 'statt *eða* vermute ich *es*; die halbstr. muß aussagen: nur solche kämpfer dürfen auf den sieg rechnen, die sehen können (nicht geblendet werden von der abendsonne), wenn sie ihre mannschaft ordnen, s. den commentar'. Unabhängig von diesen vorgängern, deren ich mich freue (und von Gering, der Symons' conjectur aufnimmt), habe ich in meiner Eddaausgabe, die an vielen stellen über Bugge hinaus auf das überlieferte zurückgreift, *er þeir* hergestellt. Es gibt wenig stellen in den Eddaliedern, die so gebieterisch nach heilung verlangen und zugleich so leicht zu heilen sind.

2. Man könnte gegen meine analyse vielleicht noch zwei einwände erheben wollen. Der eine würde sich auf Saxo

und das Sǫgubrot berufen. In diesen quellen erscheint Odin als erfinder einer besonders tauglichen kampfaufstellung, die im Sǫgubrot sowohl als *hamalt* wie als *svínfylkt* bezeichnet wird, und die der gott seine schützlinge lehrt. Daraus hat man gefolgert, daß auch in den Reginsmál dieses lehren des *hamalt* gemeint sei. Dies leuchtete umso mehr ein, als augenscheinlich ein zusammenhang besteht zwischen der einen stelle bei Saxo (s. 52) und der strophenreihe am ende der Reginsmal. Hnikarr-Óðinn ruft vom vorgebirge herab den zum kampf segelnden Sigurd an, wird von ihm an bord genommen, wobei das unwetter sich legt, und gibt ihm gute ratschläge für den kampf, der dann siegreich ausgeht. Ebenso wird Hadingus, der gegen die Byarmenses aussegelt, an der küste von Norwegen von einem alten manne (*senex* = *karl*, Rm. 18, 6) durch schwenken des mantels zum landen aufgefordert, er nimmt jenen an bord, erhält von ihm anweisung, sein heer keilförmig aufzustellen, und siegt mit seiner hilfe, indem der alte zehn pfeile zugleich von der sehne schnellt und den wetterzauber der feinde durch einen gegennebel vertreibt. Also nicht bloß die begegnung an der bergigen küste und die kampfhilfe sind beiden erzählungen gemeinsam, sondern auch der wetterzauber, den der alte ausübt.[1]) Wir haben hier den fall, der sich in Saxos fornaldarsǫgur auch sonst feststellen läßt: ein motive häufender erzähler des 12. jh.'s hat erhaltene Eddastrophen verwertet. Eine seite weiter finden wir die wechselstrophen Niǫrðs und der Skaði im munde des Hadingus und seiner gattin.

Geben wir also den zusammenhang der Haddingssaga mit den Reginsmál zu, so räumen wir damit ein, daß Saxos *cuneus* mit dem hintertreffen von schleuderern und bogenschützen dem *hamalt* entspricht. Für die interpretation und textkritik folgt aber hieraus nichts. Denn der sagamann steht ja seinem vorbild sehr frei gegenüber. Er wählt aus und wendet die motive anders. Wie er die herrschaft des helfers über das

---

[1]) Man darf vermutungsweise noch weiter gehen. Hadingus willfahrt dem alten gegen den rat seiner gefährten. Ein solches widerraten wäre besonders sinnvoll im munde Regins, der ja Sigurd lieber auf anderen pfaden sähe. — Der name Hundingus s. 53 könnte auf die prosa vor Rm. 26 zurückgehen.

wetter einbezieht in den hauptzweck der hilfe (und so wohl auf die Biarmar gekommen ist), so kann er auch das *hamalt fylkia* frei verwertet haben. Und er muß so verfahren sein. Denn die strophe kann eben unmöglich das meinen, was wir bei Saxo lesen. Überdies wissen wir, daß eine andere quelle an dem *cuneus* beteiligt ist.

Auch wer den überlieferten text ernst nimmt, muß sich darüber klar sein, daß gerade die fragliche stelle ganz frei benutzt ist. Der sagamann hat alle anderen sprüche des Hnikarr weggelassen, auch die sonnenregel, und, wie es scheint, gerade das nur kurz genannte *hamalt fylkia* aufgegriffen und als hauptmotiv ausgemalt. Er hat dabei aus dem ratschlag eine richtige lehre gemacht. Niemand könnte bei unbefangener auslegung der überlieferten Rm.-strophe in ihr den sinn finden, Hnikarr l e h r e den jungen Sigurd das *hamalt fylkia,* eine neue kunst, die sonst niemand kennt. Solche lehre müßte von der s a c h e ausgehn (wie bei Saxo), ohne die ja der name für den lehrling unverständlich und wertlos ist. Und diese sache würde am besten auf dem flachen felde, wo die krieger zum kampfe ziehen, veranschaulicht, nicht an bord eines schiffes theoretisch beschrieben. Mit anderen worten: weder die form der spruchstrophe noch der zusammenhang der erzählung legen es irgendwie nahe, daß der dichter sich Hnikarr als lehrmeister des *hamalt* denke. Wäre der überlieferte wortlaut richtig, so könnte der sinn nur sein: Hnikarr verweist Sigurd auf eine bekannte taktik, deren hohen wert er sich stets gegenwärtig halten solle. Wie schlecht dieser sinn ist, wird hier von neuem fühlbar. Aber es beweist nicht, daß wir falsch interpretieren. Man kann gar nicht anders interpretieren.

Vom standpunkt der herkömmlichen auffassung[1]) aus könnte man geltend machen wollen, der unterricht im *hamalt* sei in den Rm., als etwas jedem hörer bekanntes, nur angedeutet, und solche dichterische freiheit dürfe man nicht rationalistisch verkennen. Dieser einwand würde die oben

---

[1]) P. E. Müller, Notae uberiores 67 f., W. Müller, Altdtsch. religion 196, S. Bugge, Norsk sagaskrivning i Irland 94 f., A. Bugge a. a. o. 222, Olrik a. a. o. 217; vgl. auch Dahn, Die Germanen (1905) 63.

entwickelten formalen bedenken nicht treffen. Er würde sich aber auch in widerspruch setzen zu allen gesunden grundsätzen stoffgeschichtlicher forschung, wie sie gerade Olrik mit unbestrittenem erfolge angewendet hat.

Das motiv von dem taktischen lehrmeister Odin ist keineswegs weit verbreitet. Seine geschichte liegt leidlich klar vor unseren augen. Seine hauptstätte ist die heroische fabel von dem Odinshelden Harald Kampfzahn. In der letzten schlacht des greisen königs beginnt der sieg sich auf die seite des gegners zu neigen. Da erkennt der blinde, daß der feind sich des *hamalt* (oder der *svínfylking*) bedient. Er glaubte, nur Odin und er selbst, den Odin es gelehrt, besäßen dies geheimnis. Nun ist Odin ihm untreu geworden. So bittet er, mit seinem ganzen heere fallen zu dürfen, und der gott, der als wagenlenker neben ihm steht, erfüllt die bitte (vgl. Saxo 389 f. und Sǫgubrot c. 8).

Außerdem begegnet das motiv in Saxos Haddingssaga. Die Haddingssaga ist die aus motiven der geschichte, der helden- und göttersage und des aberglaubens zusammengewobene biographie eines Odinsschützlings, der durch freiwilligen tod endet; er opfert sich dem Odin durch hängung. Schon diese anlage erinnert gewiß nicht zufällig an Harald Kampfzahn, der sich ja auch dem gotte opfert, wenn auch in anderer, heroischerer form. Daß der sagamann des 12. jh.'s hier die Kampfzahnsage frei verwertet, unterliegt kaum einem zweifel. So stammt auch der göttliche lehrmeister des schlachtkeils von ebendort.[1])

Dieses motiv hat der verfasser eingefügt in die aus den Rm. geholte situation, die begegnung zwischen Odin und dem jungen wiking. Der gemeinsame göttliche helfer genügte, um die beiden sagenquellen im kopfe des erzählers zusammenzubringen. Aber auch das *hamalt fylkia* des Hnikarr wird dabei mitgewirkt haben (s. o.). Jedenfalls mußte der erzähler diesen ausdruck mit dem *hamalt* oder der *svín-*

[1]) Vgl. Olrik, Sakses Oldhistorie 2, 8 f. und zur Kampfzahndichtung Heusler Herrigs Archiv 116, 260 und bei Hoops, Reallexikon 2, 449 f. (auch Olrik Arkiv 10, 275 f., P. E. Müller, Notae uberiores 228 f., Nerman, Svärges hedna litteratur 73 ff. nebst dort citierten schriften. — Der 3. band von Olriks 'Heltedigtning' wird 'Harald Hildetand' betitelt sein.)

fylking des Kampfzahns assoziieren. Daß er gleichzeitig die lehre in die Rm. hineingesehen hat, wie es die neueren erklärer tun, ist damit nicht gesagt. Aber es ist möglich.

Ebenso ist es möglich, daß die schreiber, die in Rm. 23 *eða* schrieben, dabei die Kampfzahnsage in gedanken gehabt haben — möglich,[1]) aber nicht wahrscheinlicher, als daß ein mechanisches verlesen mechanisch fortgewirkt hat.

Jedenfalls liegt gar kein grund vor, als dritten zögling in Odins kriegsschule den jungen Sigurd aufzunehmen. Wie Hadingus hineingekommen ist, das ist literargeschichtlich genügend aufgeklärt. Und auch der alte Kampfzahn hat ein gutes recht auf seinen platz: er hat ihn inne kraft der genialen erfindung jenes unbekannten alten dichters, der die heroische geschichte des Odinshelden von Brávellir gestaltet hat. Der dichter brauchte ein zeichen, durch das Odins untreue greifbar und schreckhaft in die erscheinung tritt. Die einsicht: wir werden besiegt, und dabei der gedanke: Odin, der siegverleiher, hat mich verlassen, dies genügte dichterisch nicht. Es brauchte eine form, um der phantasie zugänglich zu werden, und die bot sich in der *svínfylking* als dem geheimnis des gottes.

Natürlich können wir nicht wissen, welche äußeren bedingungen diesem inneren stilbedürfnis entgegenkamen. Wir können die möglichkeit nicht leugnen, daß schon in älteren heldengedichten das motiv vorkam. Aber wir brauchen eine solche annahme nicht. Ohne sie sehen wir klarer. Die Kampfzahndichtung macht die entstehung des motivs im kopfe eines dichters genügend begreiflich.[2]) Sie erklärt zugleich sein fortleben: mit dem stoffhunger des verfassers der Haddingssaga hat die eindrucksvolle größe des auftritts zwischen Harald und Brúni zusammengewirkt.

Dagegen würde die dichtung von Sigurds vaterrache, wenn sie das motiv (bei der oben zurückgewiesenen interpretation) enthielte, weder seine entstehung noch sein fortwirken irgendwie begreiflich machen. Dies bedarf schwerlich

[1]) Es könnte dabei die ähnlichkeit der rolle Odins gegenüber Sigmund mit der gegenüber Harald (vgl. S. Bugge, Norsk sagaskrivning i Irland 94 f.) mitgewirkt haben.

[2]) S. Bugges combinationen (Norsk sagaskrivning i Irland 94 ff.) sind wenig glaubhaft.

jetzt noch einer inneren begründung. Vielleicht aber einer chronologischen.

Olrik spricht von 'quellen aus der wikingzeit', die das *hamalt* auf Odins anweisung zurückführen, und im anschluß daran von 'jüngeren Odinssagen', womit die Bravallaschlacht und die Haddinggeschichte gemeint sind (a. a. o. 217). Diese anordnung soll zeigen, daß die gleichsetzung von *hamalt* und *svínfylking* und die beziehung auch der letzteren auf Odin erst in jungen quellen belegt sei. Aber Olrik wird nicht meinen, die Kampfzahnsage sei notwendig jünger als die Reginsmál. Hat er doch Arkiv 10, 275 f. diese sage (Odins svig, Haralds fald og bålfærd) mit sicherer hand abgeschieden von den þula- und sagahaften zutaten (striden mellem Haralds og Hrings kæmper), auf die allein er seine altersbestimmung des 'Brávallaliedes' baut (11. jh.), und er hat sie unzweideutig auf 'ältere heldenlieder' zurückgeführt, die der verfasser jenes liedes schon vorgefunden habe. Daß diese heldenlieder mindestens in die wikingzeit zurückreichten, war wenigstens damals offenbar Olriks meinung. Diese meinung ist seither nicht widerlegt, vielmehr nur noch (durch Heusler) bekräftigt worden. Die ältere besingung des Kampfzahnstoffes muß für älter gelten als die wikingzeit. Denn bekanntlich haben sich die stoffe der nordischen heldendichtung im allgemeinen vor dem jahre 800 geformt. Die geschichtlichen grundlagen,[1]) die vergleichende altgermanische literaturgeschichte und der stilistische abstand zwischen helden- und wikingsagen[2]) ergeben zusammen einen hinreichenden beweis für diesen satz, der durch die einsicht, daß die bewahrten dichtungsreste in ihrer überlieferten gestalt jahrhunderte jünger sind, gar nicht berührt wird.

Andererseits trägt Sigurds vaterrache die deutlichen merkmale eines relativ späten anwuchses an eine alte heldendichtung. Zwar kann auch dieser anwuchs schon vorwikingisch sein. Aber die größere wahrscheinlichkeit spricht wohl dafür, daß sein alter nicht höher hinaufreicht, als das der strophen, in

[1] Olrik selbst nimmt nur 'eine kurze spanne zeit' an zwischen der glanzzeit Hroars auf Lejre (um 510) und dem fall Harald Kampfzahns auf der Bravalla-heide (Nord. geistesleben 44, vgl. Namn och bygd [Uppsala] 2, 303).

[2]) Vgl. Olrik, Sakses oldhistorie 1, 7 ff., Heusler bei Hoops, Reallexikon 2, 489 f.

denen der stoff vorliegt. Und diese dürften aus dem 10. oder 11. jh. stammen.

Der entscheidende punkt ist aber gar nicht das höhere alter der Kampfzahnsage, sondern die tatsache, daß ihre überlieferung in prosaquellen (und in einer strophe Snorris) keineswegs ihren jüngeren ursprung beweist. Die frage, ob das *hamalt*-motiv ursprünglich Sigurd oder Harald zukomme, braucht gar nicht chronologisch gelöst zu werden; es genügt, daß ihrer lösung zugunsten Haralds keine chronologischen gründe entgegenstehen würden.

Wir haben gesehen, daß die frage gegenstandslos ist. Doch war es vielleicht nicht überflüssig, anzudeuten, wie der, für den sie noch nicht aus der welt geschafft ist, sie zu beantworten hätte.

3. Wir wollen einen zweiten einwand ins auge fassen. Jemand könnte finden, unsere interpretation ('— die sehen können, wenn sie, kampfbegierig, ihre reihen ordnen') berücksichtige nur das *fylkia* und übergehe das *hamalt.*

Es ist richtig, daß jener sinn auch gegeben wäre, wenn der letzte satz lautete *er þeir fylkia* (oder *er þeir liði fylkia*). Hiermit kann aber *er þeir hamalt fylkia* gleichwertig sein. Es steht, wie man kurz sagt, 'poetisch' für *er þeir* (*liði*) *fylkia.*

Diese poetische ausdrucksweise erlaubt eine zwiefache deutung. Entweder ist *hamalt* für den dichter und sein publicum eine ganz bestimmte, klar vorgestellte form oder beschaffenheit des heerhaufens; das wort erhöht also die anschaulichkeit. Oder man hat sich unter *hamalt fylkia* nichts anderes vorgestellt als unter *fylkia* (was verschiedene aufstellungen bezeichnen konnte); jenes hatte aber einen höheren gefühlswert, es klang altertümlich, feierlich.

Die erste deutung ist die wahrscheinlichere. Aber sicherheit kann nur gewonnen werden durch vergleich der übrigen stellen, wo *hamalt* erwähnt wird.

Ich nenne zuerst solche, die für uns wert haben als unmittelbare gegenstücke zur Rm.-strophe.

Þióðólfr, Runhent 1, 4 (Jónsson, Skjaldedigtning B 1, 338):

Eitt hǫfðusk at, Eirikr þars sat,
hǫfðingiar tveir, hamalt fylkðu þeir

'dasselbe taten dort, wo Eirik herrschte (? *sat at lǫndum?*), zwei häuptlinge, sie stellten *hamalt* auf' (und bedrängten die slavischen gegner).

Innsteinslied 10, 2 (Edd. min. 34):

Hrynia um herðar, þeim er hamalt fylkia,
grams verðungu, gullnar bryniur

'es klirren um die schultern denen, die sich im *hamalt* aufstellen, dem gefolge des fürsten, goldene brünnen'. Es scheint, daß der sprechende (Hálfr) die sich ordnende schar vor augen hat: man rüstet sich, Útsteins rat folgend, als feind in Ásmunds land einzufallen. Die krieger selbst sind die 'ordnenden', wie in Rm.

Gísl Illugason, Erblied auf Magnus Barfuß 10, 6 (Jónsson Skjaldedigtning B 1, 411):

— áðr en hitti, sá er hamalt fylkði,
veðrsmiðr Viðurs, valska iarla

'— bis er, der *hamalt* aufstellte, der schmied des Odinswetters, die walisischen jarle traf'. Man möchte diese halbstrophe so auffassen, daß könig Magnus, als er das heer der jarle traf, sein heer zur schlacht aufgestellt habe. Aber es handelt sich um ein seetreffen (in der Menai-straße, *Ǫnguls við ey innanverða,* 'an der innenseite von Anglesey', wie Gísl sagt, vgl. Mork. 144, Fris. 270, Fms. 7, 44). Es ist möglich, daß Gísl an das zum kampf gerüstete schiff denkt (wie Þióðólfr an der unten zu besprechenden stelle). Vielleicht ist aber *sá er hamalt fylkði* nur eine art charakterisierender beisatz. Der formale anklang an das Innsteinslied ist ziemlich deutlich.

Ǫrvar-Odds Ævidrápa 12, 4 (a. a. o. B 2, 326):

Réðu Biarmar brátt at veria
haug hermǫnnum ok hamalt fylkia

'die Biarmar verteidigten unverzüglich den hügel gegen die heermannen und stellten ein *hamalt* auf'. Auch hier sind die krieger selbst subject des *fylkia.*

Den vier stellen ist gemeinsam, daß dem zusammenhang genügt wird, wenn *hamalt* die oder eine beliebige aufstellung zum kampfe meint. Überall könnte — wenn auf den dichterischen sinn nichts ankäme — das wort *hamalt* fehlen oder durch *liði* ersetzt werden. Welche dichterische bedeutung *hamalt* hat, erfahren wir also hier ebenso wenig wie in Rm.

Dadurch wird unsere deutung der Rm. gestützt. Wir erkennen, daß ein *hamalt* (*fylkia*) ohne logische betonung auch anderen dichtern in eddischen rhythmen geläufig ist.

Aber die frage, ob dem ausdruck eine konkrete vorstellung innewohnt und welche, ging bis jetzt leer aus.

II.

4. Es stellt sich günstiger, wenn wir zu den skaldenwerken in längeren versen kommen, im dróttkvætt und besonders im hrynhent. Diese metra gehen von anfang an mit einer ausmalenden wortfülle einher, die dem fornyrðislag und kviðuháttr ursprünglich fremd ist. Besonders breit ist die diction im hrynhent, das zuerst Arnórr iarlaskáld gebraucht hat (1046), das also zu einer zeit aufkommt, wo der geschmack an verweilender beschreibung in der norrönen dichtung zunimmt. So ist es nicht zufällig eine hrynhenda, die uns das *hamalt* anschaulich vor augen stellt.

Markús Skeggiason, Eiriksdrápa 17 (a. a. o. B 1, 417):

> Rǫndu lauk of rekka kindir
> risnumaðr, svát hver tók aðra:
> hamalt (knáttu þar hlífar glymia)
> hildingr fylkði liði gildu

'mit schilden umschloß die scharen der männer der stolze fürst, so daß sie (die schilde) einander berührten: im *hamalt* — die schilde erklangen da — stellte der held die tüchtige schar auf'. Es handelt sich um die landung des Erik ejegod im Wendenlande und die siegreiche schlacht gegen die Wenden (1104). Die doppelverse laufen einander parallel. Was der erste beschreibt, die festgeschlossene, schildgedeckte aufstellung, nennt der zweite mit namen: *hamalt*.

Dieselbe anschauung finden wir schon bei Þióðólfr Arnórsson, Sexstefia 13 (1065):

> Fast bað fylking hrausta
> friðvandr iǫfurr standa:
> hamalt sýndusk mér hǫmlur
> hildings vinir skilda:
> ramsyndan lauk rǫndum
> ráðandi manndáða
> nýtr fyr Nizi útan
> naðr, svát hver tók aðra

'der friedenskarge könig hieß die rüstige schlachtreihe fest stehn: wie *hamalt* sah es aus, als die leute des helden die

borde mit schilden deckten: seinen drachen, den starken schwimmer, umschloß der tüchtige feldherr vor der mündung des Nizflusses mit schilden, so daß einer an den andern stieß'.[1]) Es handelt sich um den beginn einer seeschlacht. Der dichter vergleicht das schildumgürtete königsschiff des Haraldr harðráði mit einer *fylking* im *hamalt*: der vergleich setzt schon ein mit dem worte *fylking* im ersten verse, denn eine wirkliche fylking ist ja nicht gemeint, der dichter nennt aber die geschlossene schildreihe so, weil auch bei einer fylking auf dem lande, wie sie ihm vorschwebt, diese schildwand vor anderm in die augen springt, und so läßt er denn die schilde 'fest stehn' wie sonst die schildtragenden männer, und er läßt ein *hamalt* 'schilden', wie man sonst ein *hamalt* 'fylkt'. Dieses geistreich-freie spiel mit den begriffen zeigt besonders deutlich, was man als das eigentliche charakteristikum des *hamalt* betrachtet hat.[2])

Finnur Jónsson meint, þióðólfr habe, wenn er von *hamalt* spreche, auch die zuspitzung des schiffes nach dem bug zu im auge, dadurch erst entstehe der keil, die svínfylking. Falk dagegen will *hamalt* auf das hervorragen des königsschiffes (als *liðs oddr,* wie þióðólfr in einer andern strophe sagt) aus der front beziehen, das sei der *rani,* der zur *svínfylking* gehöre. Beide gedanken sind eingegeben durch die 2—300 jahre jüngeren prosaquellen.[3]) Der skaldentext könnte nicht auf sie führen. Er verbietet sie aber auch geradezu. Es heißt einem kunstreichen dichter bitter unrecht tun, wenn man seine verse

[1]) B 1, 342. Ich gliedere aber den ersten helming mit Bj. Ólsen Ark. 25, 294 n. 1: *standa fast* ist eine gewöhnliche verbindung, *skilda hǫmlur fast* wäre in nordischer syntax abnorm; ferner ist *vinir* ein passenderes subject zu *skilda* als *fylking;* endlich ist *skilda hamalt* offenbar eine sinnvolle variation von *fylkia hamalt.* Zur gliederung der strophe vgl. meine Beitr. z. Eddaforschung 488 f.

[2]) Hkr. 1, 446: *Eirikr iarl var í fyrirrúmi á skipi sínu, ok var þar fylkt með skialdborg.* Auch hier ist wohl nichts anderes gemeint als ein *hamalt skilda hǫmlur.* Folgt Snorri (indirect) einer poetischen quelle? Jedenfalls fällt auch in dieser schilderung (vgl. noch 447, 9) die vermischung von land- und seekampf auf, die für þióðólfs und schon für Egils (Hǫf. 4 f.) phraseologie bestimmend ist.

[3]) Falk beruft sich auch auf das seegefecht bei Nesiar nach Ftb. 2, 43. Hier nennt aber Einarr þambarskelfir Olafs ganze ansegelnde flotte eine *fylking.* Das ist ganz etwas anderes als die *fylking* bei þióðólfr, die sich ja auf dem königsschiff befindet.

so interpretiert wie Falk. Die dichtkunst war im 11. jh. in Norwegen höher entwickelt, als Falk zugeben zu wollen scheint. Auch Jónsson verkennt den gang der dichterischen phantasie. Beide deutungen beruhen überdies auf einer künstlichen und gezwungenen syntaktischen gliederung, die unschwer durch eine bessere zu ersetzen ist.

Wir halten daran fest, daß bei den skalden, die augenzeugen von *hamalt*-ordnungen gewesen sind, keine andere vorstellung der sache erkennbar ist als die einer schildburg von unbestimmter form.

5. Wenn skalden des 11. und beginnenden 12. jh.'s mit dem worte *hamalt* ein bestimmtes erfahrungsbild verbinden, so müssen wir dasselbe für den dichter unserer Rm.-strophe annehmen und ebenso für Gísl Illugason und den verfasser des Innsteinsliedes. Alle diese denken bei *hamalt* an die geschlossene schildmauer.

Aber diese vorstellung trägt bei ihnen keinen logischen accent. Für den zusammenhang spielt sie keine andere rolle, als eine nicht näher bezeichnete *fylking* spielen würde. Auch bei Markús Skeggiason ist anzunehmen, daß das *hamalt* des Erik ejegod nichts für gerade diesen kriegszug charakteristisches war, sondern nur die genauere ausmalung einer allgemein üblichen taktik darstellt.

In der tat wissen die altnordischen quellen ja auch sonst von der schildgedeckten aufstellung. Egill Skallagrímsson hat in der Hǫfuðlausn deutlich dieses bild im auge, wenn er in str. 4. 5 den beginn des kampfes schildert: 'immer lauter ward der schwerterlärm gegen den schildrand: der streit wuchs rings um den fürsten; der fürst drang nach vorne . . . der kampf (der anprall der feinde) kam zum stehen vor den frohen schildreihen des fürsten'. Der fürst steht also innerhalb des schildzauns seiner mannen, an dem der ansturm der feinde sich brechen soll und sich bricht. Aber der fürst strebt vorwärts, sei es daß die ganze schildburg vorrücken soll, sei es daß er vorne aus ihr heraus will, um das schwert zu führen. Dies letzte wird wiederholt von norwegischen königen berichtet (z. b. Hkr. 1, 213. 2, 489). Sie treten dann 'vor das banner' (*fram um merkit*) und 'vorne an die front' (*í ǫndurða fylking*). In Ǫrvar-Odds männervergleich aber wird derselbe

vorgang als ein vortreten vor die schildreihe bezeichnet (*gekk skarpla þórðr fyr skiǫldu fram*, Edd. min. 69).[1] Der stehende name der den fürsten umgebenden lebendigen mauer ist *skialdborg* (Egilssaga Kop. ausg. 64 f., Hkr. 2, 459 u. ö.).

Lassen wir die prosaquellen aus dem spiel, so müssen *hamalt* und *skialdborg* uns als ein und dasselbe erscheinen, nämlich als eine durch einen festen schildzaun geschlossene fylking, deren front nackt dem feinde zugekehrt ist, denn anführer und banner stehen geschützt im innern. Ob diese fylking auch im rücken geschlossen ist, ob sie eine bestimmte form hat und welche, darüber ist nichts ersichtlich.

Die vermutung liegt nahe, daß unter *hamalt* in der tat nichts anderes zu verstehen ist als eine solche beschildete fylking und somit eine zur zeit unserer quellen auf den schlachtfeldern und an den von wikingen besuchten küsten sehr gewöhnliche erscheinung. Diese aufstellung ist eigenartig genug, um besonders benannt worden zu sein. Der name, *hamalt*, bezeichnet treffend das charakteristische, das, worin die neuerung bestand, denn das wort bedeutet offenbar 'verstümmelt':[2] die glatte, stumpfe front läßt die natürlichen spitzen vermissen, weil ja alles, was sonst der schar vorangeht, in sie hineingezogen ist.

Nach Olrik wäre das hamalt eine erfindung der wikingzeit gewesen.

Sobald man ernst macht mit der definition, die die skalden an die hand geben, kann man nicht verkennen, daß es sich um eine weit ältere errungenschaft handelt. Im jahre 552 wurden 2000 Franken in Oberitalien beim plündern von Narses überrascht. Da ließen sie ihre beute im stich und bildeten eine phalanx, die zwar wenig tief, aber stark war durch die geschlossene schildreihe (*συνασπισμῷ*). Schild an schild stehend trotzten sie allen angriffen und begnügten sich, durch speerwürfe zu antworten, bis es Narses gelang, durch verstellte flucht die Germanen auseinander zu locken und er nun ihrer herr wurde (Agathias 1, 21 f.). Schon im jahre 69

[1]) Dasselbe muß im Brávallaliede gemeint sein (Aðils ofláti, Ark. 10, 234; das Sǫgubrot versteht falsch: *ok var eigi í fylkingu*).

[2]) Olrik 216 f. Falk 83. Vgl. auch an. *hamla* aus **hamalōn*. — Finnur Jónssons ableitung aus *hǫm* f. schwebt sprachlich wie sachlich in der luft.

verhielten sich die Bataver bei Bonn ganz ähnlich: angesichts einer aus den toren hervorbrechenden übermacht *illi veteres militiae, in cuneos congregantur, densi undique et frontem tergaque et latus tuti . sic tenuem nostrorum aciem perfringunt* (Tacitus Hist. 4, 20). Und wieder ein jahrhundert früher sehen wir die Germanen des Ariovist mitten im handgemenge mit den andrängenden Römern 'ex consuetudine sua' eine phalanx bilden, die außen und sogar oben[1]) mit schilden gedeckt ist (Caesar, Bell. gall. 1, 52; Dio 38, 49). Alle drei berichte scheinen die wesentlichen züge zu liefern. Daß die schildmauer (*densi undique et . . . tuti,* vgl. Müllenhoff DAk. 4, 180) die ganze truppe umschließt, geht aus den zusammenhängen hervor. Wenn die Franken auch reiterei haben, so stört dies die ähnlichkeit nicht.

Der einzige erkennbare unterschied zwischen dieser phalanx und dem *hamalt* der skalden oder der *skialdborg* ist der, daß jene als reine verteidigungsmaßregel erst im augenblick drohender gefahr hergestellt wird, während der nordische könig in jede schlacht mit der schildburg zieht. Dieser unterschied ist vielleicht nur scheinbar. Die quellen schließen nicht aus, daß die phalanx auch sonst gebraucht wurde. Die Bataver gehen mit ihr siegreich zum angriff vor. Wahrscheinlich war die phalanxbildung der Germanen bei Mülhausen nur eine erneuerung der schildburgen, in denen sie zur schlacht angetreten waren. Aber auch wenn die anwendung der schildburg zur Römer- und völkerwanderungszeit eine beschränktere gewesen ist als später im Norden, so ist dies unschwer entwicklungsmäßig zu verstehen.

Die frühgermanische schildburg steht nicht allein. Wie das germanische kriegswesen überhaupt große ähnlichkeit mit dem ältesten keltischen zeigt, so kehrt auch der schildzaun bei den Galliern wieder. Bei diesen können wir ihn schon 295 v. Chr. nachweisen: *cum Galli structis ante se scutis conferti starent nec facilis pede conlato videretur pugna* (Livius 10, 29, 6). Daß weiterhin zusammenhang mit römischen heeresgebräuchen, speziell mit der *testudo,* besteht, ist anzunehmen.[2])

---

[1]) Vgl. Ólafssaga helga 1849, 68: *skialldborg var skoten ivir konongenom.* Hkr. 3, 203, 11.

[2]) Vgl. auch Stephanus, Thesaurus graecae linguae 7, 1249 (συνασπισμός).

Schon in der Römerzeit muß die schildburg als eine 'verstümmelte' schlachtordnung erschienen sein. Es war ja nicht nur der führer unsichtbar, sondern es fehlten auch die plänkler vor der front, die nach Tacitus Germania c. 6 und anderen zeugnissen (Müllenhoff DAk. 4, 174) bei den Germanen sonst üblich waren. Vielleicht liegt in diesem 'wegschneiden' der schützen und reiter der eigentliche grund des namens *hamalt.* Die Skandinavier, die die sache und ihren namen 'schildburg' (ahd. *scildburg* 'testudo', ags. *scyldburh,* z. b. Byrhtn. 242) von süden bezogen, können auch den anderen namen von dort erhalten haben. Schufen sie ihn selbst, so mag es auch in Dänemark und Schweden zur zeit der moorfunde jene gemischte vortruppe gegeben haben. Hierüber bestimmtes zu behaupten, sind wir nicht in der lage. Aber daß die schildburg und (sofern es mit dieser identisch ist) das *hamalt* weit über die wikingzeit hinaufgeht in die gemeingermanische periode, ist sicher.

III.

6. Das gleiche gilt von der svínfylking. Es steht fest, daß die südlichen Germanen mindestens seit dem 4. jh. dieselbe taktik gekannt haben, die im Norden *svínfylking* oder *rani* heißt, und daß sie sie durch dasselbe gleichnis bezeichnet haben (lat. *caput porcinum, caput porci,* griech. — bei Agathias 2, 8 — *συὸς κεφαλή*).[1] Es handelt sich um eine aufstellung, die in schildgepanzerter doppelfront gegen den feind spitz zuläuft. So viel wird mit directen worten in antiken und nordischen quellen gesagt. Agathias spricht von einem 'delta' der Alemannen und Franken und gebraucht den schiffsschnabel (*ἔμβολον*) als vergleich neben dem schweinskopf.

Die gewöhnliche auffassung denkt an einen keil mit geradlinigen wänden. Da aber in nordischen quellen auch

[1]) Vgl. v. Peucker, Das deutsche kriegswesen 2, 207 ff. Müllenhoff, DAk. 4, 180. Olrik, a. a. o. 215. — Alex. Bugge, Vesterlandenes Indflydelse 221 f. knüpft an die aufzählung der belege und die zurückweisung des behaupteten uridg. ursprungs den satz, es weise also schlechterdings nichts darauf hin, daß die sv. vor der wikingzeit im Norden bekannt gewesen sei. Kann es einen deutlicheren hinweis hierauf geben als die übereinstimmung der *svínfylking* der Nordgermanen mit dem *caput porcinum* der Südgermanen?

eine weniger regelmäßige form beschrieben wird — eine breite heermasse mit einer 'schnauze' (*rani*) vorn —, so unterscheidet Olrik zwei arten der svínfylking; er nimmt an, die breite form mit dem *rani* habe sich erst in der sagazeit entwickelt.

Falk dagegen will überhaupt nur die zweite art gelten lassen, gestützt namentlich auf die beschreibung des schlachthaufens des Hringr im Sǫgubrot. Nach einer stelle der Færeyingasaga (Ftb. 1, 140) ordnet Sigmundr Brestisson seine wikinge zum angriff auf die Schweden so, daß er selbst und sein freund Thorir die spitze bilden und hinter ihnen erst drei mann, dann fünf mann stehen, und dies heißt *svínfylking*. Nach Falk kann diese beschreibung nur auf den *rani* gehen; eine spitze von zehn mann sei für eine schar von 360 nicht unwahrscheinlich klein. Da aber die beschreibung mit den worten schließt *en skialdaðir menn skulu vera út í arma tveim megum*, so findet Falk hier deutlich die seitenflügel erwähnt, die ja ein keil nicht habe (s. 80).

Falk scheint also der ansicht zu sein, Sigmundr habe die seitlichen ausläufer seiner stellung aus schildträgern gebildet, das vorspringende centrum dagegen, den zehn männer-*rani*, nicht. Denn die saga würde ja nicht von *skialdaðir menn* auf den flügeln sprechen, wenn die ganze schlachtreihe aus solchen bestand. Diese auffassung ist aber ganz unmöglich, sachlich und quellenmäßig. Falk selbst identificiert ja *rani* und schildburg. Ebenso undenkbar scheint mir jenes kleine dreieck von zehn mann. Die saga will nicht den umfang des *rani* angeben, sondern seine bauart deutlich machen. Dazu genügt ein hinweis auf die ersten drei glieder. Die folgenden springen natürlich auch um je einen mann auf jeder seite vor. Die *armar* sind nicht die seitenflügel der ganzen stellung, sondern die ecken, die enden der glieder:[1]) hier ist der gegebene platz der schildträger, denen krieger ohne schild von innen rückhalt geben.

Darin aber hat Falk recht, daß der ausdruck *gera svínfylking á* (*liði*) einer durchgehenden, gleichmäßigen keilordnung

---

[1]) Man spricht von den *armar* einer *rá*, s. Fritzner 1, 73: 'yderdel, yderkant.' — Beachtenswert ist, daß Saxo, der nach isl. quelle schreibt, den *cuneus* des Hadingus in derselben kurzen art charakterisiert wie die Færeyingasaga die *svínfylking*.

widerspricht. Anderswo ist von einem *rani á fylkingunni* die rede. Diese ausdrucksweise ist die genauere. Offenbar hat man bei *fylkia svín* ursprünglich das ganze im auge gehabt, von dem der *rani* nur ein teil ist, nämlich die keilförmige spitze, die an dem 'kopf' (*caput*) oder an dem 'schwein' sitzt. Dieser 'kopf' oder dieses 'schwein' ist aber, wie schon die namen andeuten, keineswegs eine lange, quer zum feinde laufende schlachtlinie gewesen, sondern ein breiteres, formloseres hintertreffen. In die 'schnauze' stellte man die besten männer mit guten, gleichmäßigen schilden. Sie war wie der starke, eisenbeschlagene bug des rammenden kriegsschiffes. In ihrem schutze stand die weniger tüchtige, weniger gut bewaffnete masse. Zugleich sollte diese nachdrängend die stoßkraft vermehren und durch ihre in ungefährer fortsetzung des keils nach hinten zunehmende breite die bresche, die man in den feind reißen wollte, erweitern, um so den feind in einem anlauf über den haufen zu werfen.

Unsere hauptquelle für den eberkopf der völkerwanderungszeit ist Agathias 2, 8. Seine schilderung ist nicht so klar, wie wir wünschen müssen.[1]) Er führt die niederlage der Germanen bei Capua (553) darauf zurück, daß die hinteren 'schenkel' (*σκέλη*) ihres keils sich zu weit auseinanderbogen, so daß die kreuzweise geschleuderten römischen geschosse die krieger im rücken fassen konnten. Wir denken uns danach den keil hinten keilförmig aufgespalten. So schematisch scheint das bild aber doch nicht gemeint zu sein, denn der schriftsteller betont außerdem, daß das breitere hintertreffen 'in gliedern und abteilungen' (*κατὰ στίχους τε καὶ λόχους*) nach hinten (*ἐς βάθος*) verlief. Erst im anschluß hieran spricht er von der zerdehnung in die breite, die beim vorgehen allmählich immer größer geworden sei. Dies führt eher darauf, daß die hinteren teile der front die fühlung nach der spitze zu verloren haben und abgesprengt worden sind. Es wäre

[1]) Delbrück, Geschichte der kriegskunst 2, 391 f. leugnet überhaupt, daß die Germanen bei Capua einen keil, und zwar einen 'hohlen keil', gehabt hätten: die spitze wäre umfaßt worden, und von hinten hätte die stütze gefehlt. Offiziere wie v. Peucker und Jähns sind nicht so skeptisch gewesen. Delbrück kennt natürlich das nordische material nicht (vgl. seine notizen 2, 45).

erklärlich, daß der erzähler diese seite der sache aus dem auge verlor, da sein interesse offenbar stark durch das überraschende vorgehen der berittenen bogenschützen gefesselt wird. Vielleicht dürfen wir uns also das einschwenken der römischen flügel mit einer überwältigung der äußersten germanischen *στίχοι* und *λόχοι* einhergehend denken. Noch beachtenswerter ist aber der deutliche unterschied, den Agathias zwischen dem vorderen und dem hinteren teil des *ἔμβολον* macht. Jenes zerfallen in 'glieder und abteilungen' wird in gegensatz gestellt zu der festen geschlossenheit der spitze, von der es heißt: *τὸ μὲν ἐμπρόσθιον, ὁπόσον ἐς ὀξὺ ἔληγεν, στεγανόν τε ἦν καὶ πεπυκνωμένον τῷ πάντοθεν ταῖς ἀσπίσι περιπεφράχθαι, φαίης τε ἂν αὐτοὺς συὸς κεφαλὴν τῇ συνθέσει ἀποτυπώσασθαι.* Also die spitze ist nicht einfach fester gefügt (dichter aufgestellt), sondern ihre größere festigkeit beruht auf dem lückenlosen schildzaun; und nur sie heißt 'eberkopf'. Allerdings ist nachher auch von den nach außen vorgehaltenen schilden derer die rede, deren rücken den feindlichen geschossen bloßgestellt werden. Aber dies ist ja kein widerspruch. Übrigens ist der schriftsteller dort offenbar nur darauf bedacht, das sichtbarwerden der rücken und die überraschung derer, die sich gut gedeckt glauben, anschaulich zu machen.

Agathias schaut die germanische schlachtordnung mit den augen der römischen soldaten an, also von außen. Er weiß daher weder anzugeben, wo die führer standen, noch ob etwa in der güte des menschenmaterials und in der bewaffnung ein unterschied zwischen vorn und hinten bestand. Dagegen sagt er klar genug, daß das schildgedeckte dreieck, der 'schweinskopf', vorne an dem heerhaufen saß, ohne daß letzterer eine im stumpfen winkel anstoßende querfront hatte. Der Grieche bestätigt also die beschreibung der *svínfylking* in der Færeyinga saga, wenn sie richtig verstanden wird.

Noch wertvoller ist uns das zeugnis des Saxo. Er schildert den eberkopf an zwei stellen, bei Hadingus (1. buch, s. 52) und bei Harald Kampfzahn (7. buch, s. 363 f.). Die erste läßt den keil (*cuneus*) im wesentlichen ebenso entstehen wie in der Færeyinga saga. Doch verwechselt sie die arithmetische zunahme der gliederlängen mit einer geometrischen, und, was wichtiger ist, sie kennt *alas* und *ordines* von schleuderern

und bogenschützen im hintertreffen (*extrema acies*). Es liegt nahe, diese *alae* und *ordines* mit den *λόχοι* und *στίχοι* des Agathias zusammenzustellen. Aber Saxos latinität erlaubt das nicht. Er versteht unter *funditorum alas* schwerlich etwas anderes als *funditores*. Die *funditores* und *sagittarii* sind aber schon an sich beachtenswert genug. Sie zeigen, daß der hintere teil des *cuneus* eine andere aufgabe hatte und anders zusammengesetzt war als der vordere: hier stämmige schildträger, die in dichter masse sich in den feind einbohren sollen, dort bewegliche schützen mit ellenbogenraum zwischen sich, bestimmt, über die köpfe des schirmenden dreiecks hinweg die *skothríð* auf den gegner zu unterhalten.[1]) Der sagamann unterstreicht den gegensatz noch, indem er den pfeilschießenden Odin *post bellatorum terga,* also bei den schützen, sich aufstellen läßt. Denn Odin ist mehr klug, geschickt und hinterlistig als stark und tapfer; er ist überdies ein alter mann: alle diese eigenschaften werden dem verfasser als die typischen eigenschaften der leute des hintertreffens erschienen sein. Wie das hintertreffen durch Odin, so könnte man sich das vordertreffen durch Thor charakterisiert denken, der ja in Saxos Hothergeschichte in der tat als schlachtkämpfer auftritt.

Die zweite Saxostelle ergänzt die erste. Sie schildert die *cornuta acies,* eine combination von sechs 'schnauzen' mit einem gemeinsamen rückhalt, von dem sie zu je dreien nach vorn und hinten vorspringen. Der rückhalt besteht aus vier schichten. Von vorn gesehen folgen sich junge männer mit wurfspießen; ältere, erfahrene krieger, die jene stützen sollen; schleuderer; 'leute jedes alters und jeder art ohne abschätzung ihrer eigentümlichkeit'. Nehmen wir aus diesem bilde diejenigen züge heraus, die nirgends eine stütze haben und vermutlich erdichtet sind, um Odins lehre inhaltreicher und eigenartiger, lehrenswerter zu machen,[2]) so erblicken wir deutlich den 'schweins-

[1]) Vgl. Fms. 6, 413 (Hkr. 3, 203): Haraldr harðráði stellt bei Stanford (1066) die bogner in das innere des schildgedeckten ringes.

[2]) Olrik denkt an einen dänischen heerführer als Saxos gewährsmann. Diese annahme hat an der beobachtung, daß die beschreibung der *acies* in der erzählung wie ein fremdkörper wirkt, nur eine schwache stütze. — Saxos darstellung ist unklar. Bedenken erregen seine zahlen (wie bei Hadingus!). Die herkömmliche deutung, die unter *cornu* an zwei stellen

kopf' mit hintertreffen. Letzteres besteht aus schützen und aus der masse der minder tüchtigen und unkriegerischen. Diese masse wird zwar sonst nirgend geradezu erwähnt, aber ihr steht eine so hohe kulturgeschichtliche wahrscheinlichkeit zur seite, daß wir sie ohne bedenken in den fränkisch-alemannischen haufen von 553 oder in die geschichtliche Brávallaschlacht hineindenken dürfen. Es ist das wandernde volk im kampfe, das wir hier vor uns haben: das fürstengefolge und die andern guten krieger in spitzer schildburg vorn, der rest mit greisen, frauen und kindern hinten. Daß insbesondere die frauen als nachhut mit in die schlacht zogen, ist antiken beobachtern wiederholt aufgefallen (Tacitus Hist. 4, 18 und Germ. c. 7, Strabo, Plutarch, s. Müllenhoff Denkmäler 275). Ursprünglich war es die sippe gewesen, die sich in gefahrvoller lage so ordnete (Germ. c. 7). Aber erst indem ganze stämme das vorbild der sippe nachahmten, entstand der eigentliche schlachteber. Kämpften mehrere stämme gemeinsam, so bildeten sie gern mehrere eber nebeneinander (v. Peucker 2, 212; DAk. 4, 179). Hierauf wird die dreizahl der 'pyramiden' Saxos zurückgehen.[1])

Saxo verdankt sein wissen um die *svínfylking* einem isländischen erzähler. Er liefert uns also einen neuen beleg für die genugsam bekannten und geschätzten antiquarischen interessen und kenntnisse der Isländer. Die begünstigten

---

etwas verschiedenes versteht und so zu einem sehr künstlichen grundriß gelangt, kann auf sicherheit keinen anspruch machen. Sollten die rückwärtigen keile am ende auf einem mißverständnis Saxos beruhen, dessen gewährsmann hätte sagen wollen, daß die schützen und *cuiuslibet aetatis aut ordinis homines* die schräge front des *conus* fortsetzen? Oder handelt es sich um einen rhombus, das Kimbernviereck bei Plutarch? Über die rückseite des 'schweines' erfahren wir ja sonst nichts. Innere gründe dürften mehr für eine verjüngung auch nach hinten als für eine lange, gerade basis sprechen.

[1]) Die schildgepanzerte spitze des keils in ihrer besonderheit gegenüber dem gros scheint auch bei Richer hist. 1, 9 vorzuschweben: in einem kampf gegen die Normannen in der Bretagne ergreift Ingo könig Odos banner und *agmine densato circumseptus incedebat, factusque cunei militaris acumen hostes vibrabundus ingreditur.* Das *acumen* ist der bannerträger mit der ihn umgebenden schildburg (citiert nach v. Peucker 2, 214 u.). Vgl. Saxo 387: *Bruno . . . cuneo frontem molitur* ('. . . bildete das vordertreffen zu einem keile', Herrmann).

sammler und lebhaften köpfe haben uns auch dieses stück altertum gerettet.

Sie haben es nach ihrer art nicht als tote einzelheit weitergegeben, sondern als teil einer geschichte: offenbar der geschichte von Harald Kampfzahn. Von dort hat die Haddingssaga den stoff entlehnt, zusammen mit dem lehrmeister Odin. Die Færeyingasaga konnte den gott nicht brauchen, die keilordnung wird auch sie letzten endes aus der gleichen quelle haben. Wir bemerken, wie der eber auf dieser literarischen wanderung seinen charakter als 'volk' verliert, aber die erinnerung an das hintertreffen bleibt.

IV.

7. Das verhältnis der *svínfylking* zum *hamalt* wird hergebrachterweise so aufgefaßt, daß beide namen dasselbe bezeichnen, nämlich die 'keilförmige schlachtordnung'. Man beruft sich hierfür an erster stelle auf das Sǫgubrot, an zweiter auf den kommentar der Knýtlinga saga zu der oben mitgeteilten strophe von Markús Skeggiason.

Odin, in der gestalt des wagenlenkers Brúni, berichtet Harald von der aufstellung des feindlichen heeres: 'Hringr hat sein heer seltsam geordnet: er hat eine *svínfylking* gemacht (*hann hefir svínfylkt her sínum*); der kampf mit ihm wird nicht leicht sein'. Der könig antwortet: 'Wer hat Hring gelehrt, ein *hamalt* zu bilden (*hamalt at fylkia*)?' Weiterhin erläutert die saga diese ausdrücke so: *Svá var, sem Brúni hafði sagt, at Hringr hafði svínfylkt ǫllu liði sínu; þá þótti þó svá þykk fylkingin yfir at siá, at hrani var í brióstí, en hun var þó svá lǫng, at armrinn tók at á þeiri, er Vatá hét, en annarr ofan til Brávíkr.*

Die beschreibung scheint dem zu entsprechen, was wir oben als den sinn des wortes *svínfylking* glaubten annehmen zu müssen. Der *rani* ist die spitze schildburg, die *armar* sind die *σκέλη* des Agathias, das gemischte hintertreffen bei Saxo. Wie die *armar* zum *rani* standen, wird nicht ganz klar. Daß sie eine gerade linie bildeten, die durch den *rani*-vorsprung unterbrochen wurde — wie Falk meint, der sich den *rani* also wohl auch hier verhältnismäßig sehr klein denkt —, dies ließe sich, soweit ich sehe, nur stützen durch ein wort des Einarr

þambarskelfir vor dem seegefecht bei Nesiar Ftb. 2, 43. Einarr nennt das in der mitte der feindlichen schiffsreihe hervorragende königsschiff den *rani* der feindlichen *fylking.* Hieraus zu schließen, eine normale *svínfylking* habe genau den grundriß gehabt, den Olafs flotte bei Nesiar aufwies, wäre überkühn. Das Sǫgubrot selbst aber führt auf diesen grundriß nicht. Man kann auch nicht geltend machen, die gewöhnliche schlachtaufstellung der geschichtlichen zeit sei eine gerade linie gewesen, eine solche sei also auch zu dem *rani* des Sǫgubrot die selbstverständliche ergänzung. Im Sǫgubrot schwebt ja keine lange linie vor wie an manchen stellen der königsgeschichten (Falk 79), sondern ein 'dicker und langer', d. i. tiefer und breiter haufe, also eine *fylking,* wie solche in der schlacht bei Stiklastaðir je mehrere neben einander standen. Falk zeigt, daß sie nicht spitz gewesen zu sein brauchen. Wie sie aber aussahen, wissen wir nicht. Wir können also den geschichtlichen *fylkingar* keinerlei fingerzeig entnehmen für die genauere gestalt der *svínfylking* im Sǫgubrot. Wir sind auf diese quelle allein angewiesen. Und da scheint mir so viel deutlich zu sein, daß der *rani* im verhältnis zum ganzen ziemlich groß ist. Denn die bedeutende tiefe wird damit in verbindung gebracht, daß vorn in der mitte (*í brióstí*) der *rani* war. Wir denken uns demnach die ganze ordnung als ein dreieck. Die basis läuft von der Vatá zur Brávík. Die schenkel werden wir uns am ehesten etwas einwärts gekrümmt vorzustellen haben. Irre ich nicht, so war man bis auf Olrik und Falk in dieser deutung ('keilförmige schlachtordnung') einig.

Das Sǫgubrot beruht auf alter poetischer überlieferung, deren wortlaut bekanntlich an vielen stellen durchblickt. Zu diesen stellen darf auch das gespräch zwischen Haraldr und Brúni gerechnet werden. Es ist der höhepunkt der sagenhandlung, vergleichbar anderen schicksalsvollen reden der heldendichtung, die ein so zähes leben in der überlieferung führen.[1]) Schon dies spricht dafür, daß wir hier dem dichterischen wortlaut nahe sind. Der stil bestätigt es. Die aufklärung *hann hefir svínfylkt her sínum* und die gegenfrage

---

[1]) Vgl. Heusler zs. fda. 46, 221. Saxo (390) hat wie sonst indirecte rede (a. a. o. 229 f.).

hverr mun Hringi hafa kent hamalt at fylkia? zeigen die übliche variation. Die stelle wirkt dadurch entschieden unprosagemäß,[1]) ein eindruck, der dadurch noch verstärkt wird, daß die formel *hamalt fylkia* sonst nur in versen vorkommt. Wenn das Sǫgubrot eine ausnahme von dieser regel bildet, so ist es offenbar eine von denen, die die regel bestätigen.

Der begriff der variation ist verschieden bestimmt worden, und über das wesen dieser erscheinung hat man verschieden geurteilt.[2]) Ich glaube von diesen fragen hier absehen zu können und doch deutlich zu sein und keinen widerspruch zu erregen, wenn ich sage: der variierende begriff hat bei weitem nicht immer den gleichen umfang wie der variierte, sondern oft genug einen weiteren. Mit anderen worten: nicht nur variationen, die einfach in einem nebeneinander vertauschbarer wörter bestehen — z. b. *brúðr — víf* (Gríp.), *flotan — nacan* (Beow.), *saro — gûðhamon* (Hild.), *gebôtean — gehêlean* (Hel.) —, sondern auch 'rubricierende' variationen, fälle wie *gæss — mærir fuglar* (Gðr. I), *miǫðr — skírar veigar* (Bdr.), *allþurr fura — viðr inn vindþurri* (Vkv.); *Wealhþeo — cwēn, andswarode — wordhord onlēac* (Beow.); *god — mahtig mundboro, Petrus — helið hardmōdig* (Hel.); *engilo — guotero gumono* (Musp.).

Wird also n durch x variiert, so braucht x nicht $= n$, es kann auch $> n$ sein. Aus dem variierenden nebeneinander *svínfylkia — hamalt fylkia* folgt nicht, daß *hamalt* mit *svín* gleichbedeutend ist; es kann auch der weitere begriff sein. Welche der beiden möglichkeiten wir anzunehmen haben, muß anderweit entschieden werden. Nun spricht schon die doppelheit der termini, die ja termini technici sind, für — wenigstens ursprünglich — verschiedenen sinn. In dieselbe richtung weist die etymologie: das 'schwein' oder der 'schweinskopf' und 'etwas beschnittenes' oder 'abgestumpftes' müssen von haus aus verschiedene dinge sein. Endlich ist auch den (älteren) quellenbelegen eine bedeutungsgleichheit der beiden wörter nicht abzugewinnen, vielmehr ergeben sie gerade das nach dem dialog des Sǫgubrot zu erwartende verhältnis von engerem und weiterem begriff. Denn *svín* ist ja die 'keil'aufstellung

[1]) In reiner prosa würde es heißen: wer hat Hr. das gelehrt?

[2]) S. zuletzt Paetzel, Die variationen, Berlin 1913.

mit schildgedeckter spitze, *hamalt* ist die schildgedeckte aufstellung überhaupt.

Svín ist also eine art *hamalt*. Gemeinsam ist allen *hamalt*-arten, also auch dem *svín*, außer der schildmauer das zurücknehmen der leichten kämpfer (schützen) hinter diese. Die norwegische schlachtordnung bei Stanford war ein *hamalt*: hier standen die bogenschützen (nach Fms. 6, 413) drinnen, wie sie im *cuneus* des Harald Kampfzahn und des Hadding hinten stehen.

Es bleibt die Knýtlinga saga zu betrachten. Hier geht der oben s. 485 besprochenen halbstrophe diese bemerkung voran: *fylktu þá hvárir með sínu liði. Eirikr konungr fylkti svá sínu liði, at rani var á framan á fylkingunni, ok lukt allt útan með skialdborg* (Fms. 11, 304). Dies macht den eindruck, als sollte es den inhalt der folgenden verse wiedergeben. Daraus folgt jedoch nicht, daß der *rani* gerade das *hamalt* wiedergibt. Der prosaiker braucht den helming nicht so genau zu analysieren, daß jede seiner beiden angaben einem verspaar entspricht. Schon die reihenfolge der angaben ist dieser deutung nicht günstig. Wir würden sie trotzdem annehmen, wenn die isländischen geschichtsschreiber durchweg ihre skaldenbelege vers für vers zu umschreiben pflegten. Dies ist aber keineswegs der fall. Die paraphrase steht meistens den strophen mehr oder weniger frei gegenüber. Sie faßt zusammen oder greift nur das für den prosazusammenhang wichtigste heraus; sehr häufig gibt sie mehr oder genaueres als der skalde. Halten wir daran fest, daß *ǫndu lúka* und *hamalt fylkia* bei Markús das gleiche zu bedeuten scheinen, während für eine identität von *hamalt* und *svín* keine überzeugenden gründe beigebracht sind, so werden wir in dem *rani* nicht anderes sehen als ein plus auf seiten der saga. Die saga weiß oder glaubt zu wissen, daß die schildgedeckte angriffskolonne des Erik ejegod ein *svín* gewesen ist. Der damit gegebene schärfere umriß des bildes verlangt zuerst nach ausdruck. Dann erst folgt die eigentliche wiedergabe des textes durch den beide verspaare zusammenfassenden satz *ok lukt allt útan með skialdborg*.

Es wäre für die geschichte der *svínfylking* von wert, zu wissen, ob oder inwiefern die auffassung der saga richtig ist.

Ich versuche nicht diese frage zu beantworten. Mit der klarstellung des verhältnisses von *hamalt* und *svínfylking* hat sie nichts zu tun.

Daß auch aus Saxos Haddingssaga im verhältnis zu den Reginsmál kein argument zugunsten der identität dieser beiden zu gewinnen ist, geht hervor aus dem oben unter 2 gesagten. —

Ich schließe mich also Olrik an, der als erster *hamalt* und *svínfylking* getrennt hat. Aber ich meine, wir brauchen deshalb nicht irgendeine quelle lügen zu strafen, was immer bedenklich ist und mit recht widerspruch erregt hat. Ich meine ferner, daß das ergebnis sich noch stützen läßt durch zurückgreifen auf die Römer- und völkerwanderungszeit. *Hamalt* und *svín* sind nichts anderes als zwei hauptformen der schlachtordnung, die schon die Römer bei den Germanen beobachtet haben. Die zeitliche und räumliche erweiterung des bildes bedeutet zugleich eine vereinfachung. Auch die nordischen quellen hängen unter sich enger zusammen, als man bisher annahm, und sie sind ohne gewisse hilfshypothesen verständlich.

HEIDELBERG. GUSTAV NECKEL.

NACHTRAG
zu oben s. 448.

S. 448, z. 14. Vgl. auch Kraus, Deutsche gedichte des 12. jahrhunderts, anm. zu IX, 31.

S. 448, letzter absatz. Der mir nachträglich bekannt gewordene aufsatz von Bender, *Ἀπὸ κοινοῦ* in Gudrun, Journal of english and germanic philology 11, 565 ff. bestimmt mich nicht zur änderung meiner ansicht.

M. H. JELLINEK.

ZUR SYNTAX DER EIGENNAMEN.

Die grammatik pflegt den eigennamen entweder gar keine besondere aufmerksamkeit zu schenken, oder ihnen wie unsicheren kantonisten mit einem gewissen mißtrauen zu begegnen. Die namenkunde hat sich, soweit sie überhaupt wissenschaftlich betrieben wird, fast zu einer selbständigen hilfswissenschaft, wie etwa münz- und wappenkunde es für die geschichtsforschung sind, entwickelt. Die höchst interessanten probleme, die gerade durch die zugehörigkeit der eigennamen zum allgemeinen sprachmaterial entstehen, werden daher kaum beachtet. Man bemerkt, daß sie sich nicht streng lautgesetzlich zu entwickeln pflegen: einerseits werden sie durch die urkundliche festlegung vielfach vor veränderungen geschützt, wie sie z. b. durch den dialektgebrauch sonst erfahren würden; andererseits liegen sie, wo solche schutzmaßregeln nicht wirken, viel schlimmeren entstellungen offen, wofür nicht bloß an die oft geradezu ungeheuerlichen umbildungen der rufnamen erinnert werden kann, sondern auch an die schwankungen der ortsnamen, wie sie z. b. Preuß in seinem vortrefflichen Lippeschen Namenbuch nachgewiesen hat. Sind ja doch diese abweichungen vom geraden wege der lautentwicklung so groß, daß die wilde etymologie des (inzwischen wohl vergessenen) Victor Jacobi für jede ihrer ungeheuerlichkeiten sich auf eine urkundenmäßig festgestellte ortsnamenveränderung berufen konnte! — Damit hängt es zusammen, daß die sogenannte volksetymologie sich vorzugsweise an ortsnamen betätigt. Freilich wird nicht beachtet, daß sie selbst immer im einverständnis mit der lautentwicklung vorgeht: aus *Milan* wäre trotz der anlehnung an *Land* (die übrigens natürlich nicht sinnlos die stadt, sondern zunächst ganz verständig das herzogtum Mailand meint!) niemals *Mailand* geworden, wenn die deutsche sprache jener

epoche nicht auch in deutschen worten wie *weiland* oder *ordentlich* gern ein silbenschließendes *n* durch ein unorganisches *t* abgeschlossen hätte! Und so sind doch überhaupt die eigennamen der allgemeinen sprachlichen entwicklung so wenig völlig entzogen wie die in gewissem sinn (worüber unten mehr) ihnen vergleichbaren interjectionen, von denen man das ja früher auch glaubte. Aber sie sind eben keine bloßen begriffe — sie sind gleichsam lebendige wesen, die wohl einmal über die stränge schlagen, und die jedenfalls ihre eigenen gesetze verlangen.

Diese sonderstellung der eigennamen ist also zunächst eine lautliche. Auch als die obd. dialekte anlautendes *k* zur affricata verschoben, wurde wohl selten *Kcharl* gesprochen oder gar geschrieben. Andererseits steht etwa in einem kosenamen wie *Fritz* ein *t*, das in keiner appellativischen verwendung des stammes *frid* stehen würde: hier mehr, dort weniger als die lautgesetze fordern. Sie ist aber weiter auch eine flexivische; und zwar sowohl im engeren sinn, indem z. b. die zahlreichen ahd., auf einen consonanten ausgehenden männlichen eigennamen den acc. sg. mit dem pronominalen *-an* bilden (Braune, Ahd. Gr. § 195), teils im weiteren, indem die vornamen vielfach den flexivischen genetiv noch bilden, wo er sonst (im deutschen wie im englischen) durch den umschreibenden verdrängt ist. Ferner sind die eigennamen aus ihrem wesen heraus grundsätzlich singularia tantum; wenn sie auch freilich doch einen plural bilden können, und zwar nicht nur in übertragener bedeutung (sint Maecenates, non deerunt Flacce Marones), sondern auch in eigentlicher verwendung bei wirklicher zählung (zwei Heinriche; die beiden Frankfurts; the four Georges). Diese wenn auch nicht starken flexivischen eigenheiten halte ich nun aber für besonders wichtig. Denn man kann (und, wie ich glaube, muß) den satz aufstellen, daß wir von der sonderstellung irgendeiner sprachlichen kategorie nur dann sprechen dürfen, wenn die sprache selbst sie durch flexivische sonderstellung auszeichnet. Wogegen eine lautliche unterscheidung keineswegs erforderlich ist; so sind zwar substantiv und adjectiv durch wichtige, verbum und nomen durch noch tiefer greifende flexivische eigenheiten getrennt, aber lautlich macht es nicht den geringsten unterschied, ob

z. b. ein umlautfähiges *a* in einer nominalen oder verbalen stammsilbe, in einem substantivischen oder adjectivischen suffix steht.

Da aber die sonderstellung der nomina propria auf logischen ursachen beruht, kommt sie vor allem in der syntax zur geltung. Denn wenn wir auch nicht mehr mit der berechtigten, aber übertreibenden reaction Steinthals gegen die uralte logisierung der sprache das kind mit dem bade ausschütten, vielmehr in allen teilen der grammatik eine mitwirkung der logik anerkennen, so ist doch unzweifelhaft die freieste der grammatischen disciplinen, die wortfügungslehre, vor allem der sitz solcher verstandesmäßigen betätigung.

Worauf beruht nun die tatsächlich vorhandene syntaktische sonderstellung der eigennamen?

Die logische verschiedenheit zwischen eigennamen und appellativen ist klar: das appellativum bezeichnet ein einzelnes exemplar einer umfassenden gattung, der eigenname lediglich ein einzelnes individuum ohne rücksicht auf seine zugehörigkeit zu irgendeiner gattung. Allerdings wird dieser unterschied nicht ganz streng festgehalten: der familienname bezeichnet bereits die zugehörigkeit zu seiner gruppe der Fabier, der grafen Schwerin, der Müller oder Peters. Aber eigenname im vollsten sinne ist eben nur der individuelle personenname, wie er in primitiven verhältnissen jedem einzelnen als eine nur ausschließlich ihm gebührende kennzeichnung verliehen wird. Die idee oder wenn man will die fiction ist die, daß ein Siegfried oder Perikles oder Kalidasa nur einmal in der welt vorhanden sei. Erst die christlichen vornamen mit ihrer grundsätzlichen wiederholung längst schon bestehender namen haben diese vorstellung völlig zerstört, die allerdings durch den römischen gebrauch weniger wiederkehrender namen schon erschüttert war. — Weniger hat es zu bedeuten, daß der eigenname willkürlich gewählt wird, während die appellativische bezeichnung durch den sprachgebrauch vorgeschrieben ist. Doch mag damit immerhin die größere freiheit der lautlichen umgestaltung zusammenhängen, die wir als ein kennzeichnendes moment schon erwähnt haben: wer sein kind Friedrich nennen kann, kann es schließlich statt dessen auch Fritz oder sogar Fitti u. s. w. nennen.

Ist damit die genetische verschiedenheit angegeben, so liegt die des zwecks darin, daß ein appellativum eine person oder einen gegenstand in beliebiger entfernung von demselben benennen soll, während der eigenname wenigstens zunächst vorzugsweise der benennung in unmittelbarer nähe dient. Oder anders ausgedrückt: der eigenname dient ganz vorzugsweise dem anruf, der anrede; daneben selbstverständlich auch der benennung in dritter person. Er wird unendlich oft als subject oder object fungieren (wogegen er prädicativische verwendung nur bei übertragener bedeutung annehmen kann: *der sanfte könig konnte zu einem Nero werden . .*); aber noch viel häufiger wird er in der lebendigen rede im vocativ stehen, d. h. in einer constructionsfreien isolierten verwendung. Und in seiner art behält er immer etwas vocativartiges.

Gleich hier ist zu bemerken, daß es eine klasse von appellativen gibt, die sich nach ihrem wesen und daher auch nach ihren syntaktischen eigenheiten mit den eigennamen berühren. Es sind diejenigen, die wir 'titel' nennen ohne uns mit der anwendung dieses terminus an die staatlich-officiellen titel zu binden. Die übereinstimmungen sind so groß, daß wir die titel als anhang zu den eigennamen behandeln müssen; denn freilich gelten die regeln der einen nicht einfach für die andern auch. — Überhaupt aber gibt es natürlich wichtige beziehungen zwischen den eigennamen und den appellativen, und diese müssen neben der heraushebung der unterschiede ebenfalls kurz erörtert werden.

Zunächst nehmen die eigennamen schon äußerlich an manchen eigenheiten der nomina teil: sie werden decliniert, d. h. sie haben eine durch casusbildung charakterisierte wortbeugung; sie nehmen attribute und appositionen an und werden als den substantiven verwandt schon durch die großen anfangsbuchstaben unserer orthographie gekennzeichnet — oder vielmehr umgekehrt die substantiva werden durch die majuskel neben die eigennamen gestellt, die ja in anderen sprachen allein dies kennzeichen der isolierung aus dem gewöhnlichen wortmaterial besitzen.

Über diese allgemeine einordnung in die kategorie der nomina und speciell der substantiva hinaus findet zwischen eigennamen und anderen wortkategorien ein lebendiger aus-

tausch statt, wie er etwa auch zwischen infinitiven und verbalabstracten (vgl. meinen aufsatz 'Erstarrte infinitive', Zs. f. d. unt. 8, 152) die innere verwandtschaft verrät: es gibt auch im sprachleben keine bastardierung ohne einige blutähnlichkeit!

1. Eigennamen gehen in appellativische verwendung über:

a) durch zusammensetzung mit appellativen: besonders in der namengebung der reklame. Beispiele vor allem beliebt, um mich kaufmännisch auszudrücken, im delicateßwarenhandel und der bekleidungsindustrie: Luccaaugen, Pücklereis — Lutherrock, Gretchenzopf; auch Italienerwaren steht nahe. Hieraus entwickeln sich leicht

aa) formen, bei denen der entstellte namenteil wie ein beliebiger anderer wortstamm wirkt: Tramway für Outramway,

bb) gebrauch des namensbestandteils allein, so daß tatsächlich ein eigenname als appellativ fungiert: Havelock, Spencer, Sandwich. Ebenso wird der name appellativisch für das werk gebraucht: *gib mir den Pape her* für Papes wörterbuch; oder für die danach benannte gattung: *eine Marschall Niel* im sinn von: *eine rose der gattung, die nach dem Marschall benannt ist;*

b) indem sie als wurzeln bei neuer wortbildung, namentlich von verben, benutzt werden: boykottieren, verhegelt, Tontine (eine form der lebensversicherung, nach dem Abbate Tonti benannt) u. dgl.

2. Eigennamen werden titel: aus dem namen Julius Caesar erwächst der titel kaiser, zar; ähnlich auch die biblische verwendung von Pharao.

3. Titel werden eigennamen: August; ebenso titelartige beinamen wie im norden der kaiser Karls: Magnus.

4. Substantiva werden titel: italienisch podesta, eigentlich 'macht' als bezeichnung des höchsten executivbeamten mittelalterlicher städte; etwas anders in dem überall verbreiteten gebrauch der titelanreden für den titel selbst: Majestät haben geruht . . .

5. Substantiva werden eigennamen: wohl immer nur auf umwegen, wie wenn das spanische nationalheiligtum der 'Jungfrau vom Pfeiler' in Sevilla zu dem mädchennamen *Pilar* (über die patenanrufung der Madonna del Pilar) geführt hat.

Diese aufs geratewohl aufgerafften beispiele sollen nur den verkehr zeigen, der zwischen eigennamen und appellativen (sowie substantiven überhaupt) herrscht und bei dem die titel wieder eine mittelstellung einnehmen. Dieser verkehr ist dadurch ermöglicht, daß der absolut isolierende gebrauch der echten eigennamen sich mit dem relativ isolierenden der substantiva berühren kann: namen werden wie appellativen gebraucht, sobald nicht die einzelne persönlichkeit allein gemeint ist, sondern ein aus ihrem wesen erwachsener begriff (*ein*

Lessing); appellativa erhalten die bedeutung von eigennamen, wenn sie auf ein nur einmal vorhandenes individuum angewandt werden (*Gott*).

Die eigennamen als bezeichnungen einer einzigen persönlichkeit (oder, seltener, eines tieres oder gegenstandes: namen von pferden, hunden, waffen, schiffen) haben nun folgende syntaktische eigenheiten, bei denen wir die verwandten erscheinungen bei titeln oder namenartig verwandten substantiven gleich miterwähnen:

1. Der eigenename nimmt keinen artikel an.

Das appellativum, als bezeichnung eines einzelnen exemplars einer gattung, nimmt grundsätzlich den artikel; ist dieser doch von haus aus nichts anderes als das mittel, aus einer größeren gruppe einen einzelnen gleichsam herauszufischen. Daher kann er auf zweierlei weise angewandt werden: entweder, um ein bestimmtes exemplar herauszuholen (*der mann,* eigentlich soviel wie *dieser mann*), oder um irgendein exemplar herauszugreifen (*ein mann*). Aber nur der bestimmte artikel scheint schon in idg. zeit wenigstens präformiert zu sein, wie die übereinstimmung des griechischen und deutschen zeigt; der unbestimmte ist aus der abschwächung des zahlwortes erst spät, aber mit innerlich bedingter notwendigkeit erwachsen. *Unus homo nobis cunctando restituit rem* kann überall werden: *Uns hat ein mann gerettet, der zur rechten zeit zu zögern verstand.* Allmählich hat freilich auch hier der systemzwang gewaltet und den artikel auch da durchgesetzt, wo er z. b. got. noch nicht erfordert wurde (dauþus — der tod). Doch auch jetzt noch, obwohl er ein allgemeines 'rangzeichen' des substantivs geworden ist, kann oder muß er fehlen, wenn der begriff der mehrgliedrigen gattung ausdrücklich verneint wird — entweder indem nur ein exemplar angenommen wird (*Gott ist groß,* aber *der heidengott konnte ihnen nicht helfen; der Gott, der eisen wachsen ließ,* wo der begriff in mehrere personen zerlegt wird) oder aber von der zerlegbarkeit abgesehen wird (*gold gab ich für eisen*). Im ersten fall kommt das appellativum dem eigennamen, wie schon erwähnt, sehr nahe: *Allah ist groß* sagt nichts anderes; oder dem titel, dessen inhaber für den sprechenden nur einmal existiert: *vater hat's erlaubt,*

meister muß sich immer plagen. Aber auch im zweiten fall wird die gesamtmasse des vorhandenen goldes, wassers, blutes wie etwas nur einmal vorhandenes aufgefaßt und mit einem einzelnamen etikettiert: *blut ist ein ganz besonderer saft* ist ganz dieselbe construction wie *Karl ist ein ganz besonderer Karl!*

Wie sehr aber trotzdem der artikel jetzt das kennzeichen der substantiva geworden ist, zeigt besonders deutlich der umstand, daß mit seiner hilfe die substantivierung der adjectiva vollzogen wird. Ein adjectiv wird zur bezeichnung einer person durch den männlichen oder weiblichen, eines begriffs durch den sächlichen artikel: der gute, die schöne, das wahre. Sogar neben dem eigennamen muß das adjectiv diese stärkung seiner haltung annehmen: Karl der große, eine specifische eigennamenconstruction (s. unten) weil das adjectiv immer prädiciert (auch das attribut ist nur ein ein verschlucktes prädicat), der eigenname sich aber dem prädicat völlig versagt und daher neben sich wohl substantiva verträgt, deren eigentliche aufgabe ja auch ist subject und object zu stellen, aber kein reines eigenschaftswort.

Wenn also das substantivum principiell den artikel nimmt, lehnt der eigenname ihn ebenso grundsätzlich ab. Man kann ganz allgemein formulieren: das substantiv kann den artikel nur dann entbehren, wenn es in der art eines eigennamens gebraucht wird; der eigenname kann den artikel nur dann annehmen, wenn er in der art eines appellativs verwandt wird. In fällen wie *mutter hats erlaubt, königs geburtstag* wird der titel, in fällen wie *wasser ist das beste* das appellativ wie ein eigenname gebraucht: als ob es nur einmal in der welt etwas gäbe, das mit dieser lautgruppe benannt wird. Umgekehrt liegt eine annäherung des eigennamens an den appellativen gebrauch überall vor, wo wir ihn mit dem artikel verbinden:

a) der eigenname erhält den artikel, wenn nicht die persönlichkeit gemeint ist, sondern ein aus ihrem wesen gezogener begriff. *Ein Lessing müßte kommen; ein mann wie Lessing einer war. Seine kraft brach sich an der eines Gregor.* Natürlich hat diese verwendung einen ziemlich weiten spielraum; je nachdem wie weit die abstraction vollzogen wird. *Der Tell holt ein verlorenes lamm vom abgrund* (ich bediene mich, wie

üblich, vorzugsweise der beispiele Erdmanns): da faßt Tell sich selbst als eine persönlichkeit von besonderer art. Aber *ich kanns und wills nicht fassen, daß mich der Max verlassen will*: da überwiegt die vertrauliche kennzeichnung der person (vgl. unten b) die typische bedeutung, obwohl man auch hier umschreiben kann: *ein Mann wie Max.* — Es ist klar, daß hier eine umwandlung aus dem einzigen in das typische stattfindet: *ein Lessing* ist ein exemplar aus der gattung der durch gewisse eigenschaften ausgezeichneten persönlichkeiten; *der Tell* ist der charakteristische vertreter einer solchen, etwa wie für Emerson Goethe *der Seher* ist.

b) Der eigenname erhält den artikel, wenn zwar die einzelne persönlichkeit gemeint ist, dieselbe aber gleichzeitig in einen allgemeineren zusammenhang eingereiht wird.

So ist die vorzugsweise der volkstümlichen oder geradezu vulgären rede angehörende verwendung des artikels bei eigennamen zu erklären, die der nennung einen familiären ton gibt. *Der Franz, der Karl:* besonders in dem überhaupt 'gemütlicher' redeweise zuneigenden Österreich auch in gepflegterer sprechweise üblich. Entsprechend in der dichtung, wo sie volkstümliche töne anschlägt: *der Noah war ein kluger mann.*

Über die entwicklung dieser ausdrucksform scheint näheres nicht bekannt zu sein; wenn aber Erdmann (§ 35) den gebrauch erst in nhd. zeit häufiger nennt, so wird wahrscheinlich (wie gerade in der syntax oft) der gebrauch zu schnell mit der überlieferung gleichgesetzt; denn in den ahd. und gar mhd. quellen ist für eine so formlose redeweise kaum platz. Das aber ist gewiß richtig, daß sie in neuerer zeit zugenommen hat. Denn auf die vornamen, die genau genommen (s. unten) die allein echten eigennamen sind, hat gewiß das beispiel der vaternamen gewirkt, bei denen der gebrauch des artikels (wie des plurals) sich schon aus ihrem vielfach appellativen sinn erklärt: *die Schulzin, die Müllern* waren lange standesbezeichnungen gewesen, ehe es personennamen wurden. Ähnlich bei patronymicis: *der Petri* wie *der Pelide.*

Überall aber geht diese benennungsart aus der einreihung in eine gruppe oder klasse hervor. Von verschiedenen kindern, freunden, nachbarn wird *der Karl, der Müller* herausgegriffen; wenn gleich nachher derselbe mann auch isoliert so gerufen

werden mag. Aber noch heute ist der unterschied fühlbar. *Der Hans ist es gewesen,* nicht der Franz oder der Peter, die es ebenso gut hätten sein können; aber emphatisch: *Karl ist es gewesen,* ein individuum, neben dem im augenblick kein zweites in betracht kommt.

c) Eine völlige formelle einordnung der eigennamen in die kategorie der substantiva findet statt, wenn zum zweck einer deutlichen flexion die namen in den obliquen casus mit dem flectierten artikel verbunden werden.

Dieser gebrauch, im 17. und 18. jh. beliebt, setzt die artikelsetzung bei eigennamen bereits voraus (vgl. Erdmann § 36). Denn sie ist an sich völlig überflüssig; kommen wir doch wieder ganz gut aus, ohne *der Helenen Geburt, er kaufte den Äsopum,* zu sagen, was uns sogar komisch klingt, wogegen wir den artikel ohne declination der eigennamen (vgl. unten) beibehalten haben, wo es der deutlichkeit dient: *der Martha viel zu schaffen geben.* Um dieser deutlichkeit willen also bemächtigten sich die beiden jahrhunderte der pedanterie der möglichkeit, den namen mit dem artikel auszustatten, und behandelten ihn nun ganz wie ein declinables substantivum; ist es doch die gleiche tendenz (wie ich früher einmal gezeigt habe), der der namenswitz seine macht überhaupt und seine besondere beliebtheit bei den romantikern verdankt: das sprachfremde material soll unterworfen werden; wie mit fremdworten gespielt wird, so mit eigennamen, beidemal um sie dem übrigen sprachmaterial anzuähnlichen.

d) Ortsnamen nehmen den artikel in zwei fällen:

1. wenn sie als appellativ gelten (Erdmann § 38);

Daß fluß-, wald- und bergnamen gern mit dem artikel gebraucht werden, länder und städte nicht, hat Wunderlich (Deutscher Satzbau s. 127) hübsch erklärt: auf berg, wald und fluß könne man deuten, während bei ländern und städten der kanzleigebrauch bestimmend wirke. Bei ländern mag das zutreffen; aber wird auf eine stadt der wanderer nicht so oft hinweisen wie auf einen berg, zumal so viele städte, weil sie auf bergen liegen, nicht verborgen bleiben können? Ähnlich meint Erdmann, die flüsse, wälder, berge würden als liebe bekannte oder vertraute gekennzeichnet; aber weshalb die vaterstadt nicht? Ich glaube, hier müssen wir realistischer

erklären. Die namen der wälder, berge und flüsse sind oft mit worten zusammengesetzt, die ihre art angeben: Böhmerwald, Schwarza, Inselberg. Von diesem appellativen bestandteil erhalten sie selbst appellativen charakter: die Schwarza ist eben 'der schwarze fluß'. Bei städten dagegen ist solche benennung viel seltener; wo es aber so steht, wird man vermutlich auch sagen: *ich gehe in die Johanngeorgenstadt.* (Aber *nach Freudenstadt,* weil hier die appellative verwendung zu mißverständnissen führen könnte.) — Im französischen sind städtenamen mit artikel viel häufiger; wir haben sie dann bald beibehalten, bald nicht: *schlacht bei Le Mans,* aber *bei Bourget.* Bezeichnend ist es, daß aus *s'Gravenhaage* zwar *der Haag* geworden ist, die genaue übersetzung aber den artikel weggelassen hat: Gräfenhainichen.

2. wenn sie wie appellativa aussehen.

Ländernamen haben, wie schon angeführt, gewöhnlich keinen artikel: 'sogar das seinem ursprung nach ganz appellative ostarrichi, das östliche Frankenreich' (Erdmann § 37). Aber die namen auf *-ie* und *-ei* erhalten ihn, weil es zahlreiche appellativa mit diesen suffixen gibt: Normandie, Türkei wie jegerie, bettelei. Das genus, das Erdmann als grund der artikelsetzung angibt, ist daher gewiß als sekundär anzusehen.

Am merkwürdigsten steht es mit dem namen *die Schweiz.* Er ist zunächst jung: der erste beleg 1320 (Egli, Nomina geographica s. 781). Viel älter sind sowohl der name der stadt (und des kantons) Schwyz als auch besonders derjenige der Schweizer; und man empfängt wenigstens von Eglis darstellung den eindruck, als sei der ländername *die Schweiz* nur eine rückableitung aus *die Schweizer* unter anlehnung an den ortsnamen. Die officielle scheidung von *Schwyz* und *Schweiz* soll erst von Johannes v. Müller (1785) stammen. Aber auch bei ihm scheint der gebrauch des artikels neben dem landesnamen noch selten zu sein. — Rein appellativisch ist die bezeichnung *die Niederlande* (während in diesem lande selbst der artikel fehlt); ebenso *die Rheinlande, die Rheinprovinz* u. dgl., aber auch *die Mark.*

e) Völkernamen erhalten für gewöhnlich den artikel, da mit ihnen ja nicht, wie bei personen- und ortsnamen, ein einzelnes individuum benannt wird, sondern wie bei appella-

tiven eine gattung, die sich in eine größere anzahl von exemplaren aufteilen läßt; daher auch im singular *der Römer*. Wo die masse als einheitlich und ungeteilt gemeint ist, fehlt der artikel gern: *Mêdi joh Persi, Griechen und Römer.* Er muß fehlen, wenn der völkernamen zum ländernamen geworden ist: Schwaben, Sachsen. Ebenso bei stammesnamen: *die Nibelungen,* aber Wasungen als ortnamen. — Man kann hier das eingreifen der logik in die syntax mit händen greifen.

Für unsere generalregel: appellativum mit, eigenname ohne artikel; und für ihre logische begründung, wonach der artikel stehen muß, wo ein exemplar aus einer gattung herauszuholen ist, aber auch nur da, geben nun schließlich noch die 'grammatischen beschränkungen des artikels' (Erdmann § 39) die besten belege — diejenigen fälle also, in denen das fehlen des artikels beim substantiv nicht, wie in den früher aufgezählten beispielen, von der beschaffenheit des betr. substantivs abhängig ist, sondern von der construction des satzes, in dem es steht.

Der artikel fehlt bei allen substantiven

1. beim vocativ. Jeder der angerufen wird, ist damit allein schon aus jeder gruppe herausgenommen. *Vater!, meister!,* aber auch *alter mann!, mein schönes kind* — das sind lauter anreden an ein einzelnes individuum, das für den augenblick allein vorhanden ist. Wenn aber mhd. gesagt werden kann: *genâde, ein küniginne,* so liegt in der anrede ein appellativisches moment; *sei mir gnädig, die du eine königin bist,* übersetzt Erdmann. Oder es liegt ein zusammenschieben des vocativs mit einer sonst geläufigen benennungsform vor: *Hagen, daz Aldriânes kint* wird so angeredet, weil an andern stellen die patronymische bezeichnung als variation für den namen oder neben ihm gebraucht wird. Übrigens ist bei dieser ausnahme auch mit den besonderen anforderungen von vers und reim zu rechnen.

2. Neben anderen demonstrativen pronominibus. Der fall berührt uns nicht näher; es wird dann eben das 'herausgreifen' von einem anderen wort als dem artikel besorgt.

3. Bei verbindung mit possessivpronominibus hat sich eine früh sichtbare tendenz erst nhd. streng durchgesetzt. Das vorangestellte possessiv, die gewöhnliche form, schließt den

artikel aus: *mein vater, meine gesellen;* das nachgesetzte, nur der dichtung altertümlich-naiven tons angehörige, erfordert ihn: *der vater mein, die liebste mein.* Ahd. konnte man noch sagen: *ther min fater.* Aber meinen vater gibt es eben nur einmal. Sage ich dagegen *der vater mein,* so kommt zuerst die appellativische bestimmung, und diese verlangt den artikel; also: derjenige vater, der zu mir in diesen beziehungen steht: nicht anders als *der vater traut.*

4. Bei verbindung mit abhängigem genetiv: ein ganz ähnlicher fall. Wenn der genetiv voransteht, fehlt der artikel: es wird ja auch eine art possessivverhältnis ausgedrückt. *Karls krieger, des königs soldaten, Raffaels nebenbuhler* — überall isolierende kennzeichnung einzelner persönlichkeiten, die in ihrem verhältnis wiederum zu einer einzelnen persönlichkeit, nicht allgemein, betrachtet werden. Dagegen *die krieger des königs* — bestimmte exemplare der gattung herausgegriffen und näher bezeichnet. Freilich wirkt hier das bedürfnis mit, bestimmte und unbestimmte nennung zu unterscheiden: *krieger des königs* sind nur beliebige einzelne vertreter der gattung.

5. Aus einer periode, in der der artikel noch fehlte oder mindestens nicht obligatorisch war, stammt die neigung, formelhafte verbindung mehrerer substantiva ohne artikel zu lassen (vgl. Erdmann § 44). *Berg und tal, land und leute, herz und hand* sind gar keine appellativa mehr; die worte werden ganz allgemein gebraucht, ohne die vorstellung, daß es verschiedene berge, herzen, hände gibt: die verwendung kehrt zu der alten eigennamenartigen von *himmel* und *gott* zurück.

Ist somit der artikel als das wichtigste reagenzmittel für appellativischen gebrauch erwiesen, so gibt das tüpfelchen aufs i der umstand, daß die titel als 'halbe eigennamen' an der titellosigkeit teilnehmen, wo sie zu eigennamen in besonders enge verbindung treten. Der eigenname widerstrebt dem artikel so stark, daß er einem neben ihm stehenden titel den artikel entzieht: *kaiser Karl, Dr. Luther;* ganz allgemein bei anredetiteln, wo der vocativische gebrauch mitwirkt: *bruder Martin, frau Märthe, herr Schulze.* Und so denn auch *herr professor,* und zwar auch dies nicht bloß in der wirklichen anrede, sondern auch im devoten stil: *herr professor sagte* (oder *sagten*).

Zeigen sich die entgegengesetzten eigenheiten von eigennamen und appellativen (sowie anderen substantiven) im artikelgebrauch am stärksten, so sind sie doch auch bei anderen syntaktischen regeln zu beobachten.

2. Eigennamen besitzen keinen plural.

Es steht hier ganz ähnlich. 'Eigennamen sind ihrer natur nach singularia, weil sie wenigstens zunächst nur einer individuell bestimmten persönlichkeit oder örtlichkeit gegeben werden' (Mensing-Erdmann II, § 13). Die form ist ein singulare tantum, weil der träger eins ist: genau wie jene auch des artikels entbehrenden worte *gott* oder früher auch *himmel, tod* u. dgl. singularia tantum sind, weil man sie sich (wenigstens ursprünglich) nicht mehrmals existierend vorstellen kann. So bezeichnet auch der eigenname eine einzig vorhandene persönlichkeit (oder einen gegenstand von fast persönlichem charakter, der eben durch verleihung eines namens ganz dicht an die sphäre der menschen herangezogen wird: pferde, hunde, schiffe, waffen, insbesondere schwerter; den ortsnamen nahestehend namen von häusern und burgen).

Der idg. name insbesondere hat den ehrgeiz, schon formell die einzigkeit seines trägers zu symbolisieren: dazu wird er in jedem einzelfall neu gebildet, wenn auch aus gewissen ein für allemal ausgewählten elementen. Eine ausnahme macht nur die merkwürdige römische namengebung, die jedes individuum appellativisch in eine gattung (die gens) einschiebt und dem einzelnen angehörigen der gruppe der Fabier oder Cornelier nur das almosen eines typischen vornamens läßt — ein zustand übrigens, auf den wir nahezu, nur mit ungleich größerer namensfülle, zurückgekehrt sind. Sonst aber gilt für die Indogermanen, wie übrigens wohl für alle ursprünglichen völker, die regel: ein neuer mensch, ein neuer name. Die einzige ausnahme, die typische wiederkehr von namen in der descendenz besonders vornehmer familien (fast stets in der form der wiederholung des großväterlichen namens bei dem ältesten enkel) hat ja ihren guten sinn: hier soll eben kein neuer mensch erscheinen, sondern der ahne wiederkehren — ist ja doch der brauch geradezu mit dem glauben an seelenwanderung in verbindung gebracht worden, wenn auch dagegen spricht, daß der eponymus nicht immer verstorben zu sein braucht.

Die regel gilt natürlich nur für echte personennamen oder, wie wir hier lieber sagen sollten, individualnamen. Der 'vatersname' gehört ja gleich mehreren, den verschiedenen söhnen desselben vaters; er hat sofort etwas appellativisches, das beim stammesnamen (oder völkernamen) noch deutlicher hervortritt. Bei den späteren familiennamen kommt hinzu, daß sie auch der bedeutung nach vielfach appellativisch sind, und zwar gerade die häufigsten: die Müller, Schulze, Schmidt haben wie an der ausstattung der namen mit dem artikel so an der mehrheitsbildung ihren guten anteil. Überhaupt aber mußten die neuen moden der namengebung, die bald zu principien wurden, auch auf deren syntaktischen gebrauch einfluß ausüben. Daß zwei personen den gleichen namen führten, konnte früh begegnen; die sage hat in den beiden Isolden ein berühmtes beispiel. Die isländische sitte, sich nach Thor zu benennen, spielt der christlichen namengebung bereits vor. Ohne häufige fälle von synonymität wären auch schwerlich die beinamen so beliebt geworden: Siegfried der junge neben dem alten; fälle, die so häufig waren, daß Delbrück (IF 26, 18 f.) den ursprung der schwachen adjectivflexion auf sie allein begründen will — eine fast zu weit gehende anerkennung der syntaktischen bedeutung der eigennamen! — Aber erst nachdem an die stelle der namenschöpfung die namenentlehnung getreten war, wurde die namensgleichheit zur typischen erscheinung. Die benennung nach berühmten geschlechtsgenossen, dann nach christlichen heiligen, endlich auch nach sagenhelden, bringt vielfach namensgenossen in berührung, und so kann denn die zählung nicht ausbleiben: zwei Heinriche, die drei Hänse; so schon im Hel. *Judasos twêna.* Das wird noch verstärkt durch die officielle zählung gleichnamiger regenten, die wohl erst von den päpsten (und bischöfen) zu den fürsten gekommen ist: Denn wenn ein nachfolger des papstes Lucius sich auch diesen namen beilegte, war es noch metaphorisch gemeint: ich will ein mann wie Lucius sein; wogegen die sächsischen Ottonen oder die venetianischen Anafesti nur eben einen im geschlecht gehegten namen einbrachten.

Bei der typischen verwendung ist natürlich der plural (wie der artikel) ohne weiteres möglich: *sint Maecenates, non deerunt Flacce Marones! Ein Bismarck täte uns not! — der*

Bismarck Piemonts — einer von unseren Bismarcks. Doch wird nhd. auch in solchen fällen der plural gern durch umschreibung ersetzt (vgl. Mensing a. a. o.): *viele fürsten namens Heinrich, eine frau wie Helena.* Es wird sogar mit verletzung der congruenz der eigennamen im singular neben dem im plural stehenden artikel gebraucht: *diese Domingo,* was Mensing verwirft, ohne die bedeutung der construction zu würdigen, in der sich das widerstreben des eigennamens gegen die oft doch unvermeidliche appellativische verwendung so deutlich verrät!

Wir müssen uns wieder fragen, wie zu der frage des plurals sich die titel stellen. Im allgemeinen schlägt ihre appellativische natur durch: principiell kann natürlich von jedem titelwort die mehrzahl gebildet werden. Es ist sogar unvermeidlich, da der titel ja an sich eine gewisse rangordnung und somit die zugehörigkeit zu einer gruppe ausdrückt; was nicht bloß von den officiellen titeln gilt, sondern auch von bezeichnungen relativer rang- und größenverhältnisse, wie *flecken — dorf — stadt.* — So hat also der titel für gewöhnlich seinen regelmäßigen plural, und das auch bei übertragener bedeutung. Wenn Goethe sich fragt und antwortet:

> 'Warum denn wie mit einem besen
> wird so ein könig hinausgekehrt?'
> Wären's könige gewesen,
> sie standen alle noch unversehrt

so wird das erste mal das wort im eigentlichen sinn gebraucht: die flüchtigen Napoleoniden hatten in Frankreich, Spanien, Westfalen den königstitel geführt. Das zweite mal dagegen im übertragenen sinn: wären die Joseph und Jerome solche männer gewesen, wie könige sein sollen . . . Und doch steht gerade das zweite mal der plural.

Er wird vermieden, wenn der titel mit dem namen zu einer einheit verschmilzt. In diesem fall kann sogar die declination unterbleiben: *künec Artûses* im genetiv (Erdmann § 34). Ebenso der plural: *die könig Wilhelm sind selten!* Aber auch sonst wird die mehrzahl vermieden, wo es sich um eine rein persönliche anwendung des titels handelt. Wir sagen unbedingt: *alle generäle; die beiden obersten; unsere leutnants.* Aber nicht gern: *sie sind inzwischen beide obersten geworden,* sondern: *oberst,* oder mit umschreibung: *zu obersten,* besser:

zum oberst avanciert. Denn in dem fall: *beide sind inzwischen generäle geworden* ist mehr der rang gemeint als der titel; wo wir diesen mit der uns bekannten persönlichkeit verbinden wollen, sagen wir gleichsam in versteckter anredeform: sie sind inzwischen beide *general* geworden. — Gleichwohl bleibt zuzugestehen, daß in diesem punkte die titel den eigennamen ferner, den appellativen näher stehen als sonst.

3. Der eigenname ist in weiterem maße veränderlich als das substantiv.

Diese regel scheint der vorigen zu widersprechen. Denn indem der eigenname die pluralbildung verweigert oder doch einschränkt, ist er ja weniger veränderlich als ein declinables nomen mit regelmäßiger pluralbildung. Ferner könnte es scheinen, als gehöre diese lautliche oder flexivische frage nicht in die syntax der eigennamen. Auf den ersten einwand ist indessen zu erwidern, daß es sich eben um eine beweglichkeit der namen handelt, die mit der flexion, d. h. der regelmäßigen verbindung bestimmter syntaktisch bedingter wortformen zu einem paradigma nichts gemein hat. Die eigennamen haben vielmehr die eigentümliche fähigkeit, sich zu vervielfältigen, indem allerlei mehr oder minder gesetzmäßige 'koseformen' entstehen, deren jede wie die urform selbst behandelt wird, Johannes wird Hans, Elisabeth Else, Lisa, Lieschen, Betty u. s. w. Hier kommt die 'nebensprachliche' art der eigennamen wieder zur erscheinung: Niemand könnte aus einem appellativ in solcher weise synonyma bilden. Und gleichzeitig wächst in dieser vervielfältigung der namen eine erinnerung nach an die alte zeit, wo noch jedes menschenexemplar seinen eigenen namen führte . . .

In den zusammenhang unserer betrachtungen aber gehört die erscheinung, wenn sie auch zunächst in das departement der wortbildungen verwiesen ist, aus zwei gründen:

a) Auch hier berühren sich name und titel. Die gleiche eigenheit, die ja auch bei den namen vorzugsweise auf die volkstümliche redeweise beschränkt ist, liegt auch in den beliebten umbildungen von titeln vor: *direx* für *direktor, polyp* für *polizist* und ähnliches, was sich schon dem rotwelsch nähert. Aber auch die neigung, die titel durch fremde bezeichnungen zu ersetzen, gehört hierher, Gustav Freytag nennt seinen

herzog fast regelmäßig *dux* (ohne artikel); in England betitelt man gern den vater als *governor*, die mutter neuerdings als *mater* (mit und ohne artikel). So wird der vater, der herzog gewissermaßen aus der officiellen benennung in eine mehr private, familiäre versetzt.

b) Andererseits werden die so geschaffenen variationen gern benutzt, um die metaphorische bedeutung auf die entstellten formen abzuschieben. *Hinz und Kunz* bedeutet: irgendwer, der keinen besonderen namen trägt; sonst hieße er wenigstens Heinrich oder Konrad. Ebenso ist *Metze* ganz zum appellativ geworden, ähnlich *Urschel* oder in zusammensetzungen *ein traumhans,* freilich auch *ein nörgelpeter.*

4. Der eigenname allein kann unverbunden neben anderen satzteilen stehen.

Dies ist wieder ein hauptpunkt, neben der artikellosigkeit sogar der hauptpunkt.

Der fortschritt der sprachlichen organisation besteht in der immer intensiveren gegenseitigen abhängigkeit der satzteile. In irgendeiner weise zeigt jedes wort an, daß es im status constructus steht: das verbum und das nomen durch seine formen, die partikeln durch ihre stellung. Niemals stehen in einem grammatisch fertigen satze zwei worte beziehungslos nebeneinander. Sie werden an- und ineinander gebogen, ineinander geflochten, und so nicht bloß die worte, sondern auch die sätze.

Drei klassen von worten bilden eine ausnahme von dieser regel und stehen unverbunden im satzgefüge:

a) die interjectionen, die formlos eingeworfen werden und auf diese weise lose parenthesen bieten: *Doch ach! schon war es zu spät!* Nur ganz selten werden sie durch conjunctionen eingebaut: *Aber ach!* Wenn sie aber selbst casus oder adjecte zu regieren scheinen, geschieht es wohl stets auf dem umwege über eine versteckte substantivierung: *Wehe mir! Pfui über dich!*

b) die vocative werden ebenfalls ungefügt in das gefüge eingeworfen: *Glaubt mir, freunde, es gab bessere zeiten!* In beiden fällen kann der ausruf oder der anruf aus dem satz herausgenommen werden, ohne daß sich sonst etwas darin ändert.

Die interjectionen sind ein überbleibsel der noch nicht artikulierten, untermenschlichen rede; mit den eigennamen teilen

sie eine relative unabhängigkeit von der lautentwicklung, weil sie immer von neuem erzeugt werden. Die vocative vertreten einen zustand des nomens, der der eigentlichen casusbildung vorausliegt und den ursprünglichen zweck der sprache in unmittelbarer anrede noch verrät. Beide kategorien stehen neben anderen als atavismen, die eine syntaktisch, die andere syntaktisch und lautlich formlos. Die dritte klasse, die verglichen werden kann, sind die formell und syntaktisch viel weiter entwickelten eigennamen.

c) die eigennamen können nur in der form der anrede in den satz eingeworfen werden; in dieser hinsicht also unterscheidet sich ein parenthetisches *Karl* nicht von ebensolchem *vater!* oder *mein vater!* Es sind nur eben tatsächlich fast ausschließlich einerseits eigennamen, andererseits titel, die in der anrede gebraucht werden; und jedes vocativisch verwandte appellativ nimmt sofort etwas titelmäßiges an, d. h. eine art von einordnung in eine feststehende rangordnung wird dadurch ausgedrückt: *Tritt her, missetäter!*

Aber das eigentliche kennzeichen der relativen satzfreiheit der eigennamen besteht nicht in ihrer losen stellung im satz überhaupt, sondern in ihrer fähigkeit, unverbunden neben anderen worten zu stehen. Eine solche formlose verkoppelung zweier worte ist nur bei eigennamen und titeln möglich.

Es handelt sich nur um substantivische bildungen. Das adjectiv fügt sich dem eigennamen wie jedem anderen hauptwort an und verrät seine zugehörigkeit durch die congruenz: *guter Paul!* Das verb kann natürlich erst recht nicht dem etwa als subject gebrauchten eigennamen gegenüber sich anders als sonst verhalten; auch nicht die durch ihre stellung charakterisierte partikel. Es bleiben folgende fälle:

1. Mehrere eigennamen nebeneinander.

aa) Personennamen gehäuft. Die älteste form ist wohl die des alternativnamens: dieselbe persönlichkeit wurde mit dem eigentlichen namen benannt oder mit einem spitznamen: *Henricus qui et Eselescop* oder mit einem alten und einem neuen namen, wie bei den hellenisierenden Juden. Dann werden beide namen zugleich gebraucht. Aber die mode der doppelnamen ist jung; sie scheint aus dem 16. jh. zu stammen und hat unzweifelhaft ihren ursprung in fürstlichen kreisen,

wo ein gemeinschaftlicher lieblingsname des geschlechts durch einen zusatz verlängert wurde: Johann Georg, Johann Friedrich. Dazu kam in katholischen ländern wohl noch die wahl mehrerer paten. — Ebenfalls in fürstlichen kreisen ward am ausgang des 18. jh.'s dann auch die dreinamigkeit vornehme mode: Karl Wilhelm Ferdinand. Sie ist glücklicherweise nicht durchgedrungen; doch wird der österreichische thronfolger wieder Karl Franz Joseph genannt. Die doppelnamen aber herrschen gerade jetzt, besonders unter den mädchen: nichts als Annemarie und Anneliese! Übrigens läßt diese neigung zur verschmelzung daran denken, daß vielleicht auf die neue mode auch ein wenig das vorbild der alten in sich zweiteiligen namen eingewirkt hat; denn jetzt wird ein *Friedrich* als einteilig empfunden, so daß erst *Karl Friedrich* einem alten zusammengesetzten eigennamen entspricht.

Auch ortsnamen können doppelnamen führen, sei es durch verbindung alternativer namen: Nowawes-Neuendorf, sei es durch verschmelzung der namen ursprünglich getrennter orte, wie wenn wir Garmisch-Partenkirchen als einheit behandeln, oder endlich durch hinzutritt einer unterscheidungsmarke: Baden-Baden.

In derselben weise werden dann auch in officieller weise die namen von städten, die landesteile vertreten, oder wirklich von ländern verbunden: Sachsen-Coburg-Gotha, Elsaß-Lothringen.

Nirgends ist hier ein bindemittel nötig; die namen werden aneinander gerückt wie nominalstämme in uneigentlicher composition, doch noch selbständiger.

bb) Personen- und vatersnamen. Hier hat sich die juxtaposition erst aus der subordination entwickelt — eine besonders bezeichnende erscheinung, da ja sonst der gang der entwicklung gerade der entgegengesetzte ist! Aber erst standen die beiden eigennamen in der normalen fügung zweier verbundener nomina, nämlich das abhängige im genetiv: *Petrus Olai*; dann erst wird das formelhaft gewordene *Petri* oder *Petersen* unverbunden beigegeben.

2. Eigennamen und titel nebeneinander.

Für die höflicheren perioden ist das obligatorisch: Hartman von Aue sagt nie *Artus,* immer *künec Artus.* Eigentlich ist hier ein doppelsatz verschmolzen: der könig, der Artus hieß ...

Der titel wird vorangestellt, wenn er nur aus einem appellativ besteht: könig Cyrus; dagegen bei größerer beschwerung nachgestellt: Karl, könig von Schweden. Doch kommt auch die ausdehnung der ersten stellung auf die zweite construction vor: könig Karl von Schweden; und regel ist sie bei solchen titeln, die den charakter von familiennamen angenommen haben: graf Günther von der Schulenburg. Der unterschied besteht darin, daß der längere titel stärker individualisiert und daher nicht wie das bloße titelwort mit dem namen verschmolzen werden kann.

Ein wichtiger einzelfall der verbindung von titel und namen ist der gewisser 'genetive identitatis', über die Schuchardt jüngst so anregend und bedeutend gehandelt hat (vgl. Arch. f. n. spr. 130, 184): fälle wie *die stadt Rom,* bei denen die lockere verbindung vielleicht ihren ausgang nahm, die dann zu constructionen führte wie *die schar der soldaten.* Jedenfalls begegnen solche verbindungen, bei denen dasselbe zweimal ausgesagt wird, am häufigsten dann, wenn die tautologie einmal unter dem gesichtspunkt des namens ausgesprochen wird, das andere mal unter dem des titels; ist doch *Wilhelm deutscher kaiser* eine ganz ähnliche verbindung!

Nach der analogie solcher verbindungen entstehen dann unter englischem und besonders französischem einfluß die bekannten verbindungen wie *der fall Wagner,* also

3. eigennamen und appellativa nebeneinander.

Die firma Cotta, der concurs Wertheim: dinge benannt, eigentlich nicht anders als früher *das roß Grane,* wobei aber das appellativ titelartig stand.

4. Titel mit titel.

Die erste stufe bildet die verbindung eines allgemeinen anredetitels mit einem speciellen titel: herr vater, frau mutter, herr könig, meister buchbinder. Die zweite besteht wieder aus dem aneinanderrücken von alternativtiteln: fürst erzbischof. Aus dem umstande, daß der unglücksminister Philipps IV. von Spanien, Olivarez, mit vorliebe 'el conde-duque' der graf-herzog, genannt wird, möchte ich schließen, daß diese cumulationsart erst damals und dort aufkam. — Die dritte stufe ist die überwindung der coordination durch wirkliche composition: der prinzregent (nach englischem vorbild), d. h. der in regierender stellung

sich befindende prinz (während es im England der königin Victoria und des prinzen Albert gerade das gegenteil hieß!).

Mit diesen vier punkten: verweigerung des artikels, seltenheit des plurals, fähigkeit zur umgestaltung, möglichkeit der unverbundenen nebeneinanderstellung, scheint mir die summe der syntaktischen eigenheiten der eigennamen und der ihnen verwandten titel erschöpft. Andere eigenheiten sind aus ihnen abzuleiten. So wenn wir den genetiv von appellativen nur in gesteigerter rede seinem regierten nomen vorstellen, aber den von titeln oft, den von eigennamen immer: der brief des oheims — des königs wort — Karls auftrag. Offenbar hängt das mit der artikelfrage zusammen. *Karls wort* ist dasselbe wie *des kaisers wort* und beide wendungen sind emphatisch, weil normalerweise das appellativ voranstehen müßte; der gebrauch des eigennamens erhält aber an sich leicht eine besondere betonung.

Aus unserer darstellung geht hervor, daß vielfach die syntaktischen eigenheiten der eigennamen sich erst in der nhd. zeit völlig entwickelt haben. So konnte die artikellosigkeit naturgemäß kein kennzeichen sein ehe sich der artikel beim substantiv zu dessen rangzeichen entwickelt hatte; oder eigenartige stellungen nicht, so lange die wortstellung noch eine verhältnismäßig freie war. Aber vielfach fanden wir die tendenz wenigstens schon früh angedeutet. Im übrigen hat es nichts auffallendes, daß die neuere zeit wie in anderen fällen so auch in diesem den logischen gesichtspunkt immer schärfer herausgearbeitet hat. Und ihn in einigen syntaktischen problemen wirksam zu zeigen, war die hauptaufgabe dieses aufsatzes. Außerdem wollte ich auch erneut auf die wichtigkeit der inhaltlichen kategorien für alle teile der grammatik hinweisen, auch für lautlehre und flexionslehre, vor allem freilich für die syntax. Doch das ist ja eine problemenreihe, die von der der logik in der sprache gar nicht zu trennen ist!

BERLIN, 12. juli 1914. RICHARD M. MEYER.
(† 8. october 1914.)

SA QIMANDS — SA QIMANDA.

F. Sommer hat Beitr. 37, 481 versucht zu bestimmen, wann die eine, wann die andere form im gotischen gebraucht werde. Er kommt zu dem ergebnis, es sei der typus *sa qimanda* der n. sg. m. eines particips futurischer praesentia.

Ich kann mich des eindrucks nicht erwehren, daß dieses ergebnis nur mit hilfe von zum teil recht gesuchten auslegungen zustande gekommen ist. Aber ich will annehmen, daß die futurischen übersetzungen durchweg richtig seien. Indes für *sa brigganda* Matth. 7, 13. 14 hat Sommer selbst eine futurische übersetzung nicht versucht; er beruft sich vielmehr darauf, daß *briggan* als perfectivisches praesens an sich futurischen sinn habe. Daß jedes perfectivische praesens diese bedeutung besitze, ist jedoch neuerdings von Rodenstock, wie ich glaube mit recht, bestritten worden (IF 22, 402 ff.). Und Sommer hat selber den gegenbeweis geliefert: er bespricht s. 483/84 vier belege für *sa atnimands* 'mit klarer gleichzeitigkeitsbedeutung'; er hat dabei offenbar nicht in erinnerung gehabt, daß auch *niman* ein perfectives praesens ist, also ihm futurbedeutung zukommen müßte! Auf der anderen seite hätte auch Röm. 11, 26 *sa lausjands* alle anwartschaft darauf, als participium futuri gefaßt zu werden (*ἥξει ὁ ῥυόμενος*), wenn man nicht vorzieht, darin ein substantiv zu sehen (= der erlöser), ebenso Röm. 14, 12 *sa usstandands* (Luther: der auferstehen wird).

Ich habe aber noch ein anderes bedenken gegen Sommers lehre, auch abgesehen von ihrer ungenügenden beglaubigung. Ich kann mir nämlich schlechterdings nicht vorstellen, wie der unterschied der flexion des particips zu einem unterschied in der bezeichnung der zeitstufe geworden sein soll. Die unterschiede in der adjectivflexion sind im germanischen aufs

reichste entfaltet; dennoch ist mir hier keine tatsache bekannt, die mit der von Sommer behaupteten auch nur die geringste verwandtschaft hätte. Sommer verweist auf die analogie des altindischen periphrastischen futurums, das mit hilfe der nomina agentis auf *-tár* neu geschaffen sei; so sei ja auch *sa qimanda,* der nominativ eines verbalsubstantivs, dem sinn nach einem nomen agentis gleich. Dem gegenüber muß ich aber fragen, ob etwa *sa qimands* weniger der nominativ eines verbalsubstantivs sei. Im gegenteil: *sa qimanda* ist nur eine gelegentliche substantivierung; die echte stehende substantivierung liegt in den nominalen formen *daupjands, fijands* vor, und dazu stimmen die bekannten ags. as. ahd. substantivierungen. Sommer meint, ein erklärungsversuch sei überhaupt unstatthaft, so lange es verborgen bleibe, wie das particip zu seiner *n*-flexion gekommen sei. Hier scheint mir gar nichts verborgen zu sein. Der grund des übertritts in die schwache flexion ist doch wohl kein anderer als der, daß *bairandei,* das die idg. form des consonantischen feminins (= *φέρουσα*) fortsetzt, mit dem typus *batizei* zusammenfiel.

Ich kann überhaupt nicht zugeben, daß es sich hier um ein rätsel der gotischen oder germanischen entwicklungsgeschichte handle. Denn alle diese beispiele für *sa atnimands, sa atsteigands, sa qimands, sa brigganda, sa qimanda* sind gar nicht lebendige erzeugnisse germanischer sprachentwicklung; kein anderer germanischer sprachzweig kennt eine derartige verwendung des particips. Sondern es sind eigentümlichkeiten der sprache Ulfilas oder meinetwegen der gotischen literatursprache, in denen gewisse fügungen der griechischen vorlage nachgebildet werden, und dabei bleibt kein raum für so geheimnisvolle entfaltungen, wie sie Sommer annimmt.

Ich glaube, der grund des unterschieds zwischen *sa qimands* und *sa qimanda* liegt auf einem ganz anderen gebiet.

Der typus *sa qimanda* ist durch dreizehn beispiele (s. Sommer s. 483) vertreten. Davon stehen fünf am ende eines satzes: Matth. 12, 3; Luk. 7, 19. 7. 20; Joh. 6, 51. 11, 27; zwei am ende eines satztaktes, als subject vor teilen des prädicats: II. Kor. 11, 4; Skeir. 3, 24; drei vor einer lose angefügten ergänzung: Mc. 11, 9; Luk. 19, 38; Joh. 12, 12; drei vor einer notwendigen bestimmung: Matth. 7, 13: *sa brigganda in fralustai,*

7, 14 *sa brigganda in libainai,* Joh. 6, 14 *sa qimanda in tho manasep.* D. h. das particip steht zehnmal, ohne daß eine eng sich anschließende ergänzung nachfolgt, dreimal vor einer solchen.

Mustern wir dagegen die beispiele des typus *sa qimands* (Sommer s. 483), so scheiden zunächst einige substantivierungen aus: *sa daupjands* Mc. 6, 14; Joh. 7, 20. 7, 33; *sa fraisands* (Luther: 'der versucher') I. Thess. 3, 5; *sa saiands* Mc. 4, 3. 4, 14, wohl auch *sa lausjands* Röm. 11, 26, *sa matjands — sa ni matjands* Röm. 14, 3; *ungalaubjands* I. Kor. 7, 14. 15.

Von den übrig bleibenden beispielen steht keines am satzschluß; vier sichere beispiele am ende eines satztaktes, als subject vor dem prädicat: Luk. 6, 49; Röm. 15, 12; II. Kor. 10, 17; Skeir. 4, 13. Es zeigen zwar auch Matth. 10, 40 und II. Thess. 2, 4 diese stellung, aber diese participia sind durch *jah* mit solchen verbunden, die eine notwendige ergänzung bei sich haben. In den anderen 48 fällen folgt dem particip eine notwendige bestimmung nach, zumeist ein enklitikon.

Wir können also sagen: es zeigt sich die neigung, den typus *sa qimands,* d. h. die kürzere form, im innern einer eng zusammengehörigen wortgruppe zu verwenden: dafür 48 beispiele, gegenbeispiele 4, den typus *sa qimanda* dann, wenn eine solche enge zusammengehörigkeit mit folgenden wörtern nicht vorliegt: dafür 10 beispiele, gegenbeispiele 3, darunter keines mit enklise der ergänzung.

Es sind also rhythmische neigungen, die hier gewirkt haben. Daß solche nicht mit der regelmäßigkeit des naturgesetzes sich geltend machen, daß ausnahmen möglich sind, hat sich auch bei meinen untersuchungen über das gesetz der wachsenden glieder ergeben (IF 25, 110).

Es liegt also ein seitenstück vor zu dem nebeneinander von got. *uns* und *unsis,* über das E. Dickhoff in der Zs. fda. 54, 466 beobachtungen angestellt hat.

GIESSEN, 14. märz 1915. O. BEHAGHEL.

DAS PLURAL-*S* IM NIEDERLÄNDISCHEN UND NIEDERDEUTSCHEN.

In 'de nieuwe Taalgids'[1]) bringt J. J. Salverda de Grave eine neue erklärung dieses pluralzeichens. Er versucht nachzuweisen, daß dieses *s* ursprünglich ein gen.-*s* gewesen sei, das sich auf analogischem wege zum plural-*s* entwickelt hätte, was auch Behaghel für möglich hält.[2])

Er geht dabei aber von mittelniederländischen verbindungen, wie *ridders ere* aus, in welchen der nicht von einem artikel begleitete gen. collectiv gefaßt und dann die einzahl als eine mehrzahl gefühlt werden konnte. Diese auffassung war auch bei einem von einem artikel begleiteten gen. möglich, da oft der artikel in der nominativform auftritt, weil er als zum ganzen ausdruck gehörig betrachtet wurde. So konnte *die keizers krone* für *des keizers krone* ebensowohl bedeuten 'die krone des kaisers' als 'die kaiserkrone' und in dem zweiten fall konnte der gen. wieder collective bedeutung haben. Besonders lag diese auffassung nahe, wenn das regens in der mehrzahl stand, und so konnte z. b. *ridders wapenen* leicht aufgefaßt werden als 'wapenen, die aan ridders betamen'. Daß ein genetiv dativ- oder acc.-bedeutung bekommt, ist im mittelniederländischen keine seltenheit. So führt S. d. G. aus 'Van Helten Middelnederlandsche Spraakkunst[3])' die gen. *das, des, wes, elks* an, die auch als nom. und acc. sing. gebraucht werden. Auch der nom. acc. sing. *alles* ist auf diese weise entstanden. Ursprünglich war diese form gen. sing. Daneben kam auch die genetiv-umschreibung *van allen* vor. Aus diesen

[1]) VIII s. 15 ff.

[2]) H. von Veldekes Eneide s. LXXXVII und: Geschichte der deutschen Sprache³, Straßburg 1911, s. 300.

[3]) S. 448, 463.

zwei formen entstand die contaminationsform *van alles,* welche form später auch als reiner acc. und nom. gebraucht wurde. Ebenso entstand aus der contamination von *een ridders wapen* und *een wapen van riddere* (pl.), *een wapen van ridders.* Begünstigt wurde diese analogiebildung durch die tatsache, daß es auch solche verbindungen mit schwachen genetiven gab, wo der genetiv diesselbe form hat wie der plural. Z. b. *de cnapencleder* neben der mehrzahl *de cnapen.* So war die gleichung möglich: *des heren* : *de heren* = *des ridders* : x (= *de ridders*).

Obgleich nun obige erklärung von vornherein nicht unmöglich genannt werden darf, scheint sie mir doch nur dann annehmbar zu sein, wenn die erklärung des *s* als ursprüngliches pluralzeichen sich als völlig unhaltbar herausgestellt hat. S. d. G. ist dieser meinung. Seine bedenken gegen die beiden älteren theorien scheinen ihm dermaßen schwer zu wiegen, daß diese daran scheitern müssen. Für die erklärung des s als romanisches pluralzeichen muß dies m. e. zugegeben werden. Anders steht es aber meiner meinung nach mit der annahme, daß *s* eine fortsetzung der as. oder ags. *os* oder *as* ist. Van Helten hat nachgewiesen,[1]) daß die endung *s* zuerst auftritt bei substantiven auf *-ere* und *-are,* die fast alle personennamen sind. Diese wörter haben im as. neben *os, a.* Wenn nun die zweite endung die prototype der niederländischen endung gewesen wäre, so würden die einzahl und die mehrzahl dieselbe form gehabt haben. Wenn wir nun aber annehmen, daß im vormittelniederländischen beide formen, die auf *os* und die auf *a,* nebeneinander gestanden haben, so liegt es auf der hand, daß im mittelniederländischen diejenige form, in der der unterschied zwischen einzahl und mehrzahl bestehen blieb, verallgemeinert wurde und auf andere wörter übergriff, die durch spätere entwicklungen auch keinen unterschied der einzahl- und mehrzahlform mehr hatten. Daß dabei männliche personennamen bevorzugt wurden, versteht sich, weil die wörter, von denen diese verallgemeinerung ausging, meistens personennamen waren. Hierbei spielt aber noch ein anderer umstand eine hauptrolle. S. d. G. hat selber darauf hingewiesen, daß eine

---

[1]) A. a. o., s. 327.

wechselwirkung besteht zwischen diesen substantiven und den ursprünglichen schwachen substantiven, welche auch meistens personennamen sind, so daß ursprünglich starke personennamen in der mehrzahl auch die schwachen endungen annahmen. Man hatte nun bei den personennamen die wahl zwischen *s* und *en*. Welche wörter die eine oder die andere endung annahmen, hing teilweise davon ab, welche wörter früher *s* oder *en* gehabt haben, und es versteht sich, daß für *s* an erster stelle wörter auf liquida mit vorangehendem vocal in betracht kamen, weil auch die prototypen ähnliche endungen hatten. Daß für die wahl auch rhythmische und stilistische momente maßgebend gewesen sind, steht fest. Letzteres scheint mit damit zusammenzuhängen, daß *s* als dialektisch betrachtet wurde. Es scheint mir *s* eine sächsische endung, *en* mehr eine niederfränkische zu sein. So sind plurale wie *appelen* und *wortelen* (mohrrüben) in der volkssprache nur in Holland üblich, plurale wie *raams* und *kweekelings* kenne ich nur aus Groningen und Deventer. Solches genau festzustellen erfordert aber eine nähere untersuchung. Die tatsache, daß diese mehrzahlendung an erster stelle bei personennamen, und zwar bei wörtern auf liquida mit vorhergehendem tonlosen vocal auftritt, findet m. e. auch durch die ältere theorie eine genügende erklärung.

Zwei bedenken hat S. d. G. noch dagegen: erstens daß wir die *s*-endung gleichsam im niederländischen entstehen sehen und wir sie nur hypothetisch mit *os, as* zusammenbringen können, und zweitens daß die endung, die in der älteren sprache nur in den nom. und acc. plur. gehört, im mittelniederländischen als allgemeine pluralendung gebraucht wird. Um die besprechung des zweiten einwands vorwegzunehmen, so liegt hier dieselbe erklärung nahe, die S. d. G. selber für das eindringen des genetiv-*s* in den plural gibt. Die schwachen substantiva hatten in allen casus des plural dieselbe endung *en*, und nach analogie dieser substantiva wurde auch *s* verallgemeinert nach der gleichung *de heeren* : *der heeren* : *den heeren* = *de ridders* : x : y (x = *der ridders*, y = *den ridders*). Weiter hat man noch zu bedenken, daß es schon im mittelniederländischen eigentlich keinen gen. und dat. mehr gab. Was nun das erste bedenken angeht, so müssen wir berücksichtigen, daß wir das vormittelniederländische nicht kennen und also auf hypothesen

angewiesen sind. Zwar liegt bei dem mittelniederdeutschen die sache etwas anders, hier haben wir aber auch keine lückenlose überlieferung. Wir können das mittelniederdeutsche nicht als die regelrechte fortsetzung des altsächsischen betrachten. Trotzdem gibt es dort übergangsformen, die darauf hinweisen, daß die ältere auffassung die richtige ist. Wir finden nämlich neben der pluralform *herde* zum singular *herde* die pluralform *herdes* und zwar allein im n. a.[1]) Hier sehen wir unsere formen gleichsam in statu nascendi. Daneben tritt auch schon die analogieform *sones* neben *sone* (sing.: *sone*) auf. Wir finden diese formen also gerade bei wörtern, die sonst keine besondere form für den plural haben würden.

Und im englischen, wo *s* so ziemlich die einzige pluralendung ist, können wir an einer ununterbrochenen überlieferung nachweisen, wie diese endung sich aus dem alten *as*, später *es* entwickelt hat,[2]) und nicht halt macht bei dem nom. und acc. plural, sondern auch gen.- und dat.-endung wird, welche beide casus freilich im englischen schon früh nicht mehr als solche gefühlt wurden. Wahrscheinlich wird die übereinstimmung zwischen der endung des gen. sing. und des plural die entwicklung begünstigt haben, den anstoß dazu hat der gen. nicht gegeben. Ebenso scheint mir die sache in den anderen sprachen zu liegen.

[1]) Agathe Lasch, Mittelniederdeutsche grammatik, Halle 1914, s. 195.
[2]) Kluge, Grdr. s. 1063 ff.

FRANKFURT a. M. M. J. VAN DER MEER.

ZUM AUSGANG VON HERTNITS KAMPF MIT DEN ISUNGEN.

In diesen Beiträgen, bd. 40, s. 160, hat v. Unwerth mir einen irrtum nachgewiesen und festgestellt, daß in der schwedischen fassung der Thidrekssaga Hertnit von den wunden, die er im kampf gegen die Isungen erlitt, geheilt wird — nicht, wie ich Beitr. 32, 119 angab, an ihnen stirbt. Ich muß den irrtum umsomehr bedauern, als er zweimal ohne nachprüfung nachgesprochen worden ist, fühle aber auch das bedürfnis zu erklären, wie meine irrige angabe entstand: es liegt eine verwechslung vor zwischen der erzählung in der schwedischen fassung der Thidrekssaga und der angabe der Kleinen schwedischen Reimchronik,[1] die gerade in diesem punkt von der schwedischen Thidrekssaga abweicht.[2] Wir lesen dort v. 55—62:

Hertnit hertnitson.

55 Effter min fader brodher ärffde jak Götaland
oc wan Britaniam med min hand,
oc drap konung Ysag oc hans sönir nya,
the starkastä kempa man viste aff sigia,
Fasholt oc Detleff med saman kempa,
ok manga flere konung Tydriks kempa,
ok fik the saar aff thera hand,
at jak do ther aff i Götaland.

Soviel zur feststellung der tatsachen. Es frägt sich nun, ob der umstand, daß der tod Hertnits nicht in der schwedischen Thidrekssaga, sondern nur in der Reimchronik berichtet wird,

---

[1] Lilla Rim-Krönikan. Efter codex Verelianus i kongl. Bibliotheket utg. af G. E. Klemming, Stockholm 1885 (in: Samlingar utgifna af svenska fornskrift-sällskapet 17: Svenska medeltidens Rim-Krönikor, första delen: Gamla eller Erikskrönikan. Stockholm, P. A. Norstedt & Söner.).

[2] Vgl. auch W. Grimm, Deutsche Heldensage nr. 81, 10.

meinen schluß hinfällig macht, daß es eine alte form der sage gegeben habe, welche diese version hatte. Die beantwortung dieser frage hängt natürlich wieder davon ab, wie die frage nach den quellen der Kleinen Reimchronik zu beantworten ist. Geht sie ausschließlich auf die schwedische Thidrekssaga zurück und beruht das, worin sie von dieser abweicht, auf eigenmächtiger änderung des verfassers? Oder läßt sich nachweisen oder wenigstens wahrscheinlich machen, daß sie auch andere quellen benutzt hat? Diese fragen, denen ich jetzt nicht weiter nachgehen kann, seien den skandinavisten vorgelegt. Bis zum beweis des gegenteils möchte ich es immerhin für wahrscheinlicher halten, daß der verfasser einer zweiten quelle folgte, daß also jene von mir Beitr. 32, 118 aus inneren gründen erschlossene ältere version der sage mit tödlichem ausgang des kampfes einstmals existierte und neben der in der Thidrekssaga niedergelegten fassung noch geraume zeit fortlebte.

GIESSEN, 10. december 1914. KARL HELM.

ZUM MORGENSEGEN DES 14. JH.'S.

In der Zs. fda. 29, 348 hat Schönbach aus einer papierhs. des 14. jh.'s einen segen mitgeteilt, dessen anfang nach ihm lautet: *Heute ich us ge, min engil mit myr geyn, dry myn waldyn, dry mich behalden, dry mich beschyrmyn, czobende czu gutyr herberge brengyn* u. s. w. Die zweite hälfte des segens ist verwandt mit den reise- und waffensegen, über die MSD.[3] II, 282 ff. gehandelt ist. Der anfang aber hat seine parallelen in einem niederdeutschen segen des 14. jh.'s (abgedruckt a.a.o. s. 290) und in dem bekannten Engelgebet, über das Reinh. Köhler in der Germania 5, 448—456 und 11, 435—445 zusammenstellungen gemacht hat (jetzt auch Kleine Schriften III, 320—341). Diese parallelen geben nun aufschluß über den wortlaut der zweiten zeile des segens, die zweifellos entstellt ist. Alle jene segen

stellen der aufzählung der engel die gesamtsumme voraus: zwölf, vierzehn, zehn, sechs u. s. w., nur der nd. segen zeigt hier eine entstellung. Diese angabe der summe wird auch für unseren segen zu erwarten sein, deshalb ist *min* in das graphisch nahestehende *niun* zu ändern. Damit fällt dann auch die notwendigkeit, mit MSD. das reimwort *geyn* in *ge* zu ändern. Ob Schönbach falsch gelesen, oder die hs. falsch geschrieben hat, kann ich nicht mit sicherheit entscheiden, da die hs. nicht erreichbar ist. Wahrscheinlicher ist mir ein fehler in der hs. selbst, deren schreiber den segen offenbar nicht aus dem gedächtnis, sondern nach einer vorlage geschrieben hat. Der schreiber war m. e. ein Bayer, seine vorlage dagegen mitteldeutsch. Beim ersten wort *heute* gab er seiner heimischen mundart nach, später ist er bemüht, die md. sprachform der vorlage getreu wiederzugeben und schreibt formen wie *engil, wedir, brengyn, worde, cruze, snide.* Daß er, der doch wohl *neun* sprach, ein *niun* der vorlage leicht als *min* mißverstehen konnte, liegt auf der hand. Nicht denkbar wäre der umgekehrte vorgang, daß etwa ein mitteldeutscher schreiber eine bairische vorlage abschrieb; denn wenn eine solche vorlage *heute* schrieb, muß für sie auch eine form *neun* angenommen werden, die von einem mitteldeutschen, wenn er sie natürlich auch nicht selbst sprach, doch kaum als *min* mißverstanden oder verlesen werden konnte.

GIESSEN, 1. märz 1915. KARL HELM.

ZUM CODEX PALATINUS 343.

Den zuerst von Görres 1817 in seinen 'Altdeutschen volks- und meisterliedern' in seiner weise ausgebeuteten codex palatinus 343, vielleicht die wichtigste der größeren älteren liederhandschriften des 16. jh.'s, hat uns erst Kopp in vollständigem abdruck zugänglich gemacht (Berlin 1905, Deutsche texte des mittelalters 5). An seine an aufschlüssen über die geschichte

der betreffenden lieder wie an einzelbemerkungen zu den texten reiche ausgabe knüpfen die folgenden erörterungen einzelner stellen an.

3, 21 *Sathan thuet dich anwehen, mocht er dich sturzen umb* (: *schweigen . . . frum*). Weder der zweite teil der Bergreihen, aus dem Kopp die abweichenden lesarten anführt, noch die von Goedeke und Tittmann, Liederb. aus d. 16. jh.[2] s. 246 genannten älteren quellen geben eine variante. Der reim führt ohne weiteres auf das richtige *anweigen*, das, einmal von einem drucker mitteldeutscher herkunft mißverstanden, in verfälschter form *anwehen* in alle texte einging. Mhd. belege für *anweigen* im sinne von 'angreifen, anfechten, bedrängen', der auch hier gefordert wird, geben das Mhd. wörterb. 3, 556a und Lexer 3, 742 aus denkmälern des 14. jh.'s, denen sich nun dieser jüngere beleg aus dem 16. als einziger nhd. gesellt. Kopp hätte erwähnen sollen, daß als verfasser dieser geistlichen contrafaktur Kunz Leffel zu gelten hat (vgl. Goedeke, Grundr.[2] 2, 293).

In dem wunderschönen, von warmem und tiefem naturgefühl durchströmten frühlingsliede 32 singt der dichter (6): *Es hatt die heit ir winderkleit gezogen ab, ir reiche hab hatt sich darein massieret;* das *darein* geht sichtlich auf die unmittelbar vorhergehenden worte (4): *des angers weyt stett lustigkleih bezieret.* Aber was bedeutet *massieret*? Grimms wörterbuch kennt ein solches wort nicht, Kopp bucht es im wortverzeichnis (s. 229), wie er meist tut, ohne den versuch einer deutung. Es ist sicherlich aus dem mhd. *muosieren* verderbt, das aus der ursprünglichen bedeutung 'musivische, ausgelegte arbeit anbringen' in die allgemeinere 'mustern, bunt färben' überging und demgemäß von erzeugnissen der kunst auf erscheinungen der natur übertragen werden konnte. Mhd. belege geben das Mhd. wörterb. 2, 1, 241a und Lexer 1, 2241, nhd. Grimms wörterb. 6, 2739. Unser dichter gebraucht es wie ähnlich Jörg Schiller in der ersten strophe seines meisterlieds 'Des maien zeit' von 1505 (Zwickauer faksimiledrucke 25) von der satten färbung einer wiese im blumenschmuck wie einer der Bergreihen (40, 18) von dem zarten näslein der geliebten. Die an der letztgenannten stelle gebrauchte form *mosirt* gibt uns wohl auch an, welchen vocal wir in der form an unsrer stelle für das falsche *a* einzusetzen haben.

53, 1 *Vor zeiten was ich lieb und werdt, die ich mir hett auserkoren: jetzundt hatt es sich ghar verkhert, es ist alles an ir verloren.* Obwohl zwei parallele überlieferungen (Ambr. liederb. 28, 1; Euph. 9, 41) abgesehen von der form *war* die lesung der anfangszeile bestätigen, so kann doch kein zweifel bestehen, daß *was sich* mit jenem dem älteren volksliedstil so geläufigen reflexivum beim verbum substantivum zu lesen ist, über das Grimm, Gramm. 4, 36 gehandelt hat. Der satzphonetische zusammenstoß der beiden *s* bewirkte den verlust des einen, das er nicht mehr verstand, im sprachgefühl des ersten schreibers, während der zweite an einer andern stelle (146, 5) das auch ihm ungeläufige *sprach sich* durch *sprach sie* ersetzt hat, ohne sich an das dadurch entstandene doppelsubject *sie das freuwlein* zu stoßen.

55, 18 *Frau Venus edle mein* (: *erkhenn*); wörtlich dasselbe zeigt die überlieferung im Ambr. liederb. 253, 18. Der reim leitet auf die sichere besserung *minn* als die ursprüngliche lesart.

66, 24 *Hoffart zoch Lucifer zu der helle, darnach wardt könig Meinratt sein geselle, der also mechtig wass und ungezeme, der sich gleich gott seim schopfer mass.* Daß mit diesem hier neben Kosdras und Heraclius genannten könig Meinratt niemand anders als Nimrod gemeint ist, von dem die genesis (10, 8) berichtet: 'ipse coepit esse potens in terra et erat robustus venator coram domino', hätte Kopp im namenverzeichnis (s. 233), da er sonst verderbte namensformen erklärt, bemerken sollen.

90, 4 *recht wie das gruene gras geprosen aus eim anger weiss mit manchen bluemlen klar;* Kopp ändert *geprosen* in *gesprosen.* Obwohl auch eine parallele überlieferung (Ambr. liederb. 57, 5) *entsprossen* bietet, möchte ich doch wenigstens auf die möglichkeit hinweisen, daß in *geprosen* etwas richtiges, altertümliches erhalten sein könnte. Zu den aus der nachklassischen zeit stammenden belegen für *briezen* 'knospen treiben' im Mhd. wörterb. 1, 260b, neben dem die ableitung *brozzen* steht (ebenda 1, 261a; Grimms wörterb. 2, 399), kommt noch einer aus dem mönch von Salzburg (36, 12). Zwingend ist die beibehaltung der überlieferten lesart jedoch nicht.

In dem gedicht 106 werden eine ganze reihe von opfern der liebesleidenschaft aufgezählt, darunter auch solche aus der antiken sage. Zwischen Circe und Herkules auf der einen,

Samson und Semiramis auf der andern seite finden sich hier die verse (140): *Adam der kam durchs weib in not, den todt — hörest — er auch empfieng.* Natürlich gehört Adam zu den typischen beispielen der durch das schöne geschlecht betörten und ins unglück gebrachten männlichkeit, aber daß auch sein tod mit diesem motiv in verbindung gebracht wird, hat in der genesis, der einzigen quelle, keinen anhalt. Daß in diesem satze ein verderbter eigenname steckt, zeigt die parallele überlieferung Arnt von Aichs, bei dem er so lautet: *den todt Horrestes auch empfieng.* Nun starb zwar Orestes nach der landläufigen sage an einem schlangenbiß, hatte aber infolge von liebesabenteuern nach seiner entsühnung vor dem areopag verfolgungen und gefahren genug auszustehen, daß seine aufnahme in die opferliste Amors gerechtfertigt erscheint. Auch in einem liede in Forsters sammlung (1, 124, 2) erscheint er in einer solchen.

128, 12 *do die taygen pirn stan.* Kopp im wortverzeichnis erklärt (s. 230): '*pirn* = birnen oder beeren?' Richtig ist natürlich nur die erste erklärung, wie die parallelstellen in Grimms wörterb. 11, 236 deutlich zeigen, zumal auch von teigen beeren zu reden nirgends sprachüblich sein dürfte, wohl aber von teigem obst.

145, 55 *Cato thuet uns beschreiben mit seiner scharpffen lisst: ich sollt mein laid vermengen mit freud zue diser frist.* Gemeint ist disticha Catonis 3, 7: 'Interpone tuis interdum gaudia curis, ut possis animo quemvis sufferre laborem.' Von den in Zarnckes ausgabe gedruckten deutschen fassungen klingt keine näher an unsre stelle an, wohl aber ein zitat der gleichen stelle in einem liede in Forsters sammlung (3, 48, 3).

Für die sicherlich in 152, 35 *in erlan sitt* steckende verderbnis ist mir keine heilung gelungen, weshalb ich ausdrücklich noch einmal den finger auf diese wunde legen möchte, da mich Kopps erklärungsversuch 'nach art einer schwankenden (bisweilen sinnbildlich und sprichwörtlich angeführten) erle' in keiner weise befriedigt.

Ebenso bedürfen die literarischen anspielungen in dem gedicht 154 noch an zwei stellen der aufhellung. Der in der höfischen erzählungsliteratur sehr gut beschlagene verfasser, dem die bezeichnung dichter allerdings zu viel ehre antun

würde, nennt in jeder der sieben strophen, aus denen das gedicht ursprünglich nur bestand, wie die von Kopp verglichene parallele überlieferung zeigt, als trost seiner leiden einen erlauchten leidensgefährten aus den gefilden der epischen literatur. Fünf davon sind bekannt: Parzival, als ihm das erste mal der gral verschwand; Tristram, als ihm das schwarze segel angekündigt wurde; Friedrich von Schwaben, als er die drei tauben erlegte (vgl. auch 145, 73); der ritter mit dem bocke, als er der gnade seiner dame verlustig ging (Konrad von Stoffels Gauriel von Muntabel; vgl. Kopp im namenverzeichnis s. 233); Hektor, der vor Troja bleiben mußte. Von den beiden übrigen dürfte *Flordamur der ward in freud zerspallten* (24) einer verlorenen dichtung angehören, wenigstens weisen die erhaltenen dichtungen der höfischen epik keinen helden dieses namens auf; an der richtigen überlieferung des namens zu zweifeln liegt zunächst kein grund vor. Endlich *Artus der hoch leut* (= *leit*) *ungemach, da im erschyn ein frembdes höre uff weitem feld, darab er het verdriessen, nach dem er sant, gros freud er fandt* (27): hier scheint eine situation aus des Strickers Daniel von dem blühenden tal vorzuschweben, die aus Bartschs inhaltsauszug (Karl der große s. XVIII) ersichtlich ist.

196, 41 *wann ich nit bin eylengeschlecht.* Kopp hat im wortverzeichnis (s. 228) dies adjectiv, die directe fortsetzung des mhd. *iuwelenslaht* (Wolfr. lied. 5, 20; Freid. 145, 19), nicht aufgenommen. Da es auch in Grimms wörterbuch fehlt (nur die beiden mhd. belege sind dort gegeben), so sei hier auf noch einen frühnhd. beleg hingewiesen: *maynst du, wir seyen euwlengeschlechtt?* (Albr. v. Eyb 2, 92, 16).

JENA, 31. januar 1915. ALBERT LEITZMANN.

ZU DEN DRAMEN VON ACKERMANN UND VOITH.

Holsteins ausgabe der dramen von Hans Ackermann und Valten Voith (Tübingen 1884) gibt zu mancherlei tadel leider nur zu begründete veranlassung. Namentlich zeigt das seiner ausgabe angehängte wortverzeichnis (er nennt es s. 329 register) in seinen übersetzungen einen erschreckenden tiefstand sprachlichen wissens. Zum herausgeber eines textes des 16. jh.'s dürfte jedenfalls derjenige ganz ungeeignet sein, der so wenig mittelhochdeutsch kennt, daß er *gach* mit 'begierig', *töcht* mit 'taugt', *verschmacht* mit 'es erscheint mir als schmach', das adjectiv *widerzem* als substantiv 'wildheit, unbändigkeit', *wirtschaft* als 'haus' erklärt u. s. w. Arg ist es auch, wenn *geniten* durch 'genießen' (das simplex *sich niten* s. 323 ist im wörterbuch ganz übersehen) oder *wart*, der imperativ von *warten*, durch 'war es' erläutert wird, als wenn es sich um einen niederdeutschen text handelte. Andres, was einer erklärung dringend bedurft hätte, wie *pox Kürein* und *alle Velten* (vgl. Deutsches wörterbuch 5, 2802. 12, 8), wird ganz ohne jegliche bemerkung gebucht. Ich möchte im folgenden eine anzahl von stellen besprechen, bei denen die verbesserung der irrtümer Holsteins, die oft nur ein directionsloses raten darstellen, nicht so auf der hand liegt.

Ackermanns Tobias 485 *Wie tröst du denn? gib mir bericht;* 1039 *Wie tröst ihr nu, mein lieber man?*; Verlorener sohn 1139 *Sag, Hans, wie tröstest du darzu?* Holstein verzeichnet diesen gebrauch von *trösten* überhaupt nicht. Grimms wörterbuch für *tr* liegt noch nicht vor, Heyne versagt, mhd. entsprechende wendungen sind, soviel ich sehen kann, nicht belegt. Der sinn ist überall deutlich: 'wie denkst du darüber? was meinst du dazu?' Weitere belege habe ich nicht ermitteln können.

Tobias 530 *Sein midlon im ja nicht fürhalt. midlon,* das Holstein (s. 335) als 'mietlohn' erklärt, ist eine conjectur des herausgebers: überliefert ist *lidlon* (s. 328) und das ist, wie ein blick in das Deutsche wörterbuch 6, 994 lehrt, das richtige, muß daher in den text wieder eingesetzt werden. Als conjecturalkritiker macht Holstein stets am sichersten fiasko (s. 328): ganz unnötigerweise ändert er in Voiths Herrlichem ursprung 390 *kleinen fromen* in *keinen,* ohne an den ironischen gebrauch des adjectivs zu denken, und ebenda 1873 *von neues* in *von neuem* (vgl. DWb. 7, 653).

Ackermanns Verlorener sohn (ich citiere das stück nach dem titel der ersten ausgabe, der dann in der zweiten, wie Strauß Zs. fda. 53, 303 äußerst wahrscheinlich gemacht hat, im anschluß an Hans Sachsens drama gleichen inhalts geändert wurde) 136 *bey den* (den losen gesellen des ungeratenen sohnes) *all unzucht geht enttzat.* Holstein phantasiert (s. 331): '*entzat* = endlos, zeitlos'! Es kann kein zweifel sein, daß wir hier einen letzten beleg des mhd. *enzeten* 'zerstreuen' vor uns haben, dessen participium, auch gerade in verbindung mit *gân* und *varn,* mehrfach bezeugt ist (Helbl. 8, 555; Enikel 28725; Lexer, Nachtr. s. 150; vgl. auch Strauch zu Marg. Ebner 108, 15). Im Deutschen wörterbuch findet sich kein beleg für das wort. Daß die mhd. belege oberdeutschen, vorwiegend bairischen quellen zugehören, mag zufall sein, da das simplex *zeten* und die zusammensetzung *verzeten* durchaus nicht auf dies dialektgebiet beschränkt sind (vgl. Mhd. wörterb. 3, 873a). Der bei Ackermann anzusetzende sinn ergibt sich klar aus der oben citierten Helblingstelle: *die dienstman, die gênt enzat . . . si gânt nâch einander niht;* also: 'alle laster treten bei ihnen gemeinsam auf, eins hier, das andre dort'.

Verlorener sohn 462 *Auch schöne pferd am paren halden;* Voiths Herrlicher ursprung 251 *Und pant dich recht an den paren.* Holstein erklärt (s. 335): '*an paren* = paarweise', ohne sich um den in beiden stellen dazwischenstehenden artikel im geringsten zu kümmern und ohne zu bedenken, daß es für diese wendung sonst nicht einen einzigen beleg gibt (vgl. DWb. 7, 1391). Es liegt natürlich *barn, parn* 'krippe' vor (vgl. ebenda 1, 1137).

Verlorener sohn 613 *Man acht meins stockens nicht gar fast.* Der herausgeber übersetzt (s. 337) *stocken* mit 'schlemmen':

Stielers wörterbuch gibt vielmehr 'ineptire, nugas agere' als bedeutung an, wie ich Heynes DWb. 3, 831 entnehme.

Verlorener sohn 629 *Es kömpt dort einer gangen her, er scheint, gleich wie er frembd hie wer und wie er erst itzund flög aus. o ja, gwiss ists ein heuer aus.* Holsteins erklärung des letzten wortes (s. 334): '*heuer aus* = aus der heuer d. i. aus dem wirts- oder mietshause kommend' rät wieder ins blaue hinein: das femininum *heuer* bedeutet 'miete, pacht und das dafür entrichtete' (DWb. 4, 2, 1284), niemals aber ein mietshaus und noch weniger gar ein wirtshaus. Das compositum *heueraus* fehlt bei Grimm und scheint daher sonst nicht belegt zu sein. Sein sinn wird durch den vorhergehenden vers außer allen zweifel gestellt; *heueraus* ist ein heuer ausgekrochener vogel, ein neuling.

Verlorener sohn 1519 *Mich dünkt, du seist zu gar taptil.* Hierzu leistet sich Holstein seine gewagteste und ergötzlichste erklärung (s. 337): '*taptil* = subtil, zärtlich'! Das wort fehlt in den wörterbüchern: es ist wohl zweifellos die gegenbildung zu dem so geläufigen *diltap, tiltap*, alberner, läppischer, ungeschickter mensch' (vgl. DWb. 2, 1151).

Voiths Esther 195 *Das sie bald kom und nicht entlon, geschmückt mit königlicher kron.* Holsteins auffassung, der (s. 331) *entlon* für 'entladen, entkleidet' nehmen will, ist sowohl dem sinne nach unmöglich als auch rein sprachlich unbedingt abzuweisen. Da sich Voith dem reim zuliebe auch sonst sprachwidrige verlängerungen von worten gestattet (vgl. besonders *hohnt* Esther 1258 = 'habe' im reim auf *mont*), so wird man *entlon* am besten für *entlo* (mhd. *enlâ*) nehmen und mit 'unterlasse' übersetzen dürfen.

Esther 995 *Was bittestu, das ich dir ghe?* 1303 *Was bitstu mehr, das man dir ghe?* Holstein faßt (s. 333) *ghe* als 'gebe', was ja inhaltlich nahe liegen würde, mir aber sprachlich nicht möglich scheint. Da Voith auch sonst einmal *gehen* (mhd. *jehen*) gebraucht (Esther 1053), wird man auch hier den conjunctiv dieses verbums im sinne von 'zugestehe' annehmen können.

JENA, 7. september 1914. ALBERT LEITZMANN.

LEONHARD ROTH.

Waldberg hat es in seiner ausgabe des Venusgärtleins (Halle 1890) leider verabsäumt, auf etwaige akrosticha der einzelnen lieder durchgängig zu achten. Er erwähnt ein solches nur einmal, bei dem liede 'Mein hertz mit Venus pfeil verwundt' (s. XXXV), wo die anfangsbuchstaben der strophen den namen Margreta ergeben. Aber das liederbuch enthält ihrer noch mehrere: Rists lied 'Mit trähnen, schönstes lieb' (s. 24) gibt den namen Magdalena, das lied 'Muß denn deiner zarten wangen' (s. 57) den namen Maria, das schon im Jaufener liederbuch enthaltene lied 'Ach wie bin ich von hertzen betrübt' (s. 68) den namen Anna; Finkelthaußens lied 'Ach schönstes hauß der keuschen jugend' (s. 200) endlich mit der überschrift 'An die Armille' scheint fragmentarisch, da die drei abgedruckten strophen nur den anfang dieses namens (Arm . . .) ergeben. Sind nun alle diese akrostichischen mädchennamen verhältnismäßig von geringer bedeutung, so ist ein andres übersehenes akrostichon wichtiger, weil es uns den namen eines bisher unbekannten dichters oder besser versschmiedes aus der zweiten hälfte des 16. jh.'s überliefert.

Es handelt sich um das 'lob der edlen kunst buchdruckerey' (s. 114), zu dem Waldberg (s. XXXII) in einem in letzter correctur verstümmelten satze, der bei dem ununterrichteten die vorstellung der identität beider gedichte erwecken könnte, auf eine reimerei gleichen inhalts im Ambraser liederbuch von 1582 (nr. 256, s. 371; vgl. auch Uhlands volkslieder s. 689) hinweist. Die notiz Uhlands (Schriften zur geschichte der dichtung und sage 4, 245), daß dieses 'weitschweifige und leblose' lied 'Lost auff und höret zu' sich schon im Frankfurter liederbuch von 1584 unter nr. 257 findet, ist Waldberg entgangen, so daß er über alter und herkunft des textes im Venusgärtlein keinerlei angaben machen konnte. Dieser text

ist nun wie in so vielen fällen, wo wir bessere ältere fassungen zur verfügung haben, recht fehlerhaft und bedarf der correctur aus dem Frankfurter liederbuch, das kollege Friedrich Panzer für mich zu vergleichen die große liebenswürdigkeit hatte. Der Frankfurter text bietet, wenn ich von gleichgültigen orthographischen varianten absehe, folgende textliche und metrische besserungen: 1, 6 *vergleicht*; 2, 3 *bass thut*; 2, 6 *obe*; 3, 5 *sie euch bescheren*; 3, 6 *habt*; 4, 5 *alls*; 4, 6 *grosser n. s. bringe*; 5, 1 *nicht* fehlt (vgl. die artikel über frühnhd. *täte* = 'gäbe es nicht' Zs. fdph. 16, 374. 23, 41. 293. 24, 41. 43. 201. 27, 533 und die älteren belege bei Dittmar im ergänzungsband s. 227); 5, 6 *müsst m. e. bawr*; 7, 2 *gotts*; 7, 5 *glehrten*; 7, 6 *truckereye*; 8, 2 *than* (die aus Hans Sachs so bekannte form des infinitivs); 8, 3 *könn*; 8, 4 *wolts sonst habn*; 9, 5 *drum̄ hast*; 9, 6 *thewer*; 10, 2 *darfür d. lebenlang*; 11, 2 *dann*; 11, 4 *darzu*; 11, 5. 6 *beye : seye*; 12, 3 *Euangelisch*; 12, 4 *wann*; 13, 5 *gotts*; 13, 6 *dann*; 14, 4 *scribenten*; 14, 6 *dienste*; 15, 4 *müssn*; 15, 6 *der kunst*; 16, 1 *ists*; 16, 2 *tausent*; 17, 1 *sichs*; 17, 5 *seyen*; 18, 2 *dann es kämen*; 18, 5 *wann*; 19, 5 *sies*; 20, 1 *bhalt*; 21, 1 *darfür*; 21, 2 *nür* (vgl. DWb. 7, 998); 21, 3 *dies*; 22, 1 *nach*] *rach* (vgl. unten); 22, 2 *alls*; 24, 2 *all den*; 24, 4 *aussbreit*; 24, 6 *cantzeleye*. Setzt man die anfangsbuchstaben der ersten 23 strophen dieses liedes zusammen, so ergibt sich als name des verfassers 'Leonhardus Rot von Bamberg': in strophe 22 ist mit dem Frankfurter liederbuch natürlich *rach* zu lesen, worauf mich, schon ehe ich den paralleltext kannte, die entdeckung des akrostichons geführt hatte; strophe 24 bringt noch ein *s* nach, mit dem nichts anzufangen ist, ist aber vielleicht deswegen ein unechter zusatz.

Was ich nach längerem suchen über diesen bamberger dichter und drucker Leonhard Roth, der in der literaturgeschichte bisher noch nicht gebucht worden ist, sonst noch beibringen kann, ist leider sehr wenig. In Jäcks Bamberg 1812 erschienenem 'Pantheon der literaten und künstler Bambergs' kommt der name nicht vor. Dagegen erwähnt ihn derselbe Jäck an einer andern stelle (Denkschrift für das jubelfest der buchdruckerkunst zu Bamberg s. 31) mit den worten: 'Lienhard Roth ist vom jahre 1584 durch eine beschreibung eines großen wunderzeichens am himmel in und um Bamberg mit holzschnitten in folio bekannt'. Über diesen zweig meteorologischer

literatur haben wir nun zwar eine aus Bamberg selbst hervorgegangene und die betreffenden stücke der Bamberger und Münchener bibliothek genau verzeichnende abhandlung von Heß (Himmels- und wettererscheinungen in einblattdrucken des 15.—18. jh.'s, Leipzig 1911): aber Roths genanntes elaborat kommt darin nicht vor und auch eine anfrage an das auskunftsbureau der deutschen bibliotheken verhalf mir nur zu der negativen auskunft, daß sich ein exemplar zunächst nicht nachweisen lasse.

JENA, 22. mai 1915. ALBERT LEITZMANN.

LITERATUR.

(Verzeichnis bei der redaction eingegangener schriften.)

Clark, James M., Beiträge zur geschichte der periphrastischen conjugation im hochdeutschen. (Heidelberger diss.) Basel 1914. — 79 s.

Fitzhugh, Thomas, Indoeuropean rhythm. (University of Virginia, Bulletin of the School of Latin No. 7. October 12. 1912). Anderson Brothers, Univ. of Virginia, Charlottesville, Va. — 201 s. $ 3,00.

Katharinenlegende, Die, der hs. II, 143 der kgl. bibliothek zu Brüssel hg. von William Edward Collinson (= German. biblioth. hg. v. Wilh. Streitberg, II. abt., bd. 10). Heidelberg, Winter 1915. — XII, 178 s.

Kluge, Friedrich, Etymologisches wörterbuch der deutschen sprache. 8. verbesserte u. vermehrte auflage. 3. lieferung (nächten — zwölf. Schluß des werkes). Straßburg, Trübner, 1915. — s. I—XVI, 321—515.

Leitzmann, Albert, Briefe an Karl Lachmann aus den jahren 1814—1850 herausgegeben und erläutert (= Abhandlungen d. K. Preuß. akademie der wissenschaften 1915, Phil.-hist. kl. nr. 1). Berlin, G. Reimer, 1915. — 108 s. 4°.

Meyer, Otto Richard, Der Borte des Dietrich von der Glezze, Untersuchungen und text (= Germanist. Abhandlungen hg. v. Georg Baesecke 3.). Heidelberg, Winter 1915. — 118 s. M. 3,40.

Muuss, Rudolf, Die altgermanische religion nach kirchlichen nachrichten aus der bekehrungszeit der Südgermanen. (Diss.) Bonn 1914. — 57 s.

Nemet philologiai dolgozatok [Arbeiten zur deutschen philologie hsg. von G. Petz, J. Bleyer, H. Schmidt. In magyarischer sprache. Jeder der arbeiten liegt ein zwei bis vier seiten füllender auszug in deutscher sprache bei, nach welchem im folgenden die titel angegeben sind:] XIII. Elemér Moór, Die ungarische Toldisage und ihre zusammenhänge mit der deutschen sage. [84 s. Kr. 3,00]. — Johann Koszo, Ignaz Aurel

Feßlers leben und schöngeistiges wirken. [72 s. Kr. 2,50]. — XV. Josef Mornau, Lautlehre der deutschen (rheinfränkischen) mundart von Szeghegy in Südungarn. [75 s. Kr. 2,50]. Budapest, Ferdinand Pfeiffer, 1914. 1915.

Schatz, J., Die bruchstücke der Stamser handschrift der weltchronik Rudolfs von Ems (= Sonderabdruck aus der Zs. des Ferdinandeums, III. folge 58. heft. s. 445—453.) Innsbruck 1914.

Schwentner, Ernst, Eine sprachgeschichtliche untersuchung über den gebrauch und die bedeutung der altgermanischen farbenbezeichnungen. (Diss. Münster.) Göttingen 1915. — 87 s.

Waag, Albert, Bedeutungsentwicklung unseres wortschatzes, ein blick in das seelenleben der wörter. 3. vermehrte aufl. Lahr, Schaumburg, 1915. — XVI, 192 s. M. 3,00.

Dar kloane **Catechismo** vor z' Béloseland vortrághet in z'gaprécht von síben kaméün un a viar halghe gasang. In seminárien von Pádebe 1842. Verth Kreüzer 7. [Katechismus im dialekt der Sette communi. Neudruck (Manuldruck F. Ullmann, Zwickau Sa.), herausgegeben vom verein der sprachinselfreunde, Leipzig-Reudnitz, A. Basz & Co.]. — 39 s.

Inhaltsverzeichnis zu band 1—40

Nach der alphabetischen reihenfolge der verfasser







PF
3003
B5
Bd. 40

Beiträge zur Geschichte der
deutschen Sprache und
Literatur

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

